

# DAS WORT

Literarische Monatsschrift

2. Jahrgang 1937

Heft 4-8



RÜTTEN & LOENING · BERLIN

Fotomechanischer Nachdruck  
des Exemplars der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin

1. Auflage 1968

Alle Rechte vorbehalten · Rütten & Loening, Berlin

Printed in the German Democratic Republic

Lizenz-Nr. 220-415/71/68

Einbandgestaltung: Hans Kurzhahn

Druck: (52) Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin



# DAS WORT

---

L I T E R A R I S C H E   M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Hef 4-5

April - Mai 1937

---

J O U R G A Z - V E R L A G

M O S K A U

# I N H A L T

	Seite
Das Vorwort . . . . .	3
Ernst Wiechert: Ansprache an die münchener Studenten . . . . .	5
Karl Obermann: Vier Jahre nationalsozialistische Literatur . . . . .	12
Arnold Zweig: Emigranten-Literatur . . . . .	18
Rudolf Olden: Politische Literatur der Emigration . . . . .	26
Kurt Kersten: Vier Jahre . . . . .	34
Friedrich Timm: Zu den Fragen der antifaschistischen Literatur . . . . .	37
Walter A. Berendsohn: Das Nationalzuchthaus . . . . .	44
Alex Wedding: Kinderliteratur . . . . .	50
Wieland Herzfelde: David gegen Goliath . . . . .	55
Bertolt Brecht: Deutsche Kriegsßibel 1937 . . . . .	59
Anna Seghers: Das Waldfuhrwerk . . . . .	63
Fritz Brügel: An uns geschiehts . . . . .	67
Ernst Weiss: Wer hat, dem wird gegeben . . . . .	68
Oskar Maria Graf: Dorfmenschen . . . . .	78
Stefan Heym: Spanien . . . . .	86
Willi Bredel: Die Fahne . . . . .	89
Gustav v. Wangenheim: „Es lebe der Mensch“ . . . . .	95
Alfred Kurella: Der Fall von Pskhu . . . . .	101
Maria Osten: Ostelbien . . . . .	107
Rudolf Fuchs: Michelangelo in Pietrasanta . . . . .	112
F. C. Weiskopf: Neue deutsche Novellen . . . . .	117
Fritz Erpenbeck: Fox' mißtönende Lebensschau . . . . .	121
G. Schwinghammer: „Ein neuer Traven“ . . . . .	126
E. J. Gumbel: Hindenburg . . . . .	131
Arnold Hecht: Gegen faschistische Verdummung und Demagogie . . . . .	134
Vom unbeachteten Goethe . . . . .	142
Friedrich Hölderlin: Fremdlinge im eigenen Hause . . . . .	143
Alexander v. Humboldt: Die Einheit des Menschengeschlechts . . . . .	146
Nikolaus Lenau: Freiheitslieder . . . . .	150
Biographien antifaschistischer Schriftsteller . . . . .	154
Die Bilanz dreier Jahre . . . . .	205
Vier Jahre zeitgenössische deutsche Literatur in russischer Übersetzung . . . . .	207
Heinz Grothe und der geistige Landesverrat. Zum Puschkin-Jahr in der UdSSR. Puschkinjana aus der Tschechoslowakei. Thomas Mann über Sinn und Zweck des Faschismus. Ralph Fox. Geflügelte Worte arisch gereinigt. „Junker“. Erziehung. Anilinarbeiter als Versuchskaninchen. Friedrich Nietzsche: Anti- antisemitisches. Marguerite Audoux. Oh, Du mein Österreich. Carl von Ossietsky in Sonnenburg. In den Kasematten von Theresienstadt. Zwei Schriftsteller. Zu den dichterischen Beiträgen in diesem Heft. Neue deutsche Novellen. Ein neuer Traven. . . . .	209—222
Bibliographie antifaschistischer Publizistik Januar 1937 . . . . .	223

*Am vierten Jahrestag der Bücherverbrennung im Dritten Reich schetnt es an der Zeit, einen Überblick über den Stand der deutschen Literatur zu geben, die sich dem Goebbelsschen Propagandaministerium unterordnete. Die literarische Zeitschrift „Das deutsche Wort“ (13. Jahrgang — Berlin-Tempelhof) gibt in ihrem Doppelheft Januar/Februar 1937 eine entsprechende Bilanz. Über die Auflagenhöhe der im letzten Jahr in Deutschland erschienenen Literatur schreibt sie:*

„Man kann sagen, daß etwa zehn Neuerscheinungen bis zum dreißig-, vierzig-, sechzigsten Tausend heraufgeklattert sind. Wo bleiben die andern 500 Bücher? Wo bleibt die Wirtschaftlichkeit? Fünf, sechs Namen merkt sich der Bücherleser, hilflos im Irrgarten der Literatur umherwandernd, die andern sind hoffnungslos dem Schatten überantwortet. Ist es da ein Wunder, daß diese im Schatten lebenden Autoren nun ihrerseits bemüht sind, mit aller Macht den Mangel an Qualität durch höchste Quantität zu ersetzen, um doch wenigstens auf *diese* Weise zum Lichte durchdringen zu können? ... Es hat bereits einige Verleger gegeben, die die Folgerungen aus solch einem Zustand der Verwirrung und Richtungslosigkeit gezogen haben, indem sie überhaupt keine Neuerscheinungen herausbrachten ...“

Auf die Frage: „Was wird im Dritten Reich geschrieben?“ — gibt die Zeitschrift folgende Antwort:

„Man fabriziert. Wir sind dessen bewußt, daß wir mit diesem Wort einen allgemeinen Vorwurf, ja, eine Anklage erheben ... 140 Biographien und biographische Romane, 35 Fern-Ost-Bücher, 30 Rußland-Bücher, 350 Romane, darunter 90 Liebesromane ... Muß man in die Vergangenheit flüchten, um die Gegenwart zu beschreiben? Leben wir denn unter der heiligen Inquisition, die die Männer des Geistes und der Wissenschaft zwang, Bilder, Allegorien zu erdichten und die Bewegung der Erde um die Sonne auf den Mars zu verlegen? ... Bekanntlich leben wir, der literarischen Zeitrechnung nach, im Jahrhundert des Romans. Aber nirgends erkennt der literarische Liebhaber die Krise des Buchs deutlicher und größer als im Roman ... Die Mehrzahl dieser Bücher ist derart schwach, daß sie bereits nach dem Fest so gut wie unverkäuflich sind ... Das literarische Thema der großen Stadt wird seit einigen Jahren geflissentlich



übersehen und vernachlässigt. Wahre deutsche Großstadtdichtung ist ebenso notwendig wie wahre deutsche Bauerndichtung... Die „Blut und Boden“-Konjunktur verblaßte ja schnell und geblieben sind diejenigen, die auch vorher schon anständige Bauern-Romane schrieben... Und das ist der Grund, warum wir so viele Romane haben, die keine Epik sind, sondern reiner Plunder.“

Dies sind Zitate aus den zwei einleitenden Artikeln der in Deutschland erscheinenden Zeitschrift. So sieht nach vier Jahren die Bilanz der Literatur unterm Hakenkreuz aus.

Notwendiger denn je ist angesichts dieses erschreckenden Tiefstandes der im Dritten Reich geduldeten Literatur, ein Überblick über *jene* deutsche Literatur, die sich dem Goebbels'schen Propagandaministerium *nicht* unterordnete. Das vorliegende Doppelheft unserer Zeitschrift will den Anfang machen. Über hundert freie deutsche Schriftsteller sind mit biographischen und bibliographischen Notizen vertreten. Diese heute außerhalb Deutschlands lebenden deutschen Schriftsteller sind die Repräsentanten der wahren deutschen Kultur. Es ist jedoch durchaus kein Zufall, daß diesem Heft die Kulturrede eines deutschen Schriftstellers vorangestellt ist, die (in Deutschland gehalten und in Deutschland verboten) zeigt: Der Kampf um die Reinhaltung, Wahrung und Fortführung bester deutscher Kulturtraditionen ist nicht nur eine Angelegenheit emigrierter deutscher Schriftsteller, sondern auch die Aufgabe aller ehrlichen und aufrechten Künstler und Gelehrten *innerhalb* Deutschlands.

Mit dem Verbot der Kunstkritik haben die nationalsozialistischen Machthaber geglaubt, die letzten unabhängigen Äußerungen in Kunst- und Kulturfragen abwürgen zu können. Deutlich zeigt sich ihre große Ohnmacht. Bis tief ins deutsche Bürgertum hinein wächst die Opposition gegen die in Deutschland herrschenden Kulturzerstörer und Kriegstreiber. Zahlreicher und vernehmlicher werden die Stimmen gegen die faschistischen Diktatoren. Kriegsdichter, die gehorsam ministerielle Anweisungen für ihr „Dichten“ entgegennehmen, sind, wie sich zeigt, beim deutschen Volke nicht beliebt.

W. B.

# ANSPRACHE AN DIE MÜNCHENER STUDENTEN

(Gehalten an der Universität München 1936)

von

*Ernst Wiechert*

Der deutsche Schriftsteller und Pädagoge Ernst Wiechert hat vor münchener Studenten einen Vortrag gehalten. Er wurde dafür ins Konzentrationslager geworfen, die Verbreitung seiner Ausführungen unter Androhung strengster Strafen verboten. Ein Student hat die Rede stenographiert. Sie ist ein bedeutsames Dokument im Kulturkampf unserer Zeit.

*Liebe Hörer!*

Es sind nun fast zwei Jahre vergangen, seit ich an dieser Stelle vor jungen Menschen und vor mir eine Rechtfertigung abzulegen versuchte über meine Stellung zu einer der wichtigsten Beziehungen, die zwischen Menschen möglich ist: zu dem Verhältnis zwischen dem Dichter und der Jugend — und ich bekenne gern, daß der Widerhall, den ich damals in Ihren Herzen gefunden habe, mir in vielen Stunden der Sorge der tiefste Trost geworden ist, den ich empfangen konnte; denn nur der wirklich Einsame ist wirklich trostlos.

Inzwischen nun ist die Zeit dahingegangen. Nicht alle Himmel sind von der Jugend erstürmt worden, nicht alle Alten sind in die Hölle gefahren, wie es manche gewünscht haben. Viele Bücher sind geschrieben worden, viele Reden gehalten, viele Freudenfeuer entzündet worden, und viele Tränen sind im Verborgenen geweint worden. Das Schicksal aber, dieser dunkle und rätselhafte Weg eines Volkes, so leidenschaftlich beschworen von unseren Händen, unserer Arbeit, unseren Wünschen, es ist doch nicht ein Werk unserer Hände ganz geworden, wie wir Menschen es uns oft vermaßen, sondern in seinem verhüllten Schreiten waltet noch immer das verborgene Gesetz geheimnisvoller Mächte, dem die Dichter und die Jugend nachsinnen und nachträumen.

Darum erscheint es mir heute — weniger denn je — gut, wenn die Dichter, vor eine Versammlung suchender Menschen gerufen, sich damit begnügen, ihre Werke aufzuschlagen und aus ihnen Bilder aufzustellen, aus denen die Herzen der Menschen Bewegung und Erschütterung gewinnen sollen. Es kommt uns nicht mehr zu, nur wie ein Zauberer jenseits der Zeit aus unserer Einsamkeit herauszutreten und unsere Bilder auf eine weiße Wand zu werfen, als lebten sie alle noch in glücklichen Kinderzeiten. *Es kommt uns nicht mehr zu, weil zu viele unter uns leben, die auf viele Fragen keine Antwort mehr bekommen.* Und es könnte sein, daß sie glauben, die Dichter wären in der Hauptsache zwar *gutmütige Narren*, aber daß bei ihnen, die die Welt anders betrachten, doch vielleicht eine Antwort auf manches zu



finden wäre, was ihrem Herzen Unruhe macht. Und schließlich, liebe Freunde, ist es doch wohl so: je mehr in einem Zeitalter gewußt wird, unbedingt und ohne Zweifel, desto größer wird die Summe dessen, was *nicht* gewußt wird, aber was auf eine unausweichliche Art nach Wissen oder wenigstens nach Glauben verlangt. Und wiewohl ich zunächst die Absicht hatte, heute Abend nichts zu tun, als eine Reihe von Bildern vor Ihren Augen aufzustellen und Ihnen zu überlassen, was Sie wollen, obwohl ich in dieser Absicht bestärkt wurde durch das kümmerliche Schicksal, das meine jüngste Rechtfertigung „Der verlorene Sohn“ in dieser Stadt erfahren hat, so ist es mir doch, je näher dieser Abend heranrückte, immer mehr als eine kleine Feigheit erschienen, wenn ich dem Versuche einer Rechtfertigung ausweiche und ich mich auf eine Rolle beschränkte, die wohl einer Kritik unterworfen sein kann, aber nur einer ästhetischen und nicht einer menschlichen. Von den Beziehungen, zu denen ich etwas sagen konnte, schien mir diejenige am nächsten zu liegen, die zwischen den beiden Welten besteht, in denen ich lebe: die der Dichtung und die der Zeit. Sie wissen ja so gut wie ich, daß dies ein gefährlicher Boden ist, weil überall Gefahr ist, wo menschliche Empfindsamkeit angerührt wird. Sie wissen ebenso gut, daß dies ein Boden ist, der uns alle angeht, denn in der Spanne zwischen beiden sind Sie, die Jugend unter Ihnen, auf eine nicht zu übersehende Weise beteiligt. *Nicht nur, weil nach meiner Überzeugung einmal — und wahrscheinlich bald — in Ihren Händen die Entscheidung darüber liegen soll, was zeitlich und was ewig in der Dichtung sein wird —, sondern auch, weil aus der Jugend heraus am leidenschaftlichsten gegen die Dichtung gestürmt wird, in der nicht aus jedem Verse die Zeit und ihre unmittelbare Gegenwart leuchtet.*

Ich bin weit davon entfernt, zu sagen, daß das Recht nur auf der einen Seite liegen könnte. Das Recht liegt auf dieser unvollkommenen Erde fast niemals auf einer Seite allein — und über die kindliche Formulierung: „ich habe recht“ sollten wir allmählich zu weiteren Urteilen fortgeschritten sein.

Lassen Sie mich hier etwas aus meiner Jugend erzählen, was ich an anderer Stelle einmal geschrieben habe und was einigen von Ihnen schon bekannt sein wird; es ist vor vierzig Jahren geschehen, als ich ein Kind war, und es ist vielleicht eine Kleinigkeit. Wir feierten ein Sommerfest mit Verwandten und unseren Freunden in unseren Wäldern. Am Abend fuhren wir mit vielen Booten über den See. Die Boote trugen Papierlaternen, die Mädchen sangen mehrstimmige Lieder, und mein Onkel, den sie den „Grafen“ nannten, wegen seines Leichtsinns, jagte eine Rakete nach der anderen zu den Sternen hinauf. So kamen wir auch an einem Fischer vorbei, der auf dem dunklen Grund seine Netze auslegte. Seine Hände hielten das graue Garn und ließen es langsam über den Bootsrand gleiten. Sein Haar war weiß, seine Schultern gebeugt, und er war wie ein Fremdling neben unserem Fest. Aber als unser Boot in seiner Nähe war, hob er einmal seine Augen und sah uns an mit seinem kühlen, fernen und ganz stillen Blick. Mutter, fragte ich, was tut der Mann?



Er fängt Fische für die Speisung der Fünftausend! erwiderte meine Mutter. Ich habe das nie vergessen, weder die leise Scham, noch die fast heilige Ehrfurcht vor dem Bilde dieses Mannes, nach dem ich mich noch lange zurückwendete. Und heute, da ich nach einem Bilde für uns suchte, was ich sagen möchte, fällt es mir wieder ein. „Er fängt Fische für die Speisung der Fünftausend.“ Ist das nicht ein schönes Bild für den Dichter unter den Völkern? *Hohl rauschen sie an uns vorbei, die Feste der Menschen, wie ihre Niederlagen, ihre Beugungen, wie ihre „Revolutionen“.* In den Schicksalen seiner Menschen ist dies alles schon gewesen, ausgefochten, durchgekämpft, gereinigt und verklärt. Er hat das Licht gedämpft, wie die Traurigkeit. Und unter allen Worten des Tages suchte er nach dem Stillen, nach dem Unvergänglichen, nach der Speise für die Verhungerten, die er noch satt machen soll, wenn alle Lieder, alle Worte verauscht sind.

Der Dichter in der Zeit? *Er wäre wie einer, der sein Boot anhinge an den lärmenden Zug und seine Netze vergäbe, zu denen er Speise fangen sollte.* Aber der Dichter jenseits der Zeit, der nicht abseits stehen möchte, ist der, *auf den die Hungernden warten.* Denn sehr viele Hungernde gibt es in unserer Zeit, die nicht abseits stehen möchten, weil ihres Volkes Schicksal auf eine brennende Weise ihr eigenes Schicksal ist — aber die abseits stehen müssen, weil sie so erzogen sind, daß Hochzeiten und Begräbnisse stille Dinge für sie sind, und das stillste unter allen eine Auferstehung. Wenn der Stein vom Grabe gewälzt wird, so mögen wohl die Kinder und die Vögel lernen, aber die Dichter heben die Hände vor die Augen, weil nun erscheinen wird, was in Tücher gebunden ist, der *Lazarus der Völker.* Und während die anderen den Erweckten auf die Schultern heben und ihn hinaustragen im Triumph, gehen sie leise beiseite, zurück zu den Äckern, wo das Brot für die Menschen wächst, und sitzen dort nieder, den Kopf in die Hände gestützt, und bedenken, wie der Rausch der Zeit sich verwandeln ließe in ein kleines Wort der Ewigkeit. So, meine Freunde, erscheint mir der Sinn der Berufung, die wir die dichterische nennen. Und einen anderen Sinn hat es niemals darin gegeben. Denn es ist nämlich nicht so, was viele glauben möchten, daß der Sinn von Revolutionen darin bestehe, noch einmal mit dem *ersten* Schöpfungstage zu beginnen...

Ich weiß selbst — und der Postbote von Ambach weiß es ebenso gut, daß die deutsche Erde heute von Dichtern überfüllt ist. Als ich jung war, waren unsere Barden alt und schön anzusehen. Im weißen Haar, wie Jordan und Felix Dahn und das böse Geschlecht des Arno Holz tat dasselbe, was das junge Geschlecht heute tut oder wenigstens tun möchte. Es richtet ihnen zu Lebzeiten ein feierliches Begräbnis aus, weil der Thron der Dichtkunst allein der Jugend und der Zeit gehöre. Heute sind unsere Barden jung, zwischen 20 und 25, aber sie möchten uns bald zu den mit Recht Verstorbenen zählen, weil *in unseren kümmerlichen Werken* nur von toten Dingen die Rede ist, von Gott etwa, oder von Recht, oder von der Liebe, oder gar vom großen Krieg. Und es gibt unter ihnen solche, *die mit 25 Jahren durch die Lande ziehen und nicht nur ihre Blutgesänge singen, sondern auch aus ihrem Leben erzählen.* Und es gibt viele Tausend, die solchen Gesängen und

Lebensschilderungen achtungsvoll lauschen, weil wir ja bekanntlich ein tapferes Volk sind, das Männerstolz vor Königsthronen ererbt hat. Nein, meine Freunde, das ist weder uns noch unserer Zeit gut... Unsere Zeit, von Haß und Neid einer ganzen Welt bedroht, sollte doch wenigstens der Bedrohung durch ihre eigenen Dichter enthoben sein. Man kann in Zeiten der Gefahr zu jedem jungen Menschen sagen: „*kämpfe oder stirb*“. Man kann aber nicht zu jedem jungen Menschen sagen: „*singe oder stirb*“, weil es meist besser wäre, er stürbe, als daß er sänge, denn sterben kann immer schön sein, wenn es mit Anstand oder Haltung geschieht — aber zum Singen bedarf es eben noch anderer Dinge als Haltung und Anstand. *Und daran ändert auch die Tatsache nichts, daß es hier in Deutschland bereits ein Dichterschulungslager gibt, in dem Herr Roman Hoppenscheidt — und kein Geringerer als dieser — die künftigen Barden aus dem individualistischen Kunstbetrieb einer restständigen Kunstprominenz zu einer anonymen Gemeinschaftskunst heranzüchtet, um — ich bitte wohl zu bemerken — das Volksvermögen, das in den Talenten ruht, zu bewahren und zum Wohl des Ganzen auszunutzen!...*

Liebe Freunde, es bleibt keinem Menschen und keiner Zeit erspart, ihr Erworbenes als eine Torheit betrachtet und ihren Gott als einen Götzen verspottet zu sehen; und es mag ja auch wohl sein, daß wir ein Stück Torheit und Götzentum in alternden Händen bewahren... Die alten Volksbücher erzählen vom Doktor Faust, der sich nahm Adlerfittiche und durchfliegen wollte alle Gründe zwischen Himmel und Erde... Liebe Freunde, glaubt nicht, daß hier jemand steht, der nur für sein eigenes Ich seine Stimme erhebt. Es gibt auch andere Reiche genug, in denen dasselbe geschieht: daß der Kritiker zum Beispiel nicht mehr gefragt wird, ob ein Gedicht, ein Roman, ein Drama vor dem Forum der Kunst bestehe, *sondern ob es vor dem Forum der politischen Meinung bestehe*. Und die Gerechtigkeit, die ich Fallada bei meiner strengen Ablehnung seines letzten Werkes in der Zeitschrift „Das Innere Reich“ habe widerfahren lassen, verschaffe mir einen Brief, ich hätte besser getan, das wenig Gute, das ich bei Fallada gefunden hätte, *aus kulturpolitischen Gründen zu unterschlagen*.

Und es gibt das Reich der Erziehung, in dem dasselbe geschieht. *Und hier wie dort wendet man sich in erster Linie an die Jugend, weil man weiß, daß man nur mit ihrer Hilfe die Welt verändern kann, die man verändern möchte*. Es ist vor einiger Zeit in einem von einem Philologenverband herausgegebenen Buche ein Aufsatz eines Oberstudiendirektors über den kommenden Deutschunterricht erschienen, in dem diese Absicht der Weltveränderung auf eine unverhüllte Weise ausgesprochen wird. Es hat nämlich *dieser wildgewordene Volkserneuerer* in seinem Aufsatz gefordert, daß fortan die Jugend in einem Heldentum erzogen werden müsse. Und zwar sei es fortan ganz gleichgültig, ob der Held einer Dichtung oder eines Lebenskreises gut oder böse handle. Und es sei ferner die Forderung überwundener Zeit, daß die Jugend zur Ehrfurcht vor sittlicher Größe geführt werde, weil die Jugend von heute auf der Schule bereits — von der Universität ganz zu schweigen — dahinzuführen sei, daß sie — ich zitiere: „*mit*



*kaltem Blick die Anarchie der moralischen Welt“ bejahe.* Und nun ist immerhin mit einigem Trost festzustellen, daß dieses Evangelium eines Kathederübermenschen nicht ganz ohne Widerspruch geblieben ist, und eine große westdeutsche Zeitung bat mich als Dichter, was ich zu diesem Kapitel der Zeit zu sagen vermöchte. Ich will aus Höflichkeit verschweigen, was ich als ehemaliger Erzieher — ich war selbst Studienrat — dazu gesagt habe. Aber das andere will ich Ihnen nicht verschweigen, was ich als Dichter dazu gesagt habe. Es heißt so: Dichter sind nun noch wunderlichere Leute als Philologen. Sie wollen zwar nicht immer recht haben, aber sie wollen, daß Recht auf dieser Erde herrsche: sie wollen nicht, daß alle Menschen ihre Bücher lesen, aber sie wollen, daß die, die sie lesen, ihnen glauben. Wohlgemerkt, ich spreche nur von Dichtern, wie ich sie mir denke! Die wollen, daß die verwirrte, undurchsichtige Welt einfach und klar erscheine in dem Spiegelbild, das sie aufstellen. Sie wollen, daß vor den Augen der Menschen aufgerichtet werde, was dunkel und oft veränderlich ist: die Wahrheit, das Recht, die Freiheit, die Güte, die Liebe und über alles der Sinn und das Gesetz einer großen Weltanschauung. Sie glauben an einen tiefen Sinn des Menschheitsweges und einen langsamen Aufstieg aus dunkler Verwirrung zu immer näheren Sternen. Sie glauben dazu, wie kein anderer Stand auf dieser Erde an diese Jugend. *Was sie selbst zu ihrer Zeit nicht vermochten, das legen sie gläubig und hoffend in die Hände der kommenden Geschlechter.* Auch diese werden nicht vollenden, aber sie sind diejenigen, aus denen trotz Schule und Aufsatzthema immer noch des jungen Schillers Wort lodert: *ob er vollendend unterliege, einerlei — er lege Hand an.*

Und durch diesen, durch nichts zu erschütternden Glauben, daß jede junge Generation die Speichen des Weltrades ein Stück höher hinaufträgt, wollen sie nun allerdings, daß der Deutschunterricht auf der Schule dazu da ist, um die jungen Menschen zu diesen Dingen zu führen, sie empfangsbereit zu machen für diesen Glauben und ihnen die Waffe in die Hand zu geben, mit denen sie einmal den stumpfen Widerstand der Welt besiegen sollen.

Wenn in mir ein Stück „Gewissen der Nation“ lebt, und ich fühle schmerzlich genug, wie sehr es das tut, dann kann es mir nicht gleich sein, ob eine Jugend in *Goethescher Ehrfurcht* oder ob sie *„mit kalten Blicken die Anarchie der moralischen Welt bejaht“*. Von Helden ist in aller Dichtung die Rede, *aber daß es gleich sei, ob sie edel oder unedel handeln*, das kann wohl *Fallada* und sein „Johannes Gäntschow“ behaupten (von anderen Beispielen ganz zu schweigen), aber das hat keiner behauptet von denen, aus denen die deutsche Seele seit Jahrhunderten gespeist war: weder das *Hildebrandslied*, noch *Adalbert Stifter* (und dieser war doch auch ein Schulrat)...

*Ja, es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden und daß jeder Kampf im Recht ist. Aber solch ein Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz seines Unterganges ist ihm schon geschrieben. Es kann auch sein, daß es noch einen*

*Gladiatorenruhm gewinnt und in Krämpfen ein Ethos errichtet, das wir ein „Boxerethos“ nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben über solch ein Volk, und an jeder Wand wird die Hand erscheinen, die die Buchstaben von Feuer schreibt.*

Ich aber kenne eine Jugend nicht, die sich erziehen ließe. Ich kenne aus 20 Schuljahren und tausend Briefen und Gesprächen eine Jugend, unbändig und unerbittlich, zweifelnd und gläubig, verdammend und verneinend, verehrend, abstoßend und hingegeben — deren hohe Kränze aber, nach denen sie greift, nicht immer die Kränze der amoralischen Welt sind. Sie wollen nicht immer leiden, nicht immer gehorchen, nicht immer warten, aber eines wollen die Guten unter ihnen: geführt werden. Und sie werden, geführt oder ungeführt, *diejenigen sein, in deren Hände wir einmal unser Erbe legen werden.* Junge Helden, die nicht um des Kampfes willen kämpfen werden, *sondern um der Mühe wegen, die sich seit 20 Jahren die Besten aller Geschlechter gegeben haben: „daß das Reich endlich komme“.*

Und so, meine Freunde, stehe ich heute, wie vor 2 Jahren, vor Ihnen: *unverändert in meiner Sorge um Ihren Weg, unverändert aber auch in meinem Glauben an Ihre Berufung zu einem besseren Weg.* Es werden nicht wenige unter Ihnen sein, die erkennen, daß ich nichts für mich, *sondern alles für das Volk will,* dem wir angehören und dessen Weg durch so viel Dunkel und Leiden ich mitgegangen bin bis heute. Und wenn ich Sie damals bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen, nur Glanz und Glück zu sehen, *wo so viel Leiden sich um uns wendet und niemals sich dahin bringen zu lassen. zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt und niemals, meine Freunde, dahin, zu dem Heer der Tausenden und Abertausenden zu gehören, von denen gesagt wird, daß sie „Angst in der Welt“ haben, weil nichts und nichts das Mark eines Volkes so zerfrißt wie die Feigheit.*

Ich weiß *nicht*, ob ich wieder in 2 Jahren zu Ihnen werde sprechen dürfen — ich weiß auch *nicht*, was ich dann werde sagen müssen. Aber das *eine* weiß ich, daß ich weder jetzt noch in alle Zukunft die Verse Nietzsches werde lesen können, ohne daß das Bild der Jugend sich strahlend erhöhe, der Ihrigen, wie der meinigen:

*Ja, ich weiß, woher ich stamme!  
Unauslöschlich gleich der Flamme,  
glühe und verzehr ich mich.  
Licht wird alles, was ich fasse,  
Kohle alles, was ich lasse:  
Flamme bin ich sicherlich.*

## KURZES NACHWORT

Wir sehen Deutschland nicht — wir hören es nur noch. Was hören wir?

Zulautest den Trommler, der unablässig den Friedens-Wirbel schlägt; furioso. fortissimo. In gleicher Klangstärke die Posaunen der Herolde — Introduktionen zum Jüngsten Gericht. Das vor allem hört die Welt. Das vor allem hören wir.

Und sonst vernehmen wir nichts? Doch! Auch noch die Predigten des Kardinals Faulhaber, die Bekenntnisse des Bekenners Niemöller und die Ansprachen des protestantischen Theologen Karl Barth. Die schönsten Stimmen jedoch erreichen nicht unser Ohr — oder nur sehr mittelbar.

Die Stummsten der Stummen aber sind die einst so gefeierten freisinnigen deutschen Bürger, die bei jeder Gelegenheit festlich getoastet haben auf Schaffensfreiheit, Lehrfreiheit und Humanität: alle die Hauptmanns und Strauß' und Plancks und Sprangers. Ihr Schweigen hat auf Deutschland mehr Verachtung herabgezogen als Streichers Reden.

So ist es als ein besonderes Ereignis zu feiern, daß jetzt einer aus ihren Reihen die Stimme erhoben und den so kläglich Verstummten die Zunge gelöst hat. Die Rede des Ernst Wiechert ist ein rares Geschenk an alle, die Deutschland lieben. Da spricht einmal ein Redender für hunderttausend Schweigende; denn wenn er auch einzig ist in seinem Mut, so ist er doch nur einer von vielen mit seinen Sorgen. Und hätte der Dichter die Rede halten können, wenn nicht schon ein Teil der Jugend bereit wäre, sie zu hören? Vor zwei Jahren, auf dem Magdeburger Philosophen-Kongreß, erklärte der Ministerialrat Achelis im Namen des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung: „Auf jeden Fall wird die neue Hochschule nicht aus dem Geist der Philosophie erwachsen, sondern aus dem Geist der SA.“ Die großartige, trostvolle Ansprache an die Studenten der Universität München verrät nicht nur die Stimmung von tausend Lehrern, auch schon die Sehnsucht von tausend Schülern. Ernst Wiechert hat immerhin gesprochen, bevor die SA in der Universität von ihrem Hausherrn-Recht Gebrauch machte.

Wir, die wir solche Töne nur selten vernehmen und deshalb oft genug in Gefahr sind, Deutschland so zu sehen, wie wir es hören — wir sind von dieser Rede nicht weniger ergriffen als mancher Student, der gewiß an diesem Tag die hohe Schule, die eine Schule der Niedrigkeit geworden ist, hoffnungsvoller verließ als seit Jahren. Und wir wünschen nach dieser Rede noch dringender, mit den Wiecherts ins Gespräch zu kommen. Wir hätten sie schon dies und das zu fragen; vielleicht auch ihnen dies und das zu beantworten. Sie haben, verehrter Dichter, so würden wir vielleicht beginnen, Ihren guten Zorn entzündet an einem Satz jenes Oberstudiendirektors, der „mit kaltem Blick die Anarchie der moralischen Welt“ bejaht. Wir wußten nun gern: scheint Ihnen sein „Boxer-Ethos“ nur die wüste Abirrung einer kleinen oder großen deutschen Bande zu sein, die man zum Beispiel durch einen ergreifenden Appell an das Gewissen der Studenten zurückdrängen kann — oder ist nicht dies „Boxer-Ethos“ das Fundament, auf dem Sein Kampf ausgefochten wurde, das Fundament des Reichs, in dem Sie leben, dichten und erziehen? Und sind nicht diese Oberstudiendirektoren, die mit naiver Plumpheit ausplaudern, was alle Jungnickels mit Gänseblümlein zuzudecken sich bemühen, eher dafür zu preisen, als zu tadeln, daß sie Menschen wie Ihnen die Augen öffnen?

Sie wagen es, verehrter Dichter, sehr scharfe Worte zu sprechen gegen das Verbot der deutschen Kunst-Kritik. Sie sehen klar und voll Verachtung die Feigheit auf der einen Seite — im Bezirk der älteren kultivierten Bürger und Sie sehen mit Grausen die jugendlich-unbekümmerte Amoralität auf der anderen Seite — dort, wo die zwanzigjährigen Kondottieris mit ihren Rotten hausen. Aber sind wir auch schon darin einig, daß in einem Sumpfgebiet selbst die gescheitesten Hygieniker die Menschen nicht gesund erhalten können, solange der Sumpf nicht ausgetrocknet wird?

Hoffentlich vergehen nicht zwei Jahre, bis wir Ihre Antwort erhalten.



# VIER JAHRE NATIONALSOZIALISTISCHE LITERATUR

VON  
*Karl Obermann*

Nach vier Jahren nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland haben die führenden Vertreter des Nationalsozialismus das Wort ergriffen, um einen Rückblick über das bisher Geleistete und einen Ausblick auf die kommenden Aufgaben zu geben. Auch Staatsrat *Hanns Johst*, der Präsident der Reichsschrifttumskammer, also der Spitzenorganisation des nationalsozialistischen Schrifttums, ließ es sich nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit folgende Erklärung abzugeben:

„Eine Umwälzung vom geschichtlichen Ausmaß der nationalsozialistischen Revolution durfte und konnte nicht haltmachen vor den Tischen, an denen gedichtet und geschrieben wird, denn ihr jugendlicher Rhythmus klang unüberhörbar auch in die geheiligten Tempel der Muse hinein. Es war daher ganz selbstverständlich, daß die dringlichste Aufgabe nach Ergreifung der Macht in einer radikalen Säuberung des deutschen Schrifttums von artfremden und damit zersetzenden Elementen bestand.“

Der maßgebende erste Repräsentant des nationalsozialistischen Schrifttums bestätigt also, daß die dringlichste Aufgabe im Hinblick auf die Schaffung einer nationalsozialistischen Literatur in der Vernichtung der bestehenden deutschen Literatur bestand. Die öffentliche Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 war also das „große“ Ereignis für den Nationalsozialismus, womit er den Beginn einer neuen Epoche in der Literatur bekundete. Vier Jahre nationalsozialistischer Literatur heißt daher vier Jahre Vernichtung wirklicher Literatur, vier Jahre Knebelung des freien literarischen Schaffens in Deutschland. *1933 wurden nicht weniger als eine Million Bücher, die aus den Jahren vor der Machtübernahme stammten, als nicht vereinbar mit der nationalsozialistischen Weltanschauung eingezogen und vernichtet.* Allein in Leipzig, der Stadt des Buchhandels wurden im Laufe des Jahres 1933 insgesamt 60 000 Bücher, 85 000 Zeitschriften, 250 000 Broschüren, 1600 Bilder, 500 photographische Platten und 2 Filme beschlagnahmt und der Vernichtung bzw. Einstampfung zugeführt. Das sind nur wenige Zahlen aus der Bilanz der Vernichtung. Das Werk, das mit dem Scheiterhaufen begann, ist nunmehr 4 Jahre in planmäßiger Weise fortgesetzt worden, ein einzigartiges Werk der Vernichtung.

Wenn man nun davon sprechen will, was heute im Dritten Reich an Literatur besteht, so ist das nicht möglich ohne Hinweis auf das Organisations- und Kontrollsystem, dem die gesamte literarische Produktion im Dritten Reich unterstellt ist. Wir haben es heute nur noch mit einer Literatur zu tun, die aus einem System von Organisierung und Überwachung sowohl der



Produktion wie des Vertriebes hervorgegangen ist. Die „Wiederaufrichtung der deutschen Dichtung“, das „Wieder-zur-Geltung-bringen des deutschen Buches“, um die sich der Nationalsozialismus bemüht, besteht in nichts anderem als in den Verbotslisten der zahlreichen Kommissionen und Ämter einerseits und andererseits in der Empfehlung der Bücher, die den sogenannten „Unbedenklichkeitsvermerk“ tragen. Zunächst muß „jeder, der bei der Erzeugung, der Wiedergabe, der geistigen oder technischen Verarbeitung, der Verbreitung, der Erhaltung, dem Absatz oder der Vermittlung des Absatzes von Kulturgut mitwirkt, Mitglied der für seine Tätigkeit zuständigen Einzelkammer der Reichskulturkammer sein. Durch den Ausschluß oder die Ablehnung der Aufnahme wird der Betroffene von jeder kulturellen Tätigkeit ausgeschlossen.“ Dieser Organisationszwang soll dazu beitragen, „die Erzeugung und Verbreitung unerwünschter Schriften von vornherein zu verhindern“. Darüber hinaus hat man eine ganze Anzahl Kontrollkommissionen geschaffen. Besondere Bedeutung hat die durch eine Verfügung des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß am 18. 4. 1934 geschaffene „amtliche Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums“. Diese „Prüfungskommission“ befaßt sich lediglich mit dem ausgesprochenen nationalsozialistischen Schrifttum. Was an Romanen, Novellen, Erzählungen, Sagen, usw. auf dem Markt ist und auf den Markt gebracht wird, bedarf jedoch auch einer Kontrolle darüber, ob sie keine „verbotene Gedanken“ enthalten, ob ihnen nicht etwa marxistische, liberalistische oder jüdische Auffassungen zugrunde liegen, ob sie in ihren Darstellungen den Begriffen der Treue, der Rasse, des Blutes, der Scholle, usw. huldigen und so als „deutsche Bücher“ bezeichnet werden können. Diese Aufgabe erfüllt die „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“, die mit 32 Landesdienststellen, 500 Kreisdienststellen und 800 Zensoren arbeitet. Dreiviertel der Gesamtproduktion des deutschen Schrifttums läuft über diese Reichsstelle. Daneben gibt es in jeder Organisation, in der Arbeitsfront, in der Partei, in der Hitlerjugend, in der NS-Kulturgemeinde, eine Schrifttumsstelle, die sich alle an der Überwachung des „deutschen Schrifttums“ beteiligen und das „nationalsozialistische Schrifttum“ fördern.

Was bleibt noch als literarisches Resultat dieser Prüfung? Was wird noch an Literatur im Dritten Reich geboten? Es ist keine große Literatur mehr, die von sich reden macht, die ins Ausland dringt und übersetzt wird. Vergeblich sucht man nach bedeutenden literarischen Leistungen. Im Dritten Reich wird eben nichts mehr hervorgebracht, was besondere Beachtung in der Weltliteratur beanspruchen könnte. Die deutsche dramatische Produktion, ehemals weltberühmt, ist völlig bankrott. Viele Theater, darunter z. B. die städtischen Bühnen Frankfurts haben 1936 keine einzige Uraufführung gebracht. Der alle 6 Jahre für das beste dramatische Werk eines lebenden Schriftstellers zur Verleihung kommende Schillerpreis konnte zum erstenmal nicht vergeben werden.

Das vergangene Jahr brachte auf dem Gebiet: Weltanschauung und Wissenschaft die 8. Auflage von Meyers Konversationslexikon. Die Umgestaltung, die dieses weltbekannte Werk erlebt hat, ist ein Beispiel dafür, was man aus

der Literatur im Dritten Reich gemacht hat. Aus dem wissenschaftlichen, sachlichen Lexikon ist ein Nachschlagewerk auf dem Boden der Weltanschauung des Nationalsozialismus geworden, d. h. nicht jeder Wissensstoff wird darin behandelt. Die weltanschauungsgeschichtlichen Artikel des vorliegenden ersten Bandes sind nationalsozialistische Propagandaartikel. Stichworte, die gegnerische Personen oder Sachen und Meinungen betreffen, sind kurz und ohne bibliographische Hinweise abgetan, dafür aber mit einigen entstehenden Bemerkungen versehen. — Auf dem Gebiet der schönen Literatur gibt es keine Darstellung mehr, die sich mit irgendwelchen Problemen, politischer oder sozialer Natur befassen. *Romane, die im städtischen Milieu spielen und sich mit sozialen Fragen auseinandersetzen, sind verschwunden.* Das Epische ist in den „Urformen des bäuerlichen und handwerklichen Lebens, des Lebens der Bindungen statt der Spannungen zentriert“. Die Dichtung hat „den Weg der Innerlichkeit“ beschritten, um dem „Ruf nach Bewältigung der Wirklichkeit“ gerecht zu werden, d. h. sie bedient sich abstrakter Gegenstände und versucht damit über die soziale Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Eine typische Erscheinung der nationalsozialistischen Literaturproduktion ist die Hochflut von historischen Romanen und Kriegsbüchern. In der „wehrhaften Dichtung“ sieht der Nationalsozialismus die höchste Ausdrucksform der Kultur. *Franz Schauwecker* bezeichnet den Kriegsdichter als denjenigen, der sich „um Sinn und Deutung des Volkes leidenschaftlich bemüht“. Dr. Goebbels stellt ihm die Aufgabe, „Erzieher der deutschen Jugend“ zu sein. — Vom historischen Roman wird gefordert, daß er sich befließt, den Geist heroischer deutscher Menschen wachzuerhalten und den Wert seelischer Güter aufzuweisen, die für das deutsche Volk als charakteristisch bezeichnet werden: Tapferkeit, Mut, Ausdauer, Kameradschaftsgefühl und Treue.

Eine Gliederung der Neuerscheinungen nach Wissensgebieten ergibt nicht weniger, daß die literarische Produktion im Dritten Reich den propagandistischen Bedürfnissen des Nationalsozialismus angepaßt ist. Die Bedeutung des Buches liegt nicht mehr in seinem wissenschaftlichen oder literarischen Wert, sondern allein in der propagandistischen Wirkung. Von der Buchproduktion des Jahres 1935 sagt z. B. *Dr. Joachim Petzold*, ein enger Mitarbeiter Alfred Rosenbergs, des verantwortlichen Leiters für die weltanschauliche Schulung:

„Im Jahre 1935 war es die Wehrwissenschaft, der man sich in der deutschen Literatur in besonderem Maße zuwandte. Es kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß im Schrifttum unserer Nation das weltanschauliche Ringen, das geschichtliche Denken und das große raumpolitische Handeln mehr und mehr in den Vordergrund rückt, während abstrakte soziologische Disziplinen und unfruchtbare philosophische Spekulationen einen immer kleineren Raum einnehmen auf der Messe deutschen Geisteslebens.“

Dasselbe gilt für die literarische Produktion des Jahres 1936. Propagandistische Jugendschriften, neue Lehrbücher, wehrwissenschaftliche Schriften,

Kriegsbücher, geschichtliche und politische Bücher im Sinne des Nationalsozialismus beherrschen das Feld. Die billige Propagandaschrift ist an die Stelle des gründlicheren, umfangreicheren Buches getreten, was aus einem ständigen Fallen des Durchschnittsbuchpreises ersichtlich ist.

Die Gesamtzahl der Neuerscheinungen, die infolge des Bedarfs an Propagandaschriften seit 1932 gestiegen ist, jedoch noch nicht den Stand von 1930 erreicht hat, kann demnach nicht mehr als ein Maßstab für die Bewertung der literarischen Situation und Entwicklung bezeichnet werden. Diese vom Zwang bestimmte literarische Produktion kann sich nicht in normaler Weise auf die Lese- und Bildungsinteressen einer breiten Volksschicht stützen. Diese Literatur kann sich nicht auf Grund gegebener Voraussetzungen des Bedarfs entwickeln. Die Bedingungen, unter denen diese Literatur entsteht, stellen besondere Anforderungen in bezug auf die Unterbringung desselben, d. h. also, daß nicht nur die Produktion sondern auch die Konsumtion dieser Literatur nur auf dem Wege von Zwangsmaßnahmen zu erreichen ist. Die Maßnahmen, durch die Adolf Hitler „Mein Kampf“ und andere nationalsozialistische Standardwerke abgesetzt werden (Verpflichtung der Beamten zur Anschaffung, Sammelbestelllisten in den Betrieben, Überreichung als Hochzeitsgeschenk, usw.) sind nicht mehr unbekannt. Die Methode der Abnahmeverpflichtung in den Betrieben, in den Schulen, in den Organisationen usw. ist allgemein üblich geworden. Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ werden „aus nationalpolitischen Gründen“ solche und ähnliche „drastische und energische Werbemaßnahmen“ für notwendig erachtet. Diese „drastische“ und „energische“ Werbung, auf der der gesamte Buchvertrieb im Dritten Reich beruht, wird systematisch organisiert. Die Buchhändler sind zur sogenannten „buchhändlerischen Gemeinschaftsarbeit“ zusammengeschlossen worden und die auf diese Weise gebildete Organisation hat den Auftrag, den Massenvertrieb nationalsozialistischer Standardwerke in Betrieben und Organisationen durchzuführen.

Es bleibt nicht mehr jedem einzelnen überlassen, ob er sich ein Buch kaufen will, er wird durch die DAF, durch die Hitlerjugend, durch „Kraft durch Freude“ usw. verpflichtet, ein bestimmtes Buch zu kaufen.

Alljährlich wird im Oktober unter der Bezeichnung „Deutsche Buchwoche“ eine umfangreiche Propagandaaktion durchgeführt. Für die letzte Buchwoche hatte man sich eine ganz besonders feine Propagandamethode erdacht. Ein „Auswahlverzeichnis deutschen Schrifttums“, welches an erster Stelle natürlich Adolf Hitler „Mein Kampf“ nennt, daran anschließend Rosenberg „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“, Goebbels „Angriff-Aufsätze“, Hans Günther „Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes“ usw., wurde in der bedeutenden Auflage von 11 Millionen Exemplaren verteilt. Der Empfänger dieses Verzeichnisses wurde sogar, wenn er sich mit diesem Blatt in eine Buchhandlung begab, kostenlos an einer Verlosung beteiligt, die Norwegen- und Madeirareisen als Preise vorsah.

Der Umsatz im deutschen Buchhandel und Verlagsgewerbe kommt also auf besondere Weise zustande. Riesenauflagen einiger nationalsozialistischer Standardwerke werden mit allen Mitteln ins Volk gepreßt. Darauf kon-



zentriert sich die gesamte Tätigkeit des Buchhändlers. Von einer normalen Ladentätigkeit kann im deutschen Buchhandel keine Rede mehr sein. Es gibt eben kaum noch „ladenfähige“ Literatur im Dritten Reich. Die „Frankfurter Zeitung“ gab zur Buchwoche 1935 folgenden bezeichnenden Bericht:

„Im Angesicht der kommenden Buchwoche macht man die Feststellung, daß der Stadt (gemeint ist Berlin) Buchläden fehlen... Auf dem ganzen Kurfürstendamm gibt es, in Nischen versteckt, unseres Wissens nur 2 derartige Läden. Die Hauptstraße im Südwesten ist kilometerweit von ihnen entblößt. Stegflitz hat bei seinem Übergang vom Dorf zur Stadt von drei Hauptläden einen verloren. Im Osten ist es gar noch böser. Hier sind jetzt auch die 10-Pfennig-Bibliotheken, die einst als besondere Nahrungsquelle des Geistes zur schlimmsten Erwerbslosenzeit entstanden, in einem tiefen Niedergang. Gäbe es nicht Zeitungs- und Bahnhofskioske, die sich mit Büchern als etwas schwererem Gepäck beladen, gäbe es nicht Warenhäuser, die sie in ihre Obhut nehmen, und ständen nicht Bücherkarren wie letzte Trabanten dieses Handwerks hinter windstillen Ecken, man müßte glauben, das Buch hätte gar keinen Hüter mehr. Es ist indessen auch so schlimm genug.“

Eine Rundfrage, die ein Mitarbeiter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ bei den berliner Buchhandlungen 1936 in ihrer Hauptkonjunkturzeit, in der Zeit vor Weihnachten durchführte, ergab, daß in erster Linie die in Deutschland zugelassenen Bücher ausländischer Autoren verlangt werden, namentlich die Reisebücher von *Sven Hedin* und *Colin Ross*, Landschaftsromane schwedischer und norwegischer Schriftsteller. Überhaupt ist festzustellen, daß die dichterischen Versuche über den Krieg keinen Anklang finden und Landschaftsromane im allgemeinen am beliebtesten sind. Von den deutschen Autoren sind es *Carossa*, *Waggert* (Wagrainer Tagebuch) und *Wiechert* (Wälder und Menschen), die gelesen werden, dagegen sind die führenden nationalsozialistischen Autoren *Blunck*, *Beumelburg*, *Johst*, *Binding*, *Dwinger* wenig verlangt.

Das sind die Tatsachen, die ein Bild von der wirklichen Lage der Literatur im Dritten Reich geben. Alle Kontrollkommissionen, alle „drastischen und energischen Werbemaßnahmen“ sind nicht in der Lage, eine literarische Entwicklung auf dem Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung zu schaffen, denn fortschrittsfeindliche Tendenzen, aus denen nun einmal der Nationalsozialismus besteht, sind keine Elemente, die eine kulturelle und literarische Entwicklung fördern. Die Vernachlässigung der Bildung zugunsten der militärischen Ausbildung der Jugend, wie sie deutlich in den neuen deutschen Schulgesetzen zum Ausdruck kommt, beschleunigt im Gegenteil den kulturellen Niedergang, vermindert die Leseinteressen.

Die Tätigkeit in der papierverarbeitenden Industrie hat daher ein außerordentlich niedriges Niveau erreicht. Im Druck- und Verlagsgewerbe sanken die Umsätze von 1320 Millionen RM im Jahre 1930 auf 837 Millionen RM im Jahre 1933. 1934 betrug der Umsatz 867 Millionen RM und im Jahre

1935 874 Millionen RM. Der Unterschied zwischen dem Höchststand im Jahre 1930 und dem Stand von 1935 ergibt einen Umsatzverlust von 446 Millionen RM oder um 33 Prozent. Dieser in keinem anderem Wirtschaftszweig zu beobachtende Umsatzrückgang erhält ein besonderes Gewicht, wenn man ihn in Vergleich setzt zu dem Stand der Wirtschaft im allgemeinen. Nach den Ermittlungen des Instituts für Konjunkturforschung war die gesamte Sachgüterproduktion im Jahre 1935 mengenmäßig so groß wie 1928, so daß also gesamtwirtschaftlich gesehen im Druck- und Verlagsgewerbe ein außerordentlich starkes Zurückbleiben vorliegt. Von den 34 Druckerei-Aktiengesellschaften konnten im Jahre 1934 nur 8, 1935 sogar nur 6 Gesellschaften eine Dividende zahlen. Dazu besteht zum Schutze des Buchdruckereigewerbes ein Neueinrichtungsverbot, welches im Jahre 1935 zum Eingehen von 227 Druckereibetrieben führte, und die quantitative Leistungsfähigkeit der Druckereien im Jahre 1935 außerordentlich einschränkte, denn die meisten Maschinenkategorien haben sich gegenüber dem Stand 1934 vermindert. Bei den Setzmaschinen beträgt der Rückgang 28 Stück, bei den Rotationsmaschinen 139, bei den Tiefdruckrotationsmaschinen 9 und bei den Steindruckschnellpressen 37. Aus Heft 3 der Vierteljahrshefte zur Konjunkturforschung, abgeschlossen am 2. 11. 1936, geht hervor, daß sich die Lage weiter verschlechtert. Der Index der Buchproduktion, der 1928 mit 100 angegeben wird, 1933 — 77,7 und 1934 — 75 betrug, für 1935 wieder mit 83, 5 angegeben wird (Steigerung der Herausgabe nationalsozialistischer Schulbücher, kriegswissenschaftlicher und sonstiger Propagandaliteratur), liegt im Gesamtdurchschnitt des Jahres 1936 wieder niedriger, da für Juni 1936 nur ein Index von 81 gegenüber 93 im Juni 1935 und für Juli 1936 ein Index von 69,3 gegen 70,2 im Juli 1935 angegeben wird. Die Vierteljahrshefte sagen dazu selbst: „Im Vervielfältigungsgewerbe waren die Betriebe allenfalls so gut beschäftigt wie 1935. Bei den Zeitungsdruckereien ließ sich zuletzt eine Abschwächung bemerken.“

Während die Rüstungsindustrie Tag und Nacht arbeitet, ist das Druck- und Verlagsgewerbe zu immer weiteren Einschränkungen seiner Tätigkeit genötigt. Denn der Faschismus will eine „Kultur“ auf dem Boden der „Wehrhaftigkeit“. Waffendienst, Soldatentum, Tanks, Kanonen sind die Ausdrucksformen dieser Kultur, aber nicht Wissenschaft, Kunst und Literatur. Diese sogenannte „wehrhafte Kultur“, die ihr Werk mit dem Scheiterhaufen begann, will es mit Bombenflugzeugen, Tanks, Kanonen fortsetzen. Innerhalb 100 Tagen 2458 in Madrid durch deutsche Bomben getötete Greise, Frauen und Kinder sind das Ergebnis dieser „Kulturarbeit“. „Wehrhafte Kultur“, mit dieser Losung sucht man eine Generation zu begeistern und zu gewinnen. Doch diese Losung ist die mit allen Mitteln der Demagogie hergestellte Maske und hinter dieser Maske verbirgt sich die Barbarei. Nichts ist dieser Barbarei unerträglicher als selbständige soziale und kulturelle Regungen, als die Forderung nach Lebensrecht und Freiheit. Mit dem Mittel der Barbarei will der Faschismus der Menschheit die Reichtümer der Wissenschaft und der Literatur rauben, jeden Fortschritt, jede Entwicklung zunichte machen.

## EMIGRANTEN-LITERATUR

Ein Dialog

von

*Arnold Zweig*

Mißbilligend schaute mein Besucher die Bücherreihen an, die sich im Arbeitszimmer allmählich zusammengefunden hatten, drei mäßig lange Bretterfüllend. „Diese Kriegsliteratur stellt Ihr Material dar? Aber sonst, entschuldigen Sie, mein Lieber, mit dem da machen Sie nicht viel Staat.“ Und er deutet auf die Bände, die in stattlicher Parade ihre bunten Schutzumschläge wiesen. „Emigrationsliteratur“, sagte er streng, „und noch dazu solche. Noch eine Biographie, noch ein historischer Roman, nochmals Konzentrationslager, noch eine Anprangerung des braunen Systems. Ihr toter Freund Tucholsky hatte recht, und Sie müssen es zugeben: das da wird das Regime nicht erschüttern.“

Ich lag auf meinem Sofa, wie mir verordnet ist, und schaute ihm zu, der hin und her ging, die Augen nahe an den Rückentiteln. „Nein“, sagte ich, „die Literatur wird das Gewaltregime nicht stürzen, sie wird etwas viel besseres tun, sie wird es darstellen und es überleben, indem sie zu gleicher Zeit die Tradition des deutschen Geistes lebendig in die Zukunft trägt. Aber stürzen wird es!“

„Es sieht nicht danach aus“, sagte er voll Trauer. Er war ein anständiger Mensch; ehemals Rechtsanwalt in einer deutschen Mittelstadt, jetzt Besitzer eines kleinen Lebensmittelhandels. Es ging ihm besser als vielen seiner Kollegen, für die ihre Frauen schwer schuften mußten in allen Städten des Landes. — „Es sieht nicht danach aus?“ fragte ich ruhig. „Am 15. Juli 1918 hätten Sie genau das gleiche gesagt. Drei Tage später war der Schlag gefallen, drei Monate später fuhr der Diktator mit blauer Brille nach Schweden, und in seinem kranken Hirn setzten sich die Juden, die Freimaurer und die Jesuiten fest. Haben Sie nicht damals an den deutschen Sieg geglaubt?“ — „Wie wir alle“, gestand er ehrlich. „Wie alle guten Deutschen.“ — „Ich halte den Willen zur Selbsttäuschung zwar nicht für gut und würde die Anbeter Ludendorffs nicht die guten Deutschen nennen, sondern eher meinen, daß die guten Deutschen damals mit Liebknecht und Luxemburg im Gefängnis, im Zuchthaus oder mit dem alten Mehring in Schutzhaft saßen. Aber die Masse unterwirft sich dem Erfolg, bis ihr jemand zum Bewußtsein bringt, daß dieser Erfolg sie selber auffrißt und aushöhlt. Dieser Jemand zu sein, ist die Aufgabe der Literatur und sie wurde während des Krieges nur von ganz wenigen verwaltet. Heute ist



es anders, dank all der tapferen Herzen und wachen Köpfe, die Sie da so ungern versammelt sehen.“

Aber er kam von der Erinnerung an den Weltkrieg noch nicht los. Wer ihn mitgemacht hat... „Halten Sie wirklich Ludendorff für den ersten der modernen Diktatoren? Da hätten Sie eigentlich recht. Schon rein zeitlich. Er riß den ganzen Zimt schon Ende 16 an sich, Lenin erst ein Jahr später.“

„Und außerdem regierte Lenin mit einem Kollegium und unterwarf sich jederzeit der Stimmenmehrheit, wie Sie überall nachlesen können. Diktatur ist ein Kriegsprodukt von Anbeginn, die Genialität der Römer hat sie erfunden, um den Karren aus dem Dreck zu ziehen, wenn es schief gegangen war. Das Werkzeug, für den Frieden niemals gedacht, ist mittlerweile untauglich geworden auch für den Krieg, wie Ludendorffs Beispiel zeigt und nicht nur seines. Die Demokratie entfaltet größere Kräfte, denn sie verfügt über die gesamte Intelligenz ihres Landes, auch über die literarische. Darum zeitigt sie keine Emigrationsliteratur. In Deutschland aber stellt die eine Tradition dar. Und wenn meine Bibliothek nicht von den Nazis geschnappt worden wäre, fänden Sie unsere stolze Emigrationsliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts beisammen, und die heutige wäre in bester Gesellschaft, in allerbesten.“

„Nanu“, sagte er, „wen meinen Sie? Heine, Börne — gut. Aber sonst? Ich war doch auch mal kein schlechter Leser?“ — „Ich fürchte“, warnte ich, „Sie zu langweilen, nichts liegt mir ferner als ein Kolleg über deutsche Kulturgeschichte.“ — „Jetzt von draußen“, sagte er nachdenklich, „versuche ich mir klarzumachen, wie das eigentlich war in Deutschland und mit Deutschland, und ich gestehe Ihnen, meine alten Begriffe gefallen mir nicht mehr, sie sind nicht tragfähig gewesen. Sie haben mich so hineingelegt...“ — „Darf ich das als Aufforderung nehmen? Wer wenig zum Lesen kommt wie ich...“ — „Komme ich denn zum Lesen?“ rief er bitter, „wenn auch aus anderen Gründen als Sie.“ — „Der harte Kampf ums Brot ist eine ebensolche Krankheit wie meine Augengeschichte, eine soziale“, gab ich zu, „und außerdem ansteckend. Weil Sie und Ihresgleichen so schwer arbeiten müssen und Bücher nicht mehr kaufen können, sind wir Schriftsteller gezwungen, immerfort etwas Neues zu schreiben. Die Arbeitslage der Emigranten während einer Weltkrise drückt sich auch in diesen Bücherreihen aus. Wollen Sie jetzt noch dem oder jenem Werk vorwerfen, daß es verfaßt werden mußte?“ — Er schwieg, blickte gramvoll vor sich hin. „Die Wohnung ist sehr teuer“, sagte er dann leise, „das Schulgeld, die Kleidung. Das Einkommen schrumpft immer ärger...“ Braucht man noch mehr um eine kritische Grundhaltung zu erklären? Der Mann hatte unsere Arbeiten gekauft in seinem früheren Dasein und sprach jetzt verbittert von uns, weil wir ihm unerreichbar wurden. Aber Psychologie erklärt nur einen Sektor sachlicher Probleme. Sie löst sie nicht. Er mochte das spüren. „Wie war das mit dem Krieg und dem 18. Jahrhundert?“ fragte er, mich voll ansehend.

Ich rief mir die Hände, setzte mich auf. „Also“, begann ich beglückt, denn ich doziere gern. „Das Territorium des Römischen Reiches deutscher Na-

tion zerfiel damals, das wissen Sie, in lauter selbständige Staaten mit eigenen Herren und eigener Finanz — den Rest lasse ich beiseite — ganz wie das heutige Europa. Wer gegen den Willen seines Herzogs aus Württemberg nach Sachsen flüchtete oder aus Preußen nach Hamburg, beging Landesverrat — wie im heutigen Europa, wenn Sie andere Ländernamen einsetzen. Die Geistigen in Deutschland aber hatten die gemeinsame Herkunft aus einem großen Vaterland ebensowenig vergessen wie die geistigen Europäer von heute. Was im 18. Jahrhundert als deutsche Sehnsucht nach Einheit und Freiheit in Unterströmungen kreiste, heißt im zwanzigsten Vereinigte Staaten von Europa oder auch bloß Paneuropa — wenn es nicht Internationale heißt. Die allerdings nannte man damals Kosmopolitismus. Meine Universitätsprofessoren haben feine Unterscheidungen gemacht zwischen diesen beiden Geistestatsachen, aber da sie im Kriege vor Ludendorff kapitulierten wie die heutigen vor Hitler, habe ich einen Verdacht gefaßt gegen die feinen Unterscheidungen und lasse sie weg. Wer immer im 18. oder 19. Jahrhundert als deutscher Schriftsteller aus seiner Heimat fort mußte, weil ihm die herrschenden Klassen oder die ökonomische Lage oder der militaristische Tyrann oder Pfaffen und Philister daheim keine Entfaltungsmöglichkeit gewährten, emigrierte genau so wie wir vor der braunen Müllawine. Geben Sie das zu?“ — Er gab es zu. Aus der deutschen Rechtsgeschichte, besser als aus der Literaturgeschichte sei ihm diese Problemlage bekannt. Auch juristisch waren die deutschen Staaten damals ebenso unabhängig voneinander wie heute die europäischen. Und was heute Haager Schiedsgericht heißt, nannte sich damals Reichshofrat und saß in Wien. — „Schönen Dank“, sagte ich erfreut, „das wäre mir nicht eingefallen. Dafür aber präsentiert mir mein Gedächtnis unsere Ahnengalerie, und die sieht so aus: ob Johann Christian Günther, G. A. Bürger und Lichtenberg auch ausreißen mußten, verrät es mir nicht, und ich besitze weder Literaturgeschichte noch deutsches Konversationslexikon. Dagegen erinnert es sich, daß G. E. Lessing, geboren zu Kamenz in der Lausitz, seine Hauptarbeit in der Freien Stadt Hamburg leistete und als Bibliothekar in Wolfenbüttel beim Herzog von Braunschweig starb. G. A. Herder und J. M. R. Lenz emigrieren aus Kurland nach Sachsen-Weimar; Lenz und F. M. Klinger sterben schließlich in St. Petersburg, letzterer als Generalleutnant, ersterer als armer Irrer. Der Patrizierssohn J. W. Goethe türmt aus der Freien Stadt Frankfurt und verbringt sein Leben in demselben kleinen Sachsen-Weimar, manchmal dichtend, „als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte“, öfter mit sich und der Welt zufrieden. Ebenda wirken lebenslänglich, wie Sie wissen, die beiden Württemberger Ch. M. Wieland und Friedrich Schiller, die so ablehnen, Subjekte des Militärs Karl Eugen und seiner Untertyrannen zu bleiben. Den gleichen Weg geht Friedrich Hölderlin, der nach seiner Heimat nur zurückkommt, um im Turm von Tübingen langsam zu verblöden, und G. F. Hegel, der allerdings in Berlin triumphal endet. In Italien dagegen sterben aus zwei verschiedenen Generationen J. J. Winckelmann und A. Graf Platen. In der Schweiz läßt sich lebenslänglich Heinrich Zschokke nieder. Das 19. Jahrhundert wird charakterisiert durch die Irrfahrten

H. von Kleists (Würzburg, Paris, Dresden, Prag), Richard Wagners (Riga, Paris, Dresden, Triebtschen, München, Bayreuth, Venedig) und Friedrich Nietzsches (Basel, Sils Maria, Nizza, Turin).“ „Halt, halt“, rief er aus, die Hände abwehrend gegen mich gestreckt. Ich aber im Zuge, schob ihm die Zigarrenschachtel hin und fuhr unaufhaltsam fort: „Hier erst hat die politische Emigration ihren Platz, als die Karlsbader Beschlüsse vom Rhein bis nach Rußland einheitliche Finsternis und Rohheit verbreiten, nahezu moderne Zustände schaffen. Von Georg Büchners Freunden wird Minnigerode im Gefängnis verrückt, und Weidig begeht Selbstmord. Ich glaube, sie wurden auch geprügelt. Büchner selbst flieht nach Straßburg und stirbt in Zürich an Typhus, es ist jetzt genau hundert Jahre her. Länger leben L. Börne und H. Heine, welche Ihnen hiermit Dank sagen für die Ehre, die Ihr Gedächtnis ihnen erwiesen hat. Fritz Reuter litt in der Festung Glatz, ich weiß nicht wie lange, aber aus den gleichen Gründen wie heute die ‚Schutzhäftlinge‘ in den Konzentrationslagern; Gottfried Kinkel wurde von Karl Schurz befreit, wiewohl letzterer nach Amerika ausriß wie Freiligrath und Carl Postl auch, den Sie als Charles Sealsfield voll Spannung gelesen haben. In London saßen unter anderem zwei Herren namens K. Marx und F. Engels. Wo Georg Herwegh sein Leben fristete, weiß ich nicht. Aber daß F. Hebbel, H. Laube und F. Dingelstädt in Wien Zuflucht suchten und fanden, das hab ich im Kopfe. Die Mitte Deutschlands, Herr, erlaubte nur den Idyllikern, ihr Leben zu fristen, und die große deutsche Dichtung blühte derweil in der Schweiz und in Österreich — Prosa, mein Lieber, herrliche Prosa: Gotthelf und Meyer, Keller und Stifter. Nach der Reichsgründung aber“ — er atmete auf, ich lächelte mörderisch — „ändert sich das Bild nur dadurch, daß das preußenfeindliche Bayern nicht mehr als Ausland gilt. Von Heyse bis Heinrich und Thomas Mann, von Halbe bis Wedekind, von Eduard Graf Keyserling bis Erich Mühsam zieht sich die deutsche Literatur nach München — warum? Doch nicht des Bieres wegen. Weil dort freie Luft herrschte, Toleranz, gute Laune, froheres Leben — Drucklosigkeit.“ Ich schwieg, jeder Zoll ein Sieger.

Er saß erschöpft, hantierte mit einer Zigarre, schnitt sich beinahe in den Finger. „Sie mißbrauchen die Gastfreundschaft, die Sie mir bieten“, sagte er. „Ich kann das alles nicht nachprüfen, aber Sie vermengen meiner Meinung nach auf ungehörige Weise, was nicht zueinander paßt. Man darf Emigration nur als politische Emigration fassen.“

„Warum das?“ fragte ich. „Wenn jemand emigrieren muß, weil seine Umwelt ihn austreibt, wenn er gastlichere Gegenden aufsuchen muß oder gar eine neue Heimat, soll seine Emigration nicht als vollwertig gelten? Was im 20. Jahrhundert nach einem verlorenen Krieg und in einer Wirtschaftskrise sich politisch austobt, wirkt im 19. und im 18. in anderen Masken, aber es wirkt, das gleiche, Engstirnigkeit. Man will den Geist nicht unter sich haben, das Wort nicht zu Worte kommen lassen. Nein, wer heute als deutscher Schriftsteller emigriert, bleibt innerhalb der großen Tradition eines Schrifttums, das die Freiheit suchte, einen gewissen Anstand, heitere Verbindung zwischen den Menschen und eine mäßige Lebenshaltung. Und



wenn Sie all das mit dem Schicksal unserer französischen Kollegen vergleichen... Sie waren doch lange in Paris, bevor Sie hierherkamen? Zweie mußten unter dem ersten Napoleon weg: Constant und die Staël. Einer unter den Bourbonen: er hieß allerdings Stendhal, und einer unter Napoleon III., seinen Namen brauche ich Ihnen nicht zu sagen“, und ich wies auf die holländische Zigarrenschachtel hin, auf deren Blech das Bild eines rosigen Greisenkopfes gemalt war, unbeugsame Augen, sehr umfältelt und freundlich, weiße Mähne, mächtiger Bart: Victor Hugo, hieß die Zigarre. Ich hatte erreicht, daß er nachdenklich zum Fenster hinaussah, wo unter den Pinien lange Leinen gespannt waren und eine Frau in kurzen Hosen Wäschestücke anklammerte. „Wenn es nach Ihnen geht“, sagte er, „hat also die deutsche Literatur nur unter Wilhelm II. eine Heimat gehabt.“ — „Und unter Franz Joseph“ bestätigte ich. „Aber es geht nicht nach mir, sondern nach der Wirtschaftslage. Ist reichlich Futter da, so benimmt sich das Rudel manierlich. Wehe aber, wenn es knapp wird. In Hungerwintern stürzen sich die Stärkeren auf die Schwächeren und treiben sie in die Wildnis, wo sie verhungern können, wenn Menschen sich ihrer nicht freundlich annehmen.“ — „Brehms Tierleben?“ fragte er interessiert. — „Nennen Sie es so“, sagte ich. „Es stammt aus einer ungeschriebenen Einleitung in eine ungeschriebene Geschichte der Menschen. Aber es stimmt.“ Wir lachten beide. Dann gestand ich, ernster werdend: „Sehen Sie, als ich im März 33 über die tschechische Grenze spazierenging, gewart und geschubst von meinem Nachbarn Kurt Rosenfeld, nicht von meinem eigenen Instinkt, da nahm ich in keiner Weise die Pose eines Helden an. Ich wußte, daß, was ich auch immer aufgab, meine Leser in der Welt, außerhalb der braunen Pest, meine Bücher weiter lesen würden. Ich hatte ein gewisses Existenzminimum verbürgt. Gleichzeitig aber war ich durch die Geschichte mit meinen Augen in mich eingesperrt. Im Jahre 32 war es noch nicht so schlimm gewesen, da sprach und schrieb ich noch gegen die siegreiche Reaktion und wußte, wessen die Generäle fähig waren. 1933 mußte ich mich nach Kräften in die Einsamkeit zurückziehen. Ich wußte, wir würden es schwer haben, und meine Frau wußte es auch, aber solange mir Phantasie und Worte parierten und jemand an der Maschine saß, voll geduldiger Kameradschaft, konnte nicht viel passieren. Aber da waren Dutzende von Kollegen, die es ebenso machten wie ich und nicht wußten, was sie erwartete. Und da waren die Gefangenen in den Lagern, die sich nicht hatten warnen lassen. Alle diese verdienen Bewunderung und Dank. Und wenn jemand gegen Emigrationsliteratur ist, Anwesende ausgeschlossen, werde ich wütend für die vielen Kollegen, die ihr Bestes geben, wie sie es in Deutschland gaben, unter viel schwereren Bedingungen, gegen eine Umwelt von unvergleichlicher Härte, oft hungernd, oft frierend, oft gedemütigt, oft betrogen, um Honorare geprellt und auf alle Fälle zu Sätzen arbeitend, die ihnen früher nie geboten worden wären, so niedrig nämlich. Und ich, ein alter Schutzverbandsmann, beeile mich, hinzufügen: das liegt nicht an den Verlagen. Seit Mai 1933 weiß ich von all den Bemühungen, der neuen deutschen Literatur auch neue Verleger zu schaffen. Aus vielen phantastischen

Projekten erstanden jene fünf, sechs Verlage, deren Marken heute die internationale Leserschaft kennt. Und wenn man näher zusieht, sind es dieselben literarischen Kräfte und dieselben verlegerischen, die seit 1918 linke deutsche Literatur zu Markte brachten, nur daß dieser Markt so klein geworden ist, so klein . . .“

„Um gerecht zu sein“, sagte er, „das liegt nur zum Teil an den Büchern, zum größeren liegt es an unserer inneren Situation. Wenn wir nach einem langen Arbeitstage müde sind, wollen wir durch gute Zeitungen und Zeitschriften Überblick über die Ereignisse bekommen, Einblick in die Kräfte in und hinter ihnen, das Aktuelle. Ist das unbillig? Wenn ich einmal schlaflos liege und mich genau prüfe, kreist in meinem Kopfe ein einziges Problem wie ein Doppelspiegel mit konkaver und konvexer Fläche: wie konnte das geschehen, heißt die eine, wie lange kann dies dauern, die andere . . . Auf beides möchte man eine Antwort haben, die einen persönlich entlastet und tröstet.“ — „Und die Frage, wie dies wirklich sei, was da in Deutschland seit dem Reichstagsbrand geschieht, geht Sie weniger an? All das Dokumentenmaterial vom ersten Braunbuch bis zu ‚Das deutsche Volk klagt an‘ von Segers ‚Oranienburg‘ bis zu Bredels und Langhoffs charaktervoll durchlittenen und gestalteten Konzentrationslagerberichten?“ — „Nein“, sagte er gequält, „das tut zu weh, man will das nicht so genau wissen, so viel Scham, Empörung, schmerzhaftes Mitfühlen: es ist zu viel für unsereinen, wissen Sie. Wir wollten ja auch nach dem Kriege nicht mehr davon hören, bis Sie den Bann brachen. Es war Verdrängung, Sie haben es selbst einmal geschrieben.“ — „Gut“, sagte ich, „wäre es nach mir gegangen und nicht nach den Bühnen, ich hätte ihn schon 21 gebrochen. Heute also auch wieder Verdrängung und nicht Verarbeitung, Wegsicht statt Einsicht, Ablenkung statt scharfen Zielens auf eine Ausrottung des Übels.“ — „Was wollen Sie“, wehrte er sich, „dies war bis vor ganz kurzem die Haltung der Welt zur Hitlerei. Der Mensch ist bequem, der Mensch ist feige. Er will Biographien und historische Romane. Wer ihm eine Idylle liefert, wo ein Misthaufen duftet, den preist er als Dichter. Ich habe den rumänischen Feldzug mitgemacht. Einen größeren Wust von Raubzug, Gemeinheit und überflüssiger Schlächtereier . . . ich höre schon auf, Ihnen brauche ich nicht zu sagen: durch ein paar Konzessionen Österreich-Ungarns war der ganze Jammer vermeidbar. Ungezählte Leben, Gesundheiten, Vermögen zu verschonen. Da hat nun mal ein Dichter, ein anständiger Mann, ein ‚Rumänisches Tagebuch‘ veröffentlicht, edle Prosa, das darf man wohl sagen, geradezu griechisch und hölderlin’sch. Keine Silbe rührte an die Wirklichkeit. Wurde sehr geehrt der Mann, das allgemein Menschliche gepriesen, würde sich sehr wundern, wenn ihn einer ein ‚übertünchtes Grab‘ nannte. Natürlich ist er in Deutschland geblieben, jüngst las ich eine große Verneigung vor ihm in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘.“

„Jetzt verstehe ich Sie nicht mehr“, sagte ich, „die Emigranten-Literatur lehnen Sie ab. Und wenn etwas den Genius der Verdrängung in sich verkörpert und aus innerstem Wesen Nicht-Emigranten-Literatur darstellt, so mögen Sie es auch nicht. Was also erwartet ihr von den Schriftstellern?“

Aus eurer Unklarheit sollen sie Klarheit schaffen? Euer Nichtwissen sollen sie in Wissen verwandeln? Aber dazu gehört doch Zeit? Wovon sollen sie leben, bis es sich ihnen klärt? Bis sie die Form finden, die allein bezwingende, alles von innen erhellende Fabel? Denn das, was euch uns untertan macht, ist das großartige Theater der Phantasie, das gelenkt wird durch einen Willen; nicht einen Einzelwillen, der verschroben sein kann, willkürlich, sondern durch einen, der aus den Tiefenschichten des Ich aufsteigt, dorthin vorstoßend, wo sie dem Es benachbart sind, ihm vielleicht sogar schon angehören; wo Gruppenschichten sprechen, Formungen des Massen- und Klassenbewußtseins aus Hordenzeiten. Wo der Urcelan der Söhne sich gegen den Urvater zusammenrottete, entstand Jahrtausende hindurch der Genius der Revolution, und er wirkt noch heute ungebrochen fort. An dieser tiefsten Wurzel schon, so scheint es mir, mischt sich das Seelische mit dem Politischen, der Ursprung schöpferischer Phantasie mit dem schöpferischer Daseinskritik. Und wer daran geht, die Gegenwart zu gestalten...“ — „Warum schreiben Sie eigentlich keinen Zeitroman?“ griff er mich an, „wenn Sie so gut Bescheid wissen?“ — „Was tu ich anderes? Aber ich bin ein lang-samer Mensch“, verteidigte ich mich, „der noch immer nicht mit dem Weltkrieg fertig ist, weil er in ihm die Wurzel des Übels sieht, womit ich nicht notwendig Herrn Ludendorff meine, sondern die Gesellschaftsstruktur, die Herrn Ludendorff braucht und hervorbringt. Im übrigen verlangt Form Zeit. Wissen Sie noch, was Sie von dem Erdbeben in Lissabon gelernt haben?“ — „Daß es“ entsann er sich zögernd — „den schönen Glauben von der ‚besten aller möglichen Welten‘ und an Leibnizens prästabilierte Harmonie ins Rutschen brachte — nicht so?“ — „Vorzüglich. Sehen Sie bitte im Petit Larousse nach, wann es war. 1775? Und jetzt bitte blättern Sie zu V, Voltaire: wann schrieb er den ‚Candide‘, der die große Attacke eröffnete? 1759? Dankeschön. Vier Jahre brauchte er also, bis ihm die Fabel kam, der Geist aus ihm aufstieg und das entzückende kleine Buch gelang; und dabei saß er weit weg von Lissabon, nicht aus seiner Heimat vertrieben wie wir durch den Schlammvulkan von 1933. Bis dahin blieb er natürlich nicht still; er schrieb Aufsätze für die Enzyklopädie, Briefe, diskutierte — wie wir. Nicht jeder kann die Erfindung so prompt kommandieren wie Feuchtwanger, als er die „Oppenheims“ improvisierte. Nicht jeder auch hat ein Lebenswerk hinter sich und vor sich wie Heinrich Mann, das so zur Symbolgestaltung des ‚Henri Quatre‘ vorbereitet war. Und sehr selten schließlich hat ein Mensch die vorwegnehmenden Sinne Brechts, der uns nicht nur ‚Lieder, Gedichte, Chöre‘ schenkte, sondern schon 1931 die herrlichsten Emigrantengedichte veröffentlichte in seinem ‚Lesebuch für Städtebewohner‘. Es fehlen nur die Überschriften. Alle anderen aber haben, meiner Meinung nach, das ihre getan, sich treu bleiben, daß sie aus dem pariser Hotel, dem londoner Mietshaus, dem prager möblierten Zimmer ihren Trotz und ihre Herausforderung in die Welt warfen, die sich so gerne von Herrn Goebbels hatte einwickeln lassen. Ich sage Ihnen“, und ich sprang auf und lief durchs Zimmer wie er vorhin, „manches hatte ich vor der Hitlerei gegen unseren literarischen Betrieb auf dem Herzen. Aber was er aus sich ge-



macht hat seither, wie er die Geister schied in Drinbleiber, schwankende Gestalten und Emigranten — wie ein ganzes großes Schrifttum gegen ein barbarisches und machtvolles Regime aufstand, das die Frechheit hatte, ohne Geist auskommen zu wollen, das war meiner bescheidenen Kenntnis nach noch nicht da. Die Verbrennung der Bücher auf dem Opernplatz zu Berlin war ein Signal, unmißverständlich, und es wurde verstanden. Aber die Erschießung des Herzogs von Enghiens war auch ein Signal, und wie wenige deutsche Schriftsteller haben es verstanden! Mit solchen kleinen Besserungen muß sich zufrieden geben, wer die Entwicklung der Menschengruppen gläubig-kritisch begleitet.“

„Ja“, sagte er, „das klingt ganz hoffnungsvoll, aber Ihre Kollegen haben es gut. Sie können tun, was sie früher taten. Unsereiner dagegen...“ — Ich sah ihn teilnehmend an, seine kugeligen Augen hinter der Brille, sein Schnurrbärtchen, seine vorstehenden Zähne. „Lieber M...“ sagte ich, „dafür gehen durch das Gemüt des Schriftstellers alle eure Schicksale und oft viel eindringlicher, als ihr sie selber empfindet. Die Musik seines Daseins baut sich, wenn ich nach mir urteilen darf, aus drei Themen: ‚Ach, ich bin des Treibens müde‘, ‚verbiете du dem Seidenwurm zu spinnen‘, und als Generalbaß die Zuversicht der guten Sache und des Sieges gleich dem Schluß der Eroica, wie er unter Toscaninis Führung aufstrahlte.“ — „Ja“, sagte er und straffte sich, „der Toscanini-Abend war schön, da gewinnt man wieder Mut, nach rückwärts und nach vorwärts. Den Beethoven würden Sie wohl auch einen Emigranten nennen, und die Widmung der Eroica an Bonaparte hat er zerrissen und zertrampelt, als aus Bonaparte der Kaiser schlüpfte. Aber jetzt muß ich gehen; Ihre liebe Frau wird meine Lieferung inzwischen nachgeprüft haben. Können Sie mir etwas zum Lesen borgen?“ —

„Immer“, sagte ich, „soweit unsere Verlage mich beliefern, halte ich nicht hinterm Berge. Was ich Ihnen vorschlage: Heinrich Manns ‚Deutsches Lesebuch‘ und für Ihre Phantasie entweder Kestens, ‚Ferdinand und Isabella‘ oder Döblins ‚Babylonische Wanderung‘ — ein Jean Paulsches Produkt in jedem Sinne.“ „Hm“, sagte er und blätterte im Döblin. „Jean Paul habe ich früher gern gelesen, eigentlich möchte ich alle drei mitnehmen. Verdammt vielseitig ist sie doch, Ihre Emigrantenliteratur.“

„Eins nach dem anderen“, wehrte ich lachend. „Ja, die deutsche Literatur ist immer vielseitig gewesen, groß und reich wie die deutsche Landschaft, aus der sie jetzt vertrieben wurde. Ich könnte Ihnen auch Breuels ‚Prüfung‘ geben oder Weiskopfs ‚Versuchung‘ (da ist Berlin drin, unser Berlin) oder das entzückende Kinderbuch von Alex Wedding ‚Das Eismeer ruft‘, aber das fressen eben meine Jungens. Im Bett unterhalten sie sich über die Figuren und Abenteuer und lachen sich schief. Haben Sie übrigens Marcuses ‚Loyola‘ schon gelesen?“ — „Nein“, erwiderte er zerstreut, „den liest gerade meine Frau. Aus der Leihbibliothek. Darf ich trotzdem um eins bitten?“ — „Gern. Aber, Doktor, Bücher sollten wie Tauben sein, die den Heiligen Geist beherbergen, sie müssen immer zu ihrem Schlage zurückkommen. Der Deutsche hat zur Zeit kein Haus. Er muß es

sich erst bauen, rechts die Kelle, links das Schwert. Bis dahin verkörpert er sich im Buche“, und ich begleitete ihn zur Tür. —

„Keine schlechte Gestalt in dieser Zeit.“ — „Haben Sie übrigens Neues aus Spanien gehört? Wenn die Engländer gegen Franco auftreten, wird auch hier alles ruhig bleiben. So verquickt und verbunden sind die Ufer des Mittelmeeres schon und die menschliche Gesellschaft. Und nun auf Wiedersehen, Doktor, es wird gleich regnen, und grüßen Sie Ihre tapfere kleine Frau.“

#### NACHBEMERKUNG

Um die erschreckende Kontinuität vor Augen zu führen, die in der Heimatlosigkeit der deutschen Literatur sich ausdrückt, seien hier die Jahreszahlen gegeben, zwischen welchen das Leben der meisten hier genannten deutschen Autoren verläuft. Es lebten:

J. Ch. Günther (1695—1723); G. A. Bürger (1747—94); Lichtenberg (1742—99); G. E. Lessing (1729—81); G. A. Herder (1744—1803); J. M. R. Lenz (1751—92); F. M. Klinger (1752—1831); J. W. Goethe (1749—1832); Ch. M. Wieland (1733—1818); Fr. Schiller (1759—1805); Fr. Hölderlin (1770—1843); G. F. Hegel (1770—1831); J. J. Winckelmann (1717—68); Graf Platen (1796—1835); H. Zschokke (1771—1848); H. v. Kleist (1777—1811); R. Wagner (1813—83); Fr. Nietzsche (1844—1900); Georg Büchner (1813—37); L. Börne (1786—1837); H. Heine (1797—1856); Fr. Reuter (1810—74); G. Kinkel (1815—82); Karl Schurz (1829—1906); F. Freiligrath (1810—83); Carl Postl-Sealsfield (1793—1864); K. Marx (1818—83); F. Engels (1820—95); G. Herwegh (1817—75); F. Hebbel (1813—63); H. Laube (1806—84); F. Dingelstädt (1814—81); Gotthelf (1797—1854); C. F. Meyer (1825—1898); G. Keller (1819—90); A. Stifter (1805—68); P. Heyse (1830—1914); H. Mann (1871); Th. Mann (1875); M. Halbe (1865); F. Wedekind (1864—1918); E. Graf Keyserling (1855—1918); Erich Mühsam (1878 — ermordet im Konzentrationslager Oranienburg 1934).

### POLITISCHE LITERATUR DER EMIGRATION

von

*Rudolf Olden*

Als die deutschen Schriftsteller emigrierten, wurden sie vor eine gewaltige Aufgabe gestellt: der Welt zu erklären, was in Deutschland vor sich ging. Von welchem Gesichtspunkt immer man die politische Literatur der Emigration betrachten will, das wird immer der Maßstab sein, an dem man sie messen muß: ob es ihnen gelungen ist, deutlich zu machen, was in Deutschland geschehen war, was geschieht und was also geschehen wird.

Wenn ich schlechthin sagte „die deutschen Schriftsteller“, so wollte ich damit den Zurückgebliebenen die Fähigkeit des Schreibens nicht abstreiten. Es haben keineswegs alle, die schreiben können, das Vaterland verlassen. Aber die daheim blieben, sind wertlos geworden, weil ihnen das Wesentliche fehlt, was den Schriftsteller ausmacht: die Freiheit des Ausdrucks. Um nur ein paar zu nennen, die mir dessen würdig scheinen: der Konservative Otto Hötzsch, der Nationalist Ernst Jünger, der Nationalrevolutionär Herbert Blank, die Liberalen Friedrich Meinecke und Erich Marks, — sie leben in Deutschland, aber sie haben nichts über Deutschland zu berichten. Reichsverband des Schrifttums, Reichskulturkammer, eifersüchtige Inquisitoren wie Rosenberg, Blunck und Goebbels, und über allem anderen die Gestapo mit ihren vielerlei wirksamen Mitteln, die Gesinnung von Menschen zu beeinflussen —, genug, die daheimgebliebenen Schriftsteller schreiben nicht oder doch nicht über unsere Zeit. Was da schreibt, tut es ohne Berufung und unter Zwang, und es ist — wie könnte es anders sein? — ohne Wirkung, ohne Reichweite, ohne Widerhall. Kommen nationalsozialistische „Kulturträger“, Kolbenheyer und so nach England, so hört man sie mit der Höflichkeit der Routine und kaum verhehlter Langeweile an. Ihre Bücher werden nicht übersetzt. Es ist ein Irrtum, woran die nazideutschen Propagandakünstler stur und eisern glauben, daß propagandistische Kraft mit mechanischen und materiellen Mitteln erzeugt werden kann. Sie kann es nicht, das hat sich gezeigt, und daß es sich gezeigt hat, ist wahrhaftig ein Trost für uns, die wir an den lebendigen Geist glauben.

Zu zeigen, was in Deutschland war, ist, sein wird, das, sagte ich, war die Aufgabe. Es kann gar nicht genug gesagt werden, wie sehr die Welt nicht verstand, was den Deutschen geschehen war, wer die neuen Herren waren, die Deutschland regierten, welche Gesinnung und welche Methoden dort herrschten. Nicht nur Unkenntnis und Unverstand hinderte die Erkenntnis, sondern auch Unwille zu begreifen. Da war der Teil der Welt, der die deutsche Republik für sozialistisch oder kommunistisch hielt; ein anderer, der glaubte, sie sei, gegen den Willen des Volks, von Juden regiert worden; ein dritter, der gewohnt war, Deutschland unbedingt gegen die eigenen Chauvinisten zu verteidigen und der sich nicht gerade schnell in eine veränderte Situation fand; ein vierter, den die Trägheit des Herzens und nationaler, aber kurzsichtiger Egoismus dazu führte, nicht ohne Beifall mitzuerleben, daß das große Reich der europäischen Mitte sich selbst zu zerfleischen schien; der fünfte, immer in der Mehrheit, zufrieden, wenn es andern schlecht und ihm selbst besser geht und der überhaupt von der Welt nichts wissen will, als vielleicht Ergebnisse von Fußballwettspielen. Welch ungeheure Aufgabe, eine solche überwältigende Übermacht des Nicht-wissen-wollens zu zwingen, daß sie versteht. Ihr stand gegenüber ein Häufchen von Emigranten, in sich politisch zerrissen, über ein halbes Dutzend von Städten zerstreut, ohne die gewohnten Hilfsmittel politisch-literarischer Arbeit; ja vielfach ohne die Mittel, ihr Leben zu fristen, ohne verständnisvolle und zahlungswillige Verleger. Was haben sie getan, um ihre Aufgabe zu erfüllen?



Das erste Buch, das erschien —, wenn ich nicht irre, das erste —, aber sicher das erste, dessen Wirkung weithin reichte, war das „Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror“, herausgebracht von den ad hoc eiligst gegründeten Editions du Carrefour in Paris. Das „Braunbuch“ ist, wie der Verlag mitteilt, nicht nur in zwanzigtausend getarnten Exemplaren in Deutschland selbst, sondern auch in neunzehn Sprachen übersetzt über den Erdkreis verbreitet. Wer vorher nicht von ihm gehört hatte, erfuhr von ihm durch die Verhandlungen des Reichsgerichtsprozesses gegen die Reichstags-„Brandstifter“, Dimitroff und Genossen, in denen es täglich genannt und „widerlegt“ wurde. Das war im September 1933. Welche Schnelligkeit der Leistung und Kraft der Wirkung!

Sehr bald nach der Umwälzung in Deutschland erschien im Europa-Verlag in Zürich Konrad Heidens „Geburt des Dritten Reichs“, eine Fortführung der früher von ihm in Berlin publizierten Geschichte des Nationalsozialismus. Auch dies Buch wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt, und man kann von ihm sagen, daß es grundlegend gewesen ist für die nicht wenigen Darstellungen der nationalsozialistischen Bewegung, die später von englischen und amerikanischen Autoren gegeben wurden. Fleiß und Sorgfalt, mit der hier die Tatsachen, vom münchener Beginn des Nazitums an, gesammelt und aufgezeichnet worden sind, haben mehr noch eine verborgene und mittelbare Wirkung getan, als die unmittelbare Verbreitung des Werkes selbst erkennen lassen kann.

Über den Vorgang des Machtübergangs, die Preisgabe der Regierung an Hitler hatte ich, schon im Frühsommer 1933 ein kleines Buch bei Malik, damals in Prag, herausgebracht, das in sieben Sprachen erschien und vor allem in England die öffentliche Meinung berührte, weil Wickham Steed ihm in einem Sonntagsblatt eine volle Seite widmete. Eine Darstellung ungefähr desselben Zeitabschnitts, der letzten Tage vor Hitlers Ernennung zum Kanzler, mit neuen Einzelheiten, mehr dichterisch geformt und dramatisch bewegt, erschien in einem Heft der „Neuen Deutschen Blätter“, der prager von Wieland Herzfelde herausgegebenen Monatsschrift, die leider seither verschwunden ist.

Noch im Herbst 1933 gab das pariser Comité des Délégations Juives eine zu diesem Zeitpunkt umfassende (von mir besorgte) Zusammenstellung der Judengesetze und Judenverfolgungen heraus, „Das Schwarzbuch über die Lage der Juden in Deutschland“. Später erörterten das Judenproblem Arnold Zweig in einem Buch „Bilanz der deutschen Judenheit“ und Alfred Döblin „Flucht und Sammlung des Judentums“ beide bei Querido in Amsterdam. Neue und nicht selten originelle Gesichtspunkte fand ein — pseudonymer — Schriftsteller Anton von Miller, „Deutsche und Juden“, bei Kittl in Mährisch-Ostrau. Carrefour leistete zwei Beiträge zum Thema „Juden in Deutschland“, beide hauptsächlich aus Zitaten nach nationalsozialistischen Quellen bestehend und gerade darum von großer Durchschlagskraft: „Was soll mit den Juden geschehen?“ und „Der gelbe Fleck“. Dies zweite ist seither in neun Sprachen erschienen und es hat auf viele bis dahin Gleichgültig-Wohlwollende aufwühlenden Einfluß geübt.

Nach Hindenburgs Tod kamen zwei Bücher heraus, die seinen Namen als Titel trugen, aber mehr als eine Biographie bedeuten wollten; das eine bei Querido von Emil Ludwig, dessen Untertitel lautet „Die Sage von der deutschen Republik“; das andere von mir im pariser Verlag Europäischer Merkur, zwei Jahrhunderte skizzenhaft schildernd und an zweiter Stelle genannt „Der Geist der preußischen Armee“. Ohne Wirkung sind auch diese beiden Bücher nicht geblieben. Ludwigs Kennzeichnung des überall verehrten Feldmarschalls wurde in England zum Beispiel noch mit Indignation aufgenommen. Als aber kürzlich ein englischer Schriftsteller, John Wheeler-Bennett, sie zustimmend übernahm — „The Wooden Titan“ —, fand sein Buch allgemeine Zustimmung.

Die erste Geschichte der deutschen Republik, die bei Orbis in Prag verlegt, von einem Emigranten auf den Büchermarkt kam, ist „Die deutsche Tragödie, der Selbstmord einer Republik“ von Georg Bernhard, früher Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“, ein Buch, das die Schnelligkeit seiner Hervorbringung zu merkbar verrät. 1935 erschien „Geschichte der deutschen Republik“ in der Graphia, Karlsbad, von Arthur Rosenberg, dem früheren kommunistischen Reichstagsabgeordneten und berliner Geschichtspräsident, der heute an der Universität Liverpool lehrt; die zweite, ebendort erschienen, genannt „Die 14 Jahre“, von Friedrich Stampfer, dem früheren Chefredakteur des „Vorwärts“, Mitglied des sozialdemokratischen Parteivorstandes und ebenfalls des Reichstags. Rosenberg läßt seine Darstellung endigen, wo Brünnings Kanzlerschaft endigt, ein analytisch wohl begründeter Standpunkt. Ja, vielleicht gibt er der Republik noch eine zu lange Lebensdauer; war sie nicht eigentlich zu Ende, als Stresemanns Partei seinen Tod unter der schwarzweißroten Fahne feierte? Stampfer führt seine Geschichte bis zum Reichstagsbrand durch. Aber hätte er nicht weitergehen sollen bis zur Spaltung der Sozialdemokratie in eine inländische und eine Partei der Emigranten und bis zur Unterdrückung der Gewerkschaften? Denn, ohne dem fleißigen Buch unrecht tun zu wollen, scheint es mir manchmal mehr eine offiziöse Geschichte der Partei seit Kriegsausbruch bis zu ihrem Ende zu sein, als eine Geschichte der Republik.

Zu Weihnachten kamen zwei Biographien Hitlers heraus, die eine von dem eminenten Kenner der Nazi-Parteigeschichte Konrad Heiden im Europa-Verlag, Zürich, die andere von mir bei Querido. Diese ist in vier Ländern, jene in acht erschienen. Kein Wunder, so wie diese seltene Figur der Weltgeschichte aussieht, daß das Interesse noch immer groß ist. Es muß dabei bedacht werden, daß seither eine ganze Reihe, zum Teil vortreffliche Bücher über Hitler und den Nationalsozialismus aus der Feder ausländischer Autoren publiziert wurden. Hierzu sei auch genannt Alexander Stein, „Adolf Hitler — Schüler der Weisen von Zion“, bei der Graphia in Karlsbad, das eine sehr bemerkenswerte Parallele durchführt; dann Manuel Humbert: „Hitlers ‚Mein Kampf‘“, im Verlag des Pariser Tageblatts erschienen, ein starker Band, der allein die Richtigstellung von Hitlers Behauptungen zum Zweck hat. „Die Braune Kultur“ von Michaelis und Sommer, im Europa-Verlag Zürich, geht von der trefflichen Methode aus, Nazi-

Deutschland ausschließlich aus Nazi-Zitaten erstehen zu lassen. „Nazi-Führer“, bei Carrefour, bringt kurze Biographien der Nebenfiguren, das persönliche Argument mit Glück anwendend.

Zwei nationalsozialistische Emigranten haben sich mit den großen Ereignissen des Dritten Reichs beschäftigt: Otto Straßer, „Die Deutsche Bartholomäusnacht“ im Reso-Verlag Zürich, und ein Anonymus (der Walter Korrodi heißt), „Ich kann nicht schweigen“, worin mir vieles verschwiegen zu sein scheint, im Europa-Verlag ebenda. Die Form des Tagebuchs, und zwar des eines angeblichen Reichswehrgenerals hat Helmut Klotz für die Darstellung des nationalsozialistischen Aufstiegs gewählt. Seine „Berlin Diaries“ haben in England viel Interesse geweckt.

Eine besondere Species der Emigrationsliteratur beschäftigt sich mit der deutschen Aufrüstung. Eine Schrift über die Luftwaffe erschien, leider nur englisch, bei Allen & Unwin in London, von dem bewährtesten Vorkämpfer des deutschen Pazifismus Otto Lehmann-Rußbüldt, neuerdings eine zweite desselben Autors „Landesverteidigung ohne Profit“ in der Internationalen Verlagsanstalt. Editions du Carrefour brachten drei solche Bücher heraus: „Hitler treibt zum Krieg“ und „Hitlers Luftflotte startbereit“ von der londoner Publizistin Dorothy Woodman eingeleitet, „Hitlers motorisierte Stoßarmee“ von A. Miller. M. Seydewitz und K. Doberer schrieben im Malik Verlag, nun in London, über „Todesstrahlen und andere neue Kriegswaffen“, ein Buch, voll von technischen Wundern des kommenden Krieges.

Dem Kampf der deutschen Staatsvergötterung gegen das Christentum sind gewidmet „Hitler gegen Christus“, anonym bei Carrefour, und „Der Kampf um die Kirche im Dritten Reich“ von Waldemar Gurian im Vita Nova Verlag in Luzern; das erste eine populäre Darlegung, das zweite die religiöse Situation auch historisch vortrefflich kennzeichnend. Dazu kommt Karl Teschitz, „Religion, Kirche, Religionsstreit in Deutschland“, das im Verlag für Sexualpolitik in Kopenhagen erschien.

Den Schrecken der Konzentrationslager haben mehrere Emigranten geschildert, die ihn erlebt haben.

Seine mit dem Braunbuch so glücklich begonnene Bemühung um den großangelegten Report hat der Verlag Carrefour fortgesetzt mit „Dimitroff gegen Göring“, dem Nachwort zum Reichstagsbrandprozeß, mit dem „Weißbuch über die Erschießungen des 30. Juni 1934“, mit „Das Braune Netz“, das die Arbeit der Gestapo im Ausland schildert, und „Das Deutsche Volk klagt an“, der Summierung von drei Jahren Greuel.

Auch Erinnerungsbücher erschienen in der Emigration: bei Carrefour „Söldner und Soldat“ von Bodo Uhse, der seine nationalsozialistische Jugend erzählt, bei Allert de Lange in Amsterdam „Der Marsch durch zwei Jahrzehnte“ von Theodor Wolff, dem früheren Chefredakteur des Berliner Tageblatts, Begegnungen mit wichtigen Zeitgenossen in der bekannten Meisterschaft des zarten Stils berichtend, endlich Hellmuth von Gerlachs unendlich lebendige Autobiographie „Von Rechts nach Links“, ein Buch, das, ganz kunstlos geschrieben, ein sehr deutliches Bild des alten Deutschland gibt und das so wichtig ist, weil gerade dies sehr preußisch-deutsche



Leben in der Emigration, in einem kleinen pariser Hotel endigen mußte. Des früheren berliner Polizeipräsidenten Grzesinski Erinnerungen sind französisch in einem pariser Verlag erschienen.

Wie hätte die Emigration nicht auch Streitschriften hervorbringen sollen! Erstaunlich eher, daß sie nicht mehr von ihnen zeitigte. Es ist bedeutendes auf diesem Gebiet der schwierigsten Form geleistet worden. Ich rechne hierher die Sammlungen der meisterhaften Aufsätze von Heinrich Mann, „Haß“ bei Querido und „Es kommt der Tag“ im Europa-Verlag Zürich. Hierher gehört Walter Mehring, dessen kurze Satiren, die noch nicht gebunden sind, noch die fernen Nachkommen der Deutschen von heute über den Diktator ihrer Vorfahren lachen lassen werden; hierher auch sein gewaltig komisches Buch „Müller, Chronik einer deutschen Sippe“ im Gsur-Verlag in Wien. Das eigentliche Pamphlet aber, das gegen das „Neue Deutschland“ nicht geschrieben, sondern geschleudert oder hinausgespien wurde, ist nur wenig bemerkt worden: „Deutschland ist Caliban“ im Europa-Verlag gleich nach der nationalen Erhebung erschienen, von dem machtvollen großen Schimpfer Walther Rode, das Buch, von dem Emil Ludwig sagte, er habe „seit Nietzsche so schlagend nichts über die Deutschen gelesen“. Wenig bemerkt ist seither der Autor gestorben. Die jüngste Erscheinung, die ich auch hierher, zu den Streitschriften, zählen möchte, ist Thomas Manns „Briefwechsel“ mit dem Dekan der philosophischen Fakultät in Bonn, die ihm sein Ehren-Doktorat aberkannte, eine Schrift, in dem der Dichter den lang zurückgehaltenen Zorn brausend und stark dahinströmen läßt, nur sechzehn Seiten lang und schon heute des Weltruhms sicher.

Noch auf ein letztes und heikles Thema muß ich zu sprechen kommen, das auch eine Pflicht der Emigration ist und die, die sie bisher am wenigsten erfüllt hat: das Thema der Selbstkritik oder der Einkehr, wenn man so will, ein Thema, von dem ich stets erwartete, es werde leidenschaftlich und fruchtbar bearbeitet werden —, aber es zeigt sich, bis nun zum wenigsten, daß das heikle Thema nur wenige Schriftsteller gereizt hat.

Einen bescheidenen Beitrag habe ich geliefert in der Broschüre „Warum versagten die Marxisten“, die in Paris beim Europäischen Merkur erschien. Hoffnungsvoll schien ein Anfang, den der sozialdemokratische Verlag „Graphia“ mit der Broschüre „Neu Beginnen!“ machte. Aber der neue Beginn fand keine Folge. An einem kommunistischen Beitrag zur Selbstkritik fehlt es überhaupt. Das ist die Lücke, die mich am meisten erstaunt, denn ich hörte, bei feierlicher Gelegenheit, aus höchst berufenem Mund, das durch Aufrichtigkeit entwaffnende Eingeständnis der Irrtümer, die in der deutschen Republik von der Kommunistischen Partei begangen wurden.

Man sieht an meiner Aufzählung, daß eine reiche politische Literatur der deutschen Emigration existiert; es ist noch mehr vorhanden, als ich erwähnen konnte; die Schriftsteller, deren Werke ich übersehen habe, bitte ich zugleich um Entschuldigung. Unter schweren Umständen ist nicht wenig Schweiß, nicht wenig Verstand aufgewendet worden. Auch der Erfolg blieb nicht versagt. Natürlich, daß die Aufgabe, wie ich sie zu Anfang des Auf-

satzes umschrieb, etwa erfüllt worden sei, davon ist nicht die Rede: schon deshalb, weil jeder Tag sie neu stellt; aber gewiß nicht deshalb allein. Ich möchte wiederholen: nicht wenig des Ungenügens liegt daran, daß der literarisch-technische Apparat fehlt. Das ist ein böser Fehler. Jeder Schriftsteller reist mit seiner eigenen Bibliothek, mit seinem eigenen Archiv umher; und jedes einzelnen Zurüstung ist natürlich ungenügend, selten ist sie in Ordnung, und selbst das Vorhandene zu finden, wenn es gebraucht wird, ist eine Anstrengung und darüber hinaus ein Glücksfall. Der Plan, ein zentrales Archiv für den Gebrauch aller zu errichten, ist, unabhängig voneinander, in Wien, Paris und London gefaßt worden, aber seine Ausführung nie über Ansätze hinausgekommen. Die Mittel fehlen. So ist die Welt, daß für Flugzeuge oder Kriegsschiffe, die gegen die deutsche Kriegsdrohung schützen sollen, jeder Millionenbetrag ausgegeben wird, daß aber nicht der Gegenwert auch nur eines Unterseeboots gefunden werden kann, wo es um die Aufhellung der Geschichte und der Psychologie geht, die jene Kriegsdrohung schufen und täglich neu schaffen. Wenn ich also darüber sprechen soll, wie die Wirkung der Emigrationsliteratur verstärkt werden könnte, so wäre das erste, was ich zu verlangen habe: Bibliothek und Archiv für die Erforschung Deutschlands, minimaler Ersatz für jenen ungeheuren wissenschaftlichen Apparat, der im heutigen Deutschland nicht mehr der Forschung, sondern der Propaganda dient, d. h. der Verschleierung statt der Aufhellung, der Aufrichtung von Phantasieschlössern statt der Legung von wissenschaftlichen Fundamenten, auf denen allein eine gesunde Politik ruhen kann.

Ich habe schon oben angedeutet, woran es sonst noch fehlt: an aufrichtigen Bekenntnissen des Vergangenen. Wenn die Bücher, die unsere Vergangenheit beschreiben, apologetisch sind oder doch sanft über die Ursachen hinweggehen, die Deutschland ins Unglück und uns in die Emigration gebracht haben, so befördern sie nicht den Zweck, die Welt vor künftigem Unheil zu bewahren. Da uns aber sogar die Akten fehlen, so müßten wir wenigstens Memoiren haben. Als ich einen sozialdemokratischen Politiker anzuregen versuchte, seine Erinnerungen nicht mit seinem Tod untergehen zu lassen, antwortete er spöttisch: „Memoiren schreiben die, die es nötig haben.“ Er hat leider recht. Das ist das Unglück oder doch ein Teil des Unglücks. Deshalb sind Grzesinskis Erinnerungen nur von geringerem Wert, weil er hauptsächlich erzählt, daß er immer recht gehabt hat; aber wertlos sind Erinnerungen auch dann nicht —, um wieviel wertvoller sind aufrichtige Erinnerungen! Mehrere Reichkanzler und nicht wenige Minister des Deutschen Reichs, dazu Parteiführer, hohe Beamte —, wenn ihr Wissen zugänglich wäre, statt verschlossen zu sein, wäre der Geschichtsschreibung sehr geholfen.

Ich habe nur von den Grundlagen gesprochen, die der politischen Literatur nützlich sein könnten. Nicht von dem Geist, damit die Hilfsmittel, wären sie vorhanden, mit Vollendung ausgenützt würden. Denn ob schon vollendetes geleistet worden ist? — ich zweifle. Treffliches wohl, nicht-

übertreffliches kaum, wenigstens in der Sphäre des Historikers und reinen Politikers nicht. Besser steht es um das, was ich oben unter „Streitschriften“ besprach, wo also der künstlerische Trieb der politischen Erörterung zu Hilfe kam. Aber auch der *Große Roman* des Neuen Deutschland fehlt noch. Denken wir an den „Untertan“, in dem Heinrich Mann den Menschen des Kaiserreichs für immer festgelegt hat. Oder denken wir an die großen Russen der Vergangenheit. Nur daß das fromme Wünsche sind, überflüssig, sie auszusprechen. Die historisch-politische Literatur dagegen ließe sich organisieren. Es wäre nützlich, es zu tun. Es würde sich bezahlt machen. Man sollte nicht zögern.

Ich habe vorher aufgezählt, welche Kräfte sich der Aufgabe der emigrierten Schriftsteller — die Welt über Deutschland aufzuklären — entgegenstellen. Ich will jetzt hinzufügen, welche Kraft es ist, die der Emigration zur Seite steht. Es ist die Wahrheit. Wenn es sich nur um einen Streit zwischen verschiedenen Auffassungen, zwischen einander widerstrebenden Weltanschauungen handelte, wie könnten die zersplitterten, zerstreuten, von allen Mitteln entblößten Schriftsteller der Emigration der geballten Stärke des Reichs Widerstand leisten? Das wäre auch auf der Walstatt des Geistes ein hoffnungsloses Beginnen, von vornherein zum Scheitern verurteilt, — wenn es nicht eben so stünde, daß der Nationalsozialismus notwendig nicht die Wahrheit sprechen kann, und daß wir es können. „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt.“ Das heißt: Recht ist, was der Regierung Hitler nützlich zu sein scheint. Was könnte dieser Satz, auch auf dem Gebiet der historisch-politischen Publizistik und gerade auf diesem Gebiet, anderes bedeuten, als die offene Erklärung, nicht die Wahrheit sagen zu wollen, die offenkundige Entschlossenheit zur Mißachtung der Wahrheit. Wenn wir Erfolge erzielt haben, und kein Zweifel, ganz erfolglos waren wir nicht, so darum und darum allein, weil wir in diesem sonst so ungleichen Kampf die Waffe der Wahrheit gebrauchen konnten.

Aber die Wahrheit wird immer schwerer erkennbar, immer mehr verdunkelt sich das Reich, immer undruchdringlicher werden Statistiken, ökonomische, soziale, militärische Berichte. Sie richten immer festere, immer höhere Mauern auf, sie verschärfen jegliche Zensur, sie bedrohen die Nachrichtengeber mit dem Tode, sie wollen wahrhaftig das Reich der Finsternis aus Deutschland machen. Deshalb sage ich, daß wir das Archiv brauchen, das „Institut zur Erforschung Deutschlands“, des dunklen Erdteils unserer Zeit. Wir müssen die Hilfsmittel der Wissenschaft zur Erkennung der Wahrheit besitzen; oder unsere Waffe wird stumpf werden, unsere Kraft erlahmen, unsere Leistung wird erschaffen, statt sich zu steigern —, zum Schaden der friedlichen Welt, die sich zur Verteidigung gegen die Macht des Ungeists und der Lüge rüsten muß, nicht nur mit Bombern und Tanks. Zur Prävention ist es, wenn erst geschossen wird, zu spät!



# VIER JAHRE

von

*Kurt Kersten*

„Gib dem Mann die Hand, er ist ein Flüchtling!“ ermunterte die alte hessische Bauersfrau ihr Enkelkind, als an einem trüben Dezembertag des Jahres 1837 der des Landes verwiesene Jakob Grimm die Grenze Hannovers überschritt und von demonstrierenden Bauern begrüßt wurde. Im gleichen Jahr war Georg Büchner im Exil gestorben, Weidig im Kerker in den Selbstmord getrieben worden, wehrten sich die „Göttinger Sieben“ gegen den Staatsstreich des Königs von Hannover, erstickten aber auch Metternichs Presseordonnanzen jedes freie Wort und wurden von seinen Untersuchungskommissionen deutsche Schriftsteller für vogelfrei erklärt, blühte das Gewerbe der Konfidenten. Hundert Jahre vergehen, und wieder leben, wirken deutsche Schriftsteller im Exil, wird in unserm Land jeder Publizist, Denker, Dichter geächtet, der seinem Gewissen, seiner Überzeugung folgt und ausspricht, niederschreibt, was ihm notwendig erscheint. Der deutsche Zustand ist unerträglich barbarisch. Seit vier Jahren werden Schriftsteller willkürlich ihrer Freiheit beraubt und verschleppt, verhöhnt, angespien, geschlagen, zu Tode gefoltert oder jahrelang eingekerkert, alle Rechte werden ihnen genommen, schuldlos, ohne Verhör, ohne Gericht und Urteil hält man sie an unbekannten Orten fest. Wer kann schweigen, wenn solches mitten in Europa geschieht? Werke der Weltliteratur werden unter dem Johlen irgeleiteter junger Menschen in flammende Scheiterhaufen geworfen. Von Goethe darf kein Schulkind etwas lesen. Konfidenten durchschnüffeln öffentliche und private Bibliotheken. Spitzbübische arrogante Ignoranten bilden Inquisitionsgerichte für die literarische Produktion. Gedankenleser und Gebärdenspäher huschen wie Ratten von Winkel zu Winkel. Und der Organisator dieser Autodafés jubelt zynisch „Es ist eine Lust zu leben!“

Was der deutschen Literatur in diesem Zeitalter des Verfalls der bürgerlichen Gesellschaft auferlegt wird, ist mehr als eine Prüfung auf ihre künstlerische Gestaltungskraft hin. Was man vom emigrierten Schriftsteller verlangt, ist nicht nur Besinnung auf sich selbst, nicht nur Anspannung seiner höchsten geistigen Kraft, schon gar nicht nur die Fähigkeit sich über materielle Schwierigkeiten hinwegzusetzen, sondern vor allem auch moralische Kräfte zu entwickeln, Haltung zu bewahren, sich stets der Verantwortung bewußt zu sein als Repräsentant des lebenden, des kommenden geistigen Deutschlands zu gelten. Wir gehen einen Weg, wie er nie zuvor in einer Periode begangen worden ist, und wenn wir zu straucheln, in die Knie zu brechen drohen, hilft uns niemand auf als wir selbst und das Bewußtsein, die Erkenntnis, eine Kameradschaft mit anderen Gefährten zu bilden, die in den Zuchthäusern des Dritten Reiches ihre Tage verbringen müssen oder freiwillig an der Front von Madrid ihre Pflicht erfüllen. Es muß immer

mehr allgemeine Erkenntnis werden, daß mit Betrieb und Geschäftigkeit, mit Anpassungskünsten, mit gefälligem Lächeln kein Schritt vorwärts getan ist, daß Koterien und Cliques kein Ersatz für Kameradschaft sind, daß Assimilanten sich verächtlich machen, daß es mit den Methoden des Juste Milieu endgültig und für immer vorbei ist. Werte, Überzeugungen lassen sich nicht erswindeln. Was abfault, soll verkommen, wer schwätzt, soll nicht mitreden, wer auf Protektion spekuliert, bleibt draußen, wer sich nicht entscheiden kann und will, wird nicht aufgenommen, wird am Wege bleiben; in diesem Krieg ist keine Etappe vorgesehen.

Manche lassen sich von Vorstellungen beherrschen, als könne man in diesen Zeitläuften Winterschlaf halten oder sich mit Verwandlungskünsten oder Gaukelspielen lohnbringend lange, düstere Tage privat erhellen. Manche verspüren den Trieb, den Musterknaben zu spielen, um nur keines Beauftragten argwöhnischen Blick auf sich zu lenken, auch im Exil leistet sich mancher einen privaten Scheiterhaufen und verbrennt seine Vergangenheit, um sich ein Alibi zu verschaffen, schlägt sich selbst ins Gesicht oder stellt sich als Büßender selbst an den Pranger, will einer Welt, die er für nicht informiert hält, weismachen, er sei immer ein braves Schaf gewesen; daß er ein Schaf war, soll nicht bestritten werden. Man würde sich irren, wenn man annähme, nur leibliche Not erzeuge solche Tartüfferie. Die Zeiten, in denen ein Indianer sich seitwärts in die Büsche schlug, mit der verwurfsvollen Beteuerung, die „Wilden“ seien doch bessere Menschen, gelten für diese Deserteure gewiß nicht; die weißen Indianer bemühen sich vergebens, ihre Spuren zu verwischen. Es gibt endlich andere, die sich eine Maske vors Gesicht zogen, den Aushorcher im Auftrage des Feindes spielten, zum Verräter wurden, wenn sie es nicht vielleicht sogar schon immer gewesen sind; der Fluch fällt auf ihren Namen und ihr Werk und beides soll verwesen. Auch solches haben wir erleben müssen.

Zuweilen schien es in diesen Jahren, als meinten manche, man könne alle Kämpfe, alle Probleme, alle Aufgaben dieser Epoche umgehen, als ließe sich die Zeit untunnen, und es handle sich nur um einen vorübergehenden Zustand, den man vielleicht auch träumend verschlafen könne. Wir sahen Schriftstellern zu, die bewußt jede Auseinandersetzung vermieden, auch nur eine Anspielung unterließen und sich von den Schlägen, die auch sie empfielen, nicht getroffen fühlen wollten, eine aristokratisch scheinende Geste einstudierten, um ihre impotente Reaktionsfähigkeit zu verschleiern. Und es waren wieder andere, die nur noch flüsterten, mit Engelszungen Lieder in falschem Takt summten und erschrecken, wenn sie das Wort „Haß“ hörten, indem sie Mißbrauch mit dem kämpferischen, haßerfüllten Antigonewort trieben. In seinem Essayband „Es kommt der Tag“ bemerkt Heinrich Mann: „Die Literaturen sind jetzt ratlos und ängstlich, sie machen sich klein oder gebärden sich zerfahren...“ Und an einer anderen Stelle dieses geistig hellen, scharfen, zielsicheren Buches wirft Mann der Literatur vor, sie weiche ihrer Aufgabe aus oder finde sie nicht, was aber eine Gesellschaft und ein Jahrhundert werden, wisse die Literatur voraus — oder niemand wisse es. Vor 27 Jahren fand Heinrich Mann bereits ähnlich lau-

tende Formulierungen in einem berühmten Aufsatz „Geist und Tat“, der der aktiven Literatur die Parole für eine ganze Periode gab. Vier Jahre später brach der Krieg aus, der immer noch nicht beendet ist und in einen allgemeinen Krieg übergehen kann, wenn es nicht gelingt, die Friedensfront zu stärken, zu verbreitern, zu aktivieren. Es muß tiefer ins Bewußtsein aller Schriftsteller dringen, daß wir uns in einem kriegsähnlichen Zustand befinden, die Fronten sich klar abzeichnen und für jedermann erkennbar sind, so daß niemand im Niemandsland ratlos umherirren könnte und nicht wüßte, woher geschossen wird und wer auf wen schießt. Es kommt nicht nur darauf an Haltung zu wahren, es kommt darauf an zu wissen, um das Wahre aussagen zu können.

Die emigrierte Literatur hat in zahlreichen Werken die Aufgabe zu erfüllen gesucht, der Zeit ihr Spiegelbild vorzuhalten, sie hat den heroischen Kämpfertypus zu bilden sich bemüht, dessen ernste, harte, energieerfüllte Züge uns aus den Werken Heinrich Manns, Lion Feuchtwangers, Gustav Reglers, Willi Bredels, Oskar Maria Grafts, Anna Seghers, Johannes R. Bechers, F. C. Weiskopfs erschütternd und mahnend anblicken, diese Literatur hat ein Werk wie Brechts „Dreigroschenroman“ hervorgebracht, in dem die verrottete kapitalistische Gesellschaft einen abscheulichen Hexensabbat aufführt, den nur die Kraft Hogarths oder Daumiers im Bilde zu interpretieren vermöchte. Diese Literatur hat im Verlaufe dieser vier Jahre vor allem sich Rechenschaft über die jüngst vergangene Epoche zu geben vermocht, sie wollte die Rechnung vorlegen, Klarheit schaffen, sie hat Menschen geschildert, die eine Zeit zu erdulden hatten und sich bewähren mußten, die in Versuchung geführt wurden, Prüfung unterlagen, in den Abgrund zu stürzen drohten, einen Zusammenbruch erlitten, in Gefahr gerieten, alles zu glauben und sich zu verlieren. Dieser Literatur haften vielfach depressive Züge an oder aber sie ist von einem sarkastischen Hohn erfüllt. Es war die Literatur einer Epoche der Sammlung und Sichtung, des Sichfindens und Gruppierens. Man kann heute schon diese Epoche als abgeschlossen betrachten, ein Zusammenhang mit den politischen Wandlungen des letzten Jahres muß konstatiert werden, das Datum ist genau zu fixieren, es ist der 19. Juli 1936, an dem die spanische Volksfront zurückschlug, als die Generale meuterten. Wir gelangen jetzt in neues Gebiet, aus den Kämpfen der Volksfront schöpft die Literatur ihre neuen Kräfte. Der Abgrund hinter uns ist geschlossen, was auch immer noch uns beim nächsten Morgengrauen erwartet. „Fürchtet euch nicht“, ruft Heinrich Mann den Gefährten innerhalb wie außerhalb der Grenzen des Dritten Reiches zu. Unsere Literatur wird näher an die Zeit heranrücken, näher an den Menschen dieser Tage mit seiner Not, vor allem aber mit seiner Leistung für die Realisierung menschenwürdiger Zustände, für die Regeneration der Gesittung, der Kultur. Selten erlebte ein Zeitalter in rascher Folge so viele Veränderungen, so mannigfache Schicksale, so große Aufgaben. Der Schriftsteller muß nicht nur den Gegner kennen, sondern auch den Freund und Verbündeten, den Nebenmann, den Kameraden diesseits wie jenseits der Grenzen, es darf für ihn vor allem keine geographischen Grenzen geben, so eng auch



seine Verbindung mit dem eigenen Volk, seinem Wesen und Werden, seinem Wollen sein muß. Es ist die wichtigste Voraussetzung, wenn überhaupt etwas geschehen soll. Die Möglichkeiten, die sich unserer Literatur eröffnen, sind groß und mannigfaltig wie selten in einer früheren Epoche; wir müssen uns vom Blick in die Periode, in dem wir unsere Kräfte vor dem Abgrund zusammenzunehmen hatten, losreißen und uns die Aufgabe stellen, den gewaltigen Prozeß zu schildern, den wir bewußt erleben, dessen Wesen und Auswirkungen wir zu erkennen vermögen. Keine Stickluft bedroht uns, wenn wir uns bewußt sind, daß wir nicht in der Enge leben, nicht an einem Ende stehen, daß Menschen Geschichte machen, ein Sechstel der Erde von einem freien Volk bewohnt und neu geschaffen wird. Vor 100 Jahren schrieb Heinrich Heine seinen Freunden in Deutschland die Worte: „Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!“ Wir dürfen heute schon in das dämmernde Deutschland rufen: „Denen, die da leiden und kämpfen im Vaterlande, unsern Gruß!“

## ZU DEN FRAGEN DER ANTIFASCHISTISCHEN LITERATUR

von

*Friedrich Timm*

Jedes Wort eines antifaschistischen Schriftstellers, das jetzt nach Deutschland gelangt, beschäftigt nicht nur die Phantasie der Massen, sondern kann dazu beitragen, Massen unmittelbar in Bewegung zu bringen gegen den Druck der Tyrannei. Die faschistische Inflation in Wort und Schrift kann das echte Wort nicht entwerten, sondern macht das Ohr der Massen ihm geneigter. Deshalb sollte die antifaschistische Literatur nie vergessen, daß sie ihr Publikum nicht nur in der Emigration und in den deutschsprachigen Ländern hat, sondern, daß sie ihre dankbarsten und zahlreichsten Leser und Hörer in Deutschland selbst hat, Freunde, die auf jedes Wort, das der Freiheit und dem Frieden dient, begierig warten. Während uns von den Subjekten Goebbels, den Soldschreibern des Faschismus und des Krieges eine ganze Welt trennt, sind wir mit jedem illegalen Kämpfer, mit jedem Opfer der faschistischen Diktatur aufs tiefste verbunden. Jeder kleinste Handzettel, jedes noch so primitive Flugblatt, das unter Todesgefahr gegen Hitler geschrieben wird, offenbart mehr von der Macht des Wortes, als die anspruchsvollsten Elaborate jener pseudoliterarischen Parasiten, die ihre Feder nach dem Machtwort des Goebbels und seiner Unterfeldwebel kommandieren.

Dieses Band zwischen hüben und drüben sollte fester und fester geknüpft werden. Das ist eine Lebensfrage der antifaschistischen Literatur und damit der deutschen Literatur überhaupt. In dieser Frage gilt es erst die volle Bewährung. Hier steht die antifaschistische Literatur vor ihren größten künstlerischen Aufgaben. Die antifaschistische Literatur will eben nicht nur schildern, wie der Faschismus zur Macht kommen konnte und mit was für barbarischen Gewaltmethoden er sich an der Macht hält. Die antifaschistische Literatur will das, was heute *ist*, so schildern, daß die Forderung nach dem, was im Namen der Menschheit und der Kultur *sein sollte*, die Massen ergreift. Die Asche der Erschlagenen, der in den Konzentrationslagern zu Tode Gefolterten, die Asche der Tausende junger Deutscher, die auf den spanischen Schlachtfeldern im Kampf gegen die Demokratie geopfert wurden — diese Asche schlägt an unsere Brust, wie die Asche Clasens an die Brust Till Eulenspiegels. Der Feind, der Faschismus soll es spüren! Was Martin Luther zu Ehren kirchlicher Märtyrer sang:

*„Die Asche will nicht lassen ab,  
Sie stäubt in allen Landen;  
Hier hilft kein Buch und Grub und Grab,  
Sie macht den Feind zu schanden!  
Die er im Leben durch den Mord,  
Zu schreien hat gezwungen,  
Dies muß er tot an allem Ort  
Mit heller Stimm und Zungen  
Gar fröhlich lassen singen—“*

soll sich erst erfüllen.

Es ist nicht wahr, daß die antifaschistische Literatur sich bis jetzt fast nur mit dem Thema Konzentrationslager und Terror befaßt habe, wie das manchmal im Tone des Vorwurfs behauptet wird. Zwar wäre das nicht wenig gewesen, und es stellt in der Tat einen sehr bedeutenden Teil der antifaschistischen Literatur dar. Denn hat nicht diese Literatur gerade *alle* Menschen gepackt, Menschen *aller* Schichten und man kann wohl auch sagen, *aller* Völker. Wurde nicht gerade durch diese Literatur der Haß gegen den Faschismus recht eigentlich geweckt? Und haben wir nicht viel zu wenig dieser Literatur, die den Haß schürt gegen die Feinde des Friedens und der Menschheit, die das Gewissen rüttelt und uns nicht ruhig schlafen läßt unter dem Eindruck peinigender Visionen aus der faschistischen Hölle. Diese Literatur stieß durch, klärte auf, rüttelte auf, zwang zum Nachdenken und Mitfühlen nicht nur, sondern auch zum Handeln. Diese Literatur half unerhört. Sie lehrte den Faschismus anschauen, wenn nicht begreifen. Sie brachte das Furchtbare, Unverständene und vielfach Unverständliche nahe, sie schloß die tiefe Kluft des Entsetzens zwischen den Vorgängen im Dritten Reich und der übrigen Welt durch Gefühle des Hasses. Diese Literatur mobilisierte für den Frieden, gegen die faschistische Unkultur und Kriegsanstiftung. Sie machte den Anfang.

Die Frage nach den Wurzeln des Faschismus, die Frage, wie alles gekommen sei, heischte Antwort. Und nicht nur Politiker, auch Schriftsteller haben ihre Antwort gegeben. Diese Thematik führte nicht nur in die jüngste Vergangenheit, sondern in die revolutionäre Vergangenheit unseres Volkes überhaupt. Der historische Roman ist nun das weiteste Gebiet schöpferischer Produktion. Hier Normen aufzustellen würde Pedantismus bedeuten. Zu wünschen wäre aber unbedingt die Fortsetzung der Diskussion über die Probleme des historischen Romans, die Ludwig Marcuse seinerzeit mit seinem Aufsatz *Die Anklage auf Flucht* begonnen hat. Marcuse hat auf das Entscheidende hingewiesen, wenn er bei einem Vergleich zwischen Glaeser und Heinrich Mann sagt: „Der sogenannte aktuelle Roman Ernst Glaesers ‚Der letzte Zivilist‘, eine Schilderung des Hitler-Deutschland vor der Machtergreifung, ist viel ‚historischer‘, als Heinrich Manns Roman von der Bartholomäusnacht.“ Die Anklage auf Flucht, die von verständnislosen und böswilligen Kritikern erhoben wurde, ist in aller Form abgewiesen worden. Die Ankläger selbst sind faschistischer Sympathien mehr als verdächtig. Aber um der Selbstverständigung willen sollte die antifaschistische Literatur und Literaturkritik die Diskussion fortsetzen, zu der „Das Wort“ auch beigetragen hat. Die Anklage auf Flucht war nie aufrichtig gemeint. Heißt das aber, daß Vormarsch und Angriff gegen den faschistischen Feind nicht intensiver, umfassender und zugleich konzentrierter und planvoller vor sich gehen könnten? Schöpferische Diskussion über Feuchtwangers „Falschen Nero“, über Heinrich Manns „Henri Quatre“ scheint wertvoll und notwendig nicht nur um die Fragen des historischen Romans zu klären, sondern auch um anregend zu wirken für die gesamte Thematik der antifaschistischen Literatur.

So muß die antifaschistische Literatur in Zukunft wohl auch neue Formen finden, um den so notwendigen Gedankenaustausch zwischen Autoren und Lesern zu vermitteln und zu fördern. Die Leserschaft ist zerstreut; aber wohl selten fanden Bücher ein so gesammeltes Interesse, wie jetzt die deutschen Bücher in der Emigration unter allen Menschen, die ein Verständnis für die zentrale Bedeutung deutscher Fragen haben.

Die Mängel der antifaschistischen Literaturkritik scheinen weniger darin zu liegen, daß die Kritiker häufig des nötigen Rüstzeugs ermangelten und nicht immer allgemeingültig und sicher zu urteilen vermochten und wohl auch viele Erscheinungen, Tatsachen, Entwicklungen und Tendenzen nicht bemerkten und deshalb nicht kritisierten — vielmehr scheint es, daß diese und andere Mängel der antifaschistischen Literaturkritik mit veralteten Methoden der Kritik zusammenhängen. Die Kritik muß organisierter Ausdruck von Willensmeinungen sein. Nur dann wird sie dem Kampfe dienen, der ein Kampf für Menschheit und Kultur ist. Die Kritik muß mit dem Recht auftreten können, den Dichter und Schriftsteller nicht nur zu loben oder zu tadeln, sondern auch ihn leiten und ihm helfen zu wollen. In diesem Sinne wäre zu fordern, daß die echte Kritik dem schaffenden Künstler nicht nur folge, sondern ihm auch einen Schritt voraus sei. Beognügen wir uns doch nicht damit, das vorgelegte Buch gut oder schlecht zu



finden und auf das nächste zu warten; stellen wir doch unsere Forderungen an die zeitgenössische Literatur!

Der schöpferische Prozeß des Schriftstellers soll und darf nicht gestört werden, könnte vielleicht eingewandt werden. Gewiß ist der künstlerische Reifeprozess eines Werkes ein organischer Vorgang, dessen Gesetze noch nicht alle entdeckt sind — aber daß zu den Hauptbedingungen dieser Reife die drängende Forderung der Zeit gehört, ist wohl unbestritten. Die Forderung auszusprechen aber ist Sache der Zeitgenossen. Die Bedingungen der Literatur in der Emigration erfordern besondere Formen der Kritik. „Das Wort“ sollte noch mehr eine Tribüne solcher schöpferischen Kritik sein. Der Wunsch geht also dahin, in Zukunft mehr als bisher neben Autoren und Fachleuten der Kritik *auch den Leser*, den deutschsprechenden und deutschverstehenden, als kritischen Forderer und kämpferischen Zeitgenossen zu Worte kommen zu lassen.

Hitler-Goebbels brauchen nur den schrillen Gleichklang ihres „Dichter“-Korps, dessen Mitglieder nach der Auszeichnung lechzen, „Kriegsdichter“ genannt zu werden. Im Kampf für den Frieden jedoch, im Lager des Antifaschismus findet die Vielfältigkeit der künstlerischen und persönlichen Eigenart ihre Bestätigung und ihren Ansporn in der Eindeutigkeit der Grundhaltung: für Frieden, Freiheit und Fortschritt.

Der Faschismus verfolgt jede künstlerische Eigenart als Keim der Opposition; in jeder freien geistigen Äußerung wittert er den Zusammenbruch seiner sklavischen Disziplin; in jedem freien Wort sieht er die Fahne der Rebellion sich erheben. Der Faschismus kann den Zwang der geistigen Sklaverei, den er über Kunst, Literatur, Wissenschaft gelegt hat, nicht lockern. Er ist ein Teil seines Wesens und unabdingbar. Jeder Versuch, eine Lockerung vorzutäuschen, macht den Druck nur noch fühlbarer. Die Wirklichkeit ist die „Ausbürgerung“ von Thomas Mann, die Wirklichkeit ist die Anweisung Goebbels' an die feile Presse, Thomas Mann nicht mehr einen großen deutschen Dichter zu nennen: das ist Hitlerdeutschland 1936-37. Zur Wirklichkeit gehört aber auch der *Widerstand* gegen die barbarische Diktatur.

Wir sollten auch nicht verkennen, daß das vielbesprochene Verbot der Sprechchöre im Dritten Reich die Furcht der faschistischen Herren vor den elementaren Willensäußerungen der Massen verrät.

*„Wir wollen den Frieden, mag kommen was wolle,  
Wir von den Fabriken, wir von der Scholle,  
Wir der Heimat junge Soldaten.  
Wir kämpfen — marschieren für Freiheit und Brot.  
Alle ein Herzschlag — alle ein Schritt.  
Die Freiheitsfahne über uns weht  
Und ruft in die Herzen aller: kämpft mit!“*

Es ist sicher zweckmäßig vom Standpunkt der Herren des Dritten Reiches, so etwas zu verbieten.

Die Goebbelsproduktion literarischer Schundware kommt aus der Krise nicht heraus. Weder Korruptionshonoreare, noch Literaturpreise für „SA- und SS-Begabungen“ können helfen und haben geholfen. Die aufgepumpten Luftballons der Naziliteratur sind zerplatzt oder in sich zusammengefallen. Hier hilft kein Vierjahrplan und kein Rohstoffkommissar. Die Wurzeln dichterischer Kraft liegen im Volke. Sie können im steinigen Feld der totalitären Kriegsvorbereitung nur Nahrung finden *gegen* die würgende Diktatur, gegen das Dichterreglement Goebbels, gegen die Pauken und Trompeten des Generalmarsches. Schreiben heißt nicht dichten; deshalb kann der Riesenberg bedruckten Papiers den Bankrott der Goebbellsschen Literaturzüchtung nur unterstreichen. Zeitgeschichte und historischer Roman sind im Dritten Reich Trumpf. Aber es scheint, daß das Volk die Präparate nicht mag, mögen sie ihm auch bei Taufe, Verlobung und Hochzeit in die Hand gedrückt oder unabweisbar aufgedrängt werden. Das Sehnen nach guter deutscher Literatur war im Volke nie so stark wie jetzt. Jawohl, Zeitgeschichte und Geschichte, aber die *wahre* Geschichte unseres Volkes, die Geschichte des Freiheitskampfes, der Bauernkriege und des Humanismus, der Freiheitskämpfe des jungen Bürgertums. Jawohl, Helden wünscht das Volk gestaltet zu sehen. Aber Helden, die Blut vom Blut und Fleisch vom Fleische des Volkes sind.

Im Dezember-Heft der „Tat“ lesen wir: „Was den Durchschnitt der historischen Romanproduktion betrifft, so wird man den Eindruck nicht los, daß das historisch-politische Feld einigermaßen abgegrast scheint, und daß man sich darum jetzt auf Gestalten der Kulturgeschichte stürzt, um ihre Lebensläufe romanhaft nachzuerzählen.“ Diese faschistische Zeitschrift charakterisiert die historischen Romane als „Romane, die um einen großen Herrscher oder Staatsmann herumgeschrieben wurden“. Interessanter noch ist das Bekenntnis der Zeitschrift über das Interesse, das gerade solche Bücher finden, die keine Nazis zu Verfassern haben. Es wird über das lebhafteste Interesse, das die „Erinnerungsbücher“ von *Gustav Pauli* und *Kippenberg* gefunden haben, gesagt: „Solche Bücher überzeugen durch die reife Kultur ihrer Darstellung, sie *überzeugen um so mehr, als sie aus einer vielgeschmähten Zeit stammen*, von der wir uns unter Schmerzen loslösen und der wir alle noch irgendwie verhaftet sind. Kein Wunder, daß die *deutschen Leser begierig nach solchen Zeugnissen greifen, die unverdächtig sind, weil sie die Vor- und Nachkriegszeit mit der Gelassenheit des reifen Alters spiegeln.*“

Auch die faschistische Zeitschrift „Literatur“ verrät etwas von den Sorgen des Herrn Goebbels. Im Oktober-Heft dieser Zeitschrift wird gesagt, „es will manchmal scheinen, als ob in unserem Handwerk — dem der Buchschreiber, der Zeitungen, der Literatur — zwischen Quelle und Mündung eine . . . Gefahr drohe, als ob auch da (!) *der Betrieb dem Leben das Heft aus der Hand nehme und die Räder schneller liefen, als gut ist . . . Der gegenwärtige Augenblick ist bis zur Wertlosigkeit entleert*, er hat nur den Zweck, den nächsten herbeizuführen, und das Leben, statt organisch zu sein, ist zur bloßen Handreichung geworden.“ Was ist das anders, als eine Be-

stätigung dafür, daß das Schöpferische vollständig dem faschistischen Gebot unterworfen ist, daß als Literatur im Dritten Reich nur die Konfektionsware anerkannt wird, die nach den Maßen des Herrn Goebbels zugeschnitten ist.

Mancher Schriftsteller hat sich aus dem Empfinden heraus, daß er den starken Boden seiner Kraft verlieren könne, vor der Emigration gefürchtet. Und in der Tat ist das wohl die wichtigste Frage; ob der Emigrant imstande sei, trotz vielleicht jahrelanger Trennung von seinem Lande den Rhythmus seines Volkes *mitzufühlen* und zu *gestalten*. Für alle antifaschistischen Schriftsteller gibt es ein gleiches: Hitler hat sie vertrieben, sie haben es abgelehnt, mit Hitler ihr Kompromiß zu machen: ja noch mehr, ihr Name und ihr Wirken ist für die ganze Welt das sichtbarste Zeugnis der Unkultur und Barbarei des Faschismus. Das verbindet sie, je mehr, je nötiger ihr Werk für die Verteidigung der Kultur und des Friedens ist.

Vier Jahre Emigration. Hand aufs Herz: mancher von den Emigranten hat an eine solche Zeitdauer der Trennung von der Heimat im Ernst nicht geglaubt. Bis die bittere Erkenntnis kommen mußte, daß nicht ein vorübergehendes Fieber das deutsche Volk schüttle, sondern daß die faschistische Pest sich in den deutschen Volkskörper eingenistet habe. So wurde jeder wirkliche antifaschistische Schriftsteller, je länger die faschistische Diktatur sich hielt und je mehr sie den Frieden und die Kultur Europas und die ganze Welt bedrohte, zum Mahner und zum Kündler.

Eine Emigration dieser Art hat es ja noch nie gegeben. Es hat sie weder der Zahl nach noch der Qualität der Emigrierten als Vertreter der Kultur eines ganzen Volkes noch der Weltbedeutung nach gegeben. Diese Emigration ist eine Massenemigration, die Massen repräsentiert, Massen aufruft und mobilisiert.

Emigration bedeutet Verlegung des Kampffeldes, aber nicht Aufgabe des Kampfes. Sofern es Leute gab, die geglaubt haben, „die Dinge eine Weile von außen ansehen zu können“, so hat der Lauf der Ereignisse, ihr eigenes Erleben, ihre Illusionen oder Schwächen beseitigen helfen. Der Kampf wurde fortgesetzt und wird fortgesetzt — er wird mit guten und scharfen Waffen geführt, das ist die wichtigste Feststellung. Die Zahl der Freunde, die die Schriftsteller in Deutschland zurückgelassen hat, ist nicht zurückgegangen, sondern mußte steigen. Das einzelne heimlich gelesene Buch gewann einen unschätzbaren Wert und mit dem barbarisch unterdrückten Bedürfnis wuchs die Liebe zu den Kündnern des Freiheitsgedankens.

Ehrendvoll ist der Platz, den die antifaschistische Literatur einnimmt. Aus der künstlerischen Leistung der deutschen Literatur in der Emigration spricht Deutschland selbst, das gepeinigtes, geschundene, vielgeprüfte. Es spricht seine Qual, seine Not, sein Elend und sein Haß gegen den Krieg, den Hitler will — es spricht aber auch großer Mut, unbändige Kraft und innere Stärke des Kampfes für Freiheit und Kultur.

Die eigentliche proletarische Literatur in Deutschland war erst entstanden,



als aus den Reihen des Proletariats heraus die revolutionäre Sendung des Proletariats unmittelbar ihren künstlerischen Ausdruck fand. Es ist hier nicht der Ort, die Verdienste und Schwächen der proletarisch-revolutionären Literatur darzustellen. Tatsache ist, daß sie bestand, wuchs, sich kräftigte und versuchte, gleichen Schritt mit der anwachsenden revolutionären Bewegung der Arbeiterklasse zu halten. So wie die Vertreter dieser Literatur sich als ein Teil ihrer Klasse und ihrer großen Bewegung fühlten, so unterlagen sie auch in den entscheidenden Jahren der verhängnisvollen Unterschätzung der faschistischen Gefahr. Die proletarische Literatur zeigte vielleicht sogar ein besonders hartnäckiges Beharren auf alten Positionen, die das Leben schon in Grund und Boden erschüttert hatte. Durch den Sieg der faschistischen Diktatur sah sich die proletarische Literatur wie die proletarische Bewegung überhaupt vor ganz neue Aufgaben gestellt, denen sie nur sehr allmählich, aber mit sichtbarem Erfolg Rechnung zu tragen begann.

Vor der Machtergreifung Hitlers trennte eine tiefe Kluft die große Literatur von der proletarischen Literatur. Erst der Sieg des Faschismus, der gemeinsame Haß gegen die Schänder der deutschen Kultur hat diese Kluft geschlossen. Heinrich Mann hat als großer Schriftsteller vielen anderen ein Beispiel der Hingabe an die gemeinsame Sache gegeben. Neben einer unendlich fruchtbaren publizistischen Tätigkeit im Dienste des Friedens und der Freiheit des deutschen Volkes hat er Muße und Kraft gefunden, Werke von höchster künstlerischer Reife zu schaffen. Der große antifaschistische Dichter ist die lebendige Einheit von Wort und Tat im Kampf für die Freiheit des deutschen Volkes — für die Rettung der deutschen Kultur und ihres internationalen Ansehens und ihres Anspruchs im Dienste der Freiheit und der Menschheit.

Die internationale Geltung und Anerkennung der deutschen antifaschistischen Literatur ist unbestreitbar. Ihre starke Wirkung beruht darauf, daß sie Themen behandelt, die die ganze Kulturwelt, die zivilisierte Menschheit angehen. Die deutschen Schriftsteller sind wie ihre Bücher in der ganzen Welt zu Hause.

Und vergessen wir nicht die Schriftsteller, die das aktuellste Thema gewählt haben: Madrid! Vor Madrid trafen sich mit vielen anderen Ludwig Renn und André Malraux. Sie stehen dort mit den Kämpfern der spanischen Volksarmee, mit Antifaschisten aus Deutschland und Frankreich, aus der Tschechoslowakei und Österreich, aus England, aus den skandinavischen Ländern und Italien. Ludwig Renn in der vordersten Schützenlinie, Malraux an der Spitze seiner Kampffliegerstaffel.

Byron starb einst auf den Schanzen von Missolunghi für die Freiheit des Griechenvolkes, dessen Versklavung er nicht erleben mochte. Vor Madrid kämpfen seine Erben für die Freiheit der ganzen Menschheit, für den Frieden der Welt. Sie haben die Feder aus der Hand gelegt — bereit, jede Zeile ihres schöpferischen Werkes mit ihrem Herzblut zu unterstreichen.

# DAS NATIONALZUCHTHAUS

von

Walter A. Berendsohn

Heinrich Mann hat einmal ausgesprochen, daß wir alle noch viel zu viel Vertrauen in die Gattung Mensch in Deutschland gesetzt hatten. Wir ahnten nicht oder wollten nicht glauben, daß so viel böses Untermenschentum unter den Deutschen vorhanden sei. Es gab ja helllichtige Männer wie Kurt Tucholsky u. a., aber wir hielten seine Schilderungen deutscher Art für satirische Übertreibung, nicht wahr? Deshalb erschrakten wir, als diese Schichten der Gescheiterten und Halbgebildeten, der Landsknechte und Verbrecher, der rohen und verkrüppelten Seelen, sobald sie zur Herrschaft kamen, aus ihrer blutrünstigsten Phantasie Wirklichkeit schufen, über den jähen Zusammenbruch der menschlichen Kultur.

Nach dem Reichstagsbrand wurde der neuen Volksvertretung ein Ermächtigungsgesetz für die Regierung Hitlers vorgelegt, das u. a. alle Paragraphen der Reichsverfassung aufhob, die dem Schutze der persönlichen Freiheit dienten. *Seither ist Deutschland ein Staat ohne Menschenrechte.* Ganz außerhalb des Gesetzes und der Rechtssprechung stehen die Konzentrationslager, die Stätten ausschweifendster Mißhandlung gefangener Menschen.

Da aber diese Greuel immer wieder als „Märchen“ einer verlogenen Auslandspropaganda bezeichnet werden, wurden gerade die Konzentrationslager zum Motiv einer Reihe von Büchern. Seit dem Riesenerfolg von Remarques „Im Westen nichts Neues“ gehören die realistischen Zeitbücher zu den führenden Werken, die rasch alle Grenzen der Sprachen überspringen und in die Weltliteratur der Gegenwart hineinwachsen. Die Erlebnisbücher aus dem Weltkriege haben viel dazu beigetragen, dies Stück Weltgeschichte in ein Menschheitsproblem zu verwandeln. So können auch die Bücher aus den Konzentrationslagern die Gewaltherrschaft in Deutschland, die sich als Rettung Europas anpreist, ins rechte Licht rücken und zum ernsthaft durchdachten Völkerproblem machen. Aber enthalten sie denn die Wahrheit?

Da fällt zuerst die außerordentliche Schlichtheit der Titel auf. Gerhard Seger nennt sein Buch „Oranienburg“, Walter Hornung seines „Dachau“. Diese Namen waren — wie viele andere — von grauenhaften Berichten umwittert wie eine mittelalterliche Burg von schaurigen Sagen; deshalb sagten sie mehr als jeder Versuch, im Titel diese Welt zusammengefaßt zu schildern. Klaus Hinrichs wählt den Titel „*Staatliches Konzentrationslager VII*“ (was auf eine ganze Reihe hindeutet) und fügt hinzu eine „*Erziehungsanstalt im Dritten Reich*“. Wolfgang Langhoff weist auf die Arbeit der Gefangenen im Moorklager: „*Die Moorsoldaten*“. Karl Billinger will die große Zahl der Gefangenen andeuten, in der jeder einzelne nur eine Nummer ist: „*Schutzhäftling 880*“. Willi Bredel ist der einzige, der schon im Titel ein wenig verrät von der geistigen Haltung, die in seinem Buche vorherrscht, indem er es „*Die Prüfung*“ nennt. Für den revolutionären Kämpfer ist das

Konzentrationslager eine Prüfung. Nirgends wird der geringste Versuch gemacht, durch den Titel Sensation zu erregen. Mißbrauchte Worte wie „Die Schrecken von...“, „Ein Jahr Hölle in...“, oder dgl. würden gegenüber der erzählten Wirklichkeit kitschig und lächerlich erscheinen. Die Titel schon erwecken Vertrauen.

Gerhard Seger hat mit seiner knappen Schrift den Typus geprägt. Er setzt ihr voraus: „*Ich schwöre, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen die reine Wahrheit sage, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde.*“ Seinem Beispiel folgten andere z. B. Langhoff und Bredel mit einer Wahrheitserklärung. Hinrichs, der Berichte und Personen aus verschiedenen Lagern zur einheitlichen Schilderung verarbeitet hat, gibt über sein Vorgehen am Schlusse Rechenschaft. Seger hat seine Darstellung den deutschen Behörden als Anklageschrift zugehen lassen und fordert die Bestrafung der Schuldigen. Diese vergebliche Mühe haben die anderen sich erspart, sie klagen vor der Weltöffentlichkeit an.

Aber handelt es sich hier denn überhaupt um Literatur (im engeren Sinne), ist es nicht Journalistik, Reportage, Abklatsch der Wirklichkeit? Segers Buch könnte man am ehesten ein gutes Stück Journalismus nennen. Es ist ein stellenweise verdichteter, zusammenfassender Bericht, der bewußt und gewollt ganz sachlich ist und nur am Schluß, bei der Beschreibung der Flucht, an natürlicher Spannung gewinnt. Am entgegengesetzten Ende steht Hornungs „*Dachau*“. Die Darstellung ist tagebuchartig, breit, mit zahlreichen Wiederholungen, durchsetzt mit Ressentiments, Klagen, Betrachtungen, im ganzen ein ungeformtes Buch. Demgegenüber sind die übrigen vier mehr oder weniger gut gestaltet, durch Auslese und Anordnung, in einzelnen Abschnitten durch anschaulich spannende Erzählung. Bei ihnen steht die tief aufgewühlte Gefühlswelt verhalten hinter der künstlerisch verdichteten und geformten Darstellung. Ihre Erschütterung vor der Wirklichkeit schafft die Einheit des realistischen Kunstwerks. Langhoff und Hinrichs, Billinger und Bredel können erzählen, beherrschen die Sprache; am reichsten ist die Instrumentation im Werke Bredels, das auch das bestgestaltete ist.

Jeder der Verfasser stellt die Geschehnisse im allgemeinen dar aus dem Gesichtskreis eines Häftlings; wir dürfen im allgemeinen annehmen, daß es der Verfasser selbst ist, auch wenn die Erzählung nicht in der Ichform abgefaßt ist wie bei Seger, Langhoff und Billinger. Wenn diese Mittelpunktsgestalten auch oft Beweise ihrer besonderen Widerstandskraft und Kameradschaftlichkeit geben, so werden sie doch durchaus nicht so sehr zu ‚Helden‘ der Bücher gemacht, daß dabei das Massenschicksal Hintergrund wird oder gar verschwindet. Alle Darstellungen bemühen sich vor allem, die Gesamtatmosphäre des Konzentrationslagers anschaulich zu machen. Bei Bredel wechselt das Blickfeld von einem Parteifunktionär, der dann aus dem K. Z. ins Untersuchungsgefängnis überführt wird, zu einem anderen, der die illegale Arbeit kurz nach der Entlassung wieder aufnimmt. Nur bei Hinrichs ist etwa ein Drittel des Buches dem grauenhaften Schicksal eines Intellektuellen gewidmet: „In der Gestalt *Martin Schneehagens* habe ich versucht, den zahlreichen antifaschistischen und revolutionären Intellek-



tuellen — Otto, Ossietzky, Mühsam, Litten — ein Denkmal zu setzen, die im Dritten Reich gefangen gehalten werden oder bereits zu Tode gemartert worden sind.“

Keiner der Verfasser kann alles, was er schildert, als Ohren- und Augenzeuge miterlebt haben, er muß vieles den Berichten anderer entnehmen, um es nach sorgfältiger Prüfung seinem Bilde einzufügen. Von weiterspannender Kompositionsarbeit zeugt der Nachtrag in Hinrichs Buch. Er fügt noch hinzu, daß er eine Seite, die sexualpathologische, nur andeutend berührt habe.

Für die Wahrhaftigkeit dieser Berichte spricht die ungeheure Fülle wirklichkeitsnaher Details, die jegliche erfinderische Phantasie weit hinter sich lassen. Obwohl von den gleichen ausschweifenden Peinigungen wehrloser und schuldloser Menschen die Rede ist und gewisse Dinge sich in allen wiederholen, so sind die Schilderungen doch keineswegs durchgehend typisch, so daß man auch nur einen Augenblick auf Herstellung nach einem Rezept verfallen könnte. In jedem Buche finden sich vielmehr zahllose einmalige Ereignisse, die dadurch wahrheitsgemäß wirken. Ich will einige wiedergeben:

Ein junger Mensch jammert wochenlang nach Briefen von seiner Mutter. Endlich liefert ein Aufseher ihm zwei aus, aber ein anderer, der hinzukommt, zwingt ihn, sie ungelesen zu zerreißen, in den Abort zu werfen und selbst wegzuspülen.

Ein festgenommener adeliger nationaler Offizier erscheint beim Einmarsch im Lager mit allen seinen Kriegsauszeichnungen, darunter dem Hohenzollern-Hausorden. Ein Aufseher läßt sie ihm abreißen und in den Kehrriechthausen werfen.

Ein junger Jude wird kahl geschoren bis auf einen schwarzen Büschel in der Mitte. Dann muß er wie ein Hund eine exerzierende Abteilung Wachmannschaft umlaufen.

Ein Gelehrter, selbst Kommunist, der einmal kommunistische Frauen und Kinder mitverteidigt hat gegen eine ungeheure Übermacht von Nationalsozialisten, wird im Moorlager zweimal durch nächtliche Prügel in der Einzelzelle und wochenlanger unmenschlicher Arbeitslast bis zum völligen Zusammenbruch getrieben, aber jedesmal im Revier wieder aufgepäppelt, und, da er sich dann noch nicht selbst das Leben nimmt, angesichts von 700 Gefangenen — „auf der Flucht“ — ermordet.

In Dachau wird ein Sonderkommando von Prominenten und Juden täglich vor eine Straßenwalze gespannt, auf die sich manchmal ein SS-Mann mit der Peitsche setzt, um dieses nicht alltägliche Menschengespann durch Schläge zu noch schärferem Tempo anzutreiben.

So könnte man fortfahren und hunderte Einzelfälle erzählen, die in keinem der anderen Bücher wiederkehren, weil sie eben der bösen Phantasie eines einzelnen Peinigers entsprungen und daher einmalig sind.

Sieht man aber von den Einzelheiten ab und versucht alles Gelesene knapp

zusammenzufassen, so ergibt sich ein einheitliches Bild. Es sind überall SS-Mannschaften, meist junge Burschen unter Führung etwas älterer, die an der „Erziehung“ der politischen Gegner arbeiten. Die Grundlage ist im allgemeinen sehr harte körperliche Arbeit, in schärfstem Tempo, bei völlig ungenügender Ernährung und schlechten hygienischen Verhältnissen. Dazu bei den Sonderkommandos, denen politische Funktionäre, Intellektuelle und Juden zugeteilt werden, immer wiederkehrende Mißhandlungen. (Daß die Juden vogelfrei sind, kann bei der allgemeinen Haltung des Dritten Reiches nicht mehr überraschen. Da diese Seite in der ganzen Welt hinlänglich bekannt ist, brauche ich bei ihr nicht zu verweilen.) Der kleinste Anlaß wird zum Vorwand, um die verhaßten Gegner in Einzelhaft zu bringen, unter Nahrungsentzug und häufigen nächtlichen Überfällen der „Schläger“. Es fehlt jede Achtung vor dem Menschen und seinem Leben, man will sich rächen, peinigen, zerstören. Dazu dienen Prügel, bis die Willenskraft gebrochen ist und das Opfer jedes gewünschte Geständnis, jede demütigende Handlung ausführt. Die Herabwürdigung geschieht beständig und planmäßig. Man hält die Gefangenen vielfach auch in der Freiheit unter Unruhe und Schrecken. Man jagt und beschimpft sie immerfort. Man zwingt sie unter Prügeldrohungen die Lieder der Gegner zu singen, die eigenen Symbole, die eigenen Führer zu schmähen. Sie müssen sich gegenseitig schlagen, mißhandeln und bespeien. Wenn sie am ganzen Körper wund sind und blutunterlaufenen Gesichts, so fragt man sie, woher das stammt und zwingt sie zu antworten: „Ich bin von der Leiter gefallen“ oder „Ich habe mich gestoßen“ und lacht höhnisch dazu. Bei der Entlassung muß jeder seine gute Behandlung durch Unterschrift bescheinigen.

Neben den Einzelstrafen gibt es Massenstrafen. Aufhebung der (oft nur sonntäglichen) Raucherlaubnis, Briefsperrre. Besuche der Angehörigen sind Seltenheiten, in manchen Lagern ganz ausgeschlossen, es gibt Besuchssperren.

In der Verwaltung der Lager macht sich überall ein Mißbrauch der Macht breit. Die Gefangenen erhalten nicht die ihnen zugedachten Vorräte, große Teile bleiben bei den SS-Mannschaften, oder die Ausgaben dafür werden eingespart. Pakete der Gefangenen werden ausgeraubt. Ihre Arbeitskraft wird für die Privatbedürfnisse der Leitung ausgebeutet.

In jedem K. Z.-Lager gibt es leitende Männer, die für die ganze Behandlung verantwortlich sind, dazu eine Anzahl Unterführer, die sich durch ihre „Taten“ und durch ihre blühende Phantasie bei der Ersinnung von körperlichen und seelischen Qualen besonders auszeichnen. Es ist eine bemerkenswerte Porträt-Galerie von Zeitgenossen. „Nationalsozialisten sehen Dich an!“ Auswurf der menschlichen Gesellschaft, zu verhängnisvoller Macht aufgestiegen, gedeiht hier in geiler Üppigkeit, in Sadismus und Seelenroheit.

Überall gibt es menschlichere SS-Leute, vereinzelt sogar Sympathien mit den Gefangenen, sei es, daß ein Gegner es verstanden hat, sich in sie einzuschmuggeln, sei es, daß ehrliche Empörung über die Zustände und Geschehnisse im Dritten Reich einzelne SS-Leute in die Opposition treibt, sei es endlich, daß eine geschickte politische Bearbeitung den Gegensatz über-

brückt und zeitweilig zu geheimer Verbrüderung führt. Nach kurzer Zeit wird so etwas aufgedeckt und nimmt ein jähes Ende.

Damit aber kommen wir zu einer Seite dieser Bücher, die gar nicht stark genug herausgehoben werden kann, die unerhörte Widerstandskraft der Gefangenen. Wir haben ja auch im Kriege Ungeheuerliches erlebt, das Schweben zwischen Tod und Leben, die Hoffnungslosigkeit jahrelang, die Ohnmacht in der Materialschlacht, die sinnlose Vernichtung von Menschen, immer wieder! Die Atmosphäre der Konzentrationslager, das Zusammengepferchtsein mit vielen Menschen, die Abhängigkeit von den Vorgesetzten, mangelnde Hygiene u. dgl., gemahnt an die Kriegszeit. Und doch erscheint mir das Leben im Konzentrationslager schlimmer durch die beständige Erniedrigung, durch die kaltherzige Grausamkeit der Behandlung. Nahe stehen die Gefangenen- und Internierungslager, denen die Konzentrationslager ja nachgebildet sind. Dies beleuchtet grell den Wandel der Ethik. Vorher, im Kriege, gab es eine doppelte: die eine für den Feind, die andere für den Volksgenossen. Sie ist jetzt vereinfacht. Die Kriegsethik ist auf die politischen Gegner im eigenen Lande übertragen. Vernichtung ist auch im Inneren das Ziel, das mit allen Mitteln erstrebt wird. Um so bewundernswerter ist die Unbeugsamkeit einzelner Menschen und ebensooft der prachtvolle Zusammenhalt großer Gruppen der Leidensgefährten trotz der scharfen Überwachung. Ein politischer Funktionär wird sehr schwer mißhandelt. Er bricht auf dem Marsch zusammen und wird durch Übersättigung mit Wasser wiederbelebt. Danach fragt ihn einer der Peiniger, mit der Peitsche in der Hand, ob er noch Kommunist sei. Er antwortet: „Ja, ich bin noch Kommunist.“ „Mut hat der Kerl“, sagt der SS-Führer und läßt die Peitsche sinken. So wirken nicht selten einzelne, sei es in der Stille, sei es vor der Mannschaft als leuchtendes Beispiel. Mancher könnte nach der Entlassung gern ins Privatleben verschwinden. Aber wenn die Partei ruft, nimmt er die Arbeit wieder auf, „ein Toter auf Urlaub“, dem die Idee mehr gilt als das Leben. Fällt er der Gestapo wieder in die Hände, kommt er nicht wieder lebend davon. Aber die Idee trägt nicht nur einzelne starke Menschen, sie hält auch große Gruppen zusammen und macht allen Beteiligten das Leben leichter. Es sind vor allem die draußen schon straff organisierten Parteimitglieder, die auch im Konzentrationslager Mittel und Wege des Verkehrs, der Organisation, der Arbeit finden. Es werden Vertrauensleute gewählt, Parolen ausgegeben, Probleme wie z. B. die Abstimmung bei den Wahlen diskutiert, selbst Schulungskurse und kleine politische Feiern werden abgehalten. Es sind sehr erstaunliche Dinge, die man diesen Büchern entnehmen kann. Dazu gehört auch in einzelnen Fällen der Brückenbau zu den SS-Mannschaften.

Erwähnt werden müssen die Nachwirkungen der Differenzen zwischen den Arbeiterparteien, auch noch in dieser gemeinsamen Notlage, und das Spitzel- und Angeberwesen, das auch hier blüht; käufliche Menschen gibt es überall, hier wird mit besserer Behandlung bezahlt. Aber diese Kerle sind letzten Endes beiden Seiten verächtlich. Wenn aber Kommunisten sich weigern, über SPD-Bonzen herzufallen, wenn Massen einheitlich ihren trotzig-



Willen kundtun, dann schimpfen die SS-Führer, aber es zwingt ihnen Bewunderung ab; wenn aber gar die geplagten Gefangenen die Kraft und den Humor aufbringen zu einer sehr unterhaltenden bunten Bühne, so brechen sie sich Bahn zu den SS-Manschaften, die ja im Grunde selbst schlechtbezahlte, mißbrauchte Proleten sind wie die Gefangenen.

In einer ganz anderen Ebene als diese sechs Bücher liegt die Novelle von André Malraux „Die Zeit der Verachtung“. Der Verfasser lehnt es in einem Vorwort ab, sich mit den Nationalsozialisten zu beschäftigen: „Die Welt eines Werkes wie dieses hier, die Welt der Tragödie, ist immer die antike Welt; der Mensch, die Menge, die Elemente, die Frau, das Schicksal. Sie beschränkt sich auf zwei Hauptpersonen, den Helden und den Sinn seines Lebens. Die Gegensätze zwischen Individuen, die dem Roman seine Vielfalt geben, kommen in ihr nicht vor. Wenn ich den Nazis die Bedeutung hätte geben wollen, die ich Kaßner gebe, so hätte ich es natürlich im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus getan, der ihre wirkliche Leidenschaft ist.“ Das Buch hat also einen Helden, Kaßner, einen führenden Politiker, der ein sehr abenteuerliches Leben hinter sich hat, Kriegsgefangener in Rußland, Kämpfer in der Roten Armee, delegiert nach China und in die Mongolei, 1932 nach Deutschland zurück, zweiter Vorsitzender der Roten Hilfe, jetzt Organisator des illegalen Informationsdienstes. Er lebt selbstverständlich mit falschen Papieren. So fällt er der Gestapo in die Hände, wird schwer mißhandelt, aber nicht als Kaßner erkannt und nach 9 Tagen wieder freigelassen, als sich ein anderer freiwillig als Kaßner gemeldet hat, um ihn für die illegale Arbeit zu retten. Er entkommt im Flugzeug durch Sturmnöte nach Prag, wo seine tapfere Frau mit ihrem kleinen Kinde lebt, zu kurzem Urlaub, vor der neuen Ausreise ins Dritte Reich. Die Wirklichkeitsschilderung ist von außerordentlich sinnlicher Stärke, aber sie ist doch nur Rahmen um eindringlichste seelische Darstellung: der Gefangene im finsternen Keller, fiebernd im wundgeschlagenen Körper, ringt mit dem Wahnsinn, der in immer neuen Formen in seinem Gehirn daherstürmt. Gebunden an seine Idee und Aufgabe, innerlich verbunden mit den Leidensgenossen im Gefängnis, mit den Massen rings um den Erdball, ringt er mit dem drohenden Gegner in seinem Innern. Das Opfer des unbekannten Genossen, das ihn befreit, nimmt er an um der Sache willen, der er dient. „Für Kaßner, wie für viele kommunistische Intellektuelle“, sagt der Verfasser im Vorwort, „gibt der Kommunismus dem Individuum seine Fruchtbarkeit wieder...“ „Es ist schwer, ein Mensch zu sein. Aber nicht schwerer, als Mensch zu werden, indem man seine Gemeinsamkeiten vertieft. Und diese nährt mindestens ebenso stark wie jene das, was den Menschen zum Menschen macht, das, was ihn über sich hinauswachsen, schaffen, erfinden oder sich verzehren läßt.“

Was in den anderen Büchern sich im allgemeinen nur wenig abhebt vom Massenschicksal (mit Ausnahme von Schneehagen), das ist hier losgelöst dargestellt, das neue politische Heldentum. Malraux spricht von der „mannhaften Brüderlichkeit“, die den Individualismus überwinden soll als

tragende Gefühlsgrundlage des Werks. Damit hat er ausgesprochen, was am tröstlichsten ist auch in den übrigen Büchern über die Konzentrationslager.

Es sind in Deutschland über 100 solcher Konzentrationslager angelegt. Rechnet man mit einer Belegung von etwa 1000 Schutzhäftlingen im Durchschnitt, so wären etwa 100'000 Männer und Frauen darin. (Vgl. dazu *Das deutsche Volk klagt an*, Editions du Carrefour, Paris 1936, S. 80 ff. Verzeichnis von 112 K. Z.-Lagern S. 97. Dazu als Beilage eine Übersichtskarte über K. Z.-Lager und Gefängnisse in Deutschland und die von SS-Gruppenführer Eicke geschaffene Lagerordnung und Disziplinar- und Strafordnung des Lagers Esterwegen, die in ihren Paragraphen das Gesamtbild der Bücher in aller Form bestätigt.)

Mit den Konzentrationslagern ist ein großer, viel umfassender, neuer Stoff in die Literatur gekommen. Hier zeigt sich das Wesen des „Führer“-Staates in konzentrierter Form. Nicht nur in ihm werden Menschen gedemütigt und mißhandelt, das geschieht auch anderswo, aber hier am hemmungslosesten und planmäßigsten. Der „Führer“-Staat ist die Schreckensherrschaft über eine ganze Nation. Der Gedanke an die Gestapo und ihre Konzentrationslager soll alles mit Schrecken erfüllen und jeden Widerstand in den Herzen ersticken. Deutschland ist wirklich in ein Nationalzuchthaus verwandelt.

## KINDERLITERATUR

von

*Alex Wedding*

Das Gebiet der deutschen antifaschistischen Kinderliteratur ist außerordentlich vernachlässigt, ein Mißstand, der von uns Schriftstellern ernst genommen und abgestellt zu werden verdient.

Leider wird dieses Literaturgebiet oft und zu Unrecht von Kritikern und Schriftstellern als nicht zur Literatur gehörig angesehen; wenn diese Ansicht auch nicht deutlich ausgesprochen wird, so ist sie doch an der Uninteressiertheit der Kinderliteratur gegenüber, und der oberflächlichen Kritik von Kinderbüchern fühlbar. Vielleicht ist diese unterschätzende Einstellung vor allem von Seiten der schaffenden Schriftsteller zur Kinderliteratur einer der Gründe, warum sie nicht reicher ist. Es ist denkbar, daß diese Schriftsteller in ihrer Kindheit und Jugend vorwiegend die literarischen Produkte jener berühmten und oftmals karikierten Märchentanten zu lesen bekamen und darum ein Vorurteil gegen die Kinderliteratur gefaßt haben. (Allerdings gab es auch damals schon Kinderbücher, die in die Weltliteratur eingegangen sind. Ich erinnere nur an Mark Twains

„Tom Sawyer“.) Das moderne Kinderbuch unterscheidet sich allerdings wesentlich von seinen Vorgängern. Es hat, um nur einige Unterschiede zu nennen, die Technik, die Naturwissenschaften und die großen Erfindungen unserer Zeit für sich erobert; es ist im Ton und in der Darstellungsart sachlicher geworden; es behandelt das Kind — und das ist vor allem von dem Kinderbuch zu sagen, das sozialistischen Ideen dient — als richtigen Menschen.

Die Faschisten, unsere erbittertsten Gegner, wissen sehr gut, wie wichtig die politische Beeinflussung der Kinder ist. Nicht bloß in der Schule und in der Hitlerjugend, vor allem durch eine reichhaltige Kinderliteratur, durch Zeitschriften und Bücher, nehmen sie einen außerordentlich starken Einfluß auf den Nachwuchs. Wer gelegentlich deutsche Zeitungen erhält und beispielsweise die Weihnachtsanzeigen der Kinderbücher zu Gesicht bekommt, der wird sich von der ungeheuren Aktivität der Nazis gerade auf diesem Literaturgebiet ein Bild machen können, und der wird zugeben müssen, daß unsere literarische Antwort darauf fehlt.

Die Produktion von Kinderliteratur in Hitlerdeutschland ist nach der Propaganda zu schließen größer als in den Jahren vor Hitler, wenngleich die übrige Bucherzeugung zurückgegangen ist. Das ganze nationalsozialistische Schrifttum dient natürlich jenen Zwecken, die der Faschismus braucht: Rassenhaß, Vernichtung der Demokratie, Hetze gegen die Sowjetunion, Verfälschung des Sozialismus und Vorbereitung zum Kriege.

Nach dem Ausspruch Adolf Hitlers auf dem nürnbergischen Parteitag ist das Ideal der nazideutschen Jugenderziehung, eine Jugend heranzuziehen, die „zäh wie Leder, flink wie Windhunde und hart wie Kruppstahl“ ist. In Hitlerdeutschland wird der „Soldat als die Höchstform des Mannes“ bezeichnet. Eine Erziehung, die kulturelle, aufbauende, fortschrittliche Tendenzen zeigt, wird als „nicht mehr den heutigen Anforderungen entsprechend“ abgelehnt. Nazideutsche Jugenderziehung ist nichts anderes als Vorbereitung zu Soldatendienst und Krieg.

Kürzlich erschien ein Buch eines Mitarbeiters der Reichsjugendführung der Hitlerjugend, des Obergerbietsführers H. Stellrecht, das als das grundlegende nationalsozialistische Jugenderziehungsbuch angesehen wird. In diesem Buche heißt es:

„Der neue Soldat ist nicht mehr das Produkt von Aushebung und Ausbildung, sondern von Auslese und Erziehung. Soldatsein ist nicht mehr die Aufgabe von ein oder zwei Lebensjahren, sondern eine Haltung des Gesamtvolkes, die sich im Waffenträger am schärfsten verkörpert.“

Die Grundsätze, die für die nationalsozialistische Jugenderziehung aufgestellt werden, gelten natürlich auch für die Kinderliteratur im Dritten Reich und finden in den einzelnen Erzeugnissen eine mehr oder minder wirksame Gestaltung.

Der erwachsene Leser geht bekanntlich viel kritischer, viel voreingenommener an die Lektüre eines Buches heran als das Kind. Er sucht Ablenkung, Zerstreuung, auch Belehrung; aber es ist bedeutend schwerer, einen er-



wachsenen, schon fertigen Menschen durch ein Buch entscheidend zu beeinflussen, umzuformen. Beim Kind ist das ganz anders. Man könnte es eigentlich den idealen Leser nennen. Es nimmt das, was im Buch steht, vollkommen ernst und bezieht es auf sich und seine Umgebung. Es denkt sich in die Rolle des Helden hinein, es möchte so ein Held werden. Es ist anzunehmen, daß die Lektüre in der Kindheit und in der Jugend in vielen Fällen entscheidend auf die Entwicklung des jungen Menschen und auf die Bildung einer Weltanschauung Einfluß nimmt.

Eben darum ist die sozialistische Kinderliteratur für uns so wichtig. Dabei ist natürlich in Betracht zu ziehen, daß ein großer Teil der Kinderleser in den kapitalistischen Ländern nicht in der Lage ist, unsere Bücher zu lesen, da die Eltern zum Bücherkaufen kein Geld übrig haben. Es ist darum Aufgabe der Verlage, sozialistische Kinderbücher in möglichst billigen Ausgaben herauszubringen. Ich gebe zu, daß diese Aufgabe sehr schwer zu lösen ist, besonders seit der größte Teil des deutschen Absatzmarktes weggefallen ist und daher die Auflagen nur verhältnismäßig klein sein können.

Unsere Kinderliteratur soll nicht allein proletarische Kinder erreichen; wir müssen versuchen, auch solche Kinder für uns als Leser zu gewinnen, die unserer Ideenwelt noch fernstehen. Es ist darum notwendig, unsere Bücher so geschickt zu schreiben, daß sie nicht auf den ersten Blick als sozialistische Kinderbücher erkennbar sind. Politik finden die Kinder zwar alle Tage in der Zeitung und im Wochenschau-Kino. Aber in Kinderbüchern... Unmöglich! Da schrecken oft selbst aufgeklärte Eltern zurück. Und die Kritiker der großen bürgerlichen Presse sind natürlich verpflichtet, selbst wenn sie das Erzählerische, Künstlerische anerkennen, vor der Tendenz als etwas Negativem zu warnen.

Die Buchhändler spielen eine ähnliche Rolle wie die Kritiker. Manchmal kann man sogar ganz offen ihre Meinung hören: „Nur ja, Ihr Buch ist recht hübsch. Es hat aber einen großen Fehler: es ist links. Ich sage ganz offen, dafür werde ich mich nicht einsetzen.“ Tatsächlich hat der Buchhändler häufig einen größeren Einfluß darauf, welches Buch das Kind zu lesen bekommt, als der Käufer selbst — vom Kind ganz zu schweigen. Wer gelegentlich in Buchhandlungen beobachten kann, wie die Eltern für ihre Kinder Bücher auswählen, wird ein erschreckendes Bild von der Beziehungslosigkeit der Großen zu den Kleinen, eine Vorstellung von der Gedankenlosigkeit und Unbildung der Erwachsenen bekommen. Beim Einkauf von Hüten oder Fahrradpumpen wird mehr überlegt und gewählt. „Ich möchte ein Buch für meinen dreizehnjährigen Jungen. Was Nettes, nicht zu teuer.“ — „Ich will meiner Nichte ein Geschenk machen. So zwischen 25 und 30 Kronen darf es kosten.“ — „Nehmen Sie das hier, gnädige Frau. Es ist gut ausgestattet und kostet bloß 32 Kronen. Aber auch das hier wird viel verlangt und ist sogar illustriert. Es kostet nur 24 Kronen.“

Auf den erzieherischen Wert der Bücher, auf ihre künstlerische Gestaltung, auf Thema und Tendenz (sie sei denn links) wird im allgemeinen kaum geachtet. Die bürgerlichen Buchhändler sind natürlich an der Verbreitung

sozialistischer Kinderbücher desinteressiert. Ein Teil der Kunden — und zwar der zahlungskräftigste — würde es ihnen auch verübeln, wenn sie solche Bücher empfehlen wollten. Und die Buchhändler haben selbstverständlich das größte Interesse daran, ihre besten Kunden nicht zu verstimmen. Überdies wählen die Käufer linker Kinderbücher bedächtiger, langsam, verlangen Bücher, die oft gar nicht vorrätig sind, wollen den Inhalt der Bücher wissen, die man ihnen vorlegt —, dann wollen sie noch weniger Geld ausgeben.

Unsere Schriftstellerfreunde in der Sowjetunion wissen gar nicht, wie gut sie es haben, daß ihre Arbeit in ihrem Lande Anerkennung, Förderung und Verständnis findet. Der Schriftsteller außerhalb der SU dagegen hat nicht bloß ein Buch zu schreiben und einen Verlag zu finden, der es druckt, er muß sich auch noch während des Schreibens und erst recht nachher, wenn das Buch schon erschienen ist, den Kopf zerbrechen: was kann man noch machen, damit es nicht sabotiert wird, was alles läßt sich noch tun, damit es möglichst viele Kinder lesen?

Trotz der Einschränkung der Kaufkraft und der Leserschaft wird jedoch nicht einmal der vorhandene Bedarf an sozialistischen Kinderbüchern befriedigt. Das russische Kinderbuch in deutscher Übersetzung kann natürlich nur einen Teil der großen Lücke ausfüllen. So wichtig und unentbehrlich es ist, es kann nicht als Ersatz für eine eigene deutsche antifaschistische Kinderliteratur angesehen werden.

Und nur der vorhandene Mangel erklärt es, daß eine Literatur wie die von Erich Kästner einen so großen Einfluß auch auf Kreise ausüben konnte, die Kästners Moral vom guten Schupo, von der Lächerlichmachung der Erwachsenen, vom Happy end durch den reichen Papa ablehnen müßten, wie überhaupt die Ansicht, die in Kästners Büchern zum Ausdruck kommt, daß die sozialen Konflikte individuell gelöst werden können und eine Frage des Charakters und guten Willens sind.

Leider gibt es sogar nicht wenige Arbeiterkinder, die eifrige Leser von Kästner- und anderen Büchern bürgerlicher Schriftsteller, die mit wirkungsvollen künstlerischen Mitteln arbeiten, sind.

Unsere Kinderschriftsteller müßten sich diejenigen schriftstellerischen Fähigkeiten aneignen, mittels derer Kästner und seinesgleichen so erfolgreiche Kinderbücher schreiben. Dazu gehören: genaue Kenntnis der Psychologie des Kindes, Vermeidung von Onkelhaftigkeit und Belehrung mit dem Zeigefinger, eine naive Phantasie, Fabulierkunst, Wort- und Situationswitz, Spannung, und nicht zuletzt eine gute, verständliche Sprache.

Ich habe selbst versucht, ein Kinderbuch zu schreiben, das diesen Forderungen entspricht. Es liegt nun vor und heißt: „Das Eismeer ruft“. Es hat das Leben der schiffbrüchigen Tscheljuskin-Mannschaft auf der treibenden Eisscholle im Hohen Norden und ihre Rettung durch die Sowjetflieger zum Thema, sowie die Abenteuer einer kleinen Kindermannschaft, die loszog, um den Tscheljuskin-Leuten zu helfen.

Wie kam ich zu diesem Thema?

Die Tscheljuskin-Epopöe war ein Schauspiel von ungeheurer Dynamik. Die

ganze Welt wurde in Atem gehalten. Sie war Zeuge eines romantischen Heroismus, der im Gegensatz zu dem von den Nazis gepredigten in die Zukunft weist.

Die drei prager Jungens, die auszogen, um die Schiffbrüchigen zu retten, sind keine Erfindung. Ihre Fahrt, der Form nach ein Jungsstreich, dem Impuls nach ein Solidaritätsakt, trug alle Kennzeichen der Abenteuerlichkeit, des Nachahmens großer Beispiele, die für eine Kinderfabel so nützlich sind. Ich vereinigte nun die Abenteuer der großen und der kleinen Mannschaft zu einem Buch, in dem die Handlung bald auf der Eisscholle und bald bei den Kindern spielt. Dabei war ich bemüht, die neue Art des Heldenhaften zu zeigen: das kollektive Heldentum. Natürlich waren nicht alle Tscheljuskin-Leute von Anfang an Heroen. In der Figur des Maxim Adamow zum Beispiel versuchte ich zu zeigen, wie sich Erkenntnis und Charakter eines Menschen im Kollektiv entwickeln. Der kindliche Leser, der Zeuge dieser Entwicklung ist, macht sie unbewußt selbst mit. Kinderkapitel und Tscheljuskin-Kapitel erforderten verschiedene Arten der künstlerischen Gestaltung. Ich glaube, daß dies den kindlichen Leser nicht stört. Es ist Tatsache, daß dieselben Kinder, die beispielsweise Kinderbücher von Pantelejew, Marschak oder Iljin lieben, auch Gorki, Puschkin oder Gogol verstehen und mit Begeisterung lesen.

Meine Absicht war, für die Jugend ein Buch zu schreiben, das für den Frieden und gegen den Krieg, für die Sowjetunion und für die Solidarität wirbt.

Bei einer Kundgebung der Hitlerjugend in Mannheim im Oktober 1936 wurde von einem Gebietsführer erklärt „Jeder deutsche Junge muß ein Alkazar-Kämpfer werden für Führer, Volk und Reich.“

Wir antifaschistischen Jugendschriftsteller müssen unserer Jugend die Kämpfer für eine wirkliche Kultur als ihr Vorbild schildern, unsere antifaschistischen Helden in Deutschland, die spanischen Bürgerkriegshelden, die österreichischen Barrikadenkämpfer, die Soldaten des chinesischen Volksheeres, und viele andere vorbildliche Menschen, an denen unsere Bewegung reich ist. Unsere Jugend mit Geschehnissen und Personen der Gegenwart und Geschichte bekanntzumachen, aber auch über vieles andere, was junge Menschen interessiert, wie Pflanzen und Tiere, Technik, Physik oder Chemie, Abenteuer und Erfindungen, in Büchern zu berichten, das sind große und brennende Aufgaben. Dabei müßte unsere Kinder- und Jugendliteratur die guten, von uns zu übernehmenden Eigenschaften der bereits vorhandenen Literatur enthalten, jedoch ohne Zugeständnis an ihre Ideologie.



# DAVID GEGEN GOLIATH

Vier Jahre deutsche Emigrationsverlage

von

*Wieland Herzfelde*

Wer wird uns verlegen? Das war die brennende Frage, mit der die deutschen Schriftsteller im Exil ihre Arbeit wieder aufnahmen. Sie erhielten überraschend schnell Antwort:

In Holland gaben die Verlage *Querido* und *Allert de Lange* den beiden Mitarbeitern Kiepenheuers, Landshoff und Landauer, die Möglichkeit, ihren Autoren — Heinrich Mann, Arnold Zweig, Bertolt Brecht, Anna Seghers, Hermann Kesten, Joseph Roth, Ernst Glaeser — und „untragbaren“ S. Fischer-, Ullstein-, Insel-, Rowohlt- und Zsolnay-Autoren — Jakob Wassermann, Vicki Baum, Adrienne Thomas, Kurt Kersten, Leonhard Frank, Emil Ludwig, Klaus Mann, Schalom Asch, Max Brod, Rudolf Olden, Alfred Döblin, Wilhelm Speyer, Bruno Frank, Ernst Weiss u. a. — ein Asyl zu schaffen.

Die Arbeit des Neuen Deutschen Verlages, Berlin, setzten die *Editions du Carrefour*, Paris, fort. Die erste große Publikation dieses Verlages, das „Braunbuch über den Reichstagsbrand“, war zugleich das erste Buch, das die spezifischen politischen Aufgaben der deutschen Emigration in die Tat umsetzte. Es erwies sich als wirkliche Waffe gegen die Nazigefahr. Das gleiche ist von weiteren Büchern dieses Verlages zu sagen. Daneben brachte er Werke revolutionärer Autoren wie Kisch, Regler, Köstler, Seghers, Gedichte von Becher und Brecht, Übersetzungen aus dem Englischen und Holländischen.

In der Schweiz brachte Emil Oprecht in seinen Verlagen *Oprecht und Helbling* und *Europa-Verlag* (zum Teil in Verbindung mit der Büchergilde Gutenberg, Zürich-Wien-Prag, die sich von der berliner Zentrale gelöst hatte) zahlreiche deutsche Bücher heraus. Darunter Essays von Heinrich Mann, F. C. Weiskopfs Roman „Die Versuchung“, Ernst Blochs „Erbschaft dieser Zeit“, Ludwig Renns „Vor großen Wandlungen“, Theodor Wolffs „Beiträge zur deutschen Geschichte“.

Eine Neugründung, der *Ring-Verlag*, Basel, nahm die Produktion marxistischer Klassiker und Lehrbücher und sowjetrussischer Literatur wieder auf, die in Berlin der Verlag für Literatur und Politik gepflegt hatte.

Der Malik-Verlag, Berlin, hatte schon im April 1933 mit Oldens „Hitler der Eroberer“ versucht, seine antifaschistische Arbeit von Prag aus fortzusetzen. Als das nicht länger möglich war, trat an seine Stelle der *Malik-Verlag*, London. Neben Werken seiner bisherigen Autoren wie Sinclair, Ehrenburg, Wedding, Graf, publizierte er Werke von Scharrer, Bredel, Hinrichs, Seydewitz und Doberer. Übersetzungen von Scholochow, Awdejenko,

Jilemnicky, der China-Bücher von Agnes Smedley. Die Produktion wissenschaftlicher deutscher Literatur nahm der *Verlag Sijthoff in Leiden* auf. Neben den erwähnten Verlagen gibt es eine ganze Anzahl von Gründungen, die über ein oder zwei Bücher nicht hinauskamen, außerdem brachten Auslandsverlage dieses oder jenes Werk eines emigrierten Deutschen, z. B. der *Schweizer Spiegel-Verlag* die berühmt gewordenen „Moorsoldaten“ von Langhoff.

Gleichzeitig mit ihren deutschen Kollegen verloren auch viele fortschrittliche ausländische Schriftsteller die Möglichkeit, im Dritten Reich ihre Werke veröffentlicht zu sehen. Manche lehnten solche Angebote sogar kategorisch ab. Auch für sie fanden sich Verleger. Der *Humanitas-Verlag in Zürich* bringt Romain Rollands Werke weiter heraus, die früher in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen waren. Der Verlag *Julius Kitz's Nachfolger* brachte Übersetzungen von Célines Büchern, daneben deutsche Bücher von Wolfenstein, Kästner, sowie nicht gleichgeschalteter sudetendeutscher Autoren, Ludwig Winder, Friedrich Torberg, Walter Seidl, u. a., die man, weil auch ihnen der deutsche Markt versperrt ist, zur Emigrationsliteratur zählen kann.

Welche Absatzmöglichkeiten bestehen für diese Literatur, die an Umfang und Vielfalt wohl jede andere Emigrationsliteratur übertrifft?

Außerhalb Deutschlands leben vielleicht 30—40 Millionen Menschen, die deutsch sprechen. Mechanisch betrachtet, hätten vom Absatz deutscher Bücher früher also 70% aufs Inland, ca. 30% aufs Ausland entfallen müssen. In Wirklichkeit kaufte das Ausland jedoch durchschnittlich knapp 15%.

Wenn ein Verlag in Deutschland Durchschnittsauflagen von 5000 Exemplaren erzielte, konnte er zufrieden sein. Wären die Marktverhältnisse geblieben, so hieße das: die Auflage deutscher Bücher, die nicht ins Dritte Reich verkauft werden können, beträgt, wenn es gut geht, 15% von 5000, also 750 Exemplare.

Wie verhält es sich nun wirklich? Verschiedene Umstände könnten die Befürchtungen erwecken, daß nicht einmal diese klägliche Durchschnittsauflage erzielt werde:

1. ein erheblicher Teil der in Frage kommenden Leser lebt in Österreich, in der Tschechoslowakei, in der Schweiz und in Frankreich. Österreich läßt unsere Literatur zumeist nicht ins Land. In der Tschechoslowakei sind ebenso wie in Österreich große Teile des deutschen Publikums und noch größere der deutschen Buchhändler Bewunderer des Dritten Reichs, oder sie fürchten sich, Bücher zu lesen, bzw. zu verkaufen, die ihren Nazis mißfallen. In der Schweiz sind Anzeichen einer ähnlichen Entwicklung vorhanden. Das Elsaß hat seit jeher wenig Bücher eingeführt, — die Bevölkerung kann auch Französisch, und das französische Buch ist viel billiger.
2. Goebbels versucht, die Absatzschwierigkeiten der Emigrationsverlage durch das Bücher-Dumping zu erhöhen, das die Bücher für

den Auslands-Käufer um 25<sup>0</sup>/<sub>0</sub> verbilligt und zugleich die Verdienstspanne des Buchhändlers erhöht.

3. Die kleinere Auflage bedingt höhere Preise; dem Inhalt nach geht unsere Literatur aber gerade die weniger kaufkräftige Bevölkerung an. Die höheren Preise erschweren also den Absatz beträchtlich.

4. Damit nicht genug, werden Millionen Bände beschlagnahmter Literatur aus Deutschland zu Schleuderpreisen ins Ausland geliefert. „Die giftige Asphaltliteratur“ ist den Nazis gut genug, Schachts Devisennöte zu lindern und gleichzeitig den Emigrationsverlagen ihren Absatz zu erschweren. Die Rechte der Autoren werden dabei natürlich mit Füßen getreten. (Es sei denn, diese Rechte gehören reichsdeutschen Firmen. Dann lehnt man es nicht ab, Geschäfte im Dunkeln damit zu machen. Autoren wie Rudolf Olden, Lion Feuchtwanger, Kurt Kersten und O. M. Graf können ein Lied davon singen.)

5. Der Auslandsbuchhändler kann alle Bücher aus Deutschland bequem und billig über Leipzig durch seinen Kommissionär in Sammelndungen beziehen. Der Bezug bei unseren Verlagen dagegen, die ja kein Lager in Leipzig unterhalten können, verzehrt einen erheblichen Teil des Buchhändlerverdienstes infolge der hohen Auslandsportis, Überweisungskosten und der vielverzweigten Korrespondenz.

6. Der Druck des Dritten Reiches auf kleinere Staaten — diplomatisch oder durch die Terrororganisationen der betreffenden Länder — erschwert den Absatz. Besonders deutlich zeigt sich das in Rumänien, wo die größte Buchhandlung, Ignatz Hertz in Bukarest, versiegelt und der Inhaber ausgebürgert worden ist; oder in Jugoslawien, wo antisemitische Banden die Buchhandlung Breyer demolierten, während der Inhaber in Haft war. Solche Vorgänge schüchtern viele Buchhändler ein und veranlassen sie zur Vorsicht, d. h. zu einer Selbstzensur im Sinne der Nazis. In Danzig herrschen bereits die gleichen Zustände wie im Dritten Reich; der sozialdemokratische Buchhändler Tosch wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, nur weil er deutsche Bücher aus Holland usw. verkauft hatte.

Allen diesen Hemmungen und Erschwerungen zum Trotz zeigt die Erfahrung der letzten Jahre, daß die Durchschnittsauflage der exilierten deutschen Literatur (ohne Berücksichtigung der SU) nicht unter, sondern weit über 750, etwa bei 2000 Exemplaren liegt. Diese auffällige Tatsache hat verschiedene Ursachen:

Die Preise der Bücher sind nicht so hoch, wie sie bei so geringen Auflagen in Deutschland sein müßten. Alle Verleger unserer Literatur müssen haushalten, sie haben keine erheblichen Kapitalreserven und legen es nicht darauf an, durch kostspielige Propaganda einander niederzukonkurrieren. Auch sind die Produktionskosten in den Grenzländern niedriger als im „autarken“ Deutschland, und die emigrierten Schriftsteller haben begriffen, daß die Absatzmöglichkeiten begrenzt sind. Zum Glück entfällt ein unverhältnis-



mäßig großer Teil der Übersetzungen aus dem Deutschen auf Werke im Exil Lebender. Ohne diese Tatsache wäre diesen Schriftstellern ein Produzieren fast unmöglich. Der ausschlaggebende Grund dafür, daß unsere Literatur ungeachtet der Scheiterhaufen des Dr. Goebbels nicht untergehen wird, ist jedoch die Erkenntnis immer weiterer Kreise, daß nicht nur das Deutschland von einst, das geistige Land der Goethe und Lessing, der Heine und Humboldt in unseren Büchern weiterlebt, sondern, daß sich in ihnen bereits das befreite Deutschland von morgen ankündigt. Kein Dumping und keine Machenschaften des Propagandaministeriums können verhindern, daß diese Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht.

Ohne Zweifel: die Existenz der emigrierten deutschen Schriftsteller und ihrer Verlage ist ein fortwährender Kampf. Er wird noch viele Opfer kosten. Denn hier gibt es ja keine Organisationen und Behörden, keine Großunternehmen, Banken oder Mäzene, die sich Verlage „leisten“. Arm wie die Massen, für deren Zukunft sie wirken, leben Autoren wie Verleger von der Hand in den Mund. Diese Existenzunsicherheit erzeugt einen empfindlichen Mangel an Planung und Stetigkeit, sie macht die Herausgabe allzu umfangreicher Werke, die verlegerische Initiative auf lange Sicht und die so wichtige Spezialisierung der Produktion fast unmöglich. Ein knappes Dutzend von Verlagen, abgeschnürt vom Mutterland, kann eben die Vernichtung und Verstümmelung des Verlagswesens einer großen Kulturnation nicht wettmachen.

Aber sie können das Bewußtsein dieses barbarischen Zustandes vertiefen und wachhalten, sie können die Waffen schmieden helfen, die die Urheber der deutschen Schmach vernichten werden. Noch nie stand eine so geringe Zahl deutscher Verleger mit einem solchen Minimum an Mitteln vor einer so verantwortungsvollen, so schweren, — vor einer so herrlichen Aufgabe.

# DEUTSCHE KRIEGSFIBEL 1937

von

*Bertolt Brecht*

*Das Brot der Hungernden ist aufgeessen.  
Das Fleisch kennt man nicht mehr. Nutzlos  
ist der Schweiß des Volkes vergossen.  
Die Lorbeerhaine stehen  
abgeholzt.*

*Aus den Schloten der Munitionsfabriken  
steigt Rauch.*

\*

*Der Anstreicher spricht von kommenden großen Zeiten.*

*Die Wälder wachsen noch.  
Die Äcker tragen noch.  
Die Städte stehen noch.  
Die Menschen atmen noch.*

\*

*Die das Fleisch wegnehmen vom Tisch  
lehren Zufriedenheit.  
Die, für die die Gabe bestimmt ist  
verlangen Opfermut.  
Die Sattgefressenen sprechen zu den Hungernden  
von den großen Zeiten, die kommen werden.  
Die das Reich in den Abgrund führen  
nennen das Regieren zu schwer  
für den einfachen Mann.*

\*

*Wenn die Oberen vom Frieden reden  
weiß das gemeine Volk  
daß es Krieg gibt.*

## *Dichtung*

*Wenn die Oberen den Krieg verfluchen  
sind die Gestellungsbefehle schon ausgeschrieben.*

\*

*Die Oberen sagen:  
es geht in den Ruhm.  
Die Unteren sagen:  
es geht ins Grab.*

\*

*Als der letzte Krieg vorüber war  
gab es Sieger und Besiegte.  
Bei den Besiegten das niedere Volk  
hungerte. Bei den Siegern  
hungerte das niedere Volk auch.*

\*

*Wenn man die Felder der Junker aufteilt  
braucht man nicht die Felder der ukrainischen Bauern zu erobern.  
Wenn man die Felder der ukrainischen Bauern erobert  
haben die Junker nur noch mehr Felder.*

\*

*Auf der Mauer stand mit Kreide:  
Sie wollen den Krieg.  
Der es geschrieben hat  
ist schon gefallen.*

*Wenn es zum Marschieren kommt, wissen viele nicht  
daß ihr Feind an ihrer Spitze marschiert.  
Die Stimme, die sie kommandiert  
ist die Stimme ihres Feindes.*

*Der da vom Feind spricht  
ist selber der Feind.*

*In der Schlacht  
Haben sie den Feind im Rücken.  
Vor ihnen stehen ihresgleichen  
die ihren Feind auch im Rücken haben.*

\*



*Die Oberen sagen: im Heer  
herrscht Volksgemeinschaft.  
Ob es wahr ist, erfahrt ihr  
in der Küche.*

*In den Herzen soll  
der gleiche Mut sein. Aber  
in den Schüsseln ist  
zweierlei Essen.*

\*

*Der Anstreicher wird sagen, daß irgendwo Länder erobert sind  
und ihr werdet euch in die Küchen setzen, da  
wo die Rüben gekocht werden.  
Der Anstreicher wird sagen  
daß er keinen Fußbreit  
zurückweichen wird  
und ihr werdet prüfend die Jacken aus Papier anfassen.  
Wenn da Siegesglocken läuten  
werdet ihr die Verlustlisten austragen.*

\*

*Wenn der Trommler seinen Krieg beginnt  
sollt ihr euren Krieg fortführen.*

*Er wird vor sich Feinde sehen, aber  
wenn er sich umblickt, soll er  
auch hinter sich Feinde sehen:  
wenn er seinen Krieg beginnt  
soll er um sich lauter Feinde sehen.*

*Was da marschiert, angetrieben von seinen Schutzmännern  
soll gegen ihn marschieren.*

*Die Stiefel werden schlecht sein, aber auch  
wenn sie vom besten Leder sind, sollen  
seine Feinde in ihnen marschieren.  
Eure Essenrationen werden schmal sein, aber auch wenn sie  
reichlich sind  
sollen sie euch nicht schmecken.*

## Dichtung

*Seine Schutzmänner sollen nicht schlafen dürfen.  
Jedes Geschoß sollen sie prüfen müssen  
ob es auch geladen ist. Jeden Prüfer  
sollen sie prüfen müssen, ob er auch prüft.*

*Alles was an ihn geht, soll zerstört sein und alles  
was von ihm kommt, soll gegen ihn gebraucht werden.*

*Tapfer wird sein, wer gegen ihn kämpft.  
Klug wird sein, wer seine Pläne vereitelt.  
Nur wer ihn bekämpft, wird Deutschland helfen.*

\*

*Im Krieg wird sich vieles vergrößern.  
Es werden größer werden  
die Besitztümer der Besitzenden  
und das Elend der Besitzlosen  
die Reden der Führer  
und das Schweigen der Geführten.*

\*

*Wenn der Krieg beginnt  
werden eure Brüder sich vielleicht verändern  
daß ihre Gesichter nicht mehr kenntlich sind.  
Aber ihr sollt gleich bleiben.*

\*

*Sie werden in den Krieg gehen, nicht  
wie zu einer Schlächtereier, sondern  
wie zu einem ernsten Werk. Alles  
werden sie vergessen haben.  
Aber ihr sollt nichts vergessen haben.*

*Euch selber wird man Brantwein in den Hals gießen  
wie allen andern.  
Aber ihr sollt nüchtern bleiben.*

\*

*General, dein Tank ist ein starker Wagen.  
Er bricht einen Wald nieder und zermalmt hundert Menschen.  
Aber er hat einen Fehler:  
er braucht einen Fahrer.*

*General, dein Bombenflugzeug ist stark.  
Es fliegt schneller als ein Sturm und trägt mehr als ein Elefant.  
Aber es hat einen Fehler:  
es braucht einen Monteur.*

*General, der Mensch ist sehr brauchbar.  
Er kann fliegen und er kann töten.  
Aber er hat einen Fehler:  
er kann denken.*

## DAS WALDFUHRWERK

von

*Anna Seghers*

„Hör mich an, Katharina!“ —

Sadovski sprang plötzlich auf der Angersdorfer Landstraße hinter einem Schuppen hervor, da, wo man kurz zuvor die Bauarbeiten eingestellt hatte. „Ich habe dich schon seit vielen Tagen abgepaßt. Wie du das überhaupt fertigbringst, dich in Findlingen unsichtbar zu machen, das versteh ich nicht.“

Katharina hatte ein großes Bauernbrot unter dem Arm. Dafür ging sie einmal im Monat, ähnlich wie ihre Mutter im Krieg nach Angersdorf zu den Verwandten, am Backtag bei der Hausarbeit helfen. Sie war jetzt heftig zusammengezuckt und stehengeblieben. Sadovski sagte: „Gib das Brot her, ich trag's.“ Er nahm ihr den Brotlaib ab und klopfte ein wenig an ihrem Kleid herum, das auf der einen Seite vom Mehl bestäubt war. Katharina blieb dabei mit hängenden Armen ganz steif stehen. Ihr Gesicht war ein wenig bleich geworden. Sie hatte noch kein Wort gesprochen. Plötzlich lief sie los, hundert Meter über die Straße, gegen den Wald zu, in einer Lustigkeit, die ihr ganzes Gesicht und Gehaben unvorstellbar veränderte. Sadovski folgte ihr zuerst langsam, das Brot unterm Arm. Er beobachtete sie und lächelte. Plötzlich veränderte sich sein Gesicht, als sei ihm aufgegangen, er könnte durch diese Lustigkeit betrogen werden. Er holte sie in ein paar Sätzen ein. „Hör, Katharina, wir haben ja jetzt einen schönen langen gemeinsamen Weg vor uns. Da können wir in aller Ruhe unsere Angelegenheit bereden. In die Felder wirst du ja nicht hineinlaufen.“

„Warum soll ich nicht in die Felder hineinlaufen? Ich kann auch noch nach Angersdorf zurücklaufen.“ — „Na, ich behalt das Brot.“ — „Ach was, Sadovski, nicht mal das Brot. Eher als du dem Bentsch einen Bissen



wegnimmt, trägst du's ihm heut abend aufgeschnitten und mit Butter geschmiert zurück.“

„Sei nicht so dumm, Katharina, versuch mal ein paar Schritte ruhig neben mir herzugehen. Ich habe mit Josephine endgültig gebrochen, verstehst du...“ — „Was geht mich das an, mit wem du gebrochen hast?“ — „Du weißt ganz genau, daß es dich viel angeht. Deinethalben hab ich mit Josephine gebrochen.“ — „Das geht mich immer noch nichts an. Außerdem hast du sicher wegen der Josephine vorher mit irgend einer Lisbeth gebrochen, und dieser Lisbeth wegen vorher mit irgend einer Lotte.“

„Wenn schon. Das war alles ein Zufall. Aber du bist kein Zufall.“ — „So? Was denn sonst?“ — „Du bist für mich die Richtige.“

„Sieh mal an.“ — Sie waren gerade am ehemaligen Waldrand angelangt. Die Landstraße führte jetzt zuerst durch einen Baumschlag und dann in ihrer ganzen, von tiefen Wagenspuren durchfurchten Breite quer durch den Buchenwald. Die Schnittflächen der übereinandergeschichteten Baumstämme glänzten von weither. Katharina dachte sogar: „Das war es also.“ Sie hatte sich nämlich drunten im Dorf gewundert, was dort oben am Waldrand so weiß glänzte. Katharina setzte sich auf einen Baumstumpf. Sadovski blieb ratlos bei ihr stehen. Er starrte hinunter auf ihr glattes, schwarzes Haar. Katharina sagte: „Und weil dir nun einfällt, daß ich die Richtige für dich bin, deshalb soll ich also wegziehen von Bentschs, zu euch hinüber, zu dieser Großmutter, und zu euren Burschen, dem Malzaln und dem Wagner, die ihr nie loswerdet, hinüber zu euch, in diese Kammer da hinten.“

Sadovski antwortete im Ton einer tiefen, wahrhaftigen Verzweiflung, die niemals jemand an ihm vermutet hätte: „Wir würden natürlich vorher noch diese Hofkammer in Ordnung bringen. Und dann — “ — „Was dann?“ — „Wir werden ja dann Mann und Frau sein. Dann ist doch alles anders.“ — „Wieso anders?“

Sadovski blickte fortwährend hinunter auf ihr schwarzees, glattes Haar. Sein Gesicht wurde nachdenklich. Er lächelte sogar: Wieso anders? — Dieses Mädchen war schon allzu töricht.

Plötzlich wurde sein Gesicht wieder finster. Er setzte sich auf die Erde. Er warf einen raschen Blick in Katharinas Gesicht, das jetzt dicht über ihm war. Er wußte sofort, daß dieses Mädchen keineswegs töricht war, und daß es ihm, wäre sie es gewesen, überhaupt nichts genutzt hätte. Er konnte ihr Gesicht jetzt nicht ertragen. Er sah vor sich hin, zwischen seinen hochgezogenen Beinen, über die Erde weg: lila Lappen von Heidekraut, das schon ein wenig versengt war; bloße Wurzeln der Baumstümpfe, die sich in mächtigen Windungen in den wegweichenden Boden hineinkrallten. Das breite, flache Tal vor ihm wurde hinter dem letzten Hügeleinfall zur Ebene. Der Eisenbahndamm verdeckte den Horizont. Links schob sich das Dreieck Wald ein; rechts lief weit hinter den Feldern in ziemlich großer Entfernung eine Hügelkette, aber die Schornsteine der Montanwerke waren höher. Im Nachmittagslicht glänzten die Dächer vieler Dörfer. Auf dem braunen, stumpfen Land glänzten die Vierecke der Rübenfelder. Weit weg, fast beim Bahndamm, glänzte ein einzelner, winziger Punkt, scharf und durchdrin-

gend, irgend etwas Metallenes, vielleicht eine Pflugschar. Alles das war Sadovski fast so fremd wie ein anderes Land. Hier war alles ganz anders als bei ihm, eine Stunde hinter seinem Rücken. Er war hier völlig ein Fremdling. Aber gerade dadurch kam ihm seine Lage zum Bewußtsein, und sein Herz zog sich zusammen. Weil sein Blick fort war, fing Katharina an, Sadovski zu betrachten. Seine niedergetretenen Halbschuhe waren seine Sonntagstanzschuhe gewesen, und seine speckigen Hosen seine Sonntagshosen; aber jetzt waren sie zu kurz, weil seine Großmutter sie schon zweimal umgesäumt hatte, als sie zerfranst waren. Er hatte sein Sommerhemd an, und seinen guten Gürtel. Seinen roten Schal hatte er nicht umgeknötet, sondern die Enden rechts und links lose in die Taschen gesteckt. Sein Gesicht, Hals und Brust und Hände und sogar das Stück Haut auf den Beinen zwischen Halbschuhen und Hosensaum waren braungebrannt. Nichts an ihm paßte richtig zusammen und richtig für ihn, sogar die braune Haut paßte nicht richtig für ihn. Katharina gefiel er auf einmal ganz gut. Sie merkte jetzt auch seinem Gesicht an, daß er litt. Sie wurde nachdenklich.

Katharina irrte sich aber. Sadovski litt jetzt um alles, aber nicht um ihretwillen. Gerade in diesem Augenblick hatte er Katharina vergessen. Ihn quälte das Land vor seinen Augen, seine Felder und Schornsteine, und sein blaßblauer Himmel; seine Menschen alle, die völlig unsichtbar waren, und doch erkennbar in all der abgeernteten Erde und all dem Rauch, und sogar in dem winzigen Metallpünktchen, das bald erlosch, bald wieder blitzte. Er aber ging und stand und von ihm war nichts zu erkennen. Er war allein, ihn brauchte niemand. Seine Finger waren so nutzlos wie die Fransen des Tuches in denselben Taschen. Plötzlich griff er das Brot, das lose auf seinen Knien gelegen hatte, mit beiden Händen und biß hinein. Katharina rief erschrocken: „Nicht!“ Sadovski fuhr zusammen. Er erinnerte sich ihrer. Sein Leid verging sofort, bis auf einen einzigen scharfen Schmerz in einer einzigen genau bestimmbaren Stelle. Katharina fragte sanfter: „Hast du denn solchen Hunger?“ Er lachte. „Das auch.“ Sie schielte nach dem Brot, er hatte aber gar nicht hineingebissen, nur seine Zähne waren drin. Sie sagte: „Es ist auch Zeit zum Abendessen.“

Sie standen auf und gingen schweigend durch den Holzschlag gegen den Waldrand. Das Buchenlaub glühte und schien erst unter ihren Tritten zu erlöschen. Sadovski merkte wohl, daß sich etwas zwischen ihnen verändert hatte, er wußte nur nicht recht, ob es zu seinen Gunsten war. Es wurde von einer Sekunde zur andern dunkel, durch den Wald oder die Tageswende. Das Laub war jetzt welk und stumpf. Beide wußten sie, daß sich alles entschied, so oder so, bevor sie den Wald verlassen hatten. Man konnte durch die Breite der Straße zwischen den beiden Waldhälften ziemlich viel Himmel sehen, der immer noch blaugrau war. Beide blickten aber hinunter auf die tiefen Wagenspuren in der Straße. Sadovski hatte das Brot unter den linken Arm genommen, Katharina hatte die Arme nicht mehr auf dem Rücken verschränkt; zuweilen im Schlenkern streiften sich ihre Hände. Wenn er sie jetzt einfach packte, dann konnte sie ihn zurückstoßen. Dann war es aus für immer. Na, und wenn schon. Schließlich war das auch nicht

so furchtbar. Wenn sie ihn aber nicht zurückstieß, dann war alles gut, nicht bloß das eine, und nicht bloß jetzt, dann war alles zu ertragen. In ihren Augen, die entweder bis auf den dünnsten Spalt gesenkt waren oder ganz rund geöffnet, in ihrem kleinen Gesicht, das dann, wenn andere Mädchen errötet wären, nur etwas bleicher wurde, konnte er dann immer spüren, daß er wirklich er selbst war, und wie man seiner heftig bedurfte auf dieser Erde mit Leib und Seele, gerade seiner. Wenn sie ihn aber zurückstieß, dann war es doch furchtbar. Er fing nur wieder verzweifelt an, wo er aufgehört hatte: „Meine Großmutter kann wirklich auch wo anders schlafen.“

Katharina erwiderte: „Ach, wegen der. Das ist gar nicht das wichtigste.“

Sadovski fragte sehr leise: „Was sonst?“

Sie fragte: „Was sagst du?“ Er sagte aber nichts mehr. Er fürchtete allzu sehr, sie könnte antworten: Daß ich dich gar nicht liebe. Er ging in Gedanken verloren schneller, sie blieb sogar etwas zurück. Katharina spürte plötzlich eine große Beklemmung, fast Angst. Sie hatte aber vor ihm gewiß keine Angst, er ging ja auch still vor ihr her. Sie dachte: „Er hat mich wohl schon aufgegeben. Das geht aber bei ihm schnell.“ Sie war jetzt doch allein.

Auf einmal hörten beide hinter dem Straßenabfall ein Fuhrwerk herankommen. Die schlecht geölten Räder quietschten, und sie knirschten auch in der feuchten Erde. Das Pferdeglöckchen bimmelte. Jetzt fiel ein schmaler Lichtstreifen quer über die Straße. Das welke Laub wurde deutlich, und die tiefen alten Wagenspuren. Die Laterne schwankte nicht, sondern ruckte nur mit dem Wagen, denn sie war an dem Plandach festgeschraubt. Dieses grüne Plandach umgab wie eine große gemeinsame Haube einen alten Mann und eine alte Frau und einen Hund. Der Mann regte ein wenig die Arme mit den Zügeln, aber Frau und Hund waren so still, als ob sie schliefen. Hinter ihnen waren leere Weidenkörbe übereinandergestülpt. Sie kamen wohl von einem der vielen Straßenmärkte. Nur die Kruppe des Pferdes war hell, die übrigen Umriss des Pferdekörpers verschmolzen schon mit dem ganzen Wald. Sadovski war stehengeblieben. Katharina kam mit wenigen Schritten dicht an ihn heran. Sie blieb gleichfalls stehen. Der alte Mann sagte ruhig: „Guten Abend.“ Sadovski erwiderte im gleichen Ton: „Guten Abend.“ Einen einzigen Augenblick, vielleicht überhaupt in seinem Leben, für niemand sichtbar, auch nicht für Katharina, und erst recht nicht für die beiden alten Leute, die schon in ihrem Plandach vorüber waren, lag auf seinem frechen, stolzen und gequälten Gesicht ein Ausdruck von Erstaunen und Ehrerbietung.

Sie drehten beide ihre Köpfe dem Wagen nach. Das Laternenlicht streifte noch die Spitzen von ein paar Zweigen. Der Wagen knirschte noch und dann nicht mehr. Er fuhr wohl jetzt durch den Baumschlag.

Kaum, daß sie zugleich in beiden entstanden war, verließ sie bereits die Ahnung einer unerreichbaren Geborgenheit. Sie drehten ihre Gesichter langsam einander zu. Da waren jetzt ihre einfachen, unversehrten Gesichter, ohne eine Spur von Angst oder Stolz oder Begierde, nur sehr jung



und sehr verlassen. Sie gingen still nebeneinander weiter, Hand in Hand, aber so wie Kinder durch einen Wald gehen, nicht wie Liebende. Die Straße fiel etwas ab, der Wald schob sich ein. Dahinter mußte die zweite Biegung kommen, dann der Waldrand, dann das Baugebäude, dann der Vorort Findlingen. Auf einmal war es mit Sadovskis Ruhe zu Ende. Er packte Katharina, bevor sie überhaupt begriffen hatte, daß diese Ruhe zu Ende gehen könnte, ja, daß sie so stark sein konnte und minutenlang mächtiger als alles. Sadovski packte sie fest und küßte sie und fluchte auch etwas, weil das Brot immerfort in die Quere kam. Plötzlich wurde ihm klar, daß Katharina ihn nicht zurückgestoßen hatte. Er ließ sie unwillkürlich los. Sie gingen ein kleines Stück weiter. Das Glück, das er die ganze Zeit über heftig gewünscht hatte, hatte also angefangen. Nach ein paar Schritten blieben sie stehen und küßten sich wieder. Katharina hob sogar einfach von selbst die Arme. Ihr war es zumut wie damals, als Sadovski auf der gleichen Straße, nur weiter unten bei den Häusern, ihre Hand zum erstenmal genommen hatte. Doch diesmal war es schon viel stärker. Viel jähre endete ihre Verlassenheit, die alte leere Zeit. Sie wünschte jetzt ebenso stark wie er, der Wald möchte sich um sie beide schließen. Die Bäume standen aber schon weit auseinander. Sadovski sah hinter Katharinas Kopf, hinter dem Baugebäude, die Lichter der Häuser.

## AN UNS GESCHIEHTS

von

*Fritz Brügel*

*Ein Tropfen Bluts gerinnend auf der Schneide  
des Messers, das uns tötet wie ein Fluch,  
ein Sensenhieb ins strotzende Getreide,  
der frechen Feder Strich und Riß ins Buch,*

*des Schlachthofs Mauern, grell und weiß wie Kreide,  
umhaucht von Fleisches süßlichem Geruch  
und von dem bitteren der Eingeweide,  
zum Schluß der Heuchler lügnerischer Spruch.*

*Sie knüpfen schlau die Schlingen und die Netze,  
Schafott und Galgen wurden aufgestellt,  
bis stolpernd die ersehnte Beute fällt  
in die Umarmung tückischer Gesetze.*

*Die Mörder hat man zum Gericht bestellt,  
breitbeinig protzt die herrschende Gewalt.*

# WER HAT, DEM WIRD GEGEBEN

## Erzählung in Anekdoten

von

*Ernst Weiss*

### I

Eusebius, ein Mann in höherem Alter, der außer seinem Bruder und früherem Geschäftsteilhaber Alexander nur recht entfernte, aber zahlreiche und fast durchwegs bedürftige Verwandte hatte, war im Alter von über 60 Jahren aus Amerika zurückgekehrt. Er brachte viel Geld mit. Wieviel es war, hat man erst nach seinem Tode, nach über 20 Jahren erfahren. Er war ein dicker, freundlicher, zutunlicher, oft sogar demütiger und unterwürfiger alter Herr, der einen stillen, aber zähen Kampf um seine „Mittel“ (das Wort Geld nahm er höchst selten in den Mund) zu führen hatte, und zwar in erster Linie gegen die Verwandtschaft, die er auf die Folter zu spannen mußte durch seine scheinbare Gutmütigkeit, seine Bereitschaft zu guten Ratschlägen und zu herzlichen Segenswünschen, dann gegen die Geistlichkeit, der er nach Kräften auswich in einer Art Furcht, vielleicht in einem Rest von Ehrfurcht aus seiner Jugend, und zum Schluß verteidigte er tapfer seine Mittel gegen zwei blutjunge und sehr hübsche Großnichten, und das alles mit so vortrefflichem Erfolg, daß gemäß seinem Willen und entsprechend seinen Ansichten über die menschliche Natur keine menschliche Seele der Leiche folgte, als diese, auf seinen letzten Wunsch, aus dem gerichtsarztlichen Institut der Stadt P. nach dem Friedhof gebracht wurde.

### II

Er liebte die Musik, besonders das Klavierspiel, war aber nicht dazu zu bewegen, ein Klavier zu mieten, geschweige denn eines zu kaufen. Einer der Großneffen, ein tüchtiger, aber etwas saulustiger und stets von drei bis vier anspruchsvollen weiblichen Gefährten heimgesuchter Komponist, schwärmte ihm einmal von den Schumannschen Davidsbündlertänzen vor, in welchen auch ein Musikstück über einen Eusebius enthalten sein sollte. Der Alte wiegte zweifelnd den Kopf, lachte und zeigte seine schönen goldenen Zähne. Der Musiker, der in bedrohlichen Geldnöten war, borgte sich bei seinen Damen etwas Geld zusammen, lieh ein Pianino für vier Wochen, ließ es zu dem Großonkel schaffen und spielte ihm nicht nur die Eusebiusstücke von Schumann, sondern auch eigene Kompositionen so prachtvoll vor, daß der Großonkel (der den ganzen Jammer des Großneffen genau kannte) gerührt wurde, dem Musiker um den Hals fiel, ihm die „begnadenen“ Hände küßte, und dann in sein Kabinett ging, mit einem dicken gelben Kuvert zurückkehrte und es dem Musikus übergab. Als dieser in überströmenden Worten

danken wollte, lehnte der reiche Mann demütig alle Lobes- und Dankesprüche ab und nahm dem Großneffen das Versprechen ab, das Kuvert erst daheim zu öffnen. Dann nahmen sie, immer noch gerührt, Abschied voneinander, und der alte kahlköpfige Mann (der einst mit stählernen Nadeln sein Riesenvermögen verdient haben sollte) strich über den Tasten ein langgestrecktes dunkelgrünes Samtläppchen zurecht, als wolle er die vergilbten Elfenbeintasten streicheln. Der Teufel muß den Neffen geritten haben, daß er bereits nach einer halben Stunde (und nicht wenig angeheitert) wiedererschien und dem versonnen im Dunkeln dasitzenden Großoheim das aufgerissene Kuvert wies, in welchem bloß ein einziger Silbergulden versteckt gewesen war, aber so raffiniert in Seidenpapier eingehüllt, daß man ihn von außen nicht durchfühlen konnte. „Du hast ihn doch noch?“ fragte der Großoheim, in Angst, der musikalische Großneffe könne diese Summe bereits vertrunken haben. Aber der Neffe hatte lieber Schulden beim Wirt gemacht, um den geizigen Wohltäter zu beschämen. „Nun gut“, sagte der Großonkel. „Du wirst mir doch nicht böse sein, daß ich Deine hehre Kunst so niedrig eingeschätzt habe, aber ich hatte sonst kein gewechseltes Geld im Hause, nun spiele mir noch etwas schönes vor, vielleicht die Mondscheinsonate von Beethoven . . .“ Der Neffe sah in diesen Worten eine Art Reue, setzte sich bereitwillig noch einmal an das Klavier, spielte die Mondscheinsonate, dann die Sonate Les adieux und zum Schluß die Mondscheinsonate noch einmal. Zum Abschied empfing er wieder ein Kuvert, fest verschlossen und leicht wiegend, also kein Metallgeld enthaltend. „Gibst Du mir Dein Musikerehrenwort, daß Du das Kuvert nicht früher öffnest, bevor Du daheim bist?“

Der Großneffe gab es. Daheim entdeckte er, daß der Alte den Silbergulden nur gegen einen Papiergulden ausgetauscht hatte. Selbst das Seidenpapier hatte er dazu gepackt, als wolle er den Bittsteller höhnen. Der junge Mensch kehrte wutschnaubend noch nachts zurück. Er trommelte auf die Tür, aber sie blieb verschlossen, und durch sie hindurch hörte der Musiker den kunstliebenden Alten außerordentlich leise und zart auf dem von fremdem Geld beschafften Klavier — nicht unbegabt — die ersten Takte der Mondscheinsonate zusammensuchen, und er mußte so darüber lachen, daß er beinahe die dunkle Treppe herabgestürzt wäre. Die Freundschaft nahm also noch kein Ende. Eusebius liebte es, wenn die Menschen zu ihm kamen. Kindlicherweise war er stolz darauf, daß er von den armen Teufeln nichts verlangte. „Man darf vom Menschen nichts verlangen“, sagte er, und was die Leihkosten für das Pianino betraf, versprach er, die Summe bis „ganz hoch hinauf abgerundet“ nach seinem Tode dem Musiker wiederzuerstatten. Vielleicht hätte er es getan. Aber er war noch keine 78 Jahre alt geworden, als der Musiker dem Elend, dem Alkohol und seinen Lieben erlegen war mit noch nicht ganz 46.

### III

Ein anderer Großneffe war Volontärarzt an einer Chirurgischen Klinik, oder wollte es wenigstens werden. Da nun diese Stelle unbezahlt war,



wandte sich der junge bildhübsche Mann an den alten Herrn, der ihn freundlich empfing. Der Greis hörte es sich geduldig an, wenn der junge Schwärmer ihm von den künftigen, blutigen aber rettenden Diensten an der leidenden Menschheit erzählte, wozu er sich dank der Freigebigkeit des Großonkels heranzubilden hoffte. Der Alte billigte das ideale Streben, war aber gegen eine lange und kostspielige Ausbildung. „Folge meinem Rat!“ sagte er, „vertraue Dir selbst! Man ist entweder ein tüchtiger Chirurg oder man ist es nicht. Geh unter die Menschen und bilde Dich!“ Der junge Mensch wandte errötend ein, daß man zu so einem delikaten Beruf Übung brauche. „Wenn, angenommenerweise, der liebe Herr Großonkel krank würde und sich operieren lassen müsse, würde er sich dann einem jungen Anfänger anvertrauen?“ „Kind, Kind“, flötete der Großonkel, „glaube mir altem dummen Mann. Mut ist alles. Ich sehe, Du hast die Berufung. Geld brauchst Du nicht.“ „Aber Du würdest Dich mir bei aller Berufung doch nicht anvertrauen“, wandte der starrköpfige junge Mann ein. „Vielleicht nein!“ antwortete der Alte milde. „Wer heißt Dich, mit Unsereinem anfangen? Habe ich angefangen, mit Rothschild und Rockefeller Geschäfte zu machen?“ Sie standen schon in der Nähe der Tür und der Alte versuchte den Jungen sanft herauszuschieben aus der Wohnung, denn manchmal fürchtete er sich vor den Menschen. „Fange an!“ rief er hell. „Fange an mit kleinen Leuten, mit Dienstmädchen, mit Häuslerinnen, mit Trödlern auf dem Markt, auch mit Soldaten, die sind froh, wenn sie einem Mann wie Dir unter die Hände kommen. Unsereins laß! Unsereins laß!“ Und damit schob er ihn ab.

IV

Eusebius langweilte sich oft und spielte gern Karten. Es soll hauptsächlich aus dem Grunde gewesen sein, immer ein paar geduldige Partner für das Kartenspiel bei sich zu haben, daß er seine Großnichten am Vorabend seines Todes zu sich nahm, der Tor. Er hätte sich viel Kummer ersparen und hundert Jahre alt werden können, wäre er nur etwas menschenwürdiger mit den anderen Kartenpartnern umgegangen. Aber abgesehen davon, daß er (ein kluger Mann) ungewöhnlich gut spielte und alle Karten „offen“ in seinem Kopfe hatte, spielte er stets nur auf Verrechnung. Am Ende der Woche rechnete er ab. (Nicht mit den Großnichten, hier war die Abrechnung sehr traurig.) War er im Vorteil, mußten die Partner „blechen“. War er im Verlust, sagte er, man hätte nur um die Ehre gespielt. Als einige dagegen rebellierten, sagte er beleidigt: „Ich bleibe euch 77 Kreuzer schuldig und gebe euch dafür einen Rat, der unter Brüdern 1000 Gulden wert ist. Denn wenn Reiche und Arme zusammen spielen, geht es niemals anders zu. Ihr aber seid blöd, und deshalb bleibt Ihr arm. Wer hat, dem wird gegeben, und mit Recht!“

V

Die armen Verwandten kamen trotzdem wieder, spielten nächtelang Karten mit Eusebius, der dank seinem Alter mit 6 Stunden Schlaf auskam,

versuchten aber, ihn beim Spiel zu betrügen, obwohl sie doch wußten, daß ihnen auch ein großer Gewinn auf dem Papier nichts nützte, da Eusebius nun einmal bei Lebzeiten nicht zahlen wollte. Um ihn zu ärgern, trampelten sie dann mit großem Getöse die Treppe hinab, weckten die Nachbarn und erweckten solche Unzufriedenheit im Hause, daß Eusebius das riesige, von bald 200 Mietern bewohnte Haus kaufen mußte. Nun liebte er Häuserbesitz nicht. Er liebte eigentlich nur das „ruhige“, in Staatsrenten oder in verschiedenen Sparkassen angelegte Geld. Gerade weil sein Bruder Alexander das Geld auf die Wanderschaft schickte, das heißt, es in vielen neuen und zweifelhaften Unternehmungen angelegt hatte, hatte er sich von ihm getrennt. Nun hatte auch er einen, wenn auch nur winzigen Teil seiner Habe, auf die Wanderschaft schicken müssen. „Kann man Ziegelsteine essen? Kann man sich mit Schieferdächern kleiden? Was mach' ich mit Türklinken?“ Das verzieh er den Verwandten schwer. „Seid ihr denn besser als ich?“ raunte er ihnen bitterböse, aber in zuckersüßem Ton, fast flötend zu, als sie zum erstenmal im „eigenen“ Hause wieder um den Kartentisch herum saßen, „ihr seid nicht besser als ich, nur ärmer, ihr kapitalistisches Gesindel!“ Und als die Verwandten sich empörten, setzte er fort: „Gut, ich bin für euch das Aas. Aber was seid ihr anderes als Hyänen?“ Die Verwandten knurrten, gaben aber keine Antwort und begannen die Karten zu mischen, den alten kleinen Griffel zu spitzen und das graue Schiefertäfelchen zu reinigen, auf dem ihre zweifelhaften Gewinne und nur zu kostspieligen Verluste verzeichnet wurden. Sie mußten dem Alten sein Glück lassen, aber sie freuten sich auf seinen Tod, obwohl sie ihn nicht alle überleben sollten, denn Geld erhält zäh.

## VI

Der Geistliche seines Sprengels bemühte sich sehr um sein Seelenheil und um die künftige Rettung seines unsterblichen Teils aus den Qualen des Fegefeuers und der Hölle. Er riet Eusebius, wenigstens die Hälfte seines Vermögens der Kirche oder religiösen wohltätigen Stiftungen zu hinterlassen. „Alles gebe ich oder nichts!“ antwortete Eusebius. Der Geistliche strahlte sanft und verabredete mit Eusebius einen Besuch in einem Hospital, um das Herz des Alten zu rühren. Dies gelang ihm auch, besonders in dem Augenblick, als ein armes, sehr krankes Kind dem Eusebius, als er an dem Bettchen stand, ein winziges Püppchen schenkte. Vielleicht hatte es in seinem Fieber den dicken Eusebius mit seinem mageren Vater verwechselt. Der Geistliche wollte die Rührung des Eusebius ausnutzen und drängte in ihn. Eusebius war sofort abgekühlt, versprach aber dem Pfarrer, eine Dotation in Erwägung zu ziehen, wenn dieser ihm einige Fragen beantwortete. Der Geistliche nickte, wohlgerüstet, wie er war. „Hochwürden, ist Gott reich oder arm?“ „Gott ist reich, sehr reich, ihm gehört alles!“ sagte der Pfarrer. „Warum braucht er da mein kleines Püppchen (Bündelchen)?“ sagte er, sich auf die linke Brustseite schlagend, wo er die dicke Briefftasche trug. Und als ihm der Geistliche mit den Höllenstra-

fen drohte, sagte er: „Oh nein, Hochwürden, da bin ich jetzt ganz beruhigt! Wenn ich weiß, daß der liebe Gott reich ist, dann geht es mir drüben nicht schlecht. Denn die Millionäre tun sich untereinander nichts an.“ Und seine goldenen Zähne glänzten wie das Morgenrot. Aber auf das Drängen des Pfarrers ließ er sich wenigstens herbei, einem sehr armen Verwandten, der eine riesige Kinderschar, unter anderem auch zwei niedliche Töchter besaß, und der ein eifriger Kirchenbesucher war, eine monatliche Unterstützung von 70 Gulden zuzuwenden. „Gott wird es Ihnen danken“, sagte der Pfarrer gerührt. „Mischen Sie sich nicht in seine Angelegenheiten!“ antwortete Eusebius, der im Augenblicke, wo er so viel Geld aus den Händen lassen sollte, nichts mehr von seiner Demut an sich hatte.

## VII

Eusebius hätte dem kranken Kinde, das sich ihm gegenüber so großmütig gezeigt hatte, vielleicht eine größere Summe zukommen lassen, er konnte aber nie erfahren, was aus dem Kinde geworden war. Der arme Vetter dagegen kam am ersten Montag jeden Monats und war so überschwänglich mit den Berichten über sein häusliches Elend, daß der Alte es vorzog, die Geldsumme (die er auf 100 Gulden monatlich hatte erhöhen müssen, als noch ein Zwillingespärchen in der Wiege sich eingestellt hatte) dem armen Bittsteller durch einen schmalen Spalt der Tür zu überreichen. Diese beiden Wohltaten schienen aber Eusebius kein Glück gebracht zu haben. Bei dem Krach der landwirtschaftlichen Sparkasse in Hostomeric verlor er nicht weniger als 300 000 Gulden. Unglückseligerweise war es an dem ersten Montag eines Monats, als Eusebius die Nachricht erfahren hatte, und diesmal ließ er den Bittsteller ein, gab ihm das bereits vorbereitete Kuvert, sagte ihm aber, als der Arme demütig dankte, nicht der Vetter, sondern er selbst hätte ihm zu danken, da ihm der Vetter endlich die Gelegenheit gegeben hätte, Wohltun zu üben. Der Vetter stutzte ob dieser Demut und Zutunlichkeit, setzte sich erblassend hin und erfuhr zu seinem Schrecken, daß er von jetzt an nichts mehr erhalten solle, das Wohltun hätte dem Eusebius keine Zinsen getragen, im Gegenteil. „Tröste Dich, Vetterlein“, sagte der Alte gütevoll und seine Goldzähne schimmerten wie das milde Abendrot im dämmerigen Zimmer — es war Winter und der Nebel lag vor den Fenstern —, „was hast Du viel verloren?“ „Aber es war mein ganzes Einkommen!“ versicherte mit zitternder Stimme der Vetter. Der Alte brachte ein Glas Wasser und warf sogar eines der Zuckerstückchen hinein, das er gestern abend aus dem Kaffeehaus heimgebracht, gratis. „Im Jahr sind es 1200, vier bis fünf Jahre hätte ich vielleicht noch zu leben, also hast du einen Pappenstiel verloren, im ganzen per saldo 6000 Gulden, höchstens, ich aber — halte dich fest! — 300 000 Gulden.“ „Aber es bleibt Ihnen noch weit über eine Million Gulden!“ „Heute! Aber was wird morgen sein. Kann nicht auch die Sparkasse von Hodonin Bankerott machen, die von Brünn, von Prag, von Reichenberg, Czernowitz und Wien?“ „Was soll ich tun?“ klagte der Arme. „Das gleiche, was du getan hättest, wenn



ich nicht auf der Welt gewesen wäre. Gott hats gegeben, Gott hats genommen, der Name Gottes sei gelobt!“ Als sich der Arme damit nicht zufrieden geben wollte, kramte der Alte in seinem Schrank und brachte keuchend, weil ihm das Bücken angesichts seines Fettes schwerfiel, einige ganz vergilbte, aber sonst gut erhaltene Kragen. Der Arme nahm sie zögernd in die Hand, drehte sie hin und her. Schließlich gab er sie dem Geber zurück, er hatte nämlich nur die Kragenweite 36, Eusebius aber 41½. „Laß einen kleinen Saum einnähen“, riet der Reiche. „Du hast ja Töchter, die sollen die Kragen rückwärts auftrennen und ein paar Zentimeter herausschneiden. Das werden die dummen Fratzen doch verstehen?“ Dem Armen schien ein tröstender Gedanke gekommen zu sein. „Ich schicke sie Ihnen, lieber Herr Großonkel, sie werden die Kragen abholen kommen, morgen um diese Zeit vielleicht, Resi und Rosi schicke ich!“ (Diese waren die hübschesten seiner zahlreichen Mädchen.) „Nicht um diese Zeit!“ sagte Eusebius. „Schicke sie abends so gegen sechs oder besser noch um acht, nach dem Abendessen“. „Herr Großoheim können unbesorgt sein, die Fratzen essen fast nichts, aber sie spielen Karten und sind sehr lustig und lassen Ihnen jetzt schon die Hand küssen!“ Und damit empfahl er sich eilig, in Angst, der Alte könne sich gegen den Besuch der Großnichten wehren. Beinahe hätte er sogar das kostbare Kuvert mit dem letzten Monatsgelde vergessen und der Alte mußte es ihm bis auf die Straße nachtragen. Er wohnte nämlich im zweiten Stock, obwohl es sein eigenes Haus war...

## VIII

Resi und Rosi, 17½ und 19 Jahre alt, die eine blond, die andere hellbraun, kamen mit einiger Verspätung, gefielen aber dem Alten sehr. Er spielte mit ihnen Karten, sie zeigten ihm das Pokerspiel, das er, der doch aus Amerika kam, nur vom Hörensagen kannte, und das ihm viel mehr Abwechslung und Aufregung verschaffte als das Tarockspiel um einen zehntel Kreuzer, das er bis jetzt gespielt hatte. Nach kurzer Zeit weihten sie ihn in ihre Geheimnisse ein, ließen sich von ihm beschenken und die jüngere machte ihm Augen, während die Ältere ihm von ihrer Liebe zu einem herrlichen Mann erzählte, dem ehemaligen Volontärarzt, der inzwischen die Chirurgie an den Nagel gehängt und Armenarzt geworden war, aber noch zu wenig verdiente, um Rosi heimführen zu können. Übrigens schien es, als ob die andere Schwester diese Verbindung nicht gern sähe. Im Beginn des Sommers nahm er die beiden Großnichten zu sich ins Haus, und sie, in der ersten Dankbarkeit, verwöhnten den alten Mann so, daß er bereute, nicht rechtzeitig geheiratet zu haben. Aber es hatte ihn immer der Gedanke abgeschreckt, jedes Jahr seinem Weibe neue Kleider kaufen zu müssen und ebenso seinen Kindern, während er, wenn es mit einer einmaligen Pauschalzahlung abzutun gewesen wäre, sich längst dazu entschlossen hätte. Die Nichten waren entzückend gekleidet, sie begannen sogar ein wenig niedlichen Schmuck zu tragen. Erst viel später erfuhr der Alte, daß sie auf seinen Namen Schulden gemacht hatten und weiter machten, denn er

wagte ihnen nichts zu verbieten. Er mußte jetzt viele Gäste bei sich sehen, auch den Armenarzt, mußte sie bewirten. Die Großnichten bemächtigten sich bald auch der Verwaltung des großen Zinshauses, verstießen die alten treuen Mieter und nahmen nur noch Verwandtschaft an ihrer Stelle auf. Diese zahlte natürlich nichts, ließ aber schöne Tapeten legen, sogar Badezimmer einrichten. Abends schlichen die Mädchen oft fort. Eusebius mußte ins Kaffeehaus „Zum silbernen Türken“ gehen, denn er ertrug die Einsamkeit in dem jetzt sehr unruhig gewordenen Hause nicht mehr, wo aus allen Türen und Wänden entweder Lachen oder Zank oder Kindergeschrei hervor- drang. Im Kaffeehause setzte er sich in eine Ecke, holte die Lesebrille hervor und versuchte zu lesen, sehnte sich aber im Grunde heim und zu den zwei Schwestern. Er stöhnte. Der Oberkellner, bei dem er nicht in Gnade stand, weil er stets nur 2 statt 5 Kreuzern Trinkgeld gab und weil der Zucker und selbst die Semmeln nicht immer sicher vor Eusebius waren, näherte sich ihm auf seinen schleichenden Plattfüßen. Als aber Eusebius beginnen wollte, sein Leid zu klagen, sagte der Kellner streng: „Herr Eusebius, wenn Sie stöhnen wollen, gehen Sie lieber nicht in unser Kaffeehaus. Übrigens haben gestern zwei Kaisersemmeln gefehlt!“ Millionäre lassen sich aber nicht erpressen, das Trinkgeld fiel an diesem Abend ganz aus und mit besonderem Genuß aß Eusebius auf dem Heimweg zwei etwas altbackene Kaisersemmeln, mit seinen Goldzähnen vorsichtig umgehend, auf. Daheim überfielen ihn die Schwestern, weinend und schluchzend, angeblich in Un- ruhe um ihn. In Wirklichkeit wollten sie ihn aber bewegen, einer von ihnen eine Mitgift zu geben, damit sie den schönen Armenarzt heiraten könne. Eusebius war mit dem Geldopfer, 1000 Gulden, einverstanden, wenn er seine Ruhe und eines von den Fräulein behielt. Aber welche sollte den Arzt bekommen? Eusebius wollte die jüngere behalten, in der richtigen Erwägung, daß die ältere, allein bei ihm zurückgeblieben, leicht giftig werden könne. Als daher die Schwestern ihm die Wahl überließen und ihn baten, den Namen der glücklichen Braut auf ein Zettelchen zu schreiben, malte er in zittrigen Großvaterzügen ROSI auf. Nachher flü- sterte er aber Resi ins niedliche, von gebrannten Löckchen umschmeichelte Ohr, eigentlich hätte er an sie gedacht und sich bloß verschrieben. Sie sah ihn trotzdem nicht sehr freundlich an. Die Hochzeit fand bald statt. Der Geistliche segnete das junge Paar ein. Aus den 1000 Gulden Mitgift waren 4500 geworden, da der Arzt gewaltige Schulden hatte. Der Frieden kehrte nicht zurück. Der Arzt wohnte jetzt auch im Hause. Die Schwestern sahen sich täglich, fast stündlich, denn sie liebten einander. Also stritten sie, kratzten einander blutig, bewarfen sich mit dem guten alten Porzellan, küßten sich aber nachher gerührt und erleichtert. Eusebius hatte keinen ru- higen Augenblick mehr. Plötzlich wurde seine Resi krank, es sollte Wasser- sucht sein, als sie aber mit dem Arzt durchgebrannt war, stellte es sich heraus, daß sie ein Pfand der Liebe von ihrem Schwager in ihrem Schoße trug. Die treulos verlassene Rosi zog bei Eusebius wieder ein. Sie trug Trauer, aß fast nichts mehr, kochte nicht und hinderte auch den armen alten Mann zu essen, so daß ihm seine früher knapp sitzenden Halskragen nun

um den eingefallenen Hals zusammenschlurrt. Nachts weckte sie ihn mit Gejammer nach dem treulosen Mann, und als der alte Mann ihr riet, sich endlich zu trösten, nahm sie die Gelegenheit wahr, sich mit einem anderen Großneffen im Hause anzufreunden, ihn lange Tages- bald aber auch Nachtstunden bei sich zu behalten. Das Paar bedrängte den verzweifelnden Eusebius, zu ihren Gunsten ein Testament zu machen. Eusebius versprach. Aber statt daß das hartherzige Paar seine Liebesfreuden an einem anderen Ort abgemacht hätte, störte es den so schwer einschlafenden alten Mann jetzt durch Juchzen und Lachen, statt wie früher durch Jammern und Weinen aus dem schönsten Schlaf auf. Seine besten Anzüge trug jetzt schon der Geliebte, seine kostbare Uhr war vom Nachtkästchen verschwunden, in dem Türspalt der eisernen Kasse steckte die abgebrochene Schneide einer Hacke. Die solide Kasse hatte widerstanden, aber wenn der alte Herr morgens von dem Paar mit einem vielsagenden Blick „*was, du lebst immer noch?*“ begrüßt wurde, fühlte er sich seines Lebens nicht mehr sicher.

## IX

Zu dieser Zeit kehrte Resi mit einem Säugling auf dem Arm zurück, aber ohne ihren Geliebten, den Armenarzt. Zwischen den beiden Schwestern entspannen sich so furchtbare Kämpfe, daß der alte Mann ihnen seine Wohnung überließ und sich in zwei winzige Zimmerchen flüchtete, die unter dem Dach seines Hauses gelegen waren. Aber auch hier war er nicht ungestört. Der Armenarzt war zurückgekommen, hatte sich mit seiner Gattin Rosi versöhnt, von Resi und dem Kind wollte er nichts mehr wissen. Rosi wollte aber auch jetzt von ihrem neuen Freund, dem „herzigen Franz“, nicht lassen, sodaß sie jetzt zwei Männer, die unglückliche Resi aber keinen Mann, dafür aber ein Kind besaß. Alle, die 2 Männer, die 2 Frauen, das Kind und der Rest der im Hause wohnhaften Verwandtschaft bedrängten den Alten in seinem Gehäuse derart, daß er sich nur nachts herauswagte, um in einer kleinen Wirtschaft sich kümmerlich und traurig zu sättigen. Er faßte einen Entschluß. Er besaß noch aus seinen amerikanischen Zeiten ein altes Jagdgewehr und drei oder vier Patronen, bei denen aber die Kugeln fehlten. Man hatte vor Jahren, noch in Gesellschaft des Bruders, zu Neujahr aus ihnen Blei gegossen und das Orakel hatte viel Geld versprochen. Neue Patronen zu kaufen, verbat dem Eusebius seine Sparsamkeit, aber das sollte das kleinste Hindernis sein, seinen Plan durchzuführen. Er ließ sich von dem Besitzer des Restaurants ein paar Briefbogen geben, „aus Gefälligkeit“. Er setzte sich, als eines Tages die Verwandtschaft wieder angerückt war und vor der geschlossenen, dreifach verriegelten Tür tobte, an den wackligen Tisch (ein guter, schöner geschnitzter Eichentisch diente jetzt als Wickeltisch für den Säugling unten in der Wohnung) und schrieb mit so fester Schrift, als er nur konnte, seinen letzten Willen in Form eines rechtskräftigen Testaments, das zugleich einen Abschiedsbrief an seinen um 20 Jahre jüngeren, unermeßlich reich gewordenen Bruder und Nähnadelfabrikanten in Amerika darstellte.



Zuerst stellte er das genaue Inventar seines Eigentums fest, das sich unten in der eisernen Kasse befand, berechnete sein Vermögen, das trotz des Kraches der Sparkasse sich auf fast 2 Millionen österreichischer Gulden belief, bestimmte einen Notar zum Testamentsvollstrecker, und setzte dann in säuberlichen Paragraphen fort:

1.) Ich bin 81 und  $\frac{1}{2}$  Jahre alt, bei klarem Verstand und ohne besondere körperliche Molestierungen. Ich bin nach Aussage meiner zahlreichen Verwandten sogar besonders gut erhalten. Essen schmeckt gut. Trotzdem will ich die Geduld des lieben Gottes nicht länger auf die Probe stellen.

2.) Ich war glücklich. Ich war reich. Wer aber der Wohltätigkeit einen Finger reicht, kommt darin um. Wenn ich mich nicht durch das liebevolle Geschenk des fünfjährigen Fräulein Agnes Hofschultner im Wilhelminenspital Zimmer 32, Bett 7, hätte rühren lassen, wäre mein Leben per saldo noch besser abzuschließen. Aber was einmal geschehen ist, ist geschehen. Mir ist es nicht gut bekommen, und dem holdseligen Mädchen Agnes auch nicht. Denn ich fürchte, es lebt nicht mehr, das Fräulein. Wenn ein unschuldiges Kind von 5 Jahren so elendiglich sterben muß, wozu soll ein alter, abgetakelter Mann wie ich von 81 noch lange leben? Deshalb wünsche ich, daß mir das Püppchen, das sich im obersten Fach des Nachttisches befindet, ins Grab mitgegeben wird, ebenso mein schwarzer Gehrock, der im Schranke unten hängt, die grauen Handschuhe, meine weiße Krawatte — Plastron — und die frisch besohlenen Schuhe. Dagegen vermache ich meine goldene Doppelmantel-Repetieruhr meinem Großneffen Franz Pernhuber. Sollte er sie sich schon vorher ausgeliehen haben, ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen, sie soll ihm nur gute Stunden schlagen. Dem Großneffen-Armenarzt wünsche ich viel Krankheiten, sonst nichts. Bargeld und Papiere sowie das schuldenfreie Haus vermache ich jedoch zur Gänze meinem geliebten Bruder Alexander und seinen Rechtsnachfolgern. Bei seinem immensen Vermögen wird er den Zuwachs zwar nicht sehr spüren. Wer hat, dem wird gegeben. Er hat nie etwas von mir verlangt! Ich ... (Hier folgt eine durchstrichene, unleserliche Zeile).

3.) Dem Zahl- respektive Oberkellner Moritz im Café „Zum silbernen Türk“ ist der Betrag von 42 Kreuzern für 21 Stück dem Semmelkörbchen entnommene Backwaren zu vergüten und ist auf Verlangen dieser Betrag von 42 Kreuzern auf 5 Gulden nach oben abzurunden, indessen soll es dem Oberkellner bei Androhung des Verlustes dieses Legates verboten sein, meinem Sarge zu folgen. Seine Physiognomie hat mir stets mißfallen, die meinige ihm.

4.) Mein herrliches massives goldenes Gebiß von 32 Zähnen, das eine Meisterleistung echt amerikanischer Zahnheilkunde ist und mich seinerzeit 785 Dollar gekostet hat, ist zu retten. Es soll nichts unnötig verloren gehen! Ich vermache dasselbe meiner Großnichte Rosi, die sich desselben erfreuen möge.

5.) Sollte die Kirche mir ein religiöses Begräbnis verweigern, kann ich nichts dagegen unternehmen, hoffe aber mit dem CHEF mich direkt aus-

zugleichen. Ich bin gewesen wie alle anderen, und es kehre jeder demütig vor seiner eigenen Tür.

6.) Alle seit dem 1. Januar 1903 in mein Haus eingezogenen Mieter sind daher zum nächsten Ersten zu exmittieren, ob sie mit mir verwandt sind oder nicht. Von Pfändungen ist abzusehen.

7.) Das Recht auf die Portiers- oder Hausbesorgerstelle in meinem Hause gebührt lebenslänglich meiner Großnichte Resi und ihrem Kinde Egon-Alfons. Hausbesorger wird man immer brauchen, solange es Hausherren wird geben, es ist also eine Art Pension, als Schutz vor äußerster Not.

8.) Ich sterbe nicht aus Verzweiflung, sondern in der Hoffnung, mich so besser zu stellen als so.

9.) Ich grüße und küsse in Gedanken meinen Bruder Alexander. Mein schönster Traum wäre es, ihn hinter meinem Sarge zu wissen. Er ist der einzige, der den *Eusebius* in mir geachtet hat. Nie hat er etwas verlangt.

10.) Bei dem Leichenbegräbnis hat die Mondscheinsonate oder etwas Gleichartiges gespielt zu werden.

*Geendet und gefertigt / eigenhändig, Perchtoldsdorf in Österreich.  
Eusebius*

## X

Da der Alte den Lauf des Gewehres in Ermanglung einer teuren unnötig kostspieligen Kugel mit Wasser gefüllt hatte, blieb von seinem wirklich teuren und kostspieligen goldenen Gebiß so gut wie nichts auf Erden und Rosi, die Besitzerin zweier Männer, ging hier leer aus.

Auch in dem Hauptzweck des Testaments, das große Vermögen dem bereits unermesslich reichen Bruder zu vererben, hatte Eusebius kein Glück. Denn es kam einem armen, „abgezumpelt“ einherkommenden, alten mageren Mann mit ganz kleinem Köfferchen zugute, der 48 Stunden nach dem plötzlichen Tode des Eusebius eingetroffen war. Der ehemalige Nähnadelfabrikant hatte sein Unternehmen drüben immer kühner und wilder ausgedehnt, bis es eines Tages zusammengebrochen war. Die Hartherzigkeit seines Bruders Eusebius kennend, hatte er nicht gewagt ihm zu schreiben. Ihm persönlich ein Almosen abzuschlagen, so glaubte er, war aber Eusebius nicht imstande. Nun traf er, zu seinem Glück, den Erblasser nicht mehr lebend an. Er hätte der Leiche folgen können, als sie aus dem gerichtsärztlichen Institut zur Beerdigung freigegeben wurde. Er tat es nicht. Reiche Leute haben immer ihre Gründe.

Dagegen wurde das kleine Püppchen dem armen alten Mann in den Sarg mitgegeben. Das „holdselige Fräulein“ Agnes hatte es seinerzeit beim Erwachen aus dem fiebrigen Schläfe sehr vermißt. Sie hatte nie geahnt, daß sie die einzige gewesen war, die dem armen Millionär je etwas ohne Berechnung geschenkt hatte. Der Geistliche wußte wohl, daß Agneschen längst genesen war, und daß sie in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte mit ihrem Vater und sieben Geschwisterchen. Aber der geistliche Herr hatte dies dem Eusebius verschwiegen. Er hatte immer noch an eine Bekehrung des

Reichen gehofft, und er glaubte, ein Gulden, den dieser für sein ewiges Heil spende, wiege schwerer vor dem Richterstuhl des Himmels als ein Haufen Gold, dem man einem dummen skrofulösen kleinen Mädchen aus dem Wilhelminenspital in den Schoß werfe. Aber von all dem hat Eusebius nichts mehr erfahren, und sich — in der Tat — durch seinen Tod allerhand Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen erspart.

## DORFMENSCHEN

von

*Oskar Maria Graf*

Mit der Familie Erb und deren Herkunft hatte es allerhand besonders auf sich. Erstens waren die Erbs keine eingesessene Enzhofener, sie stammten aus dem Salzburgischen. Zweitens war noch nie einer von ihnen Bauer gewesen, alle kamen aus dem Handwerk. Der erste Erb — Jakob mit Namen — tauchte als wandernder Stellmacher in der Gegend auf und erwarb anno 1834 von einem gewissen Schreckthaler das baufällige, strohgedeckte Häusl, welches aus drei kleinen Kammern zu ebener Erde und einem zerfallenen Stallgewölbe bestand. Drüber fing gleich der Dachboden an.

Jakob Erb bezahlte bar. Das war aber auch alles, was er zu besitzen schien. Als er nach ungefähr einer Woche einzog, machten die Enzhofener bestürzte, verärgerte, feindselige Gesichter, denn die ganze Habschaft des Stellmachers setzte sich zusammen aus einem Schnitzblock, einer Hobelbank, einem Werkzeugkasten und einigen Säcken, die Kleider und Hausgerät enthalten mochten. Der Erb und sein spindeldürres, ausgerackertes Weib schoben den wackeligen Handkarren, drei plärrende Kinder, kaum dem Wickelkissen entwachsen, hockten droben und nicht weniger als acht armselige, barfußige Buben und Mädels im Alter von sechs bis fünfzehn Jahren liefen hinterdrein. Eine ausgehungerte Ziege zerrte untentwegt am Strick, mit dem sie an den Karren gebunden war und mußte immer wieder angetrieben werden.

Diese umfängliche Notschnapper-Familie machte sich nunmehr in Enzhofen ansässig! Die Dorfleute waren direkt wütend darüber und mieden das Gesindel.

Mit dem grausigsten Elend fing das Leben der Erbs in Enzhofen an und das änderte sich auch zu Lebzeiten des Stellmachers nie. Nacheinander starben die drei Kleinsten, alsdann warf der Hunger die Erbin um, noch zwei Kinder — der fünfzehnjährige Jakob und die dreizehnjährige Elis' — folgten, aber als der Alte sich zum Sterben hinlegte, war doch das Größte schon vorüber. „Arme Leute sind zäh wie Juchtenleder“, sagt man und da



sie im Grunde nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, bleibt ihnen eigentlich kein anderer Weg als entweder zugrunde zu gehen oder — aufzusteigen. Schnell mußten die Erbschen Töchter und Söhne in die Welt hinaus und keins davon ging unter, im Gegenteil, die einen erlernten einen brauchbaren Beruf, die anderen verheirateten sich gut. *Ihre* Zukunft konnte also gar nicht anders als besser werden. Der nunmehr Älteste, der Lorenz, war Bäcker geworden, kam von der Wanderschaft heim und fing mit vielem Mut und kühnem Selbstvertrauen an, das Häusl umzubauen. Sein jüngerer Bruder Jakob, welcher sich in Trendlfing, über der Isar drüben verheiratet hatte und Maurermeister war, half ihm dabei. Hämisch und staunend sahen die Enzhofener zu und freuten sich schon im voraus auf's Verderben dieses Bettelmanns von einem Bäcker. Eines Tages rauchte aus einem hohen Kamin des Erbhäusls das erste Backofenfeuer und es roch nach frischem Brot. Von den Bauern aber brauchte keiner eins, jeder buk sich's selber und der Lorenz Erb stand alsbald wieder vor dem Ruin. Er versuchte sich aus dieser bedrängten Lage durch eine „geldige“ Heirat zu retten. Vergeblich. Keine der reichen Bauerntöchter weitem wollte in ein solches Elend hinein. Da kam, schier über Nacht, das Glück dennoch daher. Drunten am Seeufer hatte der Landesfürst mit dem Schloßbau begonnen, die fremden Maurer und Zimmerer wurden zur ersten Kundschaft Erbs und langsam ging es vorwärts. Schließlich belieferte er auch den „Hof“ und die herziehenden reichen Leute. Aus dem armseligen Häusl wurde ein festes Geschäftshaus, der Krieg von 1870/71 hielt diese Entwicklung zwar ein wenig auf, aber als Lorenz Erb kurz darauf dann doch eine solche stolze Bauernstochter heiratete und hochbetagt, vermöglich und allseits angesehen als Vater von acht Kindern um 1900 in die Ewigkeit mußte, da hatte er — wie er sich auszudrücken pflegte — Enzhofen „vollauf besiegt“. Jetzt stand das, was er sich verbissen und unbeirrt als Ziel gesetzt hatte, unerschütterlich da. Sein Sohn Max konnte sich, nach Hinausbezahlung seiner Geschwister, selbstbewußt ins Geschäft setzen und war von Anfang an ein gemachter Mann.

Bei der Übernahme des väterlichen Erbes stand Max im achtundzwanzigsten Lebensjahr und unterschied sich wie all seine Brüder und Schwestern schon rein der Erscheinung nach von den echten Enzhofenern. Er war hochgewachsen und hager, auffallend breitschultrig und eckig und hatte ein etwas langes, derbknochiges Gesicht, in welchem eine gewisse ungute, grobschlächlige Witzlosigkeit und ein immer bereiter, forscher Entschluß lag. Seine Haltung war stets stramm, seine Stirn meistens verwichtigt gefurcht, immer war er muffig ernst und lachte höchst selten und wenn, dann war das mehr ein gefrorenes Geschäftsmannslächeln oder ein schadenfrohes, unfreies Kichern. Neben seinem Bäckerberuf hatte Max Erb auch das Konditorhandwerk erlernt, war auf Wanderschaft gewesen, hatte seinen Militärdienst beim achten Infanterieregiment in Metz hinter sich und einige bessere Stellungen in hauptstädtischen Großbetrieben. Er war so etwas wie ein energischer Unteroffizier, mehr fleißig als tüchtig und intelligent, vor allem aber unbeugsam in seinem Willen und völlig unbelehrbar. Ein wenig

glichen ihm darin — wenn man das Militärische wegnimmt und eine größere Intelligenz hinzuzählt — nur seine um zwei Jahre jüngere Schwester Theres und der drittjüngere von den fünf Brüdern Markus.

Die anderen Erbs — die beiden Schwestern Afra und Elis, die Brüder Hans, Lorenz und Ludwig — waren alle ein wenig grüblerisch, lebensgescheit, auch heiter und sogar schwärmerisch, keineswegs aber willensstark. Was aber alle Familienmitglieder auszeichnete war eine eingeborene Lieblosigkeit oder vielmehr die Unfähigkeit, das Quantum Liebesvermögen, welches jeder Mensch in sich hat, an einen *einzig* Nächsten zu vergeben.

Indessen, was heißt das überhaupt: ein liebloser Mensch?

Man stellt sich darunter sicher einen muffigen hämischen, ewig abweisenden, unzufriedenen Patron vor. Mit Ausnahme von Max jedoch waren alle Erbs sehr gesellige, mitreißend lustige, unterhaltliche, offene Menschen, die sofort für sich einnahmen und die man überall gern mochte. Sie vertrugen sich mit allen und jedem ausgezeichnet, soweit er sie nichts anging. Ja, man konnte sagen, sie — liebten keinen und dafür jeden, freilich nur als Erscheinung, nur im gegebenen Augenblick! An sich hatten sie lauter Freunde, nur sie waren nicht Freund. Sie nahmen und gaben gar nichts dafür, höchstensfalls eine zu nichts verpflichtende Munterkeit. Ihr Quantum Liebe zerteilte sich stets und ständig in Millionen Staubböckchen und kaum ein Hauch davon kam auf den einzelnen Menschen. Sie waren lebenswürdig, kulant und immer unbeteiligt.

Um so mehr aber konnten sie hassen. Ihr Haß loderte nie jäh auf, wurde eigentlich nie zur gemeinen Rachsucht, er blieb nur beharrlich und konnte Jahre, ja das ganze Leben lang dauern. „Was?“ pflegte schon der Lorenz Erb selig zu sagen: „Was, *ich* nachgeben? Wer sich mit mir zerkriegt, der muß kniefällig daherkommen und alsdann kriegt er noch einen Tritt.“ Mit seinem Ältesten kam er einmal in das wildeste Streiten und hieß den Max einen „Lausbuben“. Was tat Max? Der ausgewachsene, achtundzwanzigjährige Max schrieb in sein „Dienstbuch“, das er vom Militär mit heimnahm und aufbewahrte wie eine geheiligte Reliquie — er schrieb unterm 28. Januar 1900 in dieses Buch: „Heute hat mich Vater einen Lausbuben geheißen. Nie vergessen!“ Im Mai starb Lorenz Erb. Unversöhnt.

Max Erb machte auch schnell „reinen Tisch“ im Haus. Mit Grobheit oder List ekelte er alle unbequemen Geschwister aus seiner Nähe. Der Ludwig kam vom Militär heim. „Du kannst natürlicherweise Dein Geld sofort haben. Am besten ist's, du heirat'st“, sagte Max zu ihm. Der Ludwig hatte bereits von zwei Liebsten uneheliche Kinder und fuhr nach Amerika. Der Theres schickte Max alle möglichen Heiratskandidaten auf den Hals, der Afra ebenso. Seine Spekulationen schlugen fehl. Er wurde gewalttätig und die zwei Schwestern zogen schließlich mit der alten Erbin in ein Häuschen im Oberdorf, pachteten es erst und kauften es alsdann. Beide hatten vorsorglicherweise Schneiderei und Hutmacherei erlernt und eröffneten nun einen „Mode- und Putz-Salon“. Hans, Lorenz und Elis, die jüngsten konnten im väterlichen Haus bleiben. Sie waren billiger als Dienstboten. Markus mußte in die Lehre zu einem Hofkonditor in Karlsruhe. Zwei Jahre wartete Max

noch mit dem Heiraten, inzwischen hatte er auch den Hans und den Lorenz so mürbgeprügelt, daß sie die Flucht ergriffen und als Bäckergezellen in der Stadt arbeiteten. Die kleine Elis tat Max zu einem Friseur, dreimal floh sie aus ihrem Lehrplatz, dreimal brachte ihr ältester Bruder sie blutiggeschlagen zurück, endlich hielt sie aus. Etliche Wochen darauf verkündete der Trausdorfer Pfarrer von der Kanzel herab, daß sich „der ehrenwerte Jüngling, Herr Max Erb, Bäckermeister in Ober-Enzhofen und die unbefleckte Jungfrau Monika Reiseder, derzeit Herrschaftsköchin in Dietsberg, das heilige Sakrament der Ehe versprochen hätten.“ Das entsprach allerdings nicht den Tatsachen, denn die Monika trug schon im fünften Monat ein Kind vom Max im Leib und hatte seitdem ihren Dienstplatz verlassen, aber so genau nahm man es noch nie. Die alte Erbin kniete geduckt in ihrem Betstuhl und senkte das Gesicht, alle anderen Beter und Beterinnen in der Kirche schauten verwundert und verschwiegen ärgerlich auf den Bäckermeister, weil dieser seine Absichten bis jetzt so geschickt zu verbergen verstand, daß jeder Mensch überrascht war. Der Max Erb wich allen Blicken aus und verzog nur ein wenig hämisch seine Mundwinkel.

Nach einem Monat fand eine breite, laute Hochzeit im „Postbräu“ von Trausberg statt. Fast alle Enzhofener waren Gäste, nur Mutter Erb und die Geschwister fehlten. Zuerst wurde das ein wenig übel vermerkt, aber nachdem man gegessen und ziemlich viel getrunken hatte, wurde es doch recht lustig. Die meisten Mannsbilder bekamen einen Rausch und belobigten den Erb-Max über den Schellenkönig.

„Noja, wenn soviel Kinder san (sind), do gibts allweil Streitereien!“ meinte der Hirgl: „Dös ist überoll so!“ Mehr und mehr gingen die Enzhofener aus sich heraus und der Linsinger sagte zum Schluß: „Maxl, jetz' ists ja schon wia's ist! Daß d' koa (keine) Enzhofnerin g'heirat't hast, ist schad! Aber, mein Gott, jeder muaß's selber wissen! Für dös guate Essn und dös vui (viele) Trinka ist dir ois's (alles) vergebn.“

Von da ab, konnte man sagen, begann also die eigentliche Herrschaft des Max Erb im väterlichen Haus. Er „vergrößerte“ sich noch mehr, führte nunmehr auch Wurstwaren und Spirituosen in seinem Geschäft; durch ein selbsterfundenes Rabatt-System, das mehr oder weniger auf die Bestechung der Herrschaftsbediensteten hinauslief, betrieb er eine wirksame Kunden- und Absatzwerbung und auf seinem Einwickelpapier, auf seinen Tüten stand jetzt in großen Lettern: „Firma Max Erb, Ober-Enzhofen. — Bäckerei, Konditorei, Kolonial- und Rauchwaren aller Art, Spirituosen und Wurstwaren ff. — Täglich zweimal frisches Weißgebäck. Lieferung frei ins Haus.“

Er wurde in den Gemeinderat gewählt und als erster Vorsitzender des Verschönerungsvereins erwarb er sich große Verdienste um die Hebung des Fremdenverkehrs. Zu ihm, als der offiziellen „Auskunftsstelle für vermietbare Sommerwohnungen“, kamen die Herrschaften aus der Stadt und erkundigten sich. Wenn Erb auch einen solchen Gedanken stets weit von sich gewiesen hätte — mehr oder weniger wurden die Einheimischen dadurch doch abhängig von ihm. Ein schlechtes Wort seinerseits konnte unerwartet



wirken. Der Einfluß des Bäckermeisters wuchs und wuchs. Er handhabte sein Amt unanfechtbar. Selbstverständlich wurden die Fremden, welche sich Rat und Aufschluß bei ihm holten, den Sommer über seine Kunden.

Beim Erb fuhr eines Tages im ausgehenden Frühjahr 1912 ein Auto vor, dem ein hochnobles, etwas ausländisch anmutendes Ehepaar entstieg. Die Frau war klein und auffallend stark geschnürt, ohne dabei füllig oder gar dick zu sein. Ihre mit einem reichen Spitzen-Jabot gezierte Brust und ihre Hüften traten selbst unter dem langen, zu damaliger Zeit modern taillierten, glückigen Reisemantel stark hervor. Sie trug ungewöhnlich hohe Stöckelschuhe nach pariser Art und auf ihrem hochfrisierten, blondhaarigen Kopf saß, einem umfänglichen Storchennest gleich, ein riesiger Strohhut mit teurem Blumen-Arrangement. Er war umhüllt und wurde niedergehalten von einem dünnen, weißen Staubschleier, welcher das Gesicht verdeckte. Die Person hatte betont kapriziöse, herrschsüchtige Bewegungen und eine metallisch schrille Stimme. Als sie den Schleier hochnahm, wurde ein kleines, sehr blasses, ordinär puppenhaftes Gesicht sichtbar, in welchem zwei seltsam große, dunkle, fanggierige unruhige Augen saßen, die mitunter kalt und taktlos nüchtern aufblitzten. Der Mann war mittelgroß, trug einen hellen Trenchcoat, einen karierten Anzug mit kurzer, pluderiger Sporthose, den heutigen Knickerbockers ähnlich, und eine ebensolche Mütze. Sehr dünne Waden hatte er und modisch große, flache, hellgelbe Halbschuhe vollendeten seinen Habitus. Er bewegte sich weltmännisch lässig und sicher und redete mit langsamer, radebrechender Ruhe. Sein uninteressantes, flaches Gesicht wurde von einem braunen Schnurr- und Spitzbart geziert. Ziemlich unvermittelt erkundigte sich das Ehepaar im Erbschen Laden nach der Gerhackerschen Wirtschaft am Seeufer drunten. Die stark englisch akzentuierte Sprechweise imponierte dem Bäckermeister so sehr, daß er die beiden bat, in die neben dem Laden liegende gute Stube zu treten. Frau Erb warf sich in aller Hast eine weißleinene Spitzenzierschürze um und trug Cognac und Gebäck auf. Der Fremde gab Erb seine Karte, drauf stand in hoheitsvoll geschnörkelten Lettern:

WOLFGANG MOTTINGER  
first direktor of Grand Hotel Chartum  
*Egypt*

Der Bäckermeister machte einen ungeschickten Knicks, auf seiner Miene stand eine deutliche, ehrfurchtsvolle Verständnislosigkeit, man setzte sich zusammen und unterhielt sich lange und eingehend. Die Mottingers hatten erfahren, daß die Gerhackersche Seewirtschaft zu verkaufen sei und beabsichtigten, in Enzhofen ein Gegenstück ihres ägyptischen Hotels daraus zu machen. Im Sommer hier, im Winter in Ägypten, meinten sie. Dem Erb schwoll, nachdem ihn so feine Herrschaften ins Vertrauen zogen, die Brust. Er gab bereitwilligst Auskunft.

„Eine sehr gute Idee!“ bekräftigte er immer wieder: „Im Sommer kann niemand bei uns über einen schlechten Geschäftsgang klagen...“ Er hielt ein wenig inne und rückte endlich zögernd heraus: „Ja, wissen Sie, unter uns gesagt, die Gerhacker-Wirtschaft ist ja hundsmiserabel geführt... Der alte Mann da drunten hat ja absolut keinen Schwung mehr. Wenn da ein tüchtiger Fachmann, wie Sie etwa, draufkommt... Eine sehr gute Idee, das! Ich will mein möglichstes tun, selbstredend, selbstredend... Ich will mir die Sache einmal genau durch den Kopf gehen lassen... Und, eine Hand wäscht ja die andere — die Herrschaften können sich auf mich verlassen. Ich rechne ja drauf, daß ich Bäckerei und Konditorei liefere... Ich halt' mich empfohlen, die Herrschaften...“ Er setzte das beste Gesicht auf. Seine Frau versuchte es genau so und lächelte tölpisch.

„All right“, sagte der Wolfgang Mottinger endlich und erhob sich. Er sei einen ganzen Monat im „Hotel Leinfelder“ in München und dort jederzeit brieflich oder telephonisch erreichbar. Er hoffe, daß er bald guter Kunde bei Erb werde.

„Aber Uolff, die Leute sind wonderfull! Gib Herrn Erb eine gute Zigarre“, mischte sich Frau Mottinger ein und ihr Gatte gab dem Bäckermeister zwei dicke Havannas mit pompösen Bauchbinden. Der nahm sie mit vielen Komplimenten und als die Fremden fort waren, fürchte er sofort wieder seine Stirn.

„Absolut solvent“, sagte er, indem er wiederum die Visitenkarte prüfte: „Das kann sich sehr rentieren für uns! Der Gerhacker ist sowieso keinen Schuß Pulver wert. Ist für Enzhofen mehr Schaden als Nutzen!“ Er stand da, gleichsam, als habe er im Nu den rechten Plan.

„Dein Haar hätt'st du auch hinterstreichen können“, muffelte er seine Gattin an und ging wieder in die Backstube hinunter, um seine Konditorarbeit aufzunehmen. —

Der Jakob Gerhacker stammte aus Halle an der Saale. Seine Seewirtschaft hatte eine Ähnlichkeit mit einer vieltürmigen Burg. In den achtziger Jahren war er nach Enzhofen gekommen, von Beruf Hotelkoch, leider aber ein etwas schrulliger, versoffener Mensch. Er blieb Junggeselle, hatte dazumal viel Geld, und wurde immer dicker. Er konnte plötzlich in Wut kommen, wenn ein Gast sich über etwas beschwerte und fing laut zu poltern an.

Asthmatisch schnaubte er aus sich heraus: „Wassss! Was wollen Sie? Verlassen Sie, bitte, augenblicklich mein Lokal... Ober, zahlen Sie das Geld sofort zurück! Soffffsoffort! Wer mit mir nicht zufrieden ist, kann wegbleiben!“

Er ließ dem verblüfften Gast die Speise wegnehmen, der Ober brachte sie in die Küche, Gerhacker hockte sich hin und — verzehrte sie selber.

„Ist doch einfach nicht zu sagen! Ist doch einfach platterdings eine ganz niederträchtige Schikane! Das Schnitzel zergeht auf der Zunge! Auf der Zunge!“ schimpfte er während des Hineinschlingens und genierte sich absolut nicht. Der Koch sah unvermerkt verächtlich auf ihn, die Spülerin machte ein vielsagendes Gesicht, der Ober biß die Lippen aufeinander, Ger-

hacker sah nichts. Er aß nur. Er brauchte dazu nie eine Gabel oder ein Messer. Mit seinen großen, fleischigen, behaarten Händen fuhr er in den Teller, faßte das Fleisch und biß herab.

„Ein Koch darf kein Besteck brauchen!“ war seine Ansicht. Er schaufelte mit den Fingern den Kartoffelsalat aus der Glasschale und schlurfte ihn voller Behagen hinunter. Sein Appetit war unermeßlich. Durst hatte er den ganzen Tag und trank unablässig Bier oder Rotwein durcheinander. Er arbeitete nie etwas.

„Unsereins ist zum Regieren geschaffen!“ sagte er zu seinen Angestellten und da er niemals Distanz hielt, hatte auch niemand Respekt vor ihm. Merkte er dies, so fing er wie ein brüllender Löwe zu poltern an, ganz gleich ob Gäste im Garten waren, im Speisesaal oder im Bierstüberl saßen.

„Herr bin ich hier, verstanden! Sie lächerlicher Mensch. Sie! Lernen Sie erst mal richtig Sohritt vor Schritt setzen, Sie Jammerlappen, Sie Gerne-groß, Sie!“ so bellte er den Ober an und dabei geschah es ein paarmal, daß ihn der Kellner auf der Stelle ohrfeigte und sofort ging. Auf so eine Krawalle hin, ergriffen natürlich die anwesenden Gäste meistens die Flucht. Der Fleischberg von einem Wirt wehrte sich nie gegen Angriffe, er ließ sich einfach auf den Boden fallen und ächzte gottesjämmerlich aus sich heraus.

„Hi-ü-ülfe! Angriff! Unerhört! Un-er-hört! Wahn-wahnsinnig!“ schrie er und wenn endlich alles vorüber war, blieb er noch eine Zeit lang liegen, schnaubte, brummte und richtete sich zum Schluß mühselig auf, schüttelte seinen dicken, blau angelaufenen Kopf und sagte, weitertappend: „Ist doch nicht zu begreifen! Diese Bayern verstehen auch nicht den geringsten Spaß! War doch alles nicht ernst gemeint! Absolut nicht!“

Zwei- oder dreimal ließ er den Ober wieder einholen. Er setzte sich leger und brüderlich mit ihm zusammen und betrank sich mit ihm. Er belehrte ihn grundmenschlich und tiefend gerührt und von jetzt ab konnte er schimpfen, wie er wollte.

Auf diese Art und Weise hatte Gerhacker sein ganzes Geld verwirtschaftet und wartete nun völlig gleichgültig auf einen Käufer. Er wollte bloß so viel Geld bekommen, daß er sich noch zwei oder drei Jahre einen „ruhigen, gediegenen Lebensabend“ machen konnte.

In Enzhofen kümmerte sich kein Mensch um ihn. Auch er lebte eigentlich außerhalb der Leute, bezahlte seine Gemeindeumlagen, mischte sich in keine Klatschereien und gab jedes Jahr zu Weihnachten für die Kinderbescherung fünfzig bare Mark, um sich — seiner Rede nach — „den Pöbel vom Hals zu halten“.

Nachdem aber der Fremdenverkehr zu- und immer zunahm in Enzhofen, empfand man doch allmählich, daß diese „Sauwirtschaft beim Gerhacker“ für das Ansehen des Ortes äußerst schädlich sei und erwog insgeheim, wie man den dicken Nichtatuer losbringen könne.

Darum war es für Max Erb nicht allzu schwer, dem Mottinger die Seewirtschaft zuzuschancen. Er kam eines Abends zum Gerhacker, erzählte ihm



offen und der dicke Wirt schaute ihn in einem fort fast dankbar mit seinen tiefenden Sackaugen an. „Mottinger ist absolut solvent! Zahlt sofort bar!“ sagte Erb: „Bar auf den Tisch.“ „So! Hm!“ schien sich der Gerhacker zu besinnen. Auf einmal aber machte er eine entschlossene Handbewegung und stimmte zu: „Ist gut! Machen wir! M — W, machen wir, Erb! Schicken Sie mir den Mann per Expreß! Ich habe diese verdammte Schoose schon lang satt! M — W, machen wir, machen wir!“

Vier Wochen später gehörte die Seewirtschaft dem Ehepaar Mottinger.

„Und was ich Ihnen noch sagen wollte, Herr-Herr Mottinger“, sagte der abschiednehmende Gerhacker zu seinem Nachfolger: „Was ich Ihnen loyalerweise nicht verschweigen möchte: geben Sie sich mit den Dorfleuten überhaupt nicht ab! Mischen Sie sich absolut nicht in Gemeinde-Angelegenheiten oder so! . . . Denken Sie an mich, Sie werden mir noch dankbar sein für diesen Rat. Enzhofen ist ein Kapitel für sich, glauben Sie mir!“

„Good bye“, antwortete Mottinger nur darauf. Gerhacker ging durch den kiesbestreuten Wirtsgarten. Nichts trug er bei sich als einen einzigen Koffer. Er kam auf die Straße und stieg in die Chaise vom Lohnkutscher Elfinger von Schalldorf. Das Gefährt bog sich bedrohlich in der Mitte, als der Wirt drinnen saß.

„Los! Leichten Trab, bitte! Nobel, bitte! Nicht wie Flucht darf das aussehen, verstehen Sie!“ kommandierte der Gerhacker, und gemütlich fuhr er aus dem Dorf. Er begab sich in Schalldorf auf die Bahn und fuhr geradenwegs nach Karlsbad zur Kur. Er hielt es dort aber nicht lange aus, vertat sein Geld als ewig essender und trinkender Privatier in München. Im minderen Zimmer eines kleinen Hotels fand man ihn eines Morgens tot auf. Herzschlag, konstatierte der Arzt.

Mottinger fing noch im selben Sommer mit einem großangelegten Umbau der Seewirtschaft an.

# SPANIEN

Dem Andenken Hans Beimlers

von

*Stefan Heym*

## IN TOLEDO

*In Toledo starb der Knabe  
Luis eines langen Todes  
Keine Mutter, die ihm seine  
Arme Hand gehalten hätte*

*Nur das immer wiederholte  
Schwellende Geräusch der Flieger  
Die wie böse Tiere sich  
Senken, stürzen, bomben, fliehen*

*Pulverrauch und Dunst der trocknen  
Erde, die sich spaltet, wund  
Ihre Narben einer Sonne  
Einer unbarmherzigen Sonne*

*Preisgibt; der Geruch des Blutes  
Und der Klang verhallter Schreie  
Hängen in der dünnen blauen  
Luft der toten Stadt Toledo*

*Eines grausam langen Todes*

*Starb der Knabe, seine kleinen  
Unnatürlich langen, blassen  
Finger krampfen sich um etwas*

*Nicht Vorhandnes. Und das helle  
Blut des Knaben Luis fließt  
Pulsgetrieben, auf das heiße  
Pflaster, wird dort dick, verdunstet*

*Dumpfen Marschschritts, ausdruckslos  
Kommen Francos Afrikaner  
Leergeschossen sind die Fenster  
Glas knirscht unter rohen Stiefeln*

*Des Sergeanten Schritte werden  
Von dem Bündel Fleisch und Kleider  
Aufgehalten, und er schleudert  
Es mit einem wohlgezielten*

*Fußtritt in den Rinnstein.*

## STURMFÜHRER KALEIKE

*In Spanien, det kenn ick — olle Kamellen!*

*Det kann ja jeder mitn bißken Jeschick.*

*Det konntste für fuffzich Mark bestellen*

*In die Jahre der Weimarer Republik.*

*Det jing wie jeschmiert, det ham wa jeübt,*

*Det war beim Sturm 33 beliebt...*

*Wat meinstest Du finnst den Vajleich nich richtig?*

*Der Franco — ick hör immer Vataland?!*

*Mach dir man bloß mit dem Quatsch nich so wichtig.*

*Vastehste, mein Junge — Reichstagsbrand!*

*ICK war doch dabei! Ick kenn doch den Laden!*

*ICK killte den Schupoleutnant Kaaden...*

*Wer wie icke in diesa Bewejung steht —*

*Und Straßenfeschte im alljemeinen,*

*Det Werfen von Zaunlatten und von Steinen,*

*War meine spezielle Spezialität...*

Die Schuld, vastehste, is da, wo es krachte.  
Da jiebt es nie nien andern Beweis.  
Ne Leiche. Da stehn nu die Leute im Kreis —  
Und denn vadrückt man sich sachte.  
Denn rollt es weiter. Denn hört man Sirenen —  
Denn bind ick nen Schlips um und mache mir fein.  
Denn kommt die bewaffnete Macht des Staates.  
Vastehste, mein Junge, und mit denen  
Trudle ick langsam wieda mit ein.  
Denn wird da nien lange jefrahcht und jehorcht —  
Denn wird da für Ruhe und Ordnung jesorcht!  
Und det sinn die Folgen des Attentates:  
Da krachen die Köppe!  
Da springen die Knöpfe!  
Da wird rinjeritten und rinjetreten  
Mittenmang in die Proleten!  
Det zappelt wie Fisch in den Maschen des Netzes,  
Janz wundabahr! und die Presse, die  
Is ganz natürlich in Sympathie  
Mit die Hüter des Jesetzes ...  
Vastehste, warum ick det so erzähle:  
Det is ne historische Parallele.  
Det Werfen von Zaunlatten und von Steinen  
Und Provokationen im alljemeinen,  
Det kann man im Jrossen tun wie im Kleinen.  
Erst fängt man an und brennt und zertrümmht  
Und schießt und schlägt allet kurz und klein.  
Denn bindt man nen Schlips um und macht sich fein  
Und stellt sich so hin und behauptet: „Sieh,  
Is det nien die reinste Anarchie?!  
Ick bin ganz außerordentlich um det Wohl meines Vatalandes  
bekümmht!“

Denn wirste von allen Seiten jestützt.  
Du bist ja woll nu die Säule des Staates.  
Denn wirste verhätschelt, beschenkt und beschützt —  
Und im Lande, da wird nien jefrahcht und jehorcht,  
Da wird jetz für Ruhe und Ordnung jesorcht!  
Und det sinn die Folgen des Attentates:  
Da krachen die Köppe!  
Da springen die Knöpfe!  
Da wird rinjeritten und rinjetreten  
Mittenmang in die Proleten!  
Det zappelt wie Fisch in den Maschen des Netzes,  
Janz wundabahr! und die Presse, die  
Is ganz natürlich in Sympathie  
Mit die Hüter des Jesetzes.



## DAS OPFER

*Als sie die Stadt Madrid evakuierten,  
veranlaßten die Kommissare,  
die zu der Zeit die Stadt regierten,  
daß für des Landes wichtigste Gelehrte,  
für ihre Manuskripte, Instrumente und Glossare  
ein Autobus bereit gehalten werde.*

*Und zu den größten Hirnen, die das Land  
besaß, sprach dieses Landes Faust —  
des fünften Regiments Kommandant,  
vom Winterwind des Riesenschädels graues Haar umbraust,  
umtönt vom Rattern der Motoren —  
der Arbeiter sprach zu den Professoren:*

*In diesem Kampfe, den wir führen müssen  
in Not und Blut und Härte und Vernichtung  
erkennen wir der Zukunft brennende Verpflichtung.  
Und diese Zukunft heischt, daß wir bedenken,  
wohin wir unsre Kräfte wirksamst lenken.  
In diesem Kampfe, den wir führen müssen,  
muß einer wohl der Menschheit wegen  
sich opfern gehn, der andere dagegen  
muß für die Menschheit auch zu leben wissen.*

## INTERNATIONALE BRIGADE

*Hundert Sprachen, doch ein Wille,  
eine Front, und ein Gebot  
und ein Haß und ein Fahne —  
und die Fahne, die ist rot.*

*Einer Menschheit Abgesandte:  
Männerleiber einiger Wall,  
ganz aus einem Stahl geschmiedet  
für des einen Feindes Fall.*

*Hundert Völker, doch ein Kampfziel,  
eine Melodie, ein Tod,  
und ein Sieg und eine Fahne —  
und die Fahne, die ist rot.*

# DIE FAHNE

von

*Willi Bredel*

Gegen Abend sickert ein sprühfeiner Regen herab, der die Wimpern verklebt und sich auf Gesicht und Zeug legt. Eine feuchte Kälte frißt sich durch die Haut, daß die Knochen schmerzen.

Arnold hat seinen Mantelkragen hochgeschlagen und die Hände tief in den Taschen. Sein Gesicht glänzt vor Nässe. Er kommt die Wendenstraße herauf und kann aus ziemlicher Entfernung die Straßenecke unter Obacht nehmen. Doch nicht ein einziger Mensch ist, soweit sich die Straße überblicken läßt, zu sehen. Auch Karl nicht...

Bei der nächsten Straßenlaterne wirft er im Vorübergehen einen Blick auf die Uhr. Gleich halbeins. Eine Minute vor der verabredeten Zeit. Er ist vorsichtshalber kurz vor Mitternacht schon einmal hier vorübergegangen, bemerkte jedoch nichts Verdächtiges. Wo bleibt Karl? Ausgeschlossen, daß der ihn sitzen läßt. Wenn er nun hochgegangen ist? Vielleicht vor wenigen Minuten? ... Unter keinen Umständen auffallen. Nicht stehenbleiben, weitergehen. Was sage ich, wenn man mich fragt, wohin ich wolle? Was kann man sagen? Was klänge plausibel? Es ist nach Mitternacht ... Hm! Ich habe meinen Schlüssel verloren, will bei einem Freund übernachten. Bei welchem Freund? ... Hugo Kolz wohnt Nagelsweg. Nagelsweg 21. Das ginge ... Also ohne Verzug in den Heidenkampsweg einbiegen.

Arnold steht vor der Werkmauer. Kein Karl ist zu sehen. Ein wenig verlangsamt er seine Schritte.

„Pst! Hallo! Arnold!“

Das sind Flüsterrufe; Arnold, mit allen Sinnen wach, hört sie. Karl steht im Treppeneingang. Er grinst breit, wie Arnold auf ihn zukommt und ihm die Hand reicht.

„Alles in Ordnung?“

„Klar!“

„Hast du's bei dir?“

„Paß auf!“ zischt es statt einer Antwort. Karl sieht angestrengt nach dem kleinen, schwach erleuchteten Fenster der Pförtnerstube. „Hörst du?“

Arnold hört schwaches Läuten.

„Jetzt ist es halb“, flüstert Karl. „Siehst du, jetzt macht er seine Runde. In drei, höchstens vier Minuten ist er zurück. Wir haben ausgesprochenes Schwein; er hat die Hunde reingeholt. Davor hatt' ich noch Schiß. Nun ist die Sache glatt.“

„Und das Wetter? Dieser eiskalte Regen? Wenn es dir zu gewagt erscheint, laß uns davon absehen.“

Karl Vischer dreht langsam den Kopf herum und sieht mit runden Augen auf Arnold. „Da — von ab — sehen? Heißt das abgeblasen?“

„Unsinn! Ich meine, wenn es dir bei diesem schlechten Wetter zu riskant erscheint, dann . . . Du darfst dich nicht leichtfertig gefährden.“

Karl holt erleichtert Atem. „Und ich dachte schon, alles sei umsonst gewesen. Klappt doch wie am Schnürchen.“

Sie stehen nur wenige Minuten, starren auf das Pförtnerfenster und horchen in die Dunkelheit; aber diese Minuten wollen kein Ende nehmen. Unmittelbar vor ihnen ragt der hohe schwarze Schlot empor. Beide blicken sie an ihm hinauf, Arnold mit hartem, unbeweglichem Gesicht, Karl mit leichtem Lächeln. „Wie eine Katze werde ich an dir hochklettern und morgen werden dich Tausende anstaunen.“

Sie hören Schritte. Der Alte kommt zurück. Seine Worte sind vernehmbar. Mit wem spricht er? Mit den Hunden? Natürlich, er hat ja die Hunde bei sich. Jetzt betritt er die Stube; hantiert am Ofen, setzt sich.

„So, los!“ Karl holt hinter sich einen hohen Marmeladeneimer hervor und geht voran. Arnold folgt. Bis in alle Einzelheiten ist jeder Schritt, jede Handreichung festgelegt; jegliche Fragen sind überflüssig; jeder kennt genau seine Aufgabe.

Er sollte den Eimer nicht mitnehmen. Wie will er den hinaufbekommen? Arnold möchte abraten, aber das ist auch nicht gut, so im letzten Augenblick.

Karl trägt eine grüne Joppe und darüber fest geschnürt einen breiten Riemen. An seiner Seite baumelt etwas. Arnold betrachtet es genauer. Einen Doppelhaken hat er im Gürtel stecken, einen gewöhnlichen Schlächterhaken. Das Fahmentuch wird er unter der Joppe haben.

Sie gehen schräg über die Straße, dorthin, wo der Materialschuppen an die Fabrikmauer stößt. Arnold blickt sich um; niemand ist zu sehen und in den Wohnhäusern liegen alle Fenster im Dunkeln. Karl sieht weder nach rechts noch nach links, tritt an eine bestimmte Stelle der Mauer, stellt den Eimer vor sich hin und sagt unmittelbar: „Hilf mir!“

Tagelang haben sie es geübt und es ging zuletzt ausgezeichnet; warum sollte es also in diesem entscheidenden Augenblick mißlingen. Doch Arnolds Knie zittern. Überhaupt ist er recht aufgeregt und weiß es, was ihn nur noch mehr erregt. Karl macht einen absolut ruhigen Eindruck; seine Entschlüsse sind wie seine Griffe fest und sicher. Er steht auf Arnolds Schultern, wartet und flüstert dann ärgerlich: „Los doch, los!“

Einen kurzen Augenblick überlegt Arnold, ob er ihm nicht den Eimer verweigern und noch raten solle: Geh so! Er nimmt aber dann doch, mit der linken Hand an der Mauer Halt suchend, den Eimer hoch. Er ist noch schwerer, als Arnold vermutet hatte. Mein Gott, damit kann er doch nicht den Schornstein hinauf. Der reißt ihn unweigerlich in die Tiefe. Es ist reinster Selbstmord.

„Der ist zu schwer, Karl, laß ihn unten!“

„Klein bißchen verrückt, was?“ knurrt es über ihm. „Los, gib her!“

Arnold reicht den Eimer hinauf. Er muß alle Kraft zusammenreißen. Karl der sich herabbeugt und ihm den Eimer abnimmt, wirft ihn fast um; Arnolds Schulterknochen schmerzen, daß er aufschreiben möchte.



Der Eimer verschwindet hinter der Mauer. Gleich darauf zieht sich Karl hoch. Arnold ist nur von dem einen Gedanken beherrscht: Wenn das man gut geht!? Gegen jede Vereinbarung bleibt er noch an der Mauer stehen, nachdem Karl dahinter verschwunden ist. Etwas benommen, mit merkwürdigem Angstgefühl im Halse, geht er auf die andere Straßenseite, stellt sich in ein Treppenhaus und sieht Karl klein und behende über das Dach des Schuppens kriechen. Er wischt sich in Gedanken mit dem Handrücken über die Stirn und erschrickt. Dicker Schweiß ist ihm ausgebrochen. Tagelang hat Karl diesen Weg über Mauer und Dach zum Schlot studiert; jeden Schritt ist er in Gedanken dutzende Male gegangen. Er weiß *auch*, daß auf halber Höhe eine Eisensprosse fehlt und andere brüchig sein können; dieser Schlot ist alt und sei langem außer Betrieb.

Und nicht nur tags, auch nachts spukte die Bezwingung des Schornsteins ihm im Kopf herum. Einmal stand er hoch oben und winkte, alles war schon getan. Von tief unten leuchteten die Feuer der Kokerei von Billwärders herauf. Die Stadt schlief. Und plötzlich, er konnte sich nicht entsinnen, wieso eigentlich, stürzte er, fiel, fiel immer schneller, immer tiefer, er spürte die Luft als kompakte Masse, riß den Mund auf, rang, jappte nach Atem, fühlte sich aufschlagen — und erwachte von einem Stoß, der seinen Körper hochschleuderte. Das war scheußlich. Schwindlig lag er im Bett, als sei er wirklich gefallen. Nur gut, daß er nicht abergläubisch ist.

Nun, wo er die erste Sprosse erklimmt und über sich den unheimlich hohen schnurgeraden Schlot sieht, muß er daran denken.

Er klettert mühelos. Alles Sache der Nerven. Nur die Nerven nicht verlieren. ruhig Blut bewahren und nicht übereilen. Sprosse um Sprosse steigt er hinauf. Der Eimer, den er hinter sich am Haken hängen hat, ist zwar eklig schwer und möchte ihn in die Tiefe reißen, aber den wird er ja bald los. Ohne ihn würde das Steigen ein Vergnügen werden.

Karl ist überaus vorsichtig. Bevor er eine neue Sprosse ergreift, prüft er ihre Festigkeit und nie faßt er eine mit beiden Händen zugleich. Er muß an Arnold denken. War der komisch heute. Aufgeregt und zerfahren. Dabei ist der doch sonst so kaltblütig. Der steht nun unten und zittert vielleicht. Karl muß lächeln.

Wann kommt endlich die Lücke, wo die Sprosse fehlt? Er hält ein wenig inne und sieht am Schlot hoch. Er kann keine Lücke erkennen. Da blickt er nach unten und unwillkürlich verstärkt er den Druck seiner Hände. Herr-jeh, er hat schon eine anständige Höhe erreicht, weit über Häuserhöhe; die Straßen sind schmal geworden. Wie mit dem Lineal gezogen liegt die Wendenstraße unter ihm.

Wenn ich jetzt losließe... Quatsch! Weiter. Dieser verfluchte Eimer, der hat ein Gewicht. Also los, weiter.

Karl steigt weiter. Seltsam. als wären es strichdünne Schlangen. krabbeln blödsinnige Gedanken ihm in den Schädel: wenn ich jetzt losließe, einfach losließe, dann wäre alles aus. Aus und vorbei! Hm! Nur loslassen. — Er will diese Gedanken verjagen, aber es gelingt nicht, sie bleiben und bohren

weiter, krabbeln vom Kopf in Arme und Beine, peitschen das Blut, zaubern kalte Schauer hervor, ihm ist, als zerfließe der Halt unter seinen Füßen.

Karl steigt schneller, greift hastiger Sprosse um Sprosse, als entkomme er so diesen Gedanken, als gäbe es oben Sicherheit. Soll er nicht lieber schon hier den Eimer abhängen? Ist er nicht schon hoch genug? Ohne den Eimer wäre es bedeutend einfacher. Ihm ist, als zöge ihn ein langer Arm nach unten. Da — greift die Hand ins Leere. Er bekommt einen tüchtigen Schrecken, der aber sogleich in Erleichterung umschlägt. Das wäre erreicht.

Er nimmt den Haken mit dem Eimer daran aus seinem Gürtel und hakt ihn über eine Sprosse. Eine kleine Pause will er einlegen, stellt sich bequem und verschnauft sich.

Wie lange klettere ich schon? Drei, vielleicht vier Minuten. Nicht länger? Ihm ist, als seien inzwischen Stunden verstrichen.

Um wie vieles stärker hier oben der Wind weht. Dabei ist er erst auf halber Höhe. Ob Arnold ihn sieht? Schwerlich. Schade, daß er der Erika nichts erzählen darf. Na, die würde Augen machen. Schietbütel hatte sie gestern gesagt... Schietbütel... Gut, daß der Regen nachgelassen hat. Das Eisen ist trotzdem feucht, direkt glitschig. Einsmieren hinterher. Richtig, das hat er auch noch vor sich. Wenn das Deisen erführe? Nein, der würde es einfach nicht glauben. Aber wenn ihn jetzt einer von denen sähe, der würde ein hübsches Geschrei erheben und im Nu würden sie sich ansammeln, wie eine Meute blutgieriger Wölfe. Dann, — ja, dann sich schon lieber hinabstürzen.

...Hinabstürzen. Da war es wieder. Das würde ihm gar nicht mal so schwerfallen. Einen Augenblick nur loslassen, einen winzigen Augenblick nur...

Er sagt laut zu sich selber: „Ich habe Nerven wie Schiffstaue. Meine Nerven halten aus. Und was ist diese Kletterpartie schon. Ich bin doch nicht der erste, der so was macht.“ Er erinnert sich seines Traumes. Haha, nur gut, daß er nicht abergläubisch ist.

Er überwindet die Lücke und steigt weiter. Zuerst leichter, ihn zerrt nichts mehr in die Tiefe. Er will nicht nach unten sehen, kann aber doch nicht widerstehen, möchte wissen, wie hoch er schon ist. Meine Güte, nimmt das gar kein Ende? Er blickt aufwärts und möchte fast glauben, der Schlot sei gewachsen, sei länger, höher geworden. Hilft nun alles nichts, weiter.

Karl steigt und steigt. Die Winde umpfeifen das Gemäuer und ihn. Es sind böartige, schneidende Winde, und sie zausen ihn, als hätten sie es gerade auf ihn abgesehen.

Erschrocken hält er inne — der Schornstein schwankt. Bestimmt, der Schornstein schwankt hin und her. Ganz deutlich ist es zu spüren. Ein unheimliches Gefühl. Ob der stets schwankt?

Er hat große Lust umzukehren. Umkehren? Zurück? Ohne Ergebnis? Und Arnold? Die Genossen? Der Appell? Bin ich ein Feigling? Hab' ich mir zuviel zugemutet?

Scheißegal, weiter. Nicht nach unten, nicht nach oben sehen, nur klettern. Und Karl blickt starr auf das Mauerwerk vor sich und klettert und klettert...

Und höher und höher und hö-öher. Erst denkt er es, dann summt er es. Schließlich singt er, leise erst, dann immer lauter: ... Wir steigen trotz Haß und Hohn...

Dies Singen tut gut. Das erleichtert das Klettern ungemein... und höher und höher und hö-öher...

Karl spürt nicht mehr die kalten Winde, merkt nicht mehr das Schwanken des Schlotes, braucht nicht mehr gefährliche Gedanken verscheuchen, er singt und steigt und steigt...

Ein zweites Mal greift die Hand ins Leere; diesmal ist es keine Lücke, sondern das Ende. Vorsichtig tastet er das obere Mauerwerk ab. Die Wand ist stärker, als er vermutet hatte. Nur jetzt im letzten Augenblick nicht kleinmütig werden, nicht nachlassen. Er zieht sich hoch, umklammert das Gestein und sitzt rittlings auf dem Schlot.

So, erreicht. Runter wird's leichter sein; wir kennen ja den Weg. Aber hier auf dem Rand stehen und winken, wie... Schluß mit diesen blöden Gedanken; Aufgabe erledigen und zurück.

Oben fühlt sich Karl vorerst erstaunlich sicher und gut gelaunt. (Er ist doch raufgekommen. Und die Fahne wird wehen!) Vorsichtig wickelt er das rote Tuch ab, das er unter der Joppe wie eine Schärpe um den Leib trägt und macht sich sogleich daran, es am Blitzableiter zu befestigen. Unten verknotet er es, für oben hat er eine starke Klammer, die das Tuch an der glatten Eisenstange in gleichbleibender Höhe hält.

Karl hat sich für schwindelfrei gehalten, doch wie eine dämonische Lust, die den Körper in wellenartige Schauer versetzt, kommt immer wieder die Versuchung über ihn hinunterzuspringen. Mit heißem Kopf, den Blick gewaltsam von der Tiefe abgewendet, ganz auf die Befestigung des Fahnentuches konzentriert, hockt er oben in einsamer Höhe.

Nur schnell zurück; das rote Tuch ist bestimmt in der ganzen Stadt zu sehen. Das Einsmieren muß flink gehen. Ob Arnold ihn sieht und ob er wohl noch immer Angst hat? Noch ein flüchtiger Blick auf die flachen Schuppen und Hallen, den Gasometer, die Kokshügel und die aneinanderklebenden Wohnbauten der Stadt schwingt er sich über den Schornsteinrand, gibt das Fahnentuch dem Winde frei und gleitet hinab.

Der Abstieg geht bedeutend leichter. Er möchte wieder singen, diesmal nicht aus Furcht, sondern vor Freude. Das Schwierigste ist getan.

Schon hat er die Lücke erreicht. Dort hängt der Eimer. Karl reißt den Fetzen ab, den er über den Rand des Eimers gebunden hat und steckt ihn ein. Mit der linken Hand hält er sich, die rechte taucht er in die Schmierseife und verschmiert die Sprossen, immer zwei zugleich. Möge derjenige, der hinaufsteigt die Fahne zu holen, das Genick brechen.

Karl arbeitet in fieberhafter Hast. Von den Sprossen kleckst Schmierseife herab. Der Eimer wird leerer und leichter. Trotz Nässe und Kälte fühlt er, wie er schwitzt, wie die Unterkleider ihm am Körper kleben...



Den leeren Eimer hakt er wieder an den Gürtel. Wie er auf das Schuppen-  
dach springt, durchströmt ihn ein starkes Glücksgefühl. Alles geschafft.  
Alles überstanden. Nicht schlappgemacht.

Er beugt sich über die Mauer. Da steht Arnold, wie vereinbart. Karl reicht  
ihm den Eimer, schwingt sich hinüber und läßt sich lautlos hinuntergleiten.  
Ohne Zaudern, aber auch nicht übermäßig hastig überschreiten sie die  
Straße.

Arnold flüstert: „Großartig!“

„Wie lange hat es gedauert?“ Das ist es, was Karl im Augenblick am mei-  
sten interessiert.

„Sechs Minuten etwa.“

Sechs Minuten? Sechs Minuten? Unsinn, der wird sich irren. Das hat be-  
stimmt bedeutend länger gedauert.

Schweigend gehen sie dahin. Arnold trägt immer noch den leeren Eimer.  
Vor ihnen tauchen zwei Personen auf. Der Eimer könnte verräterisch wer-  
den.

„Ich nehme die Richtung Süderstraße. Mach's gut!“

„Gib mir den Eimer. Ich werf ihn in den Kanal.“

„Hier! Was ich noch fragen wollte: Hast du oben gesungen? Das Flieger-  
lied?“

Karl nickt lachend: „Ja — wegen — nun, ich hatte Angst.“

„Angst? So!“ Arnold blickt auf den Freund, wird nicht recht klug aus des-  
sen Antwort. Er verabschiedet sich mit einem verlegenen: „Na, gute Nacht  
denn!“

„Gute Nacht!“

Bevor Karl in den Ausschlägerweg einbiegt, blickt er noch einmal auf den  
Schornstein. Selbst in der Nacht deutlich erkennbar, lodert oben das rote  
Tuch im Winde.

# „ES LEBE DER MENSCH!“

Erster Gesang aus einem Epos über Gorkis Tod

von

*Gustav v. Wangenheim*

*Dort oben nun — wo über Weltzerklüftung  
Sein Volk in Frieden wohnt,  
Wo, aus der Tiefe kämpfend aufgestiegen,  
Mit sehnuchtskranken Lungen Gipfelloft  
Er noch in vollen Zügen eingeatmet  
Dort oben —  
Dort, wo Lenin liegt und Stalin lebt,  
Dort, wo Millionen bauen am Jahrtausendtraum,  
Starb Maxim Gorki.*

\*

*„Ja! Dort oben!“ — so sagte — vor Hiddensee — Gau jetzt, der Fischer,  
Und die Hand am Steuer des Bootes  
Über die langsam wiegende See hin  
Sah er nach Osten,  
Dachte der Nachricht, die in vergangener Nacht dorthier die Freunde  
gesendet:*

*„Es starb Maxim Gorki!“  
Mit den Jüngeren — Geerth und Hein — hatte er's heimlich gehört.  
Jetzt fuhr er mit ihnen zum Fischfang.  
Für Griff und Gebrauch lag das Gerät schon bereit.  
„Dort!“ — Und sie folgten dem Worte des Alten  
Über die See hin — nach Osten — sahn sie wie er.  
Jansen, der vierte im Boot,  
Spürte der drei stille Gemeinschaft:  
„Was haben sie nur?“  
Durch die windlose Luft puffte leise der Motor,  
Und wie Wolken, von Sonne aus Wellen gehoben,  
Ostwärts zogen,  
Flogen erhobne Gedanken dem Ziel zu —  
Nach Osten.*

*„Dort oben?“  
Jansen durchbrach fragend die schweigende Andacht.  
Stille wieder.*

*Endlich — das Boot verhielt —  
Und als wär's eine Antwort, sagte der Alte:  
„Seit jenem Jahr, da die Flut, die braune, alle Dämme zerbrach,  
Ist Deutschland versunken — Vineta — dort unten!“  
Er beugte sich über den Bootsrand, grauweiß fielen die Haare vornüber,  
Rührten fast an das Wasser.*

Er hiewte die Angeln, gefangene Fische zu nehmen und neuen Köder zu setzen.

„Dort auf dem Grunde des Meeres!“

Über den Bootsrand beugte sich Geerth und auch Hein.

Sie halfen.

„Was versunken ist, müssen wir heben“ — verstanden sie schweigend

Die Angeln waren gelegt, sie fuhren weiter, das Treibnetz zu werfen.

Jansen aber, noch neu im Kreise der andern,

Noch nicht stahlgehärtet im Kampf,

Jansen, dem noch das zweite Gesicht Unruh schaffte

Und all der ihm sichtbar scheinende Spuk seines Herzens,

Jansen, hinunterschauend zur Tiefe, als ob er versänke,

Schrie fast: „Ja — ja!“

Dort unten gehen wir taumelnd unseren Weg,

Im spärlichen Lichte zerfließen unsre Gedanken,

Untertan riesigen Qualen und Ungetieren verknecet,

Tang- und algenumschlungen faulen wir langsam dahin.

Untergegangene sind stumm.

Ach, wer könnte auch sprechen —

Wasser füllt jeden Mund.

Tonlos, sacht in der Strömung bewegt sich die Zunge.

Schweigen!

Nur am Feiertag manchmal läutet in längst ertrunkenen Körpern

Wie mit silbernen Glocken das Lied von der Luft und der Freiheit.

Hier unten träumen wir dann:

Ach, es gibt vielleicht noch ein Oben!“

„Wir träumen nicht mehr vom Vielleicht!“ — rief Geerth,

„Wir verfaulen nicht, Jansen! Wir wissen!“

Ängstlich fast und erregt, frug Jansen nun:

„Was? Was wißt Ihr? — Warum nahmt Ihr mich mit auf die Fahrt?

Stark genug für die Netze seid Ihr doch ohne mich?“

Aber sie schwiegen,

Geerth, mit flinksten Gebärden

Kielwasser schöpfend,

Und Hein, von der breiten, kraftvollen Brust die gestreifelte

Bluse ziehend, weil die Hitze ihn stach

Trotz der schräge schon fallenden Strahlen.

Gau auch, der Alte, sagte kein Wort.

Er blickte zurück, wo hinter dem Schleier

Des schwärzlichen Auspuffs immer weiter

Die Insel zurückblieb und Kloster, das Dorf mit dem Leuchtturm.

Jansen forschte, von einem zum andern sich wendend:

„Ihr habt euch alle verändert!“

„Und Du?“ — sah ihm Geerth in die Augen.

Er, überschlagend die Jahre der Trennung, er, Jansen dachte,

Wie er ferne der Heimat, arbeitslos in den Städten,



Junglehrer ohne zu lehren, jung ohne Jugend,  
Wie er so lebte, ohne zu leben. —  
Wie sich der Fahrten beschauliches Glück  
Mit Schwärmen und Klang der abseitigen Klampfen  
Verlor in trostlos verstempelten Wochen,  
Wie er hungerte, hoffte und fror,  
Wie im Wissen um künftige Zeit er Gewalt voll Hochmut verachtet,  
Wie Gewalt ihn verächtlich beiseite  
Fegte mit Heil dann und Hurra und Mord.  
Erst ein paar Monate lang lag er unbeachtet im Winkel;  
Aber der Chor für die Jugend, den er einmal in Versen geschrieben,  
Brachte in einem der Racheprozesse auch ihn vors Gericht.  
Zeuge erst, wurde er plötzlich verhaftet,  
Dann, nach langem im Mangel der Gründe verurteilt,  
Als sei er ein Schuft, ein Dieb, dem man töricht vertraute.  
Riß ihn die böse Gewalt aus der Welt, aus dem Kreis seiner  
Freunde.

So galt er nur als Verbrecher,  
So blieb er vorm Schrecken der Keller bewahrt.  
So entrann er dem Lager und blieb allein im Gefängnis.  
Jetzt vor drei Wochen aus Einzelhaft plötzlich entlassen,  
Kam er nach Hause, nach Hiddensee zurück auf die Insel.  
Nie hatten die Fischer daheim viel erzählt,  
Das taten sommers die Gäste.  
Jetzt aber blieb auch das Wenige ungesprochen.  
Fragen vermied man, man vermied oft die Antwort.  
Selbst die Gäste waren nun klug und still wie die Fischer.  
Jansen blieb weiter allein, hockte beim sterbenden Vater,  
Half bei der Post und beim Fischfang.  
Und nun heute die Fahrt? Mit Geerth und mit Hein.  
Und mit Gau! — Wenn er auch glaubte, daß viele heimlich so  
dachten —

Über die braune Flut hatte der Schweigsame jetzt  
Offen verächtlich gesprochen,  
Gau! Darum hatte auch er, wie es ist, nun seit Zeiten  
Wieder einmal gesagt ohne Bedacht auf die Folgen.  
Waren sie hier in dem Boote Freunde? Und wessen?  
Jansen wußte nicht recht.  
Oder wollten sie ihn — dort hing die Hakenkreuzfahne —  
Locken vielleicht, so wie manch einen manche,  
Daß sie ihn fingen — — wie doch der Mensch Fische fangen gelernt  
hat —

War er verändert?  
Jansen gab keine Antwort.  
Aber auch Geerth, der die Arbeit nur auf Sekunden,  
Nur auf den Blick unterbrochen, hatte nicht darauf gewartet.

*Auf dem Boot sicher in Stand und Griff  
 Wie vor kurzem noch im stralsunder  
 Maschinenbauwerk an der Drehbank,  
 Deckte er nun den Boden wieder mit Brettern.  
 Da! eines zum andern,  
 Schieben und Stoßen und Stampfen ein bißchen — dann geht es.  
 Als dächte er nicht an was andres — als dächte er nicht  
 An den Kampf.  
 Hatte er doch dort auf der Insel wieder ein paar Genossen zusammen.  
 Und nun, da, der Jansen! Mancher sagte,  
 Sozialist sei er gewesen — in Berlin damals  
 Und kein Krimineller.  
 Auch Gau, der Verbindung hatte, wußte nichts näher.  
 Wollte ihn aber einer von den Genossen stellen,  
 So drückte er sich und wich aus den Fragen und Gründen.  
 Ob nun die Einzelhaft, die vor Schlimmem bewahrte,  
 Nicht auch den Geist ihm verschloß, der,  
 Haltend die flüchtenden Scharen,  
 Aufrichtete wieder die Front gegen den Feind;  
 Zwischen die Starken gestützt, einreichte Schwache,  
 Bändigte Wilde, Form gab chaotischem Denken,  
 Richtung verwundeter Sehnsucht, Haltung den Müden  
 Und Ordnung der ungebrochenen Stärke.  
 Tat er doch neulich, der da, der Lehrer,  
 Der Schulgenosse von einst,  
 Als hätte er nie den Namen Dimitroff gehört,  
 Wie Geerth ihn probend, prüfend, Vorstoß erwägend, erwähnte.  
 Oder war's so? Wußte er nichts von Dimitroff?  
 Denn welcher wäre der Unterdrückten,  
 Der von Dimitroff hörte und feig sich dem Schicksal ergäbe?  
 Der von „Vielleicht“ noch zu träumen vermöchte?  
 Wo Dimitroff kämpfend bewies, daß uns Kampf den sicheren Sieg bringt.  
 Geerth setzte sich wieder und —: „Spökenkieker, Du spinnst ja!“ —  
 Sagte er laut. — „Hast Gesichter.  
 Wenn Vater Gau nur vom Schlamm spricht,  
 Steckst Du gleich drin — und bis über die Ohren!  
 Lach nicht, Hein, Er ist schichtig geworden.  
 Er hat sich verändert!“  
 Der Motor stand still. Vater Gau stoppte das Boot.  
 Weit war die Insel. Kein andres Boot in der Nähe.  
 Netzte warfen sie aus, quer zur Strömung,  
 Dann ließen sie treiben den Fischen entgegen  
 Und dachten mit Sorge der Lachs' und Sardinen,  
 Makrelen, Heringe, Sprotten und Störe.  
 Dann erst holte Hein den Kasten hervor, das Gerät.  
 Ohne auf Jansen zu blicken, tat er, als wenn es nichts wäre,*

*Dachte: Ein Feind ist er nicht —*

*Ob er kämpfen könnte mit uns;*

*Wir müssen ihn haben — wird es gelingen?*

*Jansen sah zu und begann wohl zu ahnen,*

*Sie wollten hier draußen — fern von Verfolgung — zu hören versuchen.*

*Aber wie sie über ihn, grübelte er über sie:*

*Wo wollen sie hin?*

*Geerth zog die Drähte, überlegte noch einmal den Plan,*

*Ein Flugblatt zu machen über den Tod;*

*Denn Künstler kommen nach Kloster und „Kraft durch Freude“*

*nach Witte,*

*Jeder weiß, hier auf der Insel im Sommer lebt Gerhart Hauptmann.*

*„Gorki und Hauptmann — Zwei Dichter“ —*

*So sollte es heißen im Flugblatt.*

*Das hatte Gau geraten, der Hauptmann schon kannte,*

*Einst, als er die „Weber“ schrieb in den neunziger Jahren.*

*Und an der Spitze das Sturmvogellied Maxim Gorkis*

*Aus der illegalen, geschmuggelten Zeitung.*

*Der Lehrer aber, der Jansen, der mußte es schreiben.*

*Das konnte Geerth nicht und keiner sonst auf der Insel.*

*Da die Genossen nun fürchteten, wenn man ihn fragte,*

*Würde der Jansen sich drücken, wie oft schon,*

*Hatten sie ihn jetzt zu der Bootsfahrt geholt.*

*Und der, wenn Gau sprach und Geerth, nur die Nähe vernahm,*

*Niemals den weltweiten Willen —*

*Der sollte von ferne, von oben, von Moskau,*

*Wo sie den Dichter zur Ruhe nun trugen,*

*Die mächtige Stimme der Klasse vernehmen,*

*Wenn sie, durchflossen von Süße der Trauer,*

*Nur im dunkel gesummen Akkord*

*Ahnen läßt die Gewalt der anklagend donnernden Rede,*

*Welche den Lauen beschämt,*

*Wenn sie im Mitklang nur leis*

*Tönen läßt siegreichen Jubel*

*Jener vulkanischen Kraft,*

*Welche den Schwachen erschreckt,*

*Trauernde Stimme, die so*

*In unwiderstehlicher Weichheit*

*Auch den Fernsten umfaßt und ans klassenverlorene Herz rührt.*

*So — war es mit Jansen gemeint,*

*Das war der Plan.*

*Geerth schraubte und band, dann begann er drehend zu suchen.*

*Und bald, aus der Fülle der Töne gesondert,*

*Nahte sich klarer und klarer der Trauermarschklang.*

*Jetzt sollte Erhabenes wirken.*

*Den, der sich Gründen stets eisern verschlossen,*



*Aufsprengen wollten sie ihn  
 Mit der Gewalt der Gefühls.  
 Und er erschrak.  
 Denn, herangetragen von den elektrischen Wellen,  
 Vor ihm erschien  
 Im Klangbild  
 Die Totenfeier um Maxim Gorki —  
 Moskau, Lenin, das Mausoleum,  
 Moskau, die Massen, der Rote Platz.  
 „Wer ist gestorben?“ — „Gorki!“  
 „Gorki! — Oh, jetzt begreif ich, warum sie das Buch mir  
 Gestern heimlich ins Zimmer gelegt. —  
 Zu andern spricht nicht davon, denn sonst hört es ein Spitzel —  
 Gorki, Die Mutter, das haben wir alle gelesen  
 Damals, als wir im Film die Gorkische ‚Mutter‘ gesehn.  
 Jetzt ist Buch und Film und alles von den verfluchten Faschisten verboten.  
 Und in Berlin bei Reinhardt — ‚Nachtasyl‘ einst —  
 Oh, ich weiß noch: ‚Es lebe der Mensch!‘ sagte einer dort unten  
 In Dreck und in Lumpen, — ‚Es lebe der Mensch!‘  
 Da fühlte ich: Ich, ich, ich bin gemeint!“  
 So brach es hervor:  
 Es lebe der Mensch!  
 Durchbrechend die Totenmusik,  
 Über dem Zug mit dem Katafalk seiner Asche,  
 Über den schweigenden, harrenden Massen,  
 Über dem trauernden Roten Platz  
 War das Wort Maxim Gorkis.  
 „Es lebe der Mensch!“  
 Flüsterte Jansen. Angespant hörten die andern.  
 Und das geflüsterte Wort übertönte den Klang  
 Der von den Wellen aus weiter Ferne  
 Herangetragenen Feier.  
 So — unsterblich im Lebenden —  
 Über das eigne Verstummen hinweg —  
 Begann der Tote zu sprechen, was ist und was sein wird.  
 Klagender Marsch. Stille.  
 Leise: „Es lebe der Mensch!“  
 Und wie die Kameraden im Boot ihn nun sahen,  
 Flüsternd, lauschend, gepackt von der Größe,  
 Da wuchs ihre eigene Kraft.  
 Sie schritten frohlockend  
 Die aufwärtsführenden Stufen gelingender Pläne:  
 Er schreibt — wir drucken — verteilen — wirken —  
 Kämpfen! Wir siegen! Es lebe der Mensch! Ja!  
 Und fielen sie auch, wohl weil Wirklichkeit  
 Störend, häßlich und höhnisch dazwischen zischte und pfiß.*

*Fielen sie auch von der schnell erklommenen  
Höhe des Tagtraumglückes wieder zurück in ihr ärmliches Boot,  
Sanken sie auch wieder zurück in ihr tiefgesunkenes Deutschland,  
Mit der wiederkommenden Welle,  
Mit dem wiederkehrenden, wuchtig wachsenden Klang  
Des Freiheitsliedes der Welt  
Ergriff sie der Jubel des Endes im  
Jubel des Anfangs  
Glücklich!  
Sahen sie nur sein rettungahnendes, hingegebenes Gesicht,  
Wir werden ihn haben! Es lebe der Mensch!*

## DER FALL VON PSKHU

Erzählung aus dem Kaukasus

von

*Alfred Kurella*

Wir hatten uns mit den Hirten und Bauern, die sich hier in diesem Hochtal um die wilde Mineralquelle gesammelt hatten, um sich, jeder auf seine Art, zu kurieren, im Laufe des Tages so befreundet, daß wir uns ungern von ihnen trennen wollten. Aber am nächsten Morgen mußten wir weiter wandern, daran war nichts zu ändern; in Pskhu wartete man auf uns. So beschlossen wir denn, ein Feuer zu machen und die Nacht durchzuwachen.

Das war nichts besonderes.

In diesen „Volkskurorten“ des Kaukasus wird oft die Nacht zum Tage.

Im vergangenen Jahre waren wir, damals unerwartet, im oberen Bsybtal auf die Quelle Schkhabsza gestoßen. An die sechzig Hirten, Bauern und Arbeiter aller Nationalitäten waren dort wie hier um die Mineralquelle, den Narzan, versammelt. Die Führung hatten die Griechen, Bauern aus den Tabakkolchosen der Umgebung von Suchumi. Sie bestritten allabendlich, wenn die Burschen und Mädchen sich um das neben dem Quell entzündete Feuer zu Spiel und Tanz versammelten, die Unterhaltung. Ihr Gefiedel und Gedudel auf den aus Baumrinde, Schindeln und Flaschenkürbissen selbst verfertigten Instrumenten ließ das Tal bis zum Morgengrauen widerklingen und wir schiefen unter den Klängen der einfachen, mit bewunderungswürdiger Ausdauer wiederholten Melodien ein, nachdem wir uns, müde von einer anstrengenden Tagwanderung, lange nach Mitternacht in unsere Hütte zurückgezogen hatten.

Hier an diesem Feuer waren wir die einzigen Sänger. Die Berge des Laschtraktals mögen wohl ebenso erstaunt gelauscht haben, wie unsere Zuhörer, deren Drängen wir schließlich nachgegeben hatten: das „Büxensteinlied“ und der „Rote Wedding“ klangen uns selber fast neu und fremd in dieser Umgebung. Ein Lied aber mußten wir immer wieder singen: den „Florian Geyer“. Und vielleicht hat dieses Lied der aufständischen deutschen Bauern mehr als alles andere dazu beigetragen, unsere Erzählungen über Deutschland und die Gründe unseres Hierseins verständlich zu machen.

Denn es war eine schwere Aufgabe, diesen Hirten und Bauern, die niemals eine große Stadt gesehen hatten und von dem modernen Kapitalismus nur in seinen äußersten Auswirkungen berührt worden waren, ein verständliches Bild von unseren Kämpfen in Deutschland, von dem Wie und Warum unserer Niederlage, von den Leiden und Kämpfen unserer im Lande gebliebenen Brüder zu geben. Aber schließlich fanden wir die gemeinsame Sprache: das war, als der alte Dsukhwa den Namen Scherwaschidse fallen ließ und Filantidi in der deutschen Sozialdemokratie die grusinischen Menschewiki von 1920 wiedererkannte. Unter der Gestalt der Tschenkeli und Dschugeli wurden die preußischen Minister von 1932 lebendig und Hitler nahm die Züge des fürstlichen Verräters von Abchasien an, der für Gold, Amt und Würden sein eigenes Volk den schlimmsten Feinden ans Messer liefert.

Die Fragen waren verstummt, als wir unseren Bericht beendet hatten. Schweigen lag über dem Kreis, das tiefe Schweigen der Berge. Das gedämpfte Brausen des Flusses, das aus der Tiefe heraufklang und das leise Glucksen der Quellen machten die Stille nur noch tiefer.

Es war die Stimme Daniels, die das Schweigen brach.

Der Alte saß uns schräg gegenüber und sein Lammfellmantel leuchtete hell im Feuerschein. Die kleine Kappe, die er trug, saß ihm so tief in der Stirne, daß man nicht recht unterscheiden konnte, ob es der Fellrand der Mütze war, was seine tiefliegenden Augen fast verdeckte, oder ein Paar buschiger Brauen. Unter der schmalen Hakennase hing ein grauer Schnurrbart über dem eingefallenen Mund und dämpfte noch die an sich schon leise Stimme.

„Man kämpft und kämpft, sagte er langsam, und eines Tages wird man besiegt . . . Wenn ein Ringer zu Boden geworfen ist und der Sieger steht auf und tritt zurück und gibt ihn frei, dann steht auch der Besiegte auf. Aber dann setzt er sich nieder und sitzt unbeweglich. Man hört sein Herz klopfen und den Atem ein- und ausgehen. Es ist still, aber man hört das Herz und den Atem. Erst laut, dann leiser und leiser. Da sitzt er und sammelt seine Kräfte. Denn er wird weiterkämpfen . . .“

Die Worte kamen wie aus weiter Ferne und sie klangen wie ein Lied.

„Er kämpft und kämpft, und eines Tages siegt er. Eines Tages siegen wir. Auch wir haben gekämpft, oho, schwer haben wir gekämpft, furchtbar haben wir gekämpft und wir sind geschlagen worden. Furchtbar sind wir geschlagen worden. Kein Stein ist auf dem anderen geblieben in unseren Häusern. Wir mußten ausziehen aus unserem Land, fort in fremde Länder



und zu fremden Menschen, ausziehen wie ihr. Aber wir haben weitergekämpft. Und dann haben wir gesiegt. Lenin hat gesiegt und Stalin hat gesiegt und die Bolschewiki haben gesiegt. Alle zusammen haben wir gesiegt. Ja.“

Der Alte schwieg. Niemand sprach ein Wort. Nur das Feuer flammte hell und prasselnd auf. Es war vergessen worden. Jetzt hatte Wolodja ein Hexennest, ein verwachsenes Geflecht harziger Tannenzweige, in die Glut geworfen. Funken wirbelten auf und tanzten talabwärts.

Der alte Daniel verstand das Schweigen.

Er blickte auf und sah langsam im Kreise umher. Dann blieb sein Blick auf uns haften:

„Ihr geht nach Pskhu? Nein Ihr geht nicht nach Pskhu. Das ist nicht Pskhu, wohin Ihr geht, noch nicht. Ah, Pskhu! Wenige wissen, was Pskhu ist, was Pskhu war. Ich weiß es.“

Er machte wieder eine Pause. Dann blickte er zu Wolodja und Natascha hinüber.

„Ihr kommt aus Pskhu, habt Ihr es gesehen? Nicht unten im Tal, unten sieht man nichts. Vom Berge, als Ihr hier heraufkamt, von Tamassu aus, wo der Wald aufhört, habt Ihr es da gesehen? Nichts ist das, gar nichts. Alles Wald und Wald. Wie ein Bärenfell. Aber ein altes Fell. Die Motten sind hineingekommen. Hier ein kahler Fleck und da ein kahler Fleck. Das nennen die jetzt Pskhu...“

Er schüttelte den Kopf.

„... Aber ich habe es gesehen, Pskhu, wie es war. Hier diese Augen haben es gesehen. Ich war noch klein. Ich hütete unsere Schafe auf dem Ochubyr. Von dort konnte man alles sehen. Das ganze Tal. Da war kein Wald, kein wilder Baum, so weit man sehen konnte, den ganzen Baul entlang bis zur Dsychra. Nur Gärten und Felder. Und an den Bergen hinauf Wiesen und Weiden. Wir mußten weit gehen, um Holz zu holen. In den Tälern, am Baul, am Achey, an der Betaga viele, viele Häuser. Schöne Häuser, große Häuser, tausend Höfe. Und über allen Höfen der große Hof, ganz aus Stein mit Mauern und Türmen. Habt Ihr ihn gesehen? Nein, Ihr habt ihn nicht gesehen. Nur Steine liegen dort jetzt herum. Und man sieht nichts. Aber damals wuchsen auch dort keine Bäume. Von den Türmen konnte man alles sehen, alle Täler hinauf und hinab. Jeden, der kam und ging. Und alle Leute in Pskhu konnten die Festung sehen. Kein Mensch konnte die Festung nehmen. Nein, kein Mensch.“

Das war Pskhu. Dort haben wir gewohnt. Mein Vater und sein Vater und wieder sein Vater, immer haben wir dort gewohnt, seitdem die ersten Menschen von der Dsychra heruntergestiegen sind. Wir waren frei. Wir hatten keine Herren. Und wir hatten alles. Viel Vieh auf allen Bergen. Und Kukuruz genug für alle und Honig und Äpfel und Birnen. In Suchumi war Safir Bey und waren fremde Männer, Russen. Safir Bey hat Abchasien an die Fremden verkauft. Er ging von Suchumi auf den Silbernen Berg. Aber er kam nicht nach Pskhu. Er holte sich Silber aus dem Berg. Silberbeschlagen war sein Dolch, er aß von silbernen Schalen und mit Silber waren die Klei-

der seiner Frauen durchwirkt. Aber er hatte nicht genug. Darum verkaufte er unser Land an die Fremden. Und nun war sein Dolch mit Gold verziert, golden waren die Schalen, von denen er aß und seine Frauen trugen goldene Gehänge in den Ohren. Fremde kamen jetzt auf den Berg und holten das Silber. Aber niemand kam nach Pskhu. Safir Bey nicht und die Fremden nicht. Denn niemand konnte nach Pskhu kommen. Die Berge sind hoch und die Pässe sind eng und die Flinten von Pskhu trafen bei jedem Schuß. Niemand konnte nach Pskhu kommen. Aber Abchasier kamen zu uns, Abchasier aus anderen Tälern, aus Gagry und Gal. Dort waren die Fremden, erzählten sie. Die Abchasier blieben bei uns und sie aßen bei uns. Ich war noch klein, aber ich habe alles gesehen und ich weiß alles.

Einmal kamen wieder Abchasier. Und sie sagten: Jetzt ziehen die Fremden gegen Pskhu. Die Fremden, die Russen, sind schon überall in den Bergen. Alles haben sie genommen und haben Festungen gebaut und ihre Krieger hineingesetzt. Jetzt wollen sie auch nach Pskhu. Denn Pskhu ist reich und Pskhu ist frei. So sagten die Abchasier. Aber wir sagten: Sie kommen nicht nach Pskhu! Niemand kommt nach Pskhu.

Und dann eines Tages rief das große Horn. Mein Vater nahm seine Flinte und mein Onkel nahm seine Flinte, alle nahmen ihre Flinten und gingen in den großen Hof. Auch mich nahm der Vater mit. Alle Männer von Pskhu waren da mit ihren Flinten. Und die Ältesten von Pskhu sagten zu uns: Die Fremden, die Russen, ziehen gegen Pskhu. Tausende und Tausende. Sie kommen von Mitternacht, vom Kuban her, und von Mittag aus Suchumi. Und bei ihnen ist Safir Bey, der Verräter. Sie haben Flinten, Flinten wie wir und große Flinten, Flinten auf Rädern. Aber nach Pskhu sollen sie nicht kommen, niemand kommt nach Pskhu. Vier Pässe führen nach Pskhu und an vier Pässen werden sie sterben.

Das war im Sommer, der Kukuruz wurde gelb. Da gingen alle Männer zu den Pässen. Ich durfte nicht mitgehen. Ich hatte eine Flinte und konnte die Gemse im Sprung schießen. Aber nein, sagte mein Vater, du bist noch zu klein. Bleib zu Hause. Alle Männer waren auf den Pässen. Lange, lange waren sie dort. Und niemand kam nach Pskhu herein. Auch ich ging auf den Paß, wo mein Vater war und sein Bruder. Sie waren am Dou, wo der Pfad aus Suchumi heraufführt. Ich brachte ihnen Kukuruzbrot und Fleisch und Honig und Birnenwein. Wir wußten alle: die Fremden kommen nicht nach Pskhu.

Viele Tage vergingen. Wir schnitten den Mais und trockneten die Früchte. Der Sommer ging zu Ende. Bald fiel Schnee auf den Bergen und deckte die Pässe zu und dann kam niemand mehr nach Pskhu.

Aber dann war ein Tag. Ich war mit den Ochsen auf dem Felde. Ich führte den Pflug, denn mein Vater war auf dem Dou. Da war auf einmal ein großer Lärm. Er kam von Rigdsa her. Schüsse fielen und Frauen schrien. Dann war ein großer Knall, er dröhnte in den Bergen wider. Ich sah Erde und Rauch auf der Festung. Und wieder ein Knall und wieder flog Erde an der Festung auf. Dann kam ein Junge gelaufen, der kleine Anschba von den

Höfen in Pschiza. Er war voller Blut. „Sie sind da, sie sind da, die Russen sind im Tal . . .“ und er fiel nieder.

Ja, niemand konnte nach Pshku kommen. Aber der Verrat kam nach Pskhu. Es war ein Verräter unter uns. Verflucht sei sein Name. Vergessen ist sein Name. Er ging zu Safir Bey und zu den Russen. Er zeigte ihnen den Weg: den Weg über die Heilige Dsyschra. Niemand konnte den Weg gehen, aber der Verräter ist ihn gegangen. Er führte sie über den Berg zum Bsyb. Niemand konnte über den Bsyb. Aber der Verräter fand den Weg. Der Bsyb fließt tief unten zwischen den Felsen, so tief, daß man ihn nicht sieht. Aber da ist eine Stelle, da kommen die Felsen oben so nahe zusammen, daß eine Ziege hinüberspringen kann. Dort führte der Verräter die Fremden hin. Und sie schlugen Bäume ab und legten sie über die Felsen. Dann zogen sie hinüber, viele Tausende und sie hatten ihre großen Flinten mit. Und dann waren sie in Pschiza. Und Pschiza brannte.

Wieder rief das große Horn. Alle, die nicht auf den Pässen waren, nahmen ihre Flinten und gingen nach Rigdsa. Die Frauen und die Kinder gingen in die Festung, und sie nahmen den neuen Kukuruz mit und die getrockneten Früchte und Rinder und Schafe. Aber wir eilten nach Rigdsa. Und wir erschlugen die Fremden, die schon dort waren und drängten die anderen zurück, den Bsyb hinab bis zu der Stelle, wo der Pfad das Tal verläßt. An den Felsen, wo jetzt die *Leiter* ist, hielten wir die Fremden auf. Wir schossen sie ab, einen nach dem anderen. Und ihre großen Flinten konnten uns nicht erreichen. Dann kamen uns die Männer zu Hilfe, die auf den Pässen nach dem Kuban hin gelegen waren. Dort war hoher Schnee gefallen und die Fremden konnten nicht mehr über diese Berge kommen.

Aber sie kamen doch. Von Pschiza aus zogen sie über den Antschkha und fielen uns in den Rücken. Sie gruben sich auf dem Ochubyr ein, dort, wo ich unsere Schafe gehütet hatte. Jetzt wächst dort Wald. Aber noch heute könntet Ihr sehen, wo sie sich eingegraben hatten. Und dann kamen sie näher heran. Sie besetzten den Berg am Achey und stellten dort ihre großen Flinten auf. Den *Heiligen Berg* haben die Russen ihn seitdem genannt. Auch heute noch nennen sie ihn so. Man sollte ihn nicht so nennen. Den *Verfluchten Berg* sollte man ihn nennen. Denn das war das Ende.

Schuß auf Schuß fiel in die Festung. Die Festung brannte. Und die Frauen und Kinder flohen hinab in die Häuser. Aber auch die Häuser brannten. Da kamen unsere Väter zurück von den Pässen. Und hinter ihnen, über den Dou und den Abgalara kamen die Russen herein. Mein Vater kam nicht zurück. Er lag tot oben am Dou.

Das war das Ende. Sie trieben uns zusammen, sie banden uns die Hände auf den Rücken und führten uns fort. Sie nahmen alles mit sich, die Rinder und die Schafe, die Früchte und den Käse, nur den Kukuruz ließen sie da. Die tausend Höfe brannten. Die Häuser brannten und die Scheunen, und wir sahen, wie die Russen alles niederrissen. Viele von den Unseren starben noch dort im Tal von Pskhu, alle, die sich nicht gebunden fortführen lassen wollten. Sie trieben die eine Hälfte fort nach dem Kuban, die andere nahmen sie mit sich nach Suchumi. Die zogen dann fort aus dem Lande, zu den Tür-



ken. Mich nahmen sie mit in den Kuban. Sie schleppten uns durch den tiefen Schnee. Viele starben noch auf diesem Wege.

Das Tal von Pskhu war verdeckt von Rauch. Aber der Wind wehte den Rauch fort. Und die Steine wurden kalt. Und dann fiel Schnee auf die Steine. Als der Frühling kam, begann Gras zu wachsen und deckte die Steine zu. So ging es jahraus, jahrein. Von den Bergen stiegen die Bäume herunter, die Buchen und die Kastanien, und die Erlen machten sich breit an den Flüssen. Das ganze Tal füllte sich mit jungem Wald.

Ich war weit fort, am Kuban, wo es keine Berge gibt und wo die Erde ist wie die flache Hand. Ich hütete das Vieh der Fremden. Ich kam nicht hinauf in die Berge. Aber einmal traf ich einen Hirten, der im Sommer mit den Ziegen im Makeratal gewesen war. Er war hoch auf die Berge gestiegen und von dort hatte er hinabgeblickt ins Tal von Pskhu.

Und er hatte nichts als Wald gesehen.

Das war Pskhu. Und das war sein Ende.“

Der alte Dsukhwa hatte während seiner Erzählung öfters lange Pausen gemacht. Gebannt von den Bildern, die er aus lang vergangenen Zeiten heraufbeschwor, hatten wir gelauscht und niemand hatte sich gerührt. Auch jetzt blieb alles still im Kreis; wir wußten nicht, ob Daniel geendet hatte.

Er saß in sich zusammengesunken und blickte auf die Kreise und Striche, die er mit seinem Stock vor sich in den Sand zeichnete.

„Das Feuer, das Feuer! —“

Tschernych war aufgesprungen.

„— Es ist kein Holz mehr da. Wir sind so schnell ins Erzählen gekommen, daß wir vergessen haben, einen guten Vorrat Holz zusammenzubringen. Und die Nacht ist noch lang.“

Daniel und die Frauen durften am Feuer bleiben und wir machten uns auf zu den Resten der Hütten vom vorigen Jahr. Dort waren Äste und Stämme genug für mehr als eine Nacht.

Ich stolperte zusammen mit Wolodja den Abhang hinauf. Der Mond war noch jung und kam eben erst über den Berg hinauf. Er ließ sich hin und wieder zwischen den Wolken sehen, die in schneller Fahrt tief am Himmel über uns hin nach Süden zogen, zum Paß hinauf.

Unsere Augen waren noch geblendet von der Glut und wir sahen in der Finsternis unter uns nur den gelben Kreis, den das Feuer aus dem dichten Dunkel schnitt, und hin und wieder, wenn die Wolken den Blick freigaben, hoch oben den Schimmer eines Gletschers.

„Er lebt noch ganz in seiner alten Zeit.“

Wolodja deutete auf Daniel, der aufgestanden war und mit seiner Silhouette den Feuerkreis in zwei Teile zerschnitt.

„Oder vielleicht lebt er jetzt wieder in ihr, auf seine alten Tage.“

„Wie alt mag er sein?“

„Sicher über achtzig. Warten Sie einmal ... 1936 ... und damals wird er zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein. Das stimmt schon. Das, was

er uns erzählt hat, die Eroberung von Pskhu, liegt über siebzig Jahre zurück.“

„Ob wir in vierzig oder fünfzig Jahren noch so von Krieg und Bürgerkrieg werden erzählen können?“

## OSTELBIEN

von

*Maria Osten*

Leo ist gar nicht erstaunt, daß er nicht in seinem Bett liegt. Er dreht der hellen Ecke seinen breiten Rücken zu. Er kann doch noch nicht aufstehen. Es ist erst fünf Uhr. Unpäßlich fühlt er sich, Druck in den Schläfen und Druck im Magen. Er wird später quergelaunt sein. Das kommt öfter vor. Dann hat das ganze Haus unter seiner Stimmung zu leiden.

Endweder hat er am Vorabend zu spät schwerverdauliche Sachen gegessen, zuviel getrunken oder er ist auf Jagd gewesen, letzteres hieße, er hätte bei Berta gelegen.

Er hebt seinen dicken Kopf langsam an, blinzelt in die Scheiben und läßt ihn wieder auf die Brust fallen. Die große Standuhr in der Ecke schlägt fünfmal tief an.

Nein, wieso soll er aufstehen — er könnte gar nicht, wenn er auch wollte. Die Glieder sind viel zu schwer. Im Hause ist es um diese Zeit viel zu ungemütlich, irgendwo stehen noch Reste in den Gläsern, kalter Zigarrendampf zieht wie ein dünner Schwaden in Kopfhöhe durchs Zimmer, überall liegt leichter Staub auf der Politur, Decken sind verrutscht, und dann gilt es noch keinen gut zurechtgemachten Kaffeetisch, an den er sich setzen könnte.

Aufstehen, das tut um diese unwahrscheinliche Zeit aus der ganzen Umgegend nur ein Gutsbesitzer, die „graue Eminenz“, wie sie ihn alle nennen. Das ist Herr von Belzig. Der öffnet jetzt im Köbener Schloß ein Fenster im zweiten Stockwerk und winkt mit einem Taschentuch, halb so groß wie ein Handtuch, dem Zuge nach, der im Bogen um den Köbener Park fährt. Er winkt so lange, bis der Zug hinter den letzten Eichen verschwindet. Dann allerdings legt sich Herr von Belzig noch einmal auf einige Stunden ins warme Federbett zurück.

Warum winkt Herr von Belzig? Verabschiedet er sich von einem Gast? — Nein, das hat andere Gründe. Als er noch jung war und beim kaiserlichen Heere diente, hatte er Schulden gemacht, die bat er seinen Vater zu bezahlen. Der wollte nicht und verstieß den ungeratenen Sohn. Er schickte ihn damals nur mit einem Billet in der Tasche nach Amerika. Der junge Bel-

zig mußte abfahren, kein Mensch begleitete ihn, niemand trauerte um ihn, niemand winkte ihm nach. Sofort als er das Erbe auf dem väterlichen Gut antrat, stand er am nächsten Morgen an diesem Fenster genau wie heute nach mehr als dreißig Jahren und winkte dem Zuge nach. Es könnte doch sein, daß in irgendeinem Abteil ein junger Mann sitzt, der genau so unglücklich und einsam wie er damals vom Vater verstoßen in die Fremde fährt.

Leo lächelt im Halbschlaf. Vielleicht erinnert er sich an die „graue Eminenz“. Er kriecht tiefer in den weichen Ohrensessel, er hat nicht einmal die Kraft, sich bis ans Bett zu schleppen. Das wird er erst später tun, oder Anna wird ihm so lange zusetzen, bis er endlich nachgibt und sich, von ihr gestützt, ins Bett fallen läßt.

Er lächelt wieder, er hört leise Tritte, entweder ist sie es, oder es sind die Mädchen, die aufräumen müssen.

Vielleicht läßt sich Anna an diesem Morgen auch nicht sehen. Er hat ihr gestern einen kleinen Denkartel in die Schläfe versetzt. Das mußte sein. Sie kann doch nicht immer hinter ihm herlaufen, wenn er eine Nacht mal nicht zu Hause ist — oder waren es diesmal nicht zwei Nächte? Das wird sie besser wissen, als er. Aber hat er nicht wichtiges geleistet — gibt es nicht jetzt in Linichen einen Kriegerverein? Ja, es gibt einen, seit vorgestern abend — und er war der Gründer.

Doch wird der Osten den Westen bald einholen. Sein Bruder Gustav wird Augen machen, wenn er diesen Winter zur Jagd kommt. Gustav macht sich immer über den Osten lustig, er ja eigentlich auch. Aber hat er nicht mehr Land hier, mehr Pferde, mehr Ansehen, ist er nicht hier sein eigener Herr. Das ist es ja eigentlich auch, warum Gustav ihn beneidet. Das ist auch der Grund, weshalb Gustav jedesmal wenn er ihn verläßt, einen Prozeß gegen ihn anstrengt. Lächerlich, der jüngere Bruder prozessiert mit dem älteren. Aber Gustav provoziert jedesmal einen Streit, wenn er hier ist, und er wird dann jedesmal ausfällig und gemein. Letztesmal, sie hatten den ganzen Tag gestritten, hatte Gustav Angst, er würde ihn abschießen, dabei hat er die Jagdgewehre ganz einfach im Zimmer entschert. Wie Gustav dasaß, der Schweiß lief ihm vor Angst nur so herunter. Jedenfalls soll er nur, Leo wird Gustav beweisen, daß die wichtigeren Herren doch im Osten sitzen.

Was ist denn das schon, wo man hinspuckt gibts im Westen ein Dorf oder eine Stadt, wie dicht dort alle zusammenwohnen, wieviel Land kann denn dort ein Gutsbesitzer schon haben, wenn er tausend Morgen hat, wann kommt das schon vor. Aber hier, hier fängt man bei zweitausend Morgen erst an zu zählen. Wieviel hat doch die „graue Eminenz“ — 36 000 Morgen — ja, darauf läßt sich wirtschaften.

Jedenfalls schläft man in diesem Sessel nicht schlecht, wenn man sich so fühlt, wie Leo heute morgen. Der Kopf scheint einfach aus Blei zu sein. Da kann man machen, was man will, er bleibt hier sitzen. Er zieht auch den linken Schuh nicht aus. Er bleibt so, wie er ist, das Chemisett ist verfleckt, gut soll es verfleckt sein. Man soll nur nicht versuchen, ihn mit sol-



chen Kleinigkeiten zu reizen, dann kann er aber empfindlich werden. Nach einer ungemütlichen Nacht wie dieser, ist alles möglich.

Wie schnell! Anna weglief, sie stürzte förmlich in die Tür.

„Wie riechst du“, war das erste, was sie zu ihm sagte, als sie heute nacht in den Wagen einstieg.

„Wie immer“, hatte er kurz geantwortet.

„Lüg nicht, du hast getrunken“, gab sie sofort spitz zurück.

„Ich rieche wie immer“ hatte er ihr ein zweites Mal scharf geantwortet. Sie lachte verkrampft auf, als merke sie nicht, daß er sich jede Gegenrede verbitte und sagte: „Schämst du dich nicht, zwei Tage so herumzusaufen, bleib mir doch mit deinen dämlichen Kriegervereinen aus dem Hause.“

„Rede nicht“ brach er kurz und drohend das Gespräch ab. Merkte sie denn nicht, daß er weiter nichts hören wollte von ihr.

„Ja, die Wahrheit willst du nicht hören“, fing sie wieder an.

Sonst spricht sie leise, hat sogar eine angenehme Stimme, aber sobald es zu Auftritten zwischen ihnen kommt, keift sie. Und er kannte schon alles, was sie ihm vorwarf — aber dämliche Kriegervereine — und das vor Schneek, dem Kutscher, das war doch wohl zu viel. Daher der Denkmittel in die Schläfe. Das hatte sie auch sicher begriffen. Gut, daß er nur das kleine Jagdmesser bei sich hatte. Wenn er einen Revolver gehabt hätte — er hätte für nichts garantieren können, vielleicht wäre sie tot liegengeblieben.

„Ich warne dich“, hatte er ihr das nicht oft genug gesagt, „ich warne dich“, hatte er auch heute unten am Gartentor gesagt — als sie plötzlich wieder dort halten ließ, weil die Mädchen oder die Alte den Wagen nicht hören sollten. Er wollte ihr schon unten in der Tannenhecke einen Stich versetzen, aber dort war es glitschig, er rutschte aus und sie lief auf ihren dünnen Füßen zu schnell voraus. Und jetzt schläft er.

Eine wohlige Kühle umgibt ihn. Wie ein massiver Koloß sitzt er in der weiten dunkel getäfelten Halle. Die dicken, kugelförmigen, Rubens nachgeahmten goldenen Engelsköpfe vor dem Kamin sehen im Vergleich zu ihm wie eine rührende Holzminiatur aus. Die Finger der einen Hand liegen gespreizt auf dem feisten Schenkel in der blauen Tuchhose, mit der anderen Hand stützt er seinen fleischigen runden Kopf, auf dem sich die blonden Haare genau in der Mitte fast kreisrund lichten.

Der Tag wird heiß. Die Sonne brennt auf die Mauern des alten Gasthauses. Gegen acht Uhr ist schon alles auf den Beinen. Es ist im Hochsommer, Anfang Juli. Die erste Heuernte ist eingebracht. Das Korn reift, voll steht es in der Ähre. Leos Ernte ist belichen, der ganze Erlös wird an die Bank gehen. Aber das macht nichts, die Kartoffeln werden viel bringen in diesem Jahr. Sie versprechen eine gute Ernte, und er wird fast alle zu Spiritus verbrennen. Nur Anna darf nichts von den Schulden wissen, aber er wird sich schon herausreden. Seit vierzehn Jahren, die sie jetzt verheiratet sind, geht der Krach. Sobald etwas nicht klappt, läßt Anna ihn spüren, daß er doch nur eingeheiratet ist. Dabei standen sie damals vor dem Bankrott, Annas Vater verstand doch nichts von der Wirtschaft. Das einzige, was der

konnte, war die Sonntagsandacht dem Gesinde gut vorlesen. Wäre er nicht mit seinem Gelde eingesprungen, zehrte die ganze Familie von den schätzbaren Zinsen einer Hypothek, die sie hier vielleicht behalten hätten. Und diese Hypothek hätte sicher nicht an erster Stelle gestanden.

Anna hat sich an diesem Morgen noch nicht sehen lassen. Sie saß schweigend ganz allein am langen Eßtisch, brühte sich selbst den starken Kaffee und verschwand geräuschlos wieder in ihrem Zimmer.

Sie entfernt mit warmen Wasser Blutflecken aus ihrem hellen Sommermantel. Sie ist sehr unruhig. Sobald sie einen Laut hört, wirft sie den Mantel ängstlich auf einen Stuhl, wird rot, nimmt ein Buch und stellt sich lesend. In Gedanken greift sie dauernd nach dem Kopf und prüft vor einem kleinen Spiegel, ob der Stich unterm Haaransatz auffällt.

Seufzend geht sie heute durchs Haus und bleibt vor allen Gegenständen stehen. Sie kam erst gegen Morgen mit Leo nach Hause. Es wurde schon hell. Die halbe Nacht war sie im Walde herumgeirrt und nur durch Zufall fand sie den richtigen Weg wieder. Sie hörte von weitem einen Wagen und rief, bis er anhielt. Das waren Leo und Schneck. Unten am Garteneingang stiegen sie aus. Sie wollte nicht, daß der Wagen vors Haus fahre. Das Personal muß nicht immer Zeuge von allem sein. Als sie dann endlich in die beruhigende Dämmerung des Hauses traten, Leo ging hinter ihr, kam ihr plötzlich sein Gesicht im Spiegel so unheimlich entgegen, daß sie in die nächste Tür flüchtete. Sie spürte einen Stich in der Schläfe, Blut merkte sie erst heute morgen auf dem Mantel.

Sie tritt aus dem Zimmer in die Halle, den Blick immer auf Leo gerichtet. Sie geht wieder zurück, schließt leise die Tür hinter sich. „Er muß hier weg.“

Die Mädchen sind schon einige Male hier vorbeigegangen. Schneck wird bald kommen und was wird ihre Mutter sagen. Zuerst überlegen, unbeweglich steht sie hinter der Tür. „Weg, nur weg, und keinen Lärm machen.“ Nach den Vorgängen heute Nacht ist alles möglich. „Das mir nur nichts passiert.“ Nach einer Weile, die sie unschlüssig dasteht, sagt sie: „Was fällt mir ein, hab' ich plötzlich Angst vor ihm?“

Sie geht an die Tür, öffnet sie rasch und geht direkt auf ihn zu. Einen Augenblick stutzt sie wieder, dann betastet sie ihn vorsichtig, mit der linken Hand. Sie erschreckt vor sich selber. Er schläft doch ganz fest. Der verfluchte linke Schuh, den will er in der letzten Zeit nie mehr ausziehen. Er erklärt, dann wäre er schneller auf den Beinen. Und doch wird sie ihm heute selbst den Schuh ausziehen, er soll sehen, daß sie vor seinen Drohungen keine Angst hat. Sie beugt sich nieder, um die Riemen zu lösen. Er hat Zugstiefel an. Eine Sekunde bleibt sie in dieser Haltung. Soll sie ihn hier lassen, nein auf keinen Fall. Plötzlich hebt er den linken Fuß an, sie greift zu und mit einem Ruck hat sie ihm den Schuh abgezogen. „Du gehst sofort ins Bett!“ kreischt sie kurz auf.

Ohne ein Wort zu erwidern, richtet er sich schwerfällig hoch, mit vorgeschobenem Oberkörper und gesenktem Kopf stolpert er den langen Flur

entlang. Endlich liegt er auf seinem Bett. Laut schließt Anna die Tür, dann läuft sie schnell nach der Gartenseite.

Alles bleibt ruhig in Haus und Garten. Leo wird schlafen. Nur aus der Ferne hört man das kurze Dengeln auf den Sensen. Im hinteren Flügel spülen Dienstmädchen Geschirr. Ab und zu geht ein junges den Flur entlang und verstaubt Teller im Wandschrank. Man hört die leichten Tritte auf den hohlliegenden Dielen. Aus der Küche schallt Lachen. An der Südseite des Hauses sonnt sich die alte Prellwitz, Annas Mutter. Sie fühlt sich wohl und dämmt. Die Jugend liegt am See und träumt. Paul verspricht Hanna ein Glashaus ohne Ecken.

Die regungslose Natur macht empfindlich. Sand sitzt wie Pulver in den Poren der Früchte. Bleischwer hängt das Geäst der Ulmen. Einzelne Blätter, die sich lösen, fallen fast hörbar auf die Erde. Zwei Reihen alter Kastanien, denen man schon eiserne Ringe um den Stamm gelegt hat, schützen nicht vor der Sonne. Die Hunde schlafen im Schatten in der Nähe eines Baumes.

Irgendwo auf der Erde liegt unbeweglich ein Kind. Ihm ist die Natur zu still. Seine Gedanken wandern zu den Erwachsenen. Die verfügen einfach weil sie stärker sind über die Kinder. Wenn es erwachsen ist — dann sind die Alten wieder Kinder geworden. Leo muß selbst in den Stall und Rüben abschälen für die Kühe. Hoffentlich steckt er anstatt des Stochers seinen eigenen Finger in die Maschine. Anna wird in ein kleines weißlackiertes Bettchen mit hellblauen Gardinen gelegt, und die alte Prellwitz muß den ganzen Tag die zehn Gebote abschreiben.

Das Kind blickt auf. Anna hat schon gefrühstückt. Wieder trägt sie das weiche Sommerkleid. Sie tritt aus der Halle, bewegt sich leicht nach beiden Seiten, bleibt in der Veranda stehen und schiebt ihren Ring halb vom Finger, dann wieder an die richtige Stelle zurück. Sie sitzt allein auf der Veranda. Sie hält ein Buch auf den Knien und spielt mit der freien Hand an der Uhrkette. Bei dem kleinsten Geräusch schreckt sie zusammen. Arbeiterfrauen gießen aus den kleinen Häusern unten an der Straße mit einem Schuß warmes Spülwasser. Es reißt Furchen in die festgetretene Erde. Ein übler Geruch.

Anna sucht den Horizont ab, verfolgt gleichgültig einen Wagen, der langsam über das Pflaster holpert. Das ist Zigelski, der bringt eine neue Fuhre Feldsteine an den Bahnhof. Zigelski ist der einzige Arbeiter hier, für den Anna sich einsetzte, und das gelang ihr auch nur, weil der Inspektor für den Alten noch eine Arbeit herausgefunden hatte. Die Kleinbahn macht einen Bogen durch die Felder, biegt schräg in die lange Kurve und erreicht die Station. Der Schaffner hebt leere Milchkannen aus dem vorderen Waggon, der Briefträger nimmt die Post in Empfang und Zigelski schmeißt die Steine vom Wagen auf den großen Haufen neben dem Geleise.



# MICHELANGELO IN PIETRASANTA

Ein Gedicht und seine Deutung

von

*Rudolf Fuchs*

*Das steinerne Haus behielt ihn nicht,  
nicht der Platz, nicht die Stadt, nicht das Tal  
Im Ölbaumhain spielt grünes Licht  
und das Meer blaut mit einemal.*

*„O glücklicher Hirte, guter Quell,  
seid bedankt, wo ich geh, wo ich steh,  
die einsame Brust wird wieder hell,  
gelobt sei Gott in der Höh!“*

*Die silberne Höhe behielt ihn nicht,  
nicht der Pfad, nicht der Steg, nicht der Weg.  
Er sah den Markt schon im späten Licht,  
es fiel auf die Kirche schräg.*

*„O lärmendes Volk, das inne hält,  
da der Sarg tritt hervor aus dem Tor!  
Es ziehen wie Wolken der tieferen Welt  
weiß und blau die Herren im Chor.“*

*Die wachsende Tiefe behielt ihn nicht,  
nicht der Tag, nicht der Schlaf, nicht der Tod.  
Es trauert in seinem schweren Gesicht  
unbändig das Morgenrot.*

Dies ist das Gedicht. Nun kommt die Deutung.

Ich will mich bemühen, Sie in alles einzuweißen, was das Gedicht angeht. Es gibt möglicherweise Wendungen darin, die beim ersten Lesen dunkel bleiben. Ich werde die Worte und die Anlässe dahinter beleuchten, damit alles klar sei. Denn der Autor soll keine Geheimnisse vor seinem Publikum haben.

Aber, wird man sagen, warum schreibst du nicht Gedichte, die man sofort versteht? Es liegt nicht an mir. Klare Dinge kann und soll man auch klar aussprechen. Komplizierte Dinge, beziehungsreiche, dunkle, kann man nicht gewaltsam auf eine einfache Formel bringen. Ihr Ausdruck muß so sein, wie sie selbst sind. Denn an ihrem Ausdruck soll man sie ja erkennen.

Ich wünschte nur, daß zum Schluß jeder sage: Nun ist mir alles klar.

Wie war es nur möglich, daß es mir früher rätselhaft erschienen ist? Es hat wirklich nicht deutlicher gesagt werden können.

Wovon handelt das Gedicht? Der Titel sagt es: Michelangelo in Pietrasanta. Mit dem Titel taucht schon auf: die Gestalt des Mannes, welcher einer der erhabensten Künstler war, und der Ort Pietrasanta, von dem man wahrscheinlich noch nichts gehört haben wird. So sei denn zunächst von Pietrasanta die Rede und davon, was der äußere Anlaß zu diesem Gedicht gewesen ist.

Ich habe vor Jahren, als die Zeiten noch friedlicher waren, einige Wochen in Italien am Tyrrhenischen Meer verbracht, zuerst in Viareggio und später in einem kleinen Villenort weiter nördlich, in Fiumetto. Ich war über Florenz gekommen. Unabgelenkt habe ich in Florenz drei Tage lang dem Anschauen von Michelangelos Werken gelebt. Ich besuchte das Haus, das er bewohnt hat und das heute ein Museum ist. (Es wirkt so wenig museal wie sonst etwas von ihm.) Ich bin dort lange vor dem „Kentaurenkampf“ gestanden, vor der „Madonna an der Treppe“, vor den Zeichnungen von seiner Hand. Auch den „David“ und die „Giganten“ habe ich in Florenz bewundern können und im Florentiner Dom die „Grablegung“. Die meiste Zeit jedoch verbrachte ich in der Medici-Kapelle.

Draußen war greller Sonnenschein, drinnen aber in dem quadratischen Raum unter der schönen Kuppel war man wie außerhalb jeder Zeit. Lorenzo und Giuliano di Medici liegen hier begraben. Und sie haben Sarkophage, in denen sich die Kunst in ihrer ganzen unfassbaren Größe offenbart. Größe pflegt sonst auch zu bedrücken, von dieser aber ist man erhoben. Der „Tag“ und die „Nacht“, Mannes und Weibes Gestalt, liegen zu beiden Seiten von Giulianos Sarkophag; die „Morgendämmerung“ und „Abenddämmerung“, Weibes und Mannes Gestalt, zu beiden Seiten von Lorenzo. Wie nächtig ist doch diese Nacht, wie reif und schwer die Gestalt, wie bis in die letzte Falte versunken — das Haupt vom Traum beseelt. Die *Morgendämmerung* aber, Aurora, ist ein sanftes Erheben aus liegender Schwere, ganz leiser Auftrieb aus dem Bann des Schlafs; aber das Antlitz dieser Figur ist von einer unvergeßlichen Traurigkeit. Es ist, als hätte ihr Michelangelo die ganze Verzagttheit vor dem Anbruch eines neuen Tages, die ganze Bangigkeit vor der Verantwortung, die er als Künstler auf sich ruhen fühlte, das ganze Grauen vor der Verflechtung mit der so wild bewegten Zeit verliehen. Immer wieder sah ich hinüber und herüber zu den beiden Frauengestalten, die, wiewohl beide aus gleichem Marmor, aus ganz verschiedenem Material zu bestehen schienen. Anders sprach mich diese als jene an, aber die „Morgendämmerung“ war mir in jener Stunde besonders nahe. Ich erkannte in dieser Figur die große *Tragik* eines Künstlerschicksals, die ganze Schwere, die ein Tag dem wahren Künstler auferlegt. Ich sage: Tragik, wiewohl ich von Michelangelo spreche. Seine Größe war seine Tragik. Und ich begriff, daß auch sein *Glück* die Züge der Traurigkeit trug, tragen mußte.

Von Florenz fuhr ich dann ans Tyrrhenische Meer.

In Erinnerungen versunken sonnte ich mich auf dem stillen Strand von

Fiumetto. Ich sah hinaus auf die gleichmäßig bewegte See und hörte den Wellen zu. Im Rücken erhoben sich die Carrarischen Berge. Unweit wußte ich das lärmende Viareggio mit seinem Pinienhain und seinen großen Hotels. Ich hatte von Pietrasanta, einem kleinen Städtchen in der Nähe, gehört. Langsam, die Gegend genießend, fruchtbare Felder und Weingärten, ging ich dorthin. Als ich schon zwischen den Häusern war, fühlte ich hohen weißen weichen Staub unter den Sohlen. Ich erfuhr bald, woher dieser kam: Hier wurde der kostbare Marmor aus Carrara in vielen Werkstätten verarbeitet. Wie man in Gablonz in Böhmen Glaswaren für die ganze Welt herstellt, so wurden hier Marmorbrunnen, Grabsteine und Kriegerdenkmäler für alle Weltteile gefertigt. Es war ziemlich verdrießlich, die Kunst auf diese Weise traktiert zu sehen. Ich dachte daran, wie nützlich es wäre, wenn anderswo junge Bildhauer, die infolge ihrer Armut niemals dazu kommen, ihre Entwürfe in Stein auszuführen, solch ein großartiges Material zur Verfügung hätten und wie sie sich daran bewähren könnten. Hier wurden Typendenkmäler erzeugt und die Kunst hatte keinen Nutzen davon.

Allein: Pietrasanta war keine neue, sondern eine sehr alte italienische Kleinstadt und ihr Kern war von der Kunstindustrie unberührt. Man war durch ein altes Tor zum Marktplatz gekommen, den seitlich der Dom flankierte, saß an runden Tischchen im Freien und trank Kaffee. Im Turm des Doms schlug die Uhr. Langsam erhob man sich, ging an den Häusern vorüber und las die Namen. Einige der Häuser trugen Marmortafeln: Es war darauf vermerkt, wer hier einst geboren wurde, geweiht hatte oder gestorben ist. Auf einem der Häuser las ich den Namen *Michelangelo*. Hier habe er im Jahre soundso gewohnt und den Marmor aus den Carrarischen Bergen bestellt und übernommen. Immer wieder las ich die Inschrift und betrachtete das stattliche Haus. Ich vergaß beinahe, wer ich war und woher ich kam. Ich mußte nur immer daran denken, daß Michelangelo hier gewesen ist, daß er seinen Ärger mit der Lieferung und seine Sorgen mit dem Transport hatte. Ich erinnerte mich an längst vergessene Bilder, die ihn darstellten, auch an seine Briefe, die ich gelesen hatte, ich glaubte seine Stimme zu kennen und wußte, wie heftig er sein konnte. Sein Gemüt war in ständiger Bewegung. Zu der Erinnerung an alles, was ich in Florenz von ihm gesehen hatte, gesellte sich die Vorstellung von ihm selbst und seiner Art; sie verließ mich nicht, auch als ich in Serpentine langsam den Hügel zu ersteigen begann, an dessen Fuß das Städtchen gelagert ist.

Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß mich die Erinnerung an jenen sanften Aufstieg noch heute heiter stimmt. Der zerklüftete Hügel war mit Ölbäumen bepflanzt und silbrig grün. Das war es vielleicht, was mich so heiter stimmte: Unten gab es zwar einzelne Gärten, aber hier war ein von der Natur sich selbst Überlassenes, ein Hain, in dessen Schatten man ruhen, zwischen dessen Wurzeln man sich emporarbeiten konnte. Und war man schon in einer gewissen Höhe, eröffnete sich über die Stadt hinweg ein wunderbarer Blick auf das Meer, das um diese Stunde die Farbe dunklen



Blaus angenommen hatte. Drunten, in Pietrasanta, hatte Michelangelo gewohnt. Im Rhythmus des Steigens formten sich die Zeilen:

*Das steinerne Haus behielt ihn nicht,  
nicht der Platz, nicht die Stadt, nicht das Tal.  
Im Ölbaumhain spielt grünes Licht  
und das Meer blaut mit einemmal.*

Unten gab es überall Sorgen, Mühen, Kämpfe, Enttäuschungen. Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß Michelangelo auch die Straße gebaut hat, die von Carrara über Pietrasanta zum Hafen Forte del Marmi führt, wo die riesigen Steinblöcke verladen wurden. Wie wenig verstanden ihn sogar die, die ihn anerkannten! Welche Last, bei der ihm niemand half! Die Familie machte ihm Sorgen, der Vater, der Bruder! Der Gehilfe bestahl ihn. Wohin waren nun all die Sorgen verschwunden? Seine verwitterten Züge erhellten sich. Ihm war so leicht ums Herz. Hier floß ein Quell, trieb ein Hirte die Herde.

*„O glücklicher Hirte, guter Quell,  
seid bedankt, wo ich geh, wo ich steh,  
die einsame Brust wird wieder hell,  
gelobt sei Gott in der Höh!“*

Aber die Ruhe ist ihm nicht für lange gegeben. Es ist nicht die Unrast der Schwächlichen, die immer etwas zu versäumen fürchten. Michelangelo war ein Mann von großer Körperkraft. Wo er stand, dort stand er. Und er hatte die Geduld, die Tage und Nächte durchzuarbeiten, und selbst das Essen ließ er sich auf den Arbeitsplatz bringen. Er mußte arbeiten. Die Arbeit machte ihn innerlich ruhig. Er hatte schon zu lange hier in Pietrasanta mit dem Einkauf von Marmor zugebracht.

Nun hatte er im Steigen den Gipfel der Anhöhe erreicht. Geradeaus unten lag der Marktplatz von Pietrasanta mit dem Haus, wo er untergebracht war. Man sah in die Stadt hinein wie in ein Kinderspielzeug. Die Sonne begann unterzugehen. Das Kirchendach glänzte, ein breiter Schatten lagerte sich über den Platz. Es war nicht möglich, etwas bis herauf zu hören. Aber er sah etwas, und zwar so deutlich, daß er es fast zu hören meinte. Das große Kirchentor stand weit offen. Ein Leichenzug begann, aus dem Dom den Ausgang zu nehmen. Die Leute blieben stehen und entblößten das Haupt vor der Majestät des Todes. Dem Sarg folgten die Chorherren in weiß und blauen Hemden. Wie der Wind sie bauschte, war es, als gingen dort unten Wolken im Zuge mit.

*Die silberne Höhe behielt ihn nicht,  
nicht der Pfad, nicht der Steg, nicht der Weg.  
Er sah den Markt schon im späten Licht,  
es fiel auf die Kirche schräg.*

*„O lärmendes Volk, das inne hält,  
da der Sarg tritt hervor aus dem Tor!“*

*Es ziehen wie Wolken der tieferen Welt  
weiß und blau die Herren im Chor.“*

— Mit dem Anbruch der Dunkelheit war Michelangelo wieder unten in der Stadt. Er hatte in seinem Zimmer das Mahl verzehrt, einige Briefe lagen geöffnet auf dem Tisch, Licht dreier Kerzen in einem Leuchter erhellte den Raum. Das Fenster stand offen; Sprechen, Singen und Lachen war vom Platz herauf zu hören. Michelangelo hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien zu schlafen. Sein Gesicht war voll einer schrecklichen Traurigkeit. Die Nacht brach an, aber in ihm war schon Erwachen, Abschütteln hemmender Fesseln, Beginnen, Aufstehen, Entbrennen . . . Morgenrot . . . Aurora! Die Gestalt für Lorenzos Grabmal hatte in seiner Vorstellung bisher nicht still halten und nicht Maß halten wollen. Heute ist der richtige Marmorblock geliefert worden. Daraus sollte sie werden. Und ihr Sinn sollte so großartig sein wie ihre Form. „Wozu erwache ich, da Schlafen doch das beste ist? Wozu erhebe ich mich, da es doch immer noch höher zu steigen gilt und der Tag so kurz ist und immer wieder in Nacht endet? Wozu die Klarheit, wenn Wahn die Welt regiert?“ Das soll der Sinn der liegenden Gestalt sein, jedem Betrachter offenbar. Und ihr Antlitz soll so traurig sein, wie es der Künstler selber war, da er bedachte, *wie unheilvoll verworren die allgemeinen Zustände sind und wie das Volk darniederliegt und von der Kunst nichts haben kann.* Eine heftige Leidenschaft erfüllte ihn, Hoffnungen gemischt mit Bitterkeit. Bitterkeit darüber, was das Volk schon erlitten hat und noch, wer weiß wie lange, wird erleiden müssen, und Hoffnung, daß es durch die Kraft der Bitterkeit anders werde. *So sieht er das Morgenrot.* Sein eigenes Antlitz trägt in diesem Augenblick die Züge seiner werdenden Schöpfung.

*Die wachsende Tiefe behielt ihn nicht,  
nicht der Tag, nicht der Schlaf, nicht der Tod.  
Es trauert in seinem schweren Gesicht  
unbändig das Morgenrot.*

Ich habe versprochen, Ihnen zu erzählen, welche Gedanken mich bewegt haben, als ich dieses Gedicht niederschrieb, und daß Ihnen zum Schluß alles klar sein wird, was Ihnen anfangs vielleicht rätselhaft vorkam.

## NEUE DEUTSCHE NOVELLEN

*Ulrich Becher:**„Die Eroberer“*

Verlag Oprecht, Zürich

*Ernst Glaeser:**„Das Unvergängliche“*

Querido Verlag, Amsterdam

Zu dem Novellenband „Die Eroberer“ von Ulrich Becher hat Ernst Glaeser ein Geleitwort über die Kunst der Novelle geschrieben, ein sehr aufschlußreiches literarisches Dokument, ein Dokument von prinzipieller Bedeutung.

Glaeser stellt fest, daß Novellen immer weniger und weniger gelesen und geschrieben werden, daß die Kunst der Novelle abstirbt. Der Verfasser von „Jahrgang 1902“, „Frieden“ und „Der letzte Zivilist“ ist gewohnt, gesellschaftlichen Zusammenhängen nachzuspüren, und so findet er denn auch, daß der literarische Tatbestand des Novellensterbens soziale Wurzeln hat. Die Krise der Novelle, so schließt Glaeser, ist durch Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur bedingt. Als hochbegabter Künstler spürt Glaeser mit schmerzlicher Deutlichkeit, wie unmenschlich die Ordnung ist, in der er lebt und schafft, und er vermerkt auch, daß die Entwürdigung und Entmenslichung des Individuums durch diese unmenschliche Gesellschaftsordnung eine Verkümmernng und Entstellung der Literatur bewirkt. Und gewiß würde Glaeser, wenn er diesen Zustand von Leben und Literatur weiter untersuchte, zu der Erkenntnis gelangen, daß es sich hier um Verfallserscheinungen nicht der Welt schlechthin, sondern der bürgerlichen Welt handelt, und daß es einen Weg zur Wiedergewinnung des Menschen (in der Wirklichkeit wie in der Dichtung) gibt. Nur ein einziger weiterer Schritt wäre notwendig, aber Glaeser tut ihn nicht; wer weiß, vielleicht hat er ihn bereits getan, vielleicht besitzt er die eben erwähnte Erkenntnis schon, aber verbirgt sie vor sich und den anderen... kurz, er beschränkt sich auf die Feststellung, daß die Welt unmenschlich geworden ist. Diese Selbstbeschränkung, dieses Nichtweiterforschen oder Nichtaussprechen führt zu abseitigen und unfruchtbaren Folgerungen. Der unmenschliche Zustand der bürgerlichen Gesellschaft von heute wird nicht als Ergebnis eines Prozesses gesehen, sondern als fertige Tatsache, mit der man sich abzufinden hat. Aus der Not des Schriftstellers, der nicht den Gang der Entmenslichung, sondern den bereits entstellten Menschen, nicht die Rückwärtsentwicklung der Gesellschaft, sondern ihren heutigen Zustand zeigt, macht Glaeser wenn nicht eine Tugend, so doch eine Notwendigkeit: „Zum Zentralthema der neuen epischen Bemühungen wird der gesellschaftlich bedingte, durch Milieu, Wirtschaft, Beruf ausgestanzte Teilnehmer des 20. Jahrhun-



derts.“ Und nicht nur zum Zentralthema, auch zum Darstellungsmodell: „Der Einzelne wird zum Exponent, Das Individuum zum Paradigma.“ Was anderes bedeutet das als Verzicht auf lebendige Gestaltung, als Bescheidung auf die Rolle des Chronisten, Photographen, Registrators?

So verengt sich das Blickfeld. So wird der Reflex einer allgemeinen gesellschaftlichen Krise auf einem bestimmten Literaturgebiet zu einer selbständigen, nur metaphysisch erklärbaren Erscheinung, zur „Entgöttlichung der Kunst“. So kommen unhaltbare und unnatürliche Theorien zustande, beispielsweise diese: das „Ich“ gehört der Novelle, während der Roman sich mit dem „Widerspiel und Zusammenspiel gesellschaftlicher Kräfte“ zu befassen hat; die Novelle läßt keine Auseinandersetzung über menschliches Verhalten zu, während der Roman, „ihr arrivierter Stiefbruder“, zur Darstellung der Gruppe des Apparates, des Organisierbaren bestimmt sei; das massive und polternde Geschehen von heute, der laute Schritt kommender Ereignisse, die Bühne der entfesselten Leidenschaften, sie sind die Sphäre des Romanciers, während es „einigen Dichtern aufgetragen“ ist, „jenseits der Zeitbühne zu arbeiten“ und „Schicksale zu erzählen, die nicht soziologisch bedingt sind“. Welche Selbstverstümmelung wird hier vom Novellisten und vom Romanautor verlangt! Wie, soll der Novellist ein „soziologisch bedingtes Schicksal“ wie das des Michael Kohlhaas nicht mehr wählen dürfen? Soll der Romancier darauf verzichten, im Handeln, Träumen und Reflektieren der Einzelperson Thomas Buddenbrook das Verhalten einer ganzen Gesellschaftsschicht, das Leben und Sterben einer sozialen Kraft zu zeigen?

Wahrlich, hier sind wir Zeugen nicht einer Entgöttlichung, wohl aber einer Entmenschlichung der Kunst durch eine Theorie, die den Schriftsteller entweder zum Chronisten einer Welt voller ausgestanzter Roboter, zum Registrator des „Lauten und Vordergründigen“ degradiert, oder ihn zum zeitabgewandten Träumen, zum Erfinden eines Menschen ohne Welt verurteilt.

Wie arm müßte, bei der praktischen Anwendung einer solchen Theorie, die Kunst werden; die Kunst der Novelle, wie die Kunst des Romans und die Kunst überhaupt! Wie arm und kahl und wenig fesselnd und unwirksam. Wie unähnlich der dichterischen Bemühung des Novellisten und Romanautors Ernst Glaeser selbst!

Doch es scheint fast, daß Glaeser als allgemeines Gesetz der Novelle formulierte, was nur besonderes Merkmal der Erzählungen ist, denen die Studie über die Kunst der Novelle als Geleitwort vorangesandt wird. Und diese Erzählungen Bechers, sind sie überhaupt Novellen im strengen Sinn des Wortes? Fehlen nicht den meisten von ihnen die charakteristischen Merkmale dieser Kunstgattungen: Pointierung und Geschlossenheit der Handlung und bewegte Handlung (wobei durchaus nicht bloß an die Bewegtheit äußeren Geschehens gedacht werden muß, wie ja überhaupt nicht die Fülle der Vorgänge, sondern die Mannigfaltigkeit menschlicher Reaktionen einer Dichtung Leben und Dynamik verleihen)? Nur die zwei ersten Stücke

des Buches („Die Eroberer“ und „Zwei Jugendfreunde“) sind Novellen; die Geschichte vom Klärchen, das begraben wird, ist eine Skizze; „Nur ein toller Hund“ kann als Charakterstudie angesprochen werden; die Historie von den drei Reitern gehört ins Gebiet der modernisierten Legende und die von den Hornrufen in der Nacht ins Gebiet der modernisierten Sage. Daß die vier Geschichten keine Novellen sind, wäre nicht weiter schlimm. Leider nur bleiben sie als Menschendarstellungen und als Kunstwerke fragmentarisch, die letztgenannten sogar amorph. Und so kommt es, daß der Autor trotz unleugbarem Können die Leser bestenfalls mit Interesse für den weiteren Weg des Ulrich Becher, nicht jedoch mit jener Anteilnahme für seine Figuren zu erfüllen vermag, die das Kennzeichen großer und reifer Epik ist.

Es wird einem nicht warm beim Lesen dieser vier Stücke, und man kann sich nicht des Gefühls erwehren, daß alles auch anders kommen könnte, als Becher es kommen läßt. Der Autor arbeitet nicht nur „jenseits der Zeitbühne“, er hat auch den Boden der inneren, dichterischen Notwendigkeit verlassen; er zeichnet statt des Einzelfalls den Zufall, und statt ein Schicksal zu umreißen, deutet er es nur an. Anders bei den zwei ersten Geschichten des Bandes. Hier gelingt es Becher wirklich, Menschen lebendig werden zu lassen; hier tritt er uns aber auch als Realist entgegen und nicht, wie in den vier anderen Erzählungen, als Romantiker und Mystiker. Besonders die Novelle, die dem ganzen Band den Namen gab — eine burleske Historie aus dem Krieg: der bulgarische Student Mirsky wird mit einer Patrouille ausgesandt, um die feindlichen Stellungen auszukundschaften, findet den Feind nicht, verirrt sich und erobert, ohne es zu wissen, die vom Feind geräumte Stadt Dobritsch, deren Einnahme das Ziel mehrtägiger Operationen sein sollte — besonders diese Novelle legitimiert Becher als Erzählertalent von hohen Graden. Was Becher heute — rein handwerklich — noch fehlt, ist Disziplin und Ökonomie in der Komposition und in der Sprache; es gibt, auch in der besten Novelle dieses Bandes tote Stellen, und immer wieder stoßen wir auf Sprachfügungen, die unmöglich und widersinnig wirken. Ein „nahezu stillstehendes Herz“ ist nicht nur grammatikalisch ein Unding, und die „wesenhaft durchschimmerten Nächte“ wollen wir doch lieber der Bluboliteratur überlassen; auch das „erquickte Geschlurf“ sollte keinen Platz in der Sprache eines Dichters haben, in einer Sprache, die bei aller Poesie und Metaphernfülle klar und präzise sein muß; wohin schließlich die Manier der Häufung von Bildern und bildhaft sein sollenden Adjektiven führt, zeigt jener Satz, in dem nebeneinander ausgesagt wird, daß ein Kaiser sein Reich *unbändig* festhält und *zuchtvoll* verwaltet.

Ernst Glaesers Novellenband „Das Unvergängliche“ enthält Arbeiten, die vor zwölf Jahren, und andere, die vor kaum zwölf Monaten entstanden. Wir begegnen hier alten Bekannten, beispielsweise der Erzählung von „Marynka im Ried“, einem der frühesten Werke Glaesers, und der Geschichte von der „Apotheke am Neckar“, die 1933 im Dritten Reich als Arbeit eines neuauftauchenden Schriftstellers Anton Ditschler erschien.

Alle diese Novellen spielen in Süddeutschland, zwischen Neckar, Main und Rhein, und ihr besonderer poetischer Reiz liegt in der Verlebendigung einer Landschaft, an der Glaeser mit allen Fasern hängt. Und es gibt in der zeitgenössischen deutschen Literatur wohl keinen zweiten, der wie Glaeser das Bild eines Flusses, die Stimmung eines sommerlichen Abends, die Schwermut eines Föhnkonzerts über dem gefrorenen Ried so wiederzugeben vermöchte, daß auch der Leser aus anderem Land Heimweh nach den Gegenständen Glaeserscher Sehnsucht bekommt. (Daß Glaeser sich zuweilen in die Landschaftsschilderung zu sehr verliebt und sich in ihr verliert, daß er Bilder, an denen er offenbar besonders hängt, manchmal wiederholt, gehört zur — kleinen — Kehrseite dieser großen schriftstellerischen Gabe.)

Ja, groß und köstlich ist die Gabe, deutsche Landschaft darzustellen, und wir freuen uns, daß es einem von uns deutschen Schriftstellern gegeben ist, so über das Land zu schreiben, das wir lieben. Aber bei Glaeser wird diese Gabe gleichzeitig zu einer Gefahr. Auf der vorletzten Seite des Novellenbandes findet sich der Satz: „Angesichts dieser kleinen Dörfer mit ihren spitzen Türmen, angesichts dieses Flusses und dieser Auen formte sich Deutschlands Bild, wie ich es bis zur letzten Stunde im Herzen trage.“ Und etwas weiter heißt es: „Mögen auch die Marktplätze überquellen von ihren Fanfaren und die Hybris des Muskels sich auf den Podien spreizen, unvergänglich bleibt, von dem Geschmetter, dem Aberwitz des Aufstands, der kleine Spalt auf Deutschland, die Heimat, das erste Land.“ Dieses Bild, dieser kleine Spalt wird für Glaeser zum Fetisch; seine Liebe erschöpft sich in sehnsuchtsvoller Betreuung und immer neuer Auffrischung eines Gemäldes. „Wie gescheit, entschlossen und richtig auch unsere Gedanken sein mögen, sie sind taub ohne die Liebe“, ruft Glaeser aus, und wir wollen nicht mit ihm rechten. Aber, so fragen wir, bleibt nicht eine Liebe taub und unfruchtbar ohne den Gedanken, das Objekt der Liebe glücklich zu machen; ohne den Willen, es aus Erniedrigung und Not zu befreien; ohne die Entschlossenheit, zu kämpfen? Eine übereifrige Kritik hat Ernst Glaeser nach dem Erscheinen des Romans „Der letzte Zivilist“ den Vorwurf gemacht, er habe seine Gegnerschaft gegen den Faschismus aufgegeben. Zu Unrecht. Wer Deutschland so liebt, wer ein solcher Künstler ist, kann dem Todfeind Deutschlands und der Kunst nicht anders denn als Feind gegenüberstehen. Aber die Frage, die antifaschistische Kameraden und Freunde Glaesers damals schon aufwarfen, ob man Deutschland wirklich lieben könne, wenn man Verdrängung des Hasses und schweigende Trauer als einzigen Ausdruck dieser Liebe predige . . . diese Frage richtet sich auch heute wieder vor Glaeser auf, als Mahnung an eine Pflicht, als Erinnerung an ein Versäumnis, als unbeglichene große Schuld.

F. C. Weiskopf



## FOX' MISSTÖNENDE LEBENSschau

Upton Sinclair:

„William Fox“

Malik-Verlag, London WC 1

„Fox Tönende Wochenschau“ — es gibt kaum ein kapitalistisches Land, kaum eine Kolonie, in der der Name des „Filmkönigs“ William Fox nicht bekannt wäre.

Upton Sinclairs neuestes Werk trägt den Titel: *William Fox* (und dazu noch einige Untertitel).

Also eine Biographie? Oder gar ein Roman, nur daß Sinclair diesmal den wirklichen Namen seines Helden nennt? Möglich wäre es: William Fox, der Multimillionär, ist knock out geschlagen und würde heute, obwohl er immer noch viele Millionen Dollar besitzt, in Amerika kaum einen Richter finden, der ihn, und sei es auch nur gegen jenen Schriftsteller, den man mit der Etikette „Schmutzaufwirbler“ versehen hat, in Schutz nehmen würde — er hätte den „Polypen“, die mächtigen Bankiers der Wallstreet zu fürchten.

Aber es ist kein Roman. Upton Sinclair (oder sein Verleger?) verspricht uns in einer etwas sehr „amerikanischen“ Ankündigung:

„Ein Melodrama von Reichtum und Glück, von Kampf und Sieg. Erschütternd und voll pulsierenden Lebens... Der Polyp kämpft mit dem Fuchs! Ein epochaler Zweikampf! Ein gigantisches Leben! Das erstaunlichste Filmwerk aller Zeiten...“ usw. usw.

Dann wird uns in einem „Prolog“ geschildert, wie das Werk entstanden ist: William Fox selber hat dem Schriftsteller Modell gesessen, hat sein Leben erzählt, hat sich ausfragen lassen, hat alle möglichen Dokumente beigebracht, hat „vertrauliche“ Geständnisse gemacht — und eine Stenotypistin hat das alles, 36 Tage lang, mitgeschrieben. William Fox übernimmt, das ist ausdrücklich vermerkt, die Verantwortung für alle im Buch enthaltenen sachlichen Angaben; Upton Sinclair bekennt sich zu der *Form der literarischen Gestaltung* und dem Inhalt der betrachtenden, glossierenden und kritischen Beifügungen.

Trotz dieser angekündigten Arbeitsteilung könnte es scheinen, als handele es sich bei dem Werk um eine Kollektivarbeit, etwa in der Art wie das „Bio-Interview“ S. Tretjakows, „Den Schi-Chua“; aber dem ist nicht so — Sinclairs „William Fox“ ist ein literarischer *Tatsachenbericht*, der sich um einen Menschen, um den früheren Filmgewaltigen William Fox gruppiert; als Literaturgattung am nächsten der Reportage verwandt, ohne jedoch eine zu sein.

Was mag nun Sinclair, dessen unbezweifelbare Stärke der populäre *Roman* mit sensationellem, enthüllendem Einschlag ist, veranlaßt haben, *diese* Form zu wählen? Er sagt es uns, von seinen früheren, in Romanform geschriebenen Büchern mit gleicher Thematik erzählend, im „Prolog“ selber:

„Gelehrte Buchrezensenten in Siam und Tasmanien erklären: ‚So etwas ist unmöglich.‘ Obwohl der halbe Erdball zwischen ihnen und Amerika liegt, glauben sie immer noch behaupten zu dürfen: ‚So kann es in Amerika nicht zugehen.‘

Daher führe ich diesmal einen lebenden Menschen vor. Diesmal erzähle ich eine Geschichte, die vor einigen Jahren in New-York passiert ist. Diesmal liefere ich Namen, Ortsangaben, frische Daten und einen Anhang voller Dokumente und Gerichtsakten. Diesmal werden sogar Siam und Tasmanien zugeben müssen, daß ‚es in Amerika so zugeht‘ . . .“

Wir, die wir nun dieses neue Buch weder in Siam noch in Tasmanien, sondern im Lande des Sozialismus gelesen haben, wo man doch eigentlich geneigt sein müßte, alles für möglich zu halten, was sich in den kapitalistischen Ländern an überdimensionaler Korruption, Räuberei und anderen schönen, von Sinclair dargestellten Dingen abspielt, müssen leider gestehen, daß wir uns — im Gegensatz zu früher — diesmal in der Lage der gelehrten Buchrezensenten aus Siam und Tasmanien befinden — wir sind es, die diesmal, wenn wir den Titel des Buches mit seinem Inhalt vergleichen, ausrufen: „Da stimmt etwas nicht!“

Wieso? Glauben wir etwa nicht, da der halbe Erdball zwischen uns liegt, an die amerikanische Wirklichkeit? Gewiß. Oder glauben wir Upton Sinclair nicht? Doch. Aber wir glauben seinem *Mitautor* William Fox . . . dem „William Fox“ nicht. Kurz, wir meinen, daß Upton Sinclair sich hat verleiten lassen, eine dem prachtvollen *Stoff nicht entsprechende Form der Gestaltung* zu wählen. Er hat vergessen, daß das Dokument in der Literatur nicht die geringste Beweiskraft besitzt, oder anders formuliert, daß mit der Abbildung eines Teils der *Wirklichkeit* noch keine *gesellschaftliche Realität gestaltet* (und damit glaubhaft gemacht) ist.

Er läßt in 29 „Akten“ seinen Helden William Fox einen von William Fox gewählten Ausschnitt aus der Wirklichkeit der Wallstreet anekdotenhaft erzählen, mit allem komplizierten finanztechnischen Details, mit subjektiv gefärbten Charakteristiken bekannter Personen, mit verblüffendem, oft erschütterndem, zuletzt aber erdrückendem Tatsachenmaterial — und dennoch, oder gerade deshalb, fehlt dem Leser etwas. Und dieses Fehlende bekommt er auch nicht durch die mitstenographierten Fragen, die Sinclair seinem (wie er es nennt) „Sujet“ stellt, noch durch die glossierenden und erklärenden Zusätze.

Dieses Fehlende aber ist der *Mensch*, dessen Name auf dem Buch als Titel steht: William Fox! Denn der Leser fragt mit Recht auch im literarischen Tatsachenbericht nach der interessantesten aller existierenden Tatsachen: nach dem lebendigen Menschen. Diesen aber hat uns Sinclair nicht gestaltet, sondern nur beschrieben, wohl in der Hoffnung, daß das „Sujet“ in seinen eigenen Worten plastisch würde — aber dazu ist William Fox, „der Fuchs“, bei aller Naivität denn doch zu schlau. Er, der Multimillionär, der Self-mademan, hat den populären „Schmutzaufwirbler“ aus anderen Beweggründen aufgesucht: er will „seinen Fall“ an die Öffentlichkeit gebracht

wissen, er empfindet ihn tragisch, er will sich vielleicht auch ein wenig rächen. Ist ihm doch, von seinem Standpunkt aus, bitteres Unrecht geschehen: nachdem er schon so viel verschluckt hat, hat man am Ende ihn geschluckt! Man hat seinen profitbringenden Trust glattweg geraubt, man hat dazu eine Verschwörung der Riesenbanken, der bürgerlichen Politiker und der amerikanischen Gerichte inszeniert. Dann aber wurden die dividenden-trächtigen Foxschen Unternehmungen von den Gentlemen-Räubern, die zwar viel von ihrem Gewerbe, aber nichts vom Filmgeschäft verstehen, idiotisch zugrunde gewirtschaftet.

Wie das im einzelnen geschehen ist, erfahren wir auf den fast 600 Seiten des Buches genau; und das ist ebenso spannend wie lehrreich. „Studiere diesen Fall, kleiner amerikanischer Geschäftsmann“, ruft Sinclair an einer Stelle aus, „und erfahre, wie leicht dir dein Unternehmen entrisen werden kann...!“ Wir könnten hinzufügen: „Studiert diesen Fall, kleine Geschäftsleute, Angestellte und Werk-tätige in *allen* kapitalistischen Ländern!“ Leider fordert Sinclair, was gerade bei dieser Schicht von Lesern wichtig wäre, nicht auf, auch überall dort, „zwischen den Zeilen zu lesen“, wo der Held des Buches, von seiner Entwicklung sprechend, seine zahlreichen Sonntagsschulgeschichten erzählt, nach denen es scheinen muß, als ob die vielgepriesene Tüchtigkeit, Ausdauer, Zähigkeit, Sparsamkeit, verbunden mit ein wenig Pfffigkeit und naivem Gottvertrauen genügen, um die berück-tigte „Chance“ wahrzunehmen, die der Kapitalismus angeblich jedem gibt, und so ein Großkapitalist zu werden! Dieser Irrtum *muß* (besonders im Lande der „Selfmademen“) bei breiten, unkritischen Lesermassen entstehen, weil Sinclair es seinem Helden überlassen hat, sich sozusagen „selbst zu gestalten.“

Dem kritischen Leser, der die kapitalistische Gesellschaftsordnung durch-schaut hat, erscheint „der Fuchs“ hingegen als gerissener Dummkopf, der — selbst vom kapitalistischen Standpunkt aus — sein Geschick verdient hat: er kennt einfach die Spielregeln des Kapitalismus nicht genügend und verliert das Spiel. Aber das ist nicht tragisch, nicht mitleiderregend, nicht empörend — das könnte, wenn Sinclair es wie früher gestaltet hätte, im Sinne einer großen Gesellschaftssatire *komisch* sein. So aber läßt es uns, trotz der weltbekannten Spielpartner und trotz der Milliardensummen, um die das Spiel geht, viel gleichgültiger, als wenn (wie Sinclair es früher schon gestaltet hat) etwa einem kleinen Krämer mit erfundenem Namen sein Gemüsegeschäftchen geraubt wird.

Eine Figur gibt es in dem Werk Sinclairs, die wenigstens in ihren *menschlichen Umrissen* sichtbar wird, man bedauert es, daß sie nicht plastisch wurde: Frau Fox, die beispielsweise einmal mit einer Vitriolfflasche hinter der Tür lauscht, um einem der eleganten Wallstreet-Gentlemen (der sie sonst „seine liebe Mama“ zu nennen pflegt) einen grausigen Denktzettel zu verabreichen. Aber die ganz spärlichen Szenen dieser Art, in denen wir etwas von menschlichen, persönlichen Regungen erfahren, bleiben stets in der Andeutung stecken.

Gut, zugegeben: Sinclair hat das Material für diese Seite seines Tatsachen-



berichts nicht gehabt; aber für alles, was seinen Helden Fox betrifft, hatte er es, oder — hätte er es (auch wenn er keinen Roman, sondern einen Tatsachenbericht schreiben wollte) haben *müssen*! Was erfahren wir eigentlich von dem *Menschen* William Fox? Daß er so und so aussieht, dieses oder jenes Kleidungsstück trägt und viele, in Zellophan gewickelte Zigarren raucht. Daß er, wenn ihm das kapitalistische System, von dem er ein höchst aktiver und bedeutender Teil ist, unverständlich zu werden beginnt, auf kapitalistische „Dankbarkeit“ und „Ehrlichkeit“ vertraut, zum „lieben Gott“ um Gelingen seiner geschäftlichen Transaktionen betet und — angeblich — sogar damit einverstanden ist, wenn seine diesbezüglichen Bitten nicht „erhört“ werden. Daß er einmal in seiner Jugend an (völlig mißverständene) sozialistische Ideen geglaubt hat. Daß er sich als reifer Mann unklare Gedanken über Planwirtschaft, Bankkredite und Länge des Arbeitstags macht. Und schließlich noch — aber da ist der Leser schon nicht sicher, ob es Sinclair mit ihm ebenfalls unglaublich brutal findet, wenn Herr Fox „humoristisch“ wird und sich etwa nach einem Autounfall folgendermaßen benimmt:

„Das erste, was er sah, war sein Chauffeur: tot. Das Auto war ihm auf den Rücken gefallen. Er hatte sich das Genick gebrochen. W. F. selber war blutüberströmt. Halb betäubt raffte er sich auf, und er schildert selbst, was er tat. Zuerst trat er sich gegen das rechte Bein und sagte bei sich: ‚Dieses Bein ist heil.‘ Dann trat er sich gegen das linke Bein und sagte: ‚In Ordnung! Ich kann noch gehen.‘ Jetzt war nur noch eins festzustellen. Er schwang den rechten Arm, sah, daß er funktionierte und sagte bei sich: ‚Famos. Ich werde noch Golf spielen können!‘ “

Damit wären die von Sinclair, wenn auch nicht gestalteten, so doch glossierten menschlichen und „menschlichen“ Seiten des Großkapitalisten Fox aufgezählt. Wenn wir uns allerdings mit den, für den Laien nicht immer einfachen, finanziellen Transaktionen vertraut gemacht haben, dann merken wir vielleicht noch, daß „der Fuchs“, wenn er, was während seiner Entwicklung vom Bonbonverkäufer zum Filmmagnaten naturgemäß häufig geschieht, den Kleineren aufgefressen hat, sich deswegen keinerlei Gedanken — oder gar Gefühlsluxus gestattet. Nur eine Menschenkategorie gibt es, für die er (wenn wir von den Kirchen- und Synagogenbesuchern, denen er die besten Prediger im Tonfilm beschern will, absehen) so etwas wie ein Herz hat oder zu haben behauptet: die kleinen Aktionäre seiner Gesellschaften. Diese aber sehen wir nicht, von ihnen hören wir nichts Näheres; denn von ihnen und anderen kleineren Beutestücken des „Polypen“ zu erzählen, hat der „Fuchs“, der ja bekanntlich auch zu den Fleischfressern gehört, nicht jenes Interesse, welches jedoch der Autor Sinclair hätte haben müssen.

Das hat zur Folge, daß uns, trotz der eingestreuten Bemerkungen Sinclairs, der Multimillionär Fox lediglich als ein Opfer der bösartigen Wallstreeträuber erscheint, als Opfer, das wegen seiner Tüchtigkeit, seiner Sorge um

den „kleinen Mann“ und seiner, wenigstens nach kapitalistischen Begriffen, Ehrlichkeit — das Mitgefühl des Lesers verdient. Anstatt, daß das Mitgefühl des Lesers aus der menschlichen Totalität des Mannes William Fox in Wechselwirkung mit der Totalität des typisch amerikanischen Wallstreetkapitalismus und seinen Opfern in ganz bestimmte Richtung, der Realität entsprechend beeinflußt wird.

Was bedeutet das für Sinclairs Buch? Eine Erweiterung des ohnehin umfangreichen Bandes? Nein — eine Einengung. Noch dazu eine, die leicht auf Kosten zahlreicher Wiederholungen und bei strafferem Aufbau des Ganzen hätte geschehen können. Eine Beschränkung auf die vier oder fünf großen Phasen des Kampfes mit dem überlegenen Gegner, ohne allzu viele, nur das Gedächtnis belastende, meist auch noch ziffernmäßige Details. Eine Beschränkung auf die Auswirkung der Ereignisse innerhalb der Familie Fox (wobei die Ereignisse durchaus exakt hätten dargestellt werden können). Damit ist keineswegs gesagt, daß der „Held“ — zu dem ja auch Sinclair durchaus kritisch steht — irgendwie, sei es nach der „sympathischen“ oder „unsympathischen“ Seite hätte umgebogen werden müssen; das gerade Gegenteil ist der Fall: so, wie er ist, hätten wir ihn gerne kennengelernt, aber nicht so, wie er selbst zu sein behauptet. Denn erst, wenn der Leser *erlebt*, wie ein *Mensch*, der ein hundertprozentig guter Familienvater, ein sentimentaler Altruist, ein leidenschaftlicher Arbeiter, ein gerissener, aber nicht kluger Geschäftsmann, ein amerikanischer Patriot und primitiv religiöser, manchmal blind vertrauensseliger „reiner“ Tor ist, die Widersprüche, in die ihn die kapitalistische Realität gebracht hat und bringt, *auf seine Art* „aufhebt“ (nämlich indem er sie vertuscht und vertieft) — erst dann hätte der Leser, was doch Sinclairs Absicht war, die Widersprüche sowohl im Charakter seines Helden als auch im kapitalistischen System und die Notwendigkeit ihrer revolutionären Beseitigung erkannt... ohne daß es notwendig gewesen wäre, dies im Nachwort (sehr tastend und noch mit mancherlei Illusionen behaftet) gewissermaßen als „Moral von der Geschichte“ anhängen zu müssen. Vor allem hätte das Buch dann auch das gehalten, was uns Sinclair im Titel verspricht: uns einen interessanten, lebendigen Menschen zu zeigen: *William Fox*, der real in einer Realität steht!

Nach all dem Gesagten könnte es scheinen, als handle es sich bei Sinclairs neuem Buch um eine verfehlte Angelegenheit. Das ist natürlich keineswegs der Fall. Dazu ist Upton Sinclair ein zu großer Könnner, dem man aber gerade, weil er das ist, aufrichtig sagen soll, was man für verfehlt hält. Ebenso wie man dem Leser sagen muß, daß bei diesem Buch, so wie es jetzt ist, die Stärken immer noch die Schwächen weit überwiegen: sprachlich sauber und soweit es bei dieser Thematik überhaupt geht, dem Laien verständlich, wird der „Polyp“ seiner verhüllenden Haut beraubt, wird sein Blutkreislauf, werden seine Nerven und Muskelbündel bloßgelegt; vor allem aber wird sein Verdauungsapparat so eingehend und fachmännisch seziert, daß es für den *kritischen* Betrachter dieser praktischen Anatomie kaum etwas Spannenderes, Erregenderes und vielleicht auch Belehrenderes gibt.

Fritz Erpenbeck

## „EIN NEUER TRAVEN“

*B. Traven:*

„Die Rebellion der Gehenkten“  
Büchergilde Gutenberg, Zürich-Prag

Unter diesem Titel erschien in Heft 2, 1936, dieser Zeitschrift eine Besprechung des in der Büchergilde Gutenberg Zürich-Prag erschienenen Buches von B. Traven „Die Rebellion der Gehenkten“. In sachlicher Weise wird in der Einleitung auf die Bedeutung der Bücher dieses Autors für die gesamte antifaschistische Literatur hingewiesen, um dann den begrüßenswerten Wunsch zu äußern, das gesamte Schaffen dieses in die übliche Kategorie von „Literaten“ wohl kaum einzureihenden Schriftstellers einer zusammenfassenden Analyse unterzogen zu sehen.

B. Traven wendet sich in seinen Büchern weniger an eine bestimmte Sorte von Literaten, sondern vor allem — und dies wäre von jedem „Arbeiter“-Schriftsteller zu verlangen — an die breite Masse seiner Leser, an die Arbeiter. Und hier möchte einer dieser Arbeiter ein Urteil über das Buch „Die Rebellion der Gehenkten“ geben, um einige „bedenkliche Tendenzen“ — um es mit den Worten der Besprechung auszudrücken —, die sich nicht im Buche, wohl aber in der Kritik über dieses Buch ergeben, klarzustellen.

Um die „Rebellion der Gehenkten“ in allen ihren Geschehnissen und Handlungen verstehen zu können, wäre es nötig, alle Travenbücher der letzten Jahre, beginnend mit „Der Karren“, fortsetzend mit „Regierung“, „Der Marsch ins Reich der Caoba“ und die „Troza“ einer kurzen Besprechung zu unterziehen, bei der sich die Absicht des Autors herausstellen würde, ein Bild, ein grandioses Gemälde von der Unterdrückung, der Ausbeutung der mexikanischen Indianer, der üblen Macht und Herrschaft der Kirche, der Korruption der höchsten und niedersten Beamten, des unterirdischen Grolens eines erwachenden Widerstandes gegen die Diktatur, das mitreißende Bild des Aufbruchs, der Rebellion zu malen — und was diese Bücher für die europäischen Arbeiter, für uns, besonders wertvoll macht: uns ein Spiegelbild vieler „kultivierter“ und „zivilisierter“ europäischer Staaten vorzuhalten, uns mit der Nase auf viele Dinge zu stoßen, die wir mit unseren, durch mancherlei Umstände getrüben Augen nicht sehen oder nicht sehen wollen, und schließlich auch uns den Weg zeigend, der, wenn auch nicht in gleicher oder ähnlicher Form, auch dem europäischen Arbeiter die Notwendigkeit aufzeigt, alle Unterdrücker und Ausbeuter beiseitezufügen, um „Tierra y Libertad“, Erde und Freiheit, auch für uns zu erringen.

Fast möchte ich sagen, daß „Die Rebellion der Gehenkten“ in dieser Hinsicht eine Zusammenfassung der oben genannten Bücher bildet: Im ersten Teil die Schilderung der unmenschlichen Grausamkeit der Behandlung der Arbeiter in den Arbeitslagern im Mahagoni-Urwald, der hier und da beginnende Widerstand, im Dunkel erschallende Trutzgesänge und schließlich der Anlaß, der der bisher unterirdisch glimmenden Empörung freien Lauf gibt und so zur offenen Rebellion anwächst — das alles in einer Sprache ge-



schrieb, — die z. B. für „Brot“ nicht sagen würde: „zu Mehl gemahlenes Getreide, zu Teig gemischt und in einem Backofen ausgebacken“, sondern einfach „Brot“. Es ist leicht möglich, das eine solche Sprache, die die Dinge beim rechten Namen nennt, die nicht Engel sprechen läßt, wo keine Engel vorhanden sind, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, die nicht gelernt haben, ihre Gefühle in zarten Versen auszudrücken, von Leuten, die scheinbar auch der Ehrlichkeit des Wortes feindlich gegenüberstehen, abgelehnt wird.

Mag sein, daß die „Rebellion der Gehenkten“ nicht die innere Geschlossenheit des „Totenschiffs“, nicht die der in ihrer bissigen Betrachtungsform hervorragenden „Weiße Rose“ besitzt. Aber gerade in Diskussionen mit Arbeiterlesern wurde immer wieder betont, daß es heute nicht nur Aufgabe des Arbeiterschriftstellers sein kann, aufzuzeigen, was ist — unsere heutige Menschheit ist leider nicht so, daß sie hieraus die Konsequenzen zieht — sondern gleichzeitig auch einen Ausweg zu zeigen oder wenigstens Ansätze hierzu zu geben. Mancher wird einwenden, daß entweder der Schriftsteller das Werk zu undeutlich gestaltet habe, oder er wird, was näherliegend ist, sagen, daß der Leser das Werk nicht verstanden habe, falls sich eine Schlußfolgerung nicht aus dem Inhalt des Werkes ableiten läßt. In diesem Sinne haben wir als kämpfende Proletarier gegen die oben genannten zwei Werke Travens einzuwenden, daß sie für uns Arbeiter nicht die letzte Konsequenz beinhalten, obwohl sie hoch über dem stehen, was man manchmal als „Arbeiter-Literatur“ zu betrachten pflegt. Der aufgeklärte Arbeiter und Leser wird auch aus solchen Werken die Schlußfolgerungen selbst ziehen — aber um dies geht es heute in der Hauptsache nicht: der aufgeklärte Arbeiter, der die Konsequenzen aus Büchern der angeführten Art selbst zieht, ist unser Mitkämpfer im Kampfe um Gerechtigkeit und Freiheit. Ob es aber der indifferente ist, durch dessen Mitwirkung dieser Kampf entweder mit einem Sieg oder einer Niederlage enden wird? Es eröffnen sich für die Arbeiterliteratur wohl nicht neue, aber bisher minder beachtete Perspektiven: Die Kampfliteratur, die nicht nur aufzeigt, nicht nur die Unterdrückung und Ausbeutung schildert, sondern auch, soweit dies natürlich in der Form des Werkes begründet ist, einen Ausweg zeigt.

In dieser Hinsicht ist die „Rebellion der Gehenkten“ eines der bedeutendsten Werke und die Diskussionen in Arbeiterkreisen über dieses Buch haben in beachtenswerter Einmütigkeit die Auffassung gebracht: Endlich ein Buch, das man nicht nach dem Lesen in den Schrank stellt, sondern das weit mehr als irgendein Parteiprogramm imstande ist, den Menschen, der niedergedrückt durch die schweren Zeiten, durch die Mißerfolge der Arbeiterbewegung in diesem oder jenem Lande, sich aus den Reihen der kämpfenden Arbeiter zurückgezogen hat oder gar der faschistischen Ideologie erlegen ist, wieder in die Reihen zurückzurufen, und weit mehr noch, ihn mit jenem revolutionären Geiste zu erfüllen, der unbedingt nötig ist, um die große Losung „Erde und Freiheit“ zu verwirklichen.

Und nun zu den „bedenklichen Tendenzen“, die sich angeblich in der „Rebellion der Gehenkten“ finden. Am stichhaltigsten scheint der Einwand

bezüglich der willkürlichen, vom Gesichtspunkte schöpferischer Notwendigkeit aus unnötigen Mischung von spanischen Vokabeln mit dem deutschen Text. Obwohl größtenteils an derartige spanische Wort- und Satzbildungen deren deutsche Übersetzung angefügt wird, die sich aber einige Male auch nicht genau daran hält, bleiben sie dennoch für Leser, die nicht eine der romanischen Sprachen beherrschen, überflüssiger Ballast.

Weiters macht mein Vorgänger in der Besprechung dieses Buches darauf aufmerksam, „daß dieser neue ‚Roman‘ so wenig ein Roman ist, daß dem Autor seine Hauptfigur, der Indio Candido, im Verlauf seiner Schilderung verlorengeht... obwohl Traven zunächst sein Möglichstes getan hat, uns diese Gestalt menschlich so nahe wie nur möglich zu bringen“. Meiner Ansicht nach wollte Traven in der Person des Indio Candido nicht eine Romanfigur in dem Sinne schaffen, um das ganze Buch hindurch die Handlungen und Geschehnisse um diese Figur zu gruppieren, sondern um im ersten Teile des Buches, die Unterdrückung behandelnd, an dem Schicksal dieses einen Indio, das ihn und seine Angehörigen in die Sklaverei der Monteria führte, eine der Ursachen zu kennzeichnen, und zwar in einer menschlich besonders ergreifenden Form, die schließlich zum Aufruhr führten. In dieser Rebellion traten dann andere Menschen in den Vordergrund des Geschehens — man denke nur an die Gestalt des aus dem Konzentrationslager entflohenen Lehrers Martin Trinidad, die von keiner der in früheren Travenbüchern geschaffenen Gestalten im Zusammenhang mit der Rebellion ersetzt werden könnte, auch nicht von Candido.

Traven schrieb einmal, daß ein gut geschriebenes, wenn auch in Romanform gehaltenes Buch eher in der Lage ist, einem Arbeiter die Erkenntnis seiner Lage zu vermitteln als ein schwer verständliches Werk, das in wissenschaftlicher Form die gleichen Probleme behandelt. Ein solches Buch haben wir in der „Rebellion der Gehenkten“ vor uns — als Beweis hierfür lasse man sich vom Verlag die von Arbeitern und Arbeitslosen eingesandten Urteile über dieses Buch übermitteln. Ich bin überzeugt davon, daß kein in den letzten Jahren geschriebenes Buch unter Ausgebeuteten und Unterdrückten einen solchen Widerhall gefunden hat wie dieses.

Übergehend zum zweiten Teil des Buches, das den Aufruhr und den Marsch aus dem Dschungel zur Befreiung der Peones und Indios schildert, wendet der Kritiker ein, daß es sich hierbei um eine einzige Polemik um einige strategische und taktische Fragen der Revolution handle. Diese Ansicht bietet uns Gelegenheit, begründete und durch geschichtliche Tatsachen erhärtete Einwände dagegen vorzubringen. Nicht „räsonnierendes Hervortreten“ läßt ihn „auf der einen Seite die blinde Zerstörungswut der siegreichen Rebellen beklagen und auf der nächsten Seite damit entschuldigen, daß kein Buch und keine Zeitung ihnen je gezeigt habe, wie die Unterdrückten sich mit feindlichen Mitteln ein neues Leben aufbauen können, sondern die Vernunft des Menschen, der lieber die 5 Prozent Ausbeuter der verdienten Strafe zuführt, als weiter zuzusehen, wie 95 Prozent des mexikanischen Volkes in kaum verhüllter Sklaverei dahinvegetieren. Im weiteren Verlaufe der Besprechung weist deren Autor darauf hin, daß man, da „Tra-

ven das Verhalten der siegreichen Rebellen in langen polemischen Fassungen gewissermassen als Vorbild aller Revolutionen hinstellt, unversehens gezwungen wird, mit B. Traven über politische Fragen zu diskutieren“. Wir werden mit der Meinung nicht irre gehen, daß sich der Kritiker durch den einen oder anderen Satz Travens in diesem Buche angegriffen fühlt, vielleicht durch einen Satz wie: „Wenn ihr Revolution machen wollt, dann macht sie ganz, oder sie richtet sich gegen euch und zerschmettert euch.“ Wer könnte sich dadurch getroffen fühlen, als jene, die auch einmal „Revolution“ machten (Deutschland 1918) und beim Faschismus endeten! Oder fühlen sich etwas bestimmte Leute durch Worte wie folgende bedrückt: „Was hier geschah, und was unter gleichen Verhältnissen überall auf Erden geschieht oder geschehen muß, kann nicht auf Rechnung der Muchachos gesetzt werden, sondern auf Rechnung derer, die jene Verhältnisse schufen und deren Wohlergehen diese Verhältnisse günstig waren. Jeder Peitschenhieb auf einen Menschen ist ein Glockenschlag, der den Untergang der Macht ankündigt, unter der jener Peitschenhieb ausgeteilt wurde. Wehe den Gepeitschten, die Hiebe vergessen können! Und dreimal wehe denen, die nicht darum kämpfen, die Hiebe zu vergelten!“

Und nun zu dem Einwand, der am meisten einer Erläuterung bedarf: Das Problem des Mittelstandes, das in der „Rebellion der Gehenkten“ im Zusammenhang mit den selbständigen Handwerkern, die sich zwar gleich den Muchachos in drückender Abhängigkeit von den Unternehmern befinden, aber doch auf die Peones mit Verachtung herabblicken gemäß dem alten Grundsatz „Nach oben bücken, nach unten treten“, berührt wird. Der Kritiker scheint aber auch nicht an das Deutschland 1933 zu denken, wo sich gerade der in seiner wirtschaftlichen Lage auf gleicher Ebene mit dem Proletarier befindliche Kleinbürger als Hauptträger der bestens bekannten SA als größter Feind des klassenbewußten Arbeiters erwies. Denken wir an das, was Traven hierzu sagt: „Sie (die Handwerker) fühlten sich sicherer und wohler, aus versteckten Winkeln, wo sie nicht getroffen werden konnten, dem Kampf zuzusehen und abzuwarten, was geschehen würde. Sobald der Kampf entschieden war, traten sie auf die Seite des Siegers, lobten ihn und erzählten ihm, daß er recht habe und das, was er jetzt getan hatte, schon lange hätte tun sollen. Wären die Patronos und Capataces als Sieger hervorgegangen, so hätten sie jede Grausamkeit, die über die Besiegten als Strafe für den Aufstand verhängt worden wäre, als gerecht und verdient bezeichnet. Mit Begeisterung und Pflichteifer hätten sie dabei geholfen, Riemer und Seile und Pfosten zu liefern, um die Rebellen zu peitschen und zu henken. — Nun aber waren die Rebellen Sieger geworden. Und darum, sobald die ersten Muchachos zu ihren Hütten kamen, sagten die Artesanos: „Das haben wir jeden Tag hier gesagt, daß es einmal so kommen würde; man muß die Muchachos besser behandeln, haben wir hier immer gesagt, denn das kann ja kein Pferd aushalten, viel weniger ein Muchacho, der ja auch ein Mensch ist.““

„Celso, Andreu, Santiago, Fidel, Martin Trinidad, Juan Mendez, Lucio Ortiz und viele andere der Muchachos kannten freilich ihre neuen



„Freunde“ recht gut. Sie ließen sich nicht von ihnen das Hirn verkleistern und verweigerten jetzt die Annahme der Dienste, die rasch und billig angeboten wurden, um den Siegern gefällig zu sein und deren Gunst zu gewinnen. Die intelligenteren unter den Muchachos, die nicht nur infolge des raschen Sieges Aufständische geworden waren, sondern die in ihrem ganzen Charakter Insurgenten und Rebellen waren, wußten recht gut, was sie von diesen rückgratlosen Nachläufern und Verherrlichern der Patronos zu halten hatten. Sollte es geschehen, daß morgen die Patronos wieder mit Hilfe der Rurales und der Federaltruppen nach oben gelangten, so würden alle diese Handwerker und Branntweinschenker sofort auf Seiten der Aristocrates und Herrschenden stehen. Jedes vertrauliche Wort, das ihnen am Tage vorher die Rebellen gesagt, jede Handlung, die die Rebellen getan hatten, jede Büchse Ölsardinen, die von den Rebellen aus der Tienda genommen wurde, würden sie den Rurales denunzieren. Sie würden die beste Polizei machen, eine viel bessere Polizei als die Rurales waren, ja selbst als die gefürchtete Geheime Staatspolizei des Diktators war.“

Im Freiheitskampfe der Arbeiterklasse wird es jedenfalls auf diese Mittelschicht, die es ja heute kaum tatsächlich mehr gibt, nicht in erster Linie ankommen. Sind sie bereit, Hand in Hand mit dem Arbeiter am Aufbau einer neuen Welt mitzuarbeiten — gut; sind sie es nicht, hat das Bürgertum seine einzige Zukunfts-Chance verpaßt und ist es vollkommen verfehlt, in einem solchen Falle die Proleten hierfür verantwortlich zu machen. Diese haben vor allem die Pflicht, die Schaffenden und Unterdrückten und damit den größten Teil der Menschheit einer Zukunft voll Freiheit und Gerechtigkeit zuzuführen.\*

Der Kritiker bemerkt weiters, daß Traven sein Buch an jenem Punkte enden läßt, wo die Probe aufs Exempel beginnt, in jenem Augenblick nämlich, wo die bewaffneten Muchachos unmittelbar vor ihrem ersten Zusammenstoß mit der bewaffneten Staatsmacht stehen.

Aus dem ganzen Schlusse der „Rebellion der Gehenkten“ ist zu ersehen, daß ein weiteres Buch, das die große mexikanische Revolution schildern wird, folgt.

Vorstehende Zeilen hätten ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie die Kräfte, die die heutige freie deutsche Literatur vertreten, auf jene Probleme aufmerksam gemacht haben, die uns alle angehen und deren erfolgreiche Lösung uns „Tierra y Libertad“, Erde und Freiheit, gleich den unterdrückten und ausgebeuteten Muchachos aus der „Rebellion der Gehenkten“ bringen wird.

G. Schwinghammer

---

\* Siehe Notiz auf Seite 222.

## HINDENBURG

*Emil Ludwig:*

„Hindenburg oder die Sage  
von der Deutschen Republik“  
Querido Verlag, Amsterdam

Hindenburgs Leben fängt, drei Jahre nach seiner Pensionierung wegen Überalterung, mit 67 Jahren, im Herbst 1914 an. Es ist unmöglich seine Geschichte zu schreiben, ohne gleichzeitig die Entwicklung Deutschlands der letzten 20 Jahre zu schildern oder als bekannt vorauszusetzen. Emil Ludwig wählt in seinem Buch „Hindenburg oder die Sage von der Deutschen Republik“ den ersteren, schwierigeren Weg.

Eine so große Aufgabe muß dazu führen, daß der Autor Teile des Problems opfert. So muß auch der Kritiker vermeiden, selbst eine (vermutlich andere) Geschichte Deutschlands zu schreiben. Zudem steht er vor der Gefahr, sich mit der ganzen spezifischen Technik Emil Ludwigs auseinandersetzen zu müssen, die darin besteht, soziale Probleme in individuellen Rahmen zu spiegeln.

Das vorliegende Buch ist wertvoll, weil es dazu beiträgt, Legenden zu zerstören. Denn Hindenburg, ein ruhender Pol im Mittelpunkt größter Ereignisse, wird wahrheitsgemäß geschildert: ein unbedeutender, mittelmäßiger Mensch, nicht aus Eisen, sondern aus Holz, ein Mann mit nie versagendem Appetit und Schlaf, „dem mehr geschah als er tat“.

In vorzüglicher Weise gibt Emil Ludwig die klassenmäßige Herkunft und den Standort seines Helden. H. stammt aus der Kadettenanstalt, in der Charaktere gebrochen werden. Er ist zeitlebens diesem Ideal treu geblieben. Zuletzt, zum Schulbuchhelden gestempelt, hat er wohl selbst an seine Legende vom unbesiegbaren Feldherrn geglaubt. Er hat sich immer der Rolle angepaßt, die die Welt ihm zuteilte. „Es wächst der Mensch mit seinem größeren Mythos.“ Seine Heldenlaufbahn begann er, indem er den Ruhm von „Tannenberg“ hinnahm, obwohl die gewonnene Schlacht im wesentlichen Verdienst seiner Vorgänger war. Bezeichnend hierfür ist die von Ludwig angeführte Äußerung des Generals Hoffmann, seit er höre, Hindenburg habe die Schlacht bei Tannenberg gewonnen, glaube er nicht mehr an die Existenz von Cäsar oder Hannibal. Sehr mit Recht betitelt E. L. seine Kapitel nach den Fahnen, unter denen H. führte: Schwarz-weiß, schwarz-weiß-rot, schwarz-rot-gold, bis zum Hakenkreuz. Aber die Bedeutung dieser vielfarbigen Treue ist weit tiefer als sie bei E. L. erscheint. Denn durch den Fahnenwechsel von 1918 hat H. wesentlich dazu beigetragen, den Kapitalismus zu retten und die Republik der Hoffnung, die sie getragen hatte, zu entkleiden. Die Doppelfahne, einerseits schwarz-rot-gold und doch schwarz-weiß-rot, symbolisiert die Rettung des Fürstenvermögens durch den ersten Verfassungsbruch, damit die Stabilisierung des alten Deutschland, die Vorbereitung zur Doppelfahne schwarz-weiß-rot mit Hakenkreuz und den Weg zu dessen Alleinherrschaft.

Das Leben Hindenburgs zerfällt in zwei Epochen: Wie er den Krieg führte

und verlor und wie er die Republik führte und verlor. In der ersten ist der soziale Faktor weniger deutlich. Dementsprechend eignet sie sich mehr für die Technik Ludwigs. Er schildert, wie nicht Hindenburg, sondern Ludendorff trotz tiefer politischer Unwissenheit die bürgerlichen Instanzen ausschaltete, den Kanzler stürzte, indem er sich das parlamentarische Recht des Mißtrauensvotums anmaßte, zum Diktator aufrückte, den Krieg mit einer durch keine Kenntnisse der entscheidenden Faktoren getrübbten Siegeszuversicht führte und Königreiche gründete. Zuletzt verlor er den Krieg, weil er nicht wußte, daß Amerika über 100 Millionen Einwohner und die größte Industrie der Erde hat. Zu all dem gab H., völlig versunken in seine Hauptaufgabe, Hof zu halten, seinen Namen und nur ihn her. Als es schief ging, ließ er den Mann, der all dies geleistet hatte, einfach und voll altgermanischer Treue fallen.

Vorzüglich zeigt Emil Ludwig, wie Hindenburg das Friedensangebot „noch heute Nacht“ forderte und dies schon nach kurzer Zeit nicht mehr wahr haben wollte. Den Abschluß des Waffenstillstands, die letzte Aufgabe des Soldaten, überließ er dem sich leichtfertigerweise vordrängenden Erzberger, um sich dann durch die Dolchstoßlegende, eine Lüge, die andere für ihn schufen, in Memoiren, die andere für ihn schrieben, jeder Verantwortung zu entziehen.

Im ganzen folgt unser Autor der Wertung Delbrücks: „eine ehrwürdige Null“, wobei die Ehrwürdigkeit mit Recht in Frage gestellt wird. Aber es fehlt die politische Charakterisierung durch Theodor Lessing: „Auf die Zero folgt häufig der Nero“, jenes tief prophetische Wort, das seinem Autor das Leben gekostet hat.

Glänzend schildert Emil Ludwig die Geschichte des Gemäldes der Schlacht von „Tannenberg“. Mit Behagen widmet sich Hindenburg während langer Kriegswochen den Knöpfen, Orden und Schnüren in Öl. Die Hosen waren ihm nicht dunkel, der Samt nicht rot genug. Dann stimmte auf irgendeiner Uniform die Zahl der Knöpfe nicht. Dann war ein „Untergeordneter“ zu sehr im Vordergrund. Solche Sorgen durchzogen das Jahr 1918. Der letzte Brief an den Hofmaler datiert vom 7. November. Durch die liebevolle Schilderung solcher Beschäftigungen wird der Held ausgezeichnet herausgearbeitet.

Die Stärke Ludwigs ist die psychologische Gegenüberstellung. Vorzüglich gelungen ist dies in den großen Gegenpolen Hindenburg-Ludendorff wie Hindenburg-Hitler.

So heißt es von der Unterredung im August 1932:

„Hier steht eine mächtige Gestalt, siebzig Jahre lang an Uniform gewöhnt, einem unruhigen Menschen gegenüber, der sie nur durch den Zufall eines Krieges bekommen und wieder abgestreift hat, an dem nichts sitzt, nicht einmal das von ihm selber erfundene Hemd, während der Alte ganze Tage seines Lebens auf Knöpfe, Schnallen und Orden verwendet hat. Dem Manne mit dem mächtigsten Schnurrbart im Lande steht der Mann mit dem kleinsten, dem quadratischen Schädel ein ovaler gegenüber. Hier steht ein nervenloser Mann vor einem



nervösen, ein gesunder vor einem Neurastheniker, ein großer Esser vor einem Vegetarier, ein Familienvater vor einem ewigen Junggesellen. Hier steht ein Mann, der von selber wirkt, vor einem, der beständig wirken möchte, ein Furchtloser vor einem Aufgeregten, ein zum Befehl Geborener vor einem, der immer befehlen möchte, ein organisch Gewachsener vor einem, der heraufgeschossen ist. Hier steht ein Junker vor einem Kleinbürger, ein Protestant vor einem Katholiken, ein Preuße vor einem Österreicher, ein volksfremder vor einem volksnahen Menschen; ein Rassenmensch, der an Klassen glaubt, vor einem Klassenmenschen der an Rasse glaubt, ein Rationalist vor einem Mystiker, ein Emporgetragener vor einem Emporgestiegenen, ein Schweiger vor einem Redner, ein gelassener vor einem ehrgeizigen Manne.“

Aber diese psychologische Methode muß bei der politischen Wertung versagen. Es ist unzulässig, wenn ein Autor wie Ludwig vom „Verrat der Lichnowsky-Denkschrift“ spricht. Es ist unzulässig den Munitionsarbeiterstreik zu schildern, ohne die Rolle Eberts bei seiner Abwürgung zu erwähnen. Obwohl mit Klarheit hervortritt, wie die Sozialdemokratie aus Furcht vor der sozialen Revolution das Kaiserreich erhalten wollte, wirkt manches bei Ludwig wie ein Versuch zur Ehrenrettung des letzten kaiserlichen Kanzlers. So fehlt dessen Intervention gegen das sozialistische Sachsen und Thüringen 1923 als entscheidende Parallele zum Staatsstreich Hindenburgs von 1932.

Der zweite Teil im Leben Hindenburgs, die Republik und ihr Untergang ist als ausschließlich sozialer Vorgang der Technik Ludwigs noch weniger zugänglich. Trotzdem ist der Übergang H.s in diese neue Form, die Zaghaftheit dieser „Macht“, die sich ihrer Herkunft schämte, die Republik ohne Republikaner unter der Herrschaft der Reichswehr gut geschildert. Andere Stellen wirken dagegen wieder so, als wenn L. Rücksichten nehmen wollte, die zur Zeit der Republik als patriotisch galten, die aber heute, da wir wissen, wohin sie geführt haben, gewiß nicht am Platz sind. Bei dem Mißlingen der Fürstenenteignung fehlt der entscheidende Vorgang, die geschickte „Interpretation“ der Verfassung durch den Kanzler Marx, die jedes Gelingen jedes Volksentscheids ein für allemal vereitelte. Widerspruch muß erhoben werden gegen eine Behauptung wie die, daß Reichsbanner, Stahlhelm und SA „einander“ mordeten. Schon oberflächliche Kenntnis genügt um festzustellen, daß, in der Regel unter dem lauten Beifall der Gerichte, die Republikaner von den Nationalisten ermordet wurden. Unrichtig ist die Angabe, daß das Verbot der SA von 1932 gegen den Willen des Reichswehrministers Schleicher erfolgt sei. In Wirklichkeit war damals noch Gröner Minister.

Wozu endlich die Delikatesse, die Steuerschiebung um das Gut Neudeck nicht in aller Schärfe zu kennzeichnen, beim Osthilfeskandal die korrupte Haltung Oskar Hindenburgs nicht klar auszusprechen? Schließlich

hat doch zu deren Deckung der „Hüter der Verfassung“ die Deiche durchbrochen und das Land der Sintflut der Barbaren ausgeliefert.

Die letzten Seiten des Buches versuchen die Gedanken des in den Tod hinüberdämmernden Hindenburg zu schildern. Meines Erachtens ist eine solche Fragestellung: was muß in Hindenburg bei seinem letzten Flaggenwechsel vorgegangen sein? völlig unnötig. Ludwig will wiedergeben, was Hindenburg, ohnmächtig, bei der Rassengesetzgebung gefühlt haben mag. Es genügt doch, Hindenburgs jüdische Verwandte anzuführen und darauf Gewicht zu legen, daß kein antisemitisches Wort und keine antisemitische Tat von ihm bekannt ist. Es ist eine Abschwächung, uns vorführen zu wollen, was Hindenburg über die Scheußlichkeit des 30. Juni gedacht haben mag. Denn es ist nicht anzunehmen, daß er sich hierüber noch orientieren konnte und das von ihm unterzeichnete Telegramm noch gelesen hat. Diese Methode entspricht der ältesten Theatertechnik der Monologe. Ein Autor wie Emil Ludwig hätte sie nicht nötig gehabt.

Trotz dieser augenscheinlichen Nachteile muß das Buch als ganzes positiv gewertet werden. Denn die Leistung, die in der Entlarvung einer Heldeggestalt liegt, überwiegt bei weitem.

E. J. Gumbel

## „GEGEN FASCHISTISCHE VERDUMMUNG UND DEMAGOGIE“

Ein Sammelband in russischer Sprache unter Redaktion von J. Dworkin, A. Deborin, M. Kammari, M. Mitin und M. Kasaliew.

Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion. Sozialökonomischer Verlag, Moskau 1936

Das ist die bedeutendste und jedenfalls umfassendste Widerlegung, welche die deutsche faschistische Ideologie bisher gefunden hat. Es liegt dem Werk ein großartiger Plan der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zugrunde, nach dem der vorliegende Band sich nur mit dem Nationalsozialismus befaßt, die folgenden Bände aber in ähnlicher Weise den italienischen, japanischen, polnischen, spanischen, französischen und österreichischen Faschismus behandeln sollen. Da die deutsche Literatur keine ebenbürtige antifaschistische Streitschrift besitzt, wäre eine sofortige Übersetzung des Buches notwendig.

J. Dworkin bespricht in dem politischen ersten Abschnitt „die Widersprüche der faschistischen Diktatur in Deutschland“. Der wirtschaftliche Niedergang, die wachsende Enttäuschung der betrogenen deutschen Kleinbürgermassen werden an einem großen statistischen Material klargelegt. Wie entstehen die Widersprüche? Mit der zunehmenden Verelendung Deutschlands

wird die Massenbasis der Nazis gefährdet. Die Naziführer geraten trotz aller zur Schau getragenen Einigkeit einander in die Haare, wenn sie sich auf verschiedene Gruppen stützen. Der Hauptwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit wächst immer mehr heran. Den neuen siegreichen Stellenjägern widersetzt sich erbittert die alte Bürokratie. Stärker als die alten Beamten erweist sich die halbfeudale Generalität, vor der die Reichsregierung kapitulieren mußte. Alle Forderungen des Offizierskorps wurden erfüllt. Der Demagogie der Nazis widersetzten sich die eine geschlossene Ideologie vertretenden Kirchen. Besonders der Katholizismus kämpft bald offen, bald heimlich, manchmal mit unbestreibarer Tapferkeit. Er hat die Ausbreitung der hitlerschen Staatskirche verhindert. Und schließlich verteidigen sich auch diejenigen Teile der Bourgeoisie, die nicht zum Finanzkapital gehören und von diesen verdrängt und enteignet werden. Wie hart diese Konflikte bereits der Nazierrschaft zusetzen, sieht man an der Ernennung Görings zum Wirtschaftsdiktator. Nur die allerbrutalste Gewalt läßt die tödlichen Widersprüche noch ein wenig verstummen. Und das Proletariat versteht mit zunehmendem Erfolg mit der von Dinitroff empfohlenen Taktik des „Trojanischen Pferdes“ zu kämpfen.

A. Deborin behandelt „die Ideologie des Faschismus“. Wie konnte das Land Lessings, Goethes und Hegels, das Land der einst stärksten Arbeiterbewegung solchen Kultursturz erleben? Der Faschismus kam nicht über Nacht. Seinen Weg hatten die Verwüstungen des Weltkrieges, der Inflation, der Weltkrise und die ideologische Versumpfung der Sozialdemokratie gebahnt. Wenn 1921 auf dem Görlitzer Parteitag der SPD „die Einheit der Nation“ gepredigt wurde und 1927 auf dem Kieler Parteitag Hilferding „das Einwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus“ verkünden durfte, wenn die SPD die Wirtschaftsdemokratie so lehrte, daß der Staat über Unternehmern und Arbeitern stehe, so hatte Hitler es leicht, an Stelle der sozialdemokratischen Wirtschaftsdemokratie seine faschistische „Volksgemeinschaft“ zu setzen. „Wir alle sind Arbeiter des Staates, auch die Arbeitsgeber“, sagte er. Alle sind bei ihm Proletarier, auch der arme Krupp. Und umgekehrt kann jeder Beliebige, der irgend etwas unternimmt, sich als „Unternehmer“ betrachten.

Das Dritte Reich nennt sich sozialistisch und damit ist angeblich die Sozialisierung schon geleistet. Rosenberg erklärt die Polizei für ein sozialistisches Unternehmen. Hitler nennt die Eisenbahnen einen sozialistischen Betrieb. Alles, was mit dem Staat oder der Nation etwas zu tun hat, ist deshalb allein schon „sozialistisch“.

Von dem Doppelbegriff Nationalsozialismus wird nur der Nationalismus in die Tat umgesetzt. Aber als besonderer, als *zoologischer* Nationalismus. Die Lehren der Tierkunde werden auf die Völker des zwanzigsten Jahrhunderts ohne jede Modifizierung angewandt, als ob das selbstverständlich wäre. Die Gepflogenheiten des Urwalds gelten nach Hitler auch für das Leben der Kulturvölker. Darwin hat die Entwicklung der Pflanzen und Tiere richtig aus dem Kampf ums Dasein erklärt, den nur die Lebentüchtigsten, die „Besten“ überleben. Sein Buch enthält nach Marx „die natur-



historische Grundlage für unsere Ansicht“. Aber zugleich bekämpfte Marx die mechanische Anwendung des Darwinismus auf die menschliche Gesellschaft, wie es Friedrich Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus“ getan hatte. Marx schrieb am 27. Juni 1870 an Kugelmann:

„Herr Lange hat eine große Entdeckung gemacht. Die ganze Geschichte ist unter ein einziges großes Naturgesetz zu subsumieren. Dies Naturgesetz ist die *Phrase* (der Darwinsche Ausdruck wird in dieser Anwendung bloß Phrase) — „struggle for life“, „Kampf ums Dasein“, und der Inhalt dieser Phrase ist das Malthussche Bevölkerungs- oder vielmehr Überbevölkerungsgesetz. Statt also den struggle for life, wie er sich geschichtlich in verschiedenen bestimmten Gesellschaftsformen darstellt, zu analysieren, hat man nichts zu tun als jeden konkreten Kampf in die Phrase struggle for life . . . umzusetzen. Man muß zugeben, daß dies eine sehr eindringliche Methode — für gespreizte wissenschaftlich tuende, hochtrabende Unwissenheit und Denkfaulheit ist.“

Die Herren Hitler, Rosenberg usw. sind nun ganz bestimmt keine Marxisten, wohl aber orthodoxe Lange-Schüler. Sie erledigen die der Menschheitsgeschichte zugrunde liegenden Klassenkämpfe durch Nichtbeachtung. Sie erklären einfach Deutschland für einen klassenlosen Staat und betrachten jede andere Nation wie ein Rudel Wölfe. So kommen sie zum zoologischen Nationalismus.

Das hindert aber die Herren keineswegs daran, auf eigene Faust zu forschen. So hat z. B. Hitler ebenfalls ein großes Gesetz entdeckt. Er blickte in die Weltgeschichte und stellte fest, daß in ihr außer dem Kampf ums Dasein „das aristokratische Prinzip“ herrscht. Das sieht er am besten in der alten preußischen Armee verkörpert, in der nur Leute mit Adelsprädikat hohe Stellungen bekamen. Folglich müssen sowohl die deutsche Wirtschaft wie der ganze Staat nach dem Vorbild jenes Heeres gebildet werden. Die preußischen Offiziere forderten eben schon vor Hitlers Machtantritt besondere Berücksichtigung. Dagegen erwies sich ihm die Minderwertigkeit „des demokratischen Prinzips“ in der „Unfähigkeit der bolschewistischen Untermenschen zum Staatsaufbau“.

Als Beauftragte des deutschen Finanzkapitals plündern die Naziführer alle Gebiete des menschlichen Wissens, die Zoologie, die Soziologie, Politik und Philosophie. Sie operieren mit diesen Gebieten entlehnten und verfälschten Begriffen. Wir haben es also mit keiner ideologischen Arbeit zu tun. Es ist bloße eklektische Schmarotzerei an dem kulturellen Erbe. Mit Recht sagt Deborin: „Der parasitäre Charakter der faschistischen Ideologie entspricht dem Schmarotzercharakter der verfaulenden Bourgeoisie.“

Das eigentümliche, in solcher Frechheit noch nicht dagewesene Jonglieren mit allen möglichen und unmöglichen Begriffen hat viele von uns früher in den Fehler verfallen lassen, die Gefährlichkeit der faschistischen Demagogie zu unterschätzen. Das hat sich bitter gerächt. Um so erfreulicher, daß jetzt die sowjetische Akademie der Wissenschaften ganze Arbeit machen

und in alle Irrwege und Fallgruben des scheußlichen Labyrinths leuchten will.

*L. Keith* erklärt „den außenpolitischen Plan des deutschen Faschismus“. Worin unterscheidet sich die Nazi-Außenpolitik von der früheren imperialistischen kaiserlichen Außenpolitik? Im Innern Deutschlands beobachten wir ein stärkeres gegenseitiges Verwachsen, eine Verschmelzung des grundherrlichen Junkertums, des Finanz- und Industriekapitals. Nach den katastrophalen Erfahrungen des Weltkriegs sucht die neue Strategie Hitlers auf jede Weise, einen Zweifronten- oder gar Dreifrontenkrieg zu vermeiden. Man predigt „Friede mit England“, sucht Frankreich von der Sowjetunion zu trennen und überhaupt jede dieser drei Großmächte möglichst zu isolieren. Zur psychologischen Vorbereitung des neuen Krieges werden neue Verdummungsmethoden, besonders die Rassendemagogie angewandt. Und von Anfang an wurde der antisowjetische Kurs eisern festgehalten.

Einen besonderen Vorzug der Keithschen Arbeit sehe ich darin, daß nicht unzählige wenig oder gar nicht bekannte „Autoritäten“ zitiert werden, sondern daß sich der Autor an Hitlers und Rosenbergs Äußerungen hält. Die groteske Aufmachung dieser Außenpolitik ließen viele auch den Willen des deutschen Finanzkapitals zur Neuaufteilung der Erde nicht ernst nehmen. Man war nicht daran gewöhnt, daß ein Staatsoberhaupt seine politischen Absichten mit Ausrufen bekräftigt wie: „Wenn nur das deutsche Volk Herdeninstinkte besäße!“ Oder: „Ein Glück, daß es noch rein nordische Überreste gibt!...“ Vier Jahre Nazi Herrschaft haben bewiesen, wie furchtbar ernst der Kriegswille des Dritten Reiches ist. Lehrreich sind außerdem die Analysen der österreichischen Frage, der polnischen Freundschaft, des englischen Lavierens und vieles andere.

*S. Wolfsohn* trägt die „Rassentheorien des deutschen Faschismus“ vor. Schon 1936 hat der medizinische Staatsverlag der Ukraine einen vorzüglichen Sammelband „Die Rassentheorie im Dienste des Faschismus“ veröffentlicht, der diese Frage so umfassend und zugleich in so populärer Form behandelt, daß schon damals der Wunsch geäußert wurde, das Werk möge auch in deutscher Sprache herausgebracht werden. So dringend das Bedürfnis nach derartiger Literatur von deutschen Antifaschisten empfunden wird, so hat doch bis heute noch kein deutscher Verlag der Emigration die Arbeit übernommen. Es würde hier zu weit führen, das große Tatsachen- und Zitatmaterial Wolfsohns eingehend zu würdigen.

*N. Kammari* bespricht „Roheit und Verdummung unter der Maske des Heldentums“. Ein bisher viel zu wenig beachtetes Thema. Der Faschismus arbeitet nicht nur mit Scheinlogik. Roh appelliert er an die Gefühle. Brutal packt er die Unerfahrenen am Ehrgefühl, verlangt „Heldentum“. Sein Ziel ist die Zerschmetterung der revolutionären Vorhut der Arbeiterklasse mit Hilfe bewaffneter Banden. Wer ihm dabei hilft, den erklärt er zum Helden, wer zögert, zum Feigling. Er mißbraucht die Liebe zum Abenteuer, die Kampflust der Jugend. Die von der Zivilisation eingeschalteten Hemmungen zerstört er. Die Barbarei der Urzeit feiert in Straßenprügeleien und Saalschlachten bis zum Meuchelmord ihre Auferstehung. Man höre sich

den „Heroenkult“ der deutschen Fernsender an, für den Herr Goebbels vorsorglich jede auch nur kunstkritische Ablehnung verbietet. Primitive Lustempfindungen wurden planmäßig mit Arbeiterfolterungen und Judenpogromen erregt. Aber heute ist es die Kriegsstimmung, die das Herz erhebt und den „Tag der Freiheit“ entfesseln soll. Ein Raubtierglück wie es Nietzsche seiner „blonden Bestie“ andichtete, die ihre Freiheit in den teutonischen Urwäldern genoß. Schon lange vor Nietzsche hatte freilich Marx gemeint: „Wodurch unterscheidet sich unsere Freiheitsgeschichte von der Freiheitsgeschichte des Ebers, wenn sie nur in den Wäldern zu finden ist?“ Und noch früher hatte Hegel gelehrt: „Eine überalterte Epoche verfällt vor dem Tode wieder in Kinderei.“

Kammari prüft nach: Was sind das bloß für Helden, welche die nationalsozialistische „Arbeiterpartei“ und ihre bewaffneten Banden führen? „Das Deutsche Führerlexikon“ von 1934/35 zeigt gemäß den beim Eintritt in die NSDAP abgegebenen Erklärungen dieser Männer, daß von 944 „Führern“ des Dritten Reiches ihrer sozialen Herkunft nach 133 Söhne adliger Grundherren waren, 55 Offizierssöhne, 170 hatten höhere Staatsbeamte zu Vätern, 170 industrielle Handelsherren und Bankiers, 218 Mitglieder freier Berufe, (Akademiker, Künstler usw.), 102 stammten von sogenannten Bauern, zu denen alles vom Kleinbauern bis zum bürgerlichen Großgrundbesitzer gerechnet wird, 50 stammten von Handwerkern — und ganze zwei „Führer“ nannten sich Arbeitersöhne!! Das erklärt natürlich sehr viel vom Geist dieser „Arbeiterpartei“. Und ebenso die Tatsache, daß von diesen Leuten 419 am Kriege teilgenommen hatten, aber 217 — also über die Hälfte als Offiziere!

Es ist das Gefühlsleben der Verkrachten, der deklassierten Bourgeoisöhnen und verabschiedeten Offiziere, die geduldige produktive Arbeit haßten und stets bereit waren, ihr verpfushtes Leben an jeden Söldnerführer und jeden Abenteurer zu verkaufen. Das öde Würfeln mit fremdem und eigenem Leben wird als Heroismus ausgeschrien. Zahllose sind in dem von den bewaffneten Banden angezettelten Bürgerkrieg umgekommen. Aber eine Gangster-Organisation wurde in dem deutschen Haus schließlich vom deutschen Finanzkapital verschwenderisch ausgerüstet und mit allen Mitteln politischer Schufterei in die Höhe geschoben. Und die hat es heute geschafft und regiert.

In dem leipziger Reichstagsbrandprozeß auf der Anklagebank saß neben dem verwegenen aber schwachsinnigen und schändlich mißbrauchten Werkzeug der Nazis, dem Fassadenkletterer und Brandstifter van der Lubbe auch der Kommunist Dimitroff. Der nahm vom ersten Augenblick der Verhandlung den ungleichen Kampf auf. Wie Marx es gelehrt, focht er bald geschmeidig, bald wuchtig mit wacher Logik und jener revolutionären Unversöhnlichkeit, die so nur im Feuer eines Kämpferlebens gehärtet wird. Da geriet das braune Heroengesindel in Verwirrung, Wut und Verzweiflung. Und die Welt sah bewundernd, wie ein Held siegte. —

Bei den nunmehr folgenden drei Kapiteln, die sich der historischen Beurteilung von Philosophie und Literatur widmen, fühle ich mich verpflichtet,



einige Schwächen zu erwähnen. Unbeschadet der Anerkennung, daß auch diese Arbeiten dem Leser reiche Belehrung bieten und eine Fülle wertvollster Waffen für den antifaschistischen Kampf. G. Bammel zeigt in seinem Aufsatz „*die Faschisierung der Geschichte der Philosophie in Deutschland*“. Er lehrt mit gründlicher Sachkenntnis, wie die Entwicklungsgeschichte der philosophischen Grundgedanken von dem griechischen Altertum bis in die Neuzeit von den nationalsozialistischen „Gelehrten“ in idealistischer, mystischer, chauvinistischer und „rassischer“ Richtung verfälscht wird.

Aber im neunzehnten Jahrhundert muß der bestürzte Leser plötzlich einen Riesensprung wagen. Warum? Es ist in unserer revolutionären Literatur Mode geworden, die deutsche Philosophie mit Hegels Tod (1830), die deutsche bürgerliche Gesamtliteratur mit dem Jahre 1848 „abzuschließen“. — Wir alle wissen, daß die deutsche Bourgeoisie 1848 eine Niederlage erlitten und darauf politisch resigniert hat. Die preußische Junkerkaste leitete nunmehr wenig angefochten den Staat. Aber die deutsche Kapitalistenklasse hörte deshalb nicht auf zu leben und sich weiter zu entwickeln. Die aß und trank weiter, machte immer mehr und mehr Profit und hörte auch nicht auf zu denken und zu philosophieren. Ob diese nachklassische Ideologie uns gefällt ist eine andere Frage.

Irgendein Naziphilosoph hat Hegel für erledigt erklärt. Bammel bemerkt dazu: „Hegel hat sich also unrichtig zum Rassenwahn verhalten und das können ihm die Faschisten nicht verzeihn!“ — So geht das nicht. Die klassische deutsche Philosophie von Kant bis Hegel ist dem Bürgertum auch darin vorangegangen, daß sie die heute in Deutschland herrschende Rassenideologie vorbereitete und erstaunlich weit ausarbeitete. Mit Recht sehen die nationalsozialistischen Rassenapostel in Kants Rassenarbeiten Uranfang ihrer Weisheit. Bei Hegel finden wir bereits sehr klar und energisch ausgesprochene faschistische Rassendogmen, wie z. B. von der Bedeutung des Blutes für das Denken, von dem Wert der Rassenreinheit, von dem Unglück der Rassenmischung usw. Kants, Fichtes und Hegels Werke werden dementsprechend heute auf allen deutschen Hochschulen studiert und gelehrt.

Selbstverständlich sucht sich die Bourgeoisie dabei nicht die revolutionären sondern die ihr genehmen reaktionären Seiten der großen Philosophen aus. Die kleinbürgerlichen politischen, nationalen und Rassenauffassungen der klassischen Philosophen entwickeln sich bei den nachklassischen großbourgeois Meistern zusammen mit der erstarkenden und zur Weltherrschaft strebenden deutschen Kapitalistenklasse. Das kleinbürgerliche Wesen der klassischen Philosophen wird von dem großbourgeois Charakter der späteren verdrängt. Die ungeheure Bedeutung Arthur Schopenhauers auf die geistige Entwicklung des bürgerlichen Deutschland muß ernstgenommen werden. Daß man seine Lehre als „Voluntarismus“ verächtlich übergeht, nützt gar nichts. Bammel erwähnt spöttisch, daß Rosenberg viele Seiten seines Hauptwerkes Schopenhauer widmet und ausdrücklich betont: „Schopenhauer ist unser!“ Dann muß man sich aber auch geduldig mit ihm auseinandersetzen. Und getrost könnten darüber die langen Besprechungen so

vieler Leuchten minderen Ranges gekürzt werden. Nicht jeder Professor, der ein Buch geschrieben, ist deshalb schon eine Autorität.

Die klassischen Philosophen schrieben ein ungepflegtes, oft recht unsauberes Deutsch, das bis zu der noch heute in der Universitätsphilosophie herrschenden Sprachbarbarei entartete. Schopenhauer, der im Weimarer Goethekreis aufwuchs, wurde einer der herrlichsten Prosastilisten und entfaltete als Sprachlehrer eine segensreiche Wirkung.

Hier muß auch gefragt werden, wie bloß das Werk seines großen Schülers Richard Wagner, die zentrale Bedeutung des Bayreuther Kulturkreises mit Schweigen übergangen werden kann, wenn die Schöpfungen der Krannhaus, Those, Bonherk und ähnlicher Geister so breit behandelt werden. In Bayreuth verkehrte als Freund und Jünger der Urvater der faschistischen Rassenlehre, Graf Gobineau. Houston Stewart Chamberlain, der anerkannte Vorgänger Rosenbergs und Hitlers, war Wagners Schwiegersohn. Mit seiner Verherrlichung der blonden Urwaldgermanen, seinem Judenhaß, seiner mittelalterlichen Mystik, mit Waldweben, Karfreitags- und Feuerzauber und vor allem mit seiner draufgängerischen, eroberungslustigen Siegfriedsstimmung hat Bayreuth zum großen Teil die Ideologie des imperialistischen Deutschland geschaffen.

Nietzsche ist ohne seine Lehrer Schopenhauer und Wagner kaum zu begreifen. Die drei Sprachgewaltigen begleiteten die deutsche Großbourgeoisie durch alle Etappen der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung bis zum Imperialismus. Sie lehrten, erdichteten und besangen, was die herrschende Klasse wollte. Sie übten einen viel größeren Einfluß auf die Ideologie des Dritten Reiches aus als die klassischen Philosophen. — Nietzsche wird nun allerdings von fast allen Mitarbeitern des Sammelbandes besprochen und speziell von B. M. Bernadiner in seinem Aufsatz „*Nietzsches Lehre in der Ideologie des Faschismus*“. Aber ich glaube: nicht die allerletzten Werke wie „Der Wille zur Macht“ oder „Die Götzendämmerung“, die kurz vor seiner Geisteserkrankung verfaßt worden sind erklären seinen Erfolg. Der Hymnus auf die welterobernde blonde Bestie, auf den die gewöhnlichen Herdenmenschen überwindenden Übermenschen, hatte schon bezaubernder geklungen. Die letzten Schriften sind allerdings leichter verständlich. Sie erinnern mit ihrer schreienden Tonart schon an die Naziliteratur. Aber die Anregungskraft Nietzsches, der Gerhart Hauptmann, Richard Strauß und die ganze bürgerliche Philosophie, Kunst und Literatur erlag, geht von den poesieerfüllten und geistfunkelnden früheren Werken, besonders vom „Zarathustra“ aus. Der wurde zur literarischen Bibel des neuen Deutschlands und wird in dem Sammelband kaum erwähnt.

G. Lukacs bespricht „*Faschismus und Literaturtheorie in Deutschland*“. Da er sich von der deutschen Literaturgeschichte zu den heute regierenden nationalsozialistischen Literaturhistorikern wendet, bringt er viel Interessantes und Wertvolles. Er charakterisiert die barbarische Prinzipienlosigkeit, den reaktionären Eklektizismus von Bartels bis zu Rosenberg, bei dem die mystische faschistische Rassenideologie zur „Grundlage“ der Literatur- und Kunsterklärung wird. Er bringt kuriose Kostproben aus der faschistischen

Sudelküche. Johst schwärmt für „radikalen“ Mystizismus. Bäumler fordert „heroischen Realismus“. Und Goebbels schreit sich heiser nach „stählerner Romantik“. — Im Dritten Reich gibt es keinen Platz mehr für realistische Kunst und Literatur.

Leider schließt der Sammelband mit einer Rede des französischen Schriftstellers André Gide. Besser wäre gewesen, man hätte an dieser Stelle den Kampf der antifaschistischen deutschen Schriftsteller gegen die Hitlerbarbarei erwähnt.

Das vorliegende Werk ist von außerordentlichem Wert; in allen Aufsätzen — auch in den von mir kritisierten —, findet man eine Fülle wertvollen Materials für den Kampf gegen die faschistische Kulturbarbarei. Ich wiederhole daher meine Anregung: möge es mit größter Beschleunigung in deutscher Sprache herausgebracht werden.

*Arnold Hecht*



*Johann Wolfgang Goethe*

(1749—1832)

## VOM UNBEACHTETEN GOETHE

Ich will nichts davon hören, weder von dem Publikum noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den „Tasso“, bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die „Iphigenie“, mit einem Worte, ich verwünsche alles, was diesem Publikum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben deshalb soll mir auch dieser Kotzebue vom Leibe bleiben, weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein fünfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übles nachsagten; das sollte mich außer Maßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Produkt sein, was solche Effekte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publikum wie das unsere hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfangen und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter zeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen noch zu lieben. Sie mögen mich nicht. Das matte Wort. Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen, stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andere wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von „Faust“ etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben sie mir sobald nicht! Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzensgesprächen in der Hexenküche, die im „Faust“ vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretieren und dem Allegorisieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken wie den Brocken hinwerfen.

Goethe im Gespräch mit Johannes Falk

\*

Will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließliche Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist [Johann Heinrich Voß] in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr und schreitet gewaltig gegen die ihn gewaltsam bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Abenglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigende Wahnbilder, gegen vernunftverfinsternde, verstandbeschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verhetzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Satanas. Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Überzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Licht, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner desselben, im Norden verbreitete, mit vielen anderen das eigentliche Glück seines Daseins schuldig ist? Sollte man zu jener gerechten aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert: Wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Goethe in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung 1809

Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebttag gesehen noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen.

Goethe 1807 über Preußens Zusammenbruch

## *Friedrich Hölderlin*

(1770—1843)

### FREMDLINGE IM EIGENEN HAUSE

Von jeher haben die, die ihre Heimat wahrhaft lieben, die Mängel und Schwächen ihres Volkes, ihres Landes nicht vertuscht, sondern laut verkündet. Dieser ihrer Liebe zu Volk und Heimat wegen von den Usurpatoren der Macht verfolgt, eingekerkert und außer Landes getrieben, geistig und körperlich zugrunde gerichtet, haben sie doch ihre Stimme nicht verstummen lassen, nicht aufgehört, für eine lichtere Zukunft ihres Volkes zu kämpfen. Hölderlin gehört zu den deutschen Dichtern, die, gleich Bürger und Kleist, und so vielen andren, erdrückt wurden nicht allein und nicht in erster Linie von persönlichem Leid, sondern von Deutschland. Vom friderizianisch-meternichschen Deutschland, dessen barbarische „Kulturkampf“-Methoden die Herren des Dritten Reiches der Kulturbarbarei sich zum Muster genommen haben — nur daß die Schüler die Meister bei weitem übertreffen. — Hölderlin, der in den unten folgenden Auszügen aus seinem genialen „Hyperion“-Roman so ergreifende und tief anklagende Worte gegen das offizielle Deutschland seiner Zeit und dessen Mentalität fand, Hölderlin liebte

sein Deutschland über alles. „Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte“, schrieb er im Spätsommer 1793. „Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem und erwärmendem Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken und herrliche Früchte tragen. Sieh! dies ist, woran nun mein Herz hängt. Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche und meiner Tätigkeit, dies, daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden.“ Der Lyriker Hölderlin, der unter dem Einfluß der Großen Französischen Revolution die besten und echtsten Verse schrieb, die diese Welterschütterung bei deutschen Dichtern auslöste, er sang in der „Hymne auf die Freiheit“ im Jahre 1790:

*Froh und göttlich groß ist deine Kunde,  
Königin! dich preise Kraft und Tat!  
Schon beginnt die neue Schöpfungsstunde,  
Schon entkeimt die segensschwangre Saat;  
Majestätisch, wie die Wandelsterne,  
Neu erwacht am offenen Ozean,  
Strahlst du uns in königlicher Ferne,  
Freies, kommendes Jahrhundert! an...*

*Dann am süßen, heißerung'nen Ziele,  
Wenn der Ernte großer Tag beginnt,  
Wenn verödet die Tyrannenstühle,  
Die Tyrannenknechte Moder sind,  
Wenn im Heldenbunde meiner Brüder  
Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht,  
Dann, o Himmelstochter! sing ich wieder,  
Singe sterbend dir das letzte Lied.*

Die Dichter und Künstler des wahrhaften deutschen Volkes sind heute wieder, wie Hölderlin im „Hyperion“ einst sagte, „Fremdlinge im eigenen Hause“ geworden. Ja, mehr, sie mußten als Fremdlinge ihr eigenes Haus verlassen, zu dessen Herren sich ein Haufen Verbrecher aufwarf, unterstützt von den Interessierten und der ewig-deutschen „Schicht Pachulke“, den „Müllers“, die von jeher auf dem faulenden Mistboden der deutschen Kleinbürgermisere wuchsen. Sie alle auch geißelt Hölderlin, unbekümmert um Haß und Verfolgung, treu bis zum letzten seiner Liebe zu dem wirklichen deutschen Volke, einem der vornehmsten Träger der Kulturwerte der Menschheit, des Friedensgedankens und der Humanität.

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden, Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mit mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jeden göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der



Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, daß zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme, und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt? ...

Deine Deutschen ... bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viel Stümperarbeit und so wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlassenen Unnatur auf solchem Volke. —

Ich sage dir: es ist Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man ein Handwerk treibt, und können es nicht anders; denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr ...

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze sich nicht machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht denn all ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgentau erfrischen euren Hain: könnt ihr auch das? ach! töten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht tut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden ...

Es ist auch herzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne loben und es pflegen. Die Guten, die leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht? ...

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk und gern mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Lust hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schon geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch

wächst mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst, zum Fluch wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehen. Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kömmt! —

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Namen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

## Alexander von Humboldt

(1769—1859)

### DIE EINHEIT DES MENSCHENGESCHLECHTS

Es würde das allgemeine Naturbild, das ich zu entwerfen strebe, unvollständig bleiben, wenn ich hier nicht auch den Mut hätte, das *Menschengeschlecht* in seinen physischen Abstufungen, in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandenen Typen, in dem Einfluß, welchen es von den Kräften der Erde empfangen und wechselseitig, wenn gleich schwächer, auf sie ausgeübt hat, mit wenigen Zügen zu schildern. Abhängig, wenn gleich in minderem Grade als Pflanzen und Tiere, von dem Boden, und den meteorologischen Prozessen des Luftkreises, den Naturgewalten durch Geistestätigkeit und stufenweise erhöhte Intelligenz, wie durch eine wunderbare sich allen Klimaten aneignende Biogsamkeit des Organismus leichter entgehend, nimmt das Geschlecht wesentlich Teil an dem ganzen Erdenleben. Durch die Beziehungen gehört demnach das dunkle und vielbestrittene Problem von der Möglichkeit gemeinsamer Abstammung in den Ideenkreis, welchen die physische Weltbeschreibung umfaßt. Es soll die Untersuchung dieses Problems, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch ein edleres und rein menschliches Interesse das letzte Ziel meiner Arbeit bezeichnen. Das unermessene Reich der Sprachen, in deren verschiedenartigem Organismus sich die Geschieke der Völker ahnungsvoll abspielen, steht am nächsten dem Gebiet der Stammverwandtschaft; und was selbst kleine Stammverschiedenheiten hervorzurufen vermögen, lehrt uns in der Blüte geistiger Kultur die hellenische Welt. Die wichtigsten Fragen der Bildungsgeschichte der Menschheit knüpfen sich an die Ideen von Abstammung, Gemeinschaft der Sprache, Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes und des Gemütes.

So lange man nur bei den Extremen in der Variation der Farbe und der Gestaltung verweilte und sich der Lebhaftigkeit der ersten sinnlichen Eindrücke hingab, konnte man allerdings geneigt werden, die *Rassen* nicht als bloße *Abarten*, sondern als ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu betrachten. Die Festigkeit gewisser Typen mitten unter der feindlichsten

Einwirkung äußerer, besonders klimatischer Potenzen schien eine solche Annahme zu begünstigen, so kurz auch die Zeiträume sind, aus denen historische Kunde zu uns gelangt ist. Kräftiger aber sprechen, auch meiner Ansicht nach, für die *Einheit des Menschengeschlechts* die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, welche die raschen Fortschritte der Länderkenntnis uns in neueren Zeiten dargeboten haben, die Analogie der Abartung in anderen wilden und zahmen Tierklassen, die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastarderzeugung haben gesammelt werden können. Der größere Teil der Kontraste, die man ehemals hatte zu finden geglaubt, ist durch die fleißige Arbeit Tiedemanns über das Hirn der Neger und der Europäer, durch die anatomischen Untersuchungen Vroliks und Webers über die Gestalt des Beckens hinweggeräumt. Wenn man die dunkelfarbigen afrikanischen Nationen, über die Prichards gründliches Werk so viel Licht verbreitet hat, in ihrer Allgemeinheit umfaßt und sie dazu noch mit den Stämmen des südindischen und westaustralischen Archipels, mit den Papnas, und Alfourous (Haraforen, Endamenen) vergleicht, so sieht man deutlich, daß schwarze Hautfarbe, wolliges Haar und negerartige Gesichtszüge keineswegs immer miteinander verbunden sind. So lange den westlichen Völkern nur ein kleiner Teil der Erde aufgeschlossen war, mußten einseitige Ansichten sich bilden. Sonnenhitze der Tropenwelt und schwarze Hautfarbe schienen unzertrennlich. „Die Äthiopen“, sang der alte Tragiker Theodectes von Phaselis, „färbt der nahe Sonnengott in seinem Laufe mit des Rußes finsternem Glanz; die Sonnenglut kräuselt ihnen dörrend das Haar.“ Erst die Heerzüge Alexanders, welche so viele Ideen der physischen Erdbeschreibung anregten, fachten den Streit über den unsicheren Einfluß der Klimate auf die Volksstämme an. „Die Geschlechter der Tiere und Pflanzen“, sagt einer der größten Anatomen unseres Zeitalters, Johannes Miller, in seiner alles umfassenden Physiologie des Menschen, „verändern sich während ihrer Ausbreitung über die Oberfläche der Erde innerhalb der den Arten und Gattungen vorgeschriebenen Grenzen. Sie pflanzen sich als Typen der Variation der Arten organisch fort. Aus dem Zusammenwirken verschiedener sowohl innerer als äußerer, im einzelnen nicht nachweisbarer Bedingungen sind die gegenwärtigen Rassen der Tiere hervorgegangen, von welchen sich die abfallendsten Abarten bei denen finden, die der ausgedehntesten Verbreitung auf der Erde fähig sind. Die *Menschenrassen* sind Formen einer *einzigsten Art*, welche sich fruchtbar paaren und durch Zeugung fortpflanzen; sie sind nicht Arten eines Genus; wären sie das letztere, so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar sein. Ob die gegebenen Menschenrassen von mehreren oder einem Urmenschen abstammen, kann nicht aus der Erfahrung ermittelt werden.“

Die geographischen Forschungen über den alten Sitz, die sogenannte *Wiege des Menschengeschlechts* haben in der Tat einen rein mythischen Charakter. „Wir kennen“, sagt *Wilhelm von Humboldt* in einer noch ungedruckten Arbeit über die Verschiedenheit der Sprachen und Völker, „geschichtlich, oder auch nur durch irgend sichere Überlieferung keinen Zeitpunkt, in



welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war oder erst später entstand, läßt sich daher geschichtlich nicht entscheiden. Einzelne, an sehr verschiedenen Punkten der Erde, ohne irgend sichtbaren Zusammenhang, wiederkehrende Sagen verneinen die erstere Annahme und lassen das ganze Menschengeschlecht von einem Menschenpaare abstammen. Die weite Verbreitung dieser Sage hat sie bisweilen für eine Urerinnerung der Menschheit halten lassen. Gerade dieser Umstand aber beweist vielmehr, daß ihr keine Überlieferung und nichts Geschichtliches zum Grunde lag, sondern nur die Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise zu derselben Erklärung der gleichen Erscheinung führte: wie gewiß viele Mythen, ohne geschichtlichen Zusammenhang, bloß aus der Gleichheit des menschlichen Dichtens und Grübelns entstanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menschlicher Erfindung, daß sie die außer aller Erfahrung liegende Erscheinung des ersten Entstehens des Menschengeschlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weise und so erklären will, wie in Zeiten, wo das ganze Menschengeschlecht schon Jahrtausende hindurch bestanden hatte, eine wüste Insel oder ein abgesondertes Gebirgstal mag bevölkert worden sein. Vergeblich würde sich das Nachdenken in das Problem jener ersten Entstehung vertieft haben, da der Mensch so an sein Geschlecht und an die Zeit gebunden ist, daß sich ein einzelner ohne vorhandenes Geschlecht und ohne Vergangenheit gar nicht in menschlichem Dasein fassen läßt. Ob also in dieser weder auf dem Wege der Gedanken noch der Erfahrung zu entscheidenden Frage wirklich jener angeblich traditionelle Zustand der geschichtliche war, oder ob das Menschengeschlecht von seinem Beginnen an völkerweise den Erdboden bewohnte, darf die Sprachkunde weder aus sich bestimmen, noch, die Entscheidung anderswoher nehmend, zum Erklärungsgrund für sich brauchen wollen.“

Die Gliederung der Menschheit ist nur eine Gliederung in Abarten, die man mit dem, freilich etwas unbestimmten Worte *Rassen* bezeichnet. Wie in dem Gewächsreiche, in der Naturgeschichte der Vögel und Fische die Gruppierung in viele kleine Familien sicherer als die in wenige, große Massen umfassende Ableitung ist, so scheint mir auch, bei der Bestimmung der Rassen, die Aufstellung kleinerer Völkerfamilien vorzuziehen. Man mag die alte Klassifikation meines Lehrers Blumenbach nach fünf Rassen (der kaukasischen, mongolischen, amerikanischen, äthiopischen und malayischen) befolgen oder mit Prichard sieben Rassen (die iranische, turanische, amerikanische, der Hottentotten und Buschmänner, der Neger, der Papuas und der Alfours) annehmen; immer ist keine typische Schärfe, kein durchgeführtes natürliches Prinzip der Einteilung in solchen Gruppierungen zu erkennen. Man sondert ab, was gleichsam die Extreme der Gestaltung und Farbe bildet: unbekümmert um die Völkerstämme, welche nicht in jede Klassen einzuschalten sind, und welche man bald skythische, bald allophyliche Rassen hat nennen wollen. *Iranisch* ist allerdings für die europäischen Völker ein minder schlechter Name als kaukasisch; aber im allgemeinen darf man behaupten, daß geographische Benennungen als

Ausgangspunkt der Rasse sehr unbestimmt sind, wenn das Land, welches der Rasse den Namen geben soll, wie z. B. Turan (Mawerannahr), zu verschiedenen Zeiten von den verschiedensten Volksstämmen — indogermanischen und finnischen, nicht aber mongolischen Ursprungs — bewohnt worden ist.

Die Sprachen als geistige Schöpfungen der Menschheit, als tief in ihre geistige Entwicklung verschlungen, haben, indem sie eine *nationelle* Form offenbaren, eine hohe Wichtigkeit für die zu erkennende Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Rassen. Sie haben diese Wichtigkeit, weil Gemeinschaft der Abstammung in das geheimnisvolle Labyrinth führt, in welchem die Verknüpfung der physischen (körperlichen) Anlagen mit der geistigen Kraft in tausendfältig verschiedener Gestaltung sich darstellt. Die glänzenden Fortschritte, welche das philosophische Sprachstudium im deutschen Vaterlande seit noch nicht einem halben Jahrhundert gemacht, erleichtern die Untersuchungen über den *nationellen Charakter* der Sprachen, über das was die Abstammung scheint herbeigeführt zu haben. Wie in allen Gebieten idealer Spekulation, steht aber auch hier die Gefahr der Täuschung neben der Hoffnung einer reichen und sicheren Ausbeute.

Positive ethnographische Studien, durch gründliche Kenntniss der Geschichte, lehren, daß eine große Vorsicht in dieser Vergleichung der Völker, und der Sprache, welcher die Völker sich zu einer bestimmten Zeitepoche bedienten, anzuwenden sei. Unterjochung, langes Zusammenleben, Einfluß einer fremden Religion, Vermischung der Stämme, wenn auch oft nur bei geringer Zahl der mächtigeren und gebildeteren Einwanderer, haben ein in beiden Kontinenten sich gleichmäßig erneuerndes Phänomen hervorgeufen: daß ganz verschiedene Sprachfamilien sich bei einer und derselben Rasse, daß bei Völkern sehr verschiedener Abstammung sich Idiome desselben Sprachstammes finden. Asiatische Welteroberer haben am mächtigsten auf solche Erscheinungen eingewirkt.

Sprache ist aber ein Teil der *Naturkunde des Geistes*; und wenn auch die Freiheit, mit welcher der Geist in glücklicher Ungebundenheit die selbstgewählten Richtungen, unter ganz verschiedenartigen Einflüssen, stetig verfolgt, ihn der Erdgewalt mächtig zu entziehen strebt, so wird die Entfesselung doch nie ganz vollbracht. Es bleibt etwas von dem, was den Naturanlagen aus Abstammung, dem Klima, der heiteren Himmelsbläue oder einer trüben Dampfatosphäre der Inselwelt zugehört. Da nun der Reichtum und die Anmut des Sprachbaues sich aus den Gedanken wie aus des Geistes zartester Blüte entfalten, so wollen wir nicht, daß bei der Innigkeit des Bandes, welches beide Sphären, die physische und die Sphäre der Intelligenz und der Gefühle, miteinander verknüpft, unser Naturbild des freundlichen Lichtes und der Färbung entbehre, welche ihm die, hier freilich nur angedeuteten Betrachtungen über das Verhältnis der Abstammung zur Sprache verleihen können.

*Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Men-*

*schenrassen.\* Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edlere Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesamtheit als Berechtigung zukommt. „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgendeine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommenung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als EINEN großen, nahe verbrüdernten Stamm, als ein zur Erreichung EINES Zweckes, der FREIEN ENTWICKLUNG INNERLICHER KRAFT, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit, ihm entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Sonne hinaus, welche seine enge Heimat umschließen; es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschließlich an dem Augenblicke zu haften. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechtes zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit.*

*(Aus „Kosmos“)*

Nikolaus Lenau

(1802—1850)

## FREIHEITSLIEDER

„Wir Deutschen sind von jeher stolz gewesen auf unsere Lieder; rühmte sich der Franzose seiner selbsterkämpften Charte und spottete er unserer Zensur, so zeigten wir stolz auf die Philosophie von Kant bis Hegel und auf die Liederreihe vom Ludwigslied bis auf Nikolaus Lenau. Und dieser lyrische Schatz sollte uns nun verkümmert werden?“ So schrieb vor nunmehr fast hundert Jahren der junge Friedrich Engels. Nahm sich damals ein anmaßendes mittelmäßiges Epigonentum heraus, die deutsche Literatur repräsentieren und geringschätzig auf poetische Genies wie Lenau herabblicken zu wollen,

\* Das Unerfreulichste und in späteren Zeiten so oft Wiederholte über die Berechtigung der Menschen zur Freiheit und über Sklaverei als eine naturgemäße Einrichtung findet sich leider! sehr systematisch entwickelt in Aristoteles Politica I. 3,5,6.



so schändet die heutige offizielle deutsche Literatur — die innerhalb der Grenzpfähle des Dritten Reiches — den freiheitsdurstigen unglücklichen Dichter und aufrechten Mann Lenau in noch viel größerem Maße, wenn sie ihn für sich in Anspruch nimmt. — In den angeführten Engelsschen Worten ist schon alles wesentliche enthalten, was sich über Lenau sagen läßt: er war einer von Deutschlands größten Lyrikern, er war ein unbeugsamer Freiheitsdichter, der die Schmach der vormärzlichen deutschen Verhältnisse so stark empfand wie kaum ein anderer. Seine großen poetischen Werke, zumal die „Albigenser“, sind durchweht vom Hauch der Freiheitsliebe, vom Drang zur Befreiung von hierarchischer Knechtschaft, sie mag religiöse oder politische Formen annehmen. Als Mahn- und Trostruf dringt auch in unsre Tage hinein der Schluß der „Albigenser“:

*Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,  
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen  
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;  
Den Albigensern folgen die Hussiten  
Und zahlen blutig heim, was jene litten.  
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,  
Die dreißig Jahre der Sevensenstreiter,  
Die Stürmer der Bastille und so weiter.*

Der unglücklichen polnischen Revolution von 1831, an deren Ausgang die dem Zaren wohlthuende Neutralität des metternichschen Deutschland ihr gerüttelt volles Maß an Schuld trug, den Helden jenes Freiheitskampfes widmete Lenau seine „Polenlieder“, von denen wir im folgenden eines zum Abdruck bringen. Die andern der von uns nachstehend mitgeteilten Gedichte zeugen von des Dichters Haß gegen die Unterdrücker des Volkes, des Landes, die er nicht weniger liebte als seine engere Heimat Ungarn: Deutschland und die Deutschen.

## ABSCHIED

*Sei mir zum letztenmal begrüßt,  
Mein Vaterland, das feige, dumm  
Die Ferse dem Despoten küßt  
Und seinem Wink gehorchet stumm.*

*Wohl schlief das Kind in deinem Arm;  
Du gabst, was Knaben freuen kann;  
der Jüngling fand ein Liebchen warm;  
Doch keine Freiheit fand der Mann.*

*Im Hochland streckt der Jäger sich  
Zu Boden schnell, wenn Wildesschar  
Heran sich stürzt fürchterlich;  
Dann schnaubt vorüber die Gefahr:*

*Mein Vaterland, so sinkst du hin,  
Rauscht deines Herrschers Schritt heran,  
Und lässest ihn vorüberziehn  
Und hältst den bangen Atem an. —*

*Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Lust,  
Hin, wo die Götterflamme brennt!  
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,  
Die von der Freiheit noch mich trennt!*

*Du neue Welt, du freie Welt,  
An deren blütenreichem Strand  
Die Flut der Tyrannei zerschellt  
Ich grüße dich, mein Vaterland!*

## IN DER SCHENKE

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution

*Unsre Gläser klingen hell,  
Freudig singen unsre Lieder;  
Draußen schlägt der Nachtgesell  
Sturm sein brausendes Gefieder,  
Draußen hat die rauhe Zeit  
Unsrer Schenke Tür verschneit.*

*Haut die Gläser an den Tisch!  
Brüder, mit den rauen Sohlen  
Tanzt nun auch der Winter frisch  
Auf den Gräbern edler Polen,  
Wo verscharrt in Eis und Frost  
Liegt der Menschheit letzter Trost.*

*Um die Heldenleichen dort  
Rauft der Schnee sich mit den Raben,  
Will vom Tageslichte fort  
Tief die Schmach der Welt begraben.  
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,  
Nicht das ungeheure Weh.*

*Wenn die Lerche wieder singt  
Im verwaisten Trauertale;  
Wenn der Rose Knospe springt,  
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle:  
Reißt der Lenz das Leichentuch  
Auch vom eingescharzten Fluch.*

*Rasch aus Schnee und Eis hervor  
Werden dann die Gräber tauchen;  
Aus den Gräbern wird empor  
Himmelwärts die Schande rauchen,  
Und dem schwarzen Rauch der Schmach  
Sprüht der Rache Flamme nach.*

## AM GRABE EINES MINISTERS

*Du fuhrst im goldenen Glückeswagen  
Dahin den raschen Trott,  
Von keuchenden Lüsten fortgetragen,  
Und dünktest dich ein Gott!*

*Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme  
Dir aus dem Weg so bang,  
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme  
Der Räder Donnerklang!*

*Ein weinender Bettler, stand am Wege  
Das arme Vaterland  
Und flehte dich an um milde Pflege  
Mit aufgehobner Hand;*

*Doch wie auch klagte die bittre Klage,  
Wie auch die Träne rann:  
Du triebst mit gellendem Geißelschlage  
Vorüber dein Gespann! —*

*„Halt!“ schlug nun eine grause Stimme  
An dein entsetztes Ohr,  
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,  
Der Tod, vom Wald hervor*

*Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte  
Vom Wagen, riß mit Macht  
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,  
In seine finstre Nacht. —*

*Das Vaterland mit Lachen und Singen  
Hält Wacht an deinem Grab,  
Scheucht Tränen und Seufzer und Händeringen  
Fort mit dem Bettelstab!*

## DIE SCHLIMME JAGD

*Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,  
Durchstöbert eine finstre Jägerbande  
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen  
Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.  
Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,  
Und klettern mags am steilen Klippenrande:  
Der Waidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,  
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.*



Wir wandten uns mit der Bitte um biographische und bibliographische Mitteilungen an unsere Mitarbeiter. Unsere Rundfragen sind von nahezu allen antifaschistischen deutschen Schriftstellern beantwortet worden. Ihnen unseren aufrichtigen Dank. Manche haben sich jedoch nicht an die vorgelegten Fragen gehalten, oder den für die biographische Notiz festgelegten Umfang bedeutend überschritten. Daher mußte gekürzt werden. Andere haben bei der Aufzählung ihrer Werke einige vergessen. Wir vervollständigten ihre Angaben. Den Notizen, die uns zugeschickt wurden, haben wir das Faksimile der Unterschriften beigelegt.

Doch die vorliegende Aufstellung ist noch lückenhaft. Es fehlen Angaben einiger bekannter antifaschistischer deutscher Schriftsteller. Wir sind jedem dankbar, der uns hilft, die vorhandenen Lücken auszufüllen, da die Absicht besteht, die biographischen und bibliographischen Notizen als Sonderdruck herauszugeben.

## BELA BALAZS

Geboren 1886 in Szeged, Ungarn. Bis 1931 Schriftsteller in Berlin.

Ende des Jahres 1931 wurde ich vom Moskauer Filmstudio „Meschrabpom“ zur Arbeit eingeladen.

Ich arbeite seit 1933 als Professor an der 1. Filmakademie in Moskau.

### Vor 1933 veröffentlicht:

„Sieben Märchen“, 1921 „Der Mantel der Träume“, 1923 „Der sichtbare Mensch“, 1924 „Der Phantasieeisenführer“, 1925 „Das richtige Himmelblau“, 1925 „Menschen auf der Barrikade“, 1929 „Achtung Aufnahme! — Katastrophe 1940“, 1929 „Hans Urian geht nach Brot“, 1930 „Unmögliche Menschen“, 1930 „Der Geist des Films“, 1931 „Der Maschinenknecht“, 1931.

### Nach 1933 veröffentlicht:

1935 erschien die umgearbeitete russische Ausgabe des filmtheoretischen Buches: „Der Geist des Films“. 1936 erschien der Roman für Kinder „Karlchen, durchhalten!“ in der Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter, Moskau. 1936 kam auch mein Film „Karl Brunner“ heraus, hergestellt im Odessaer Filmstudio. 1937 beginnen die Aufnahmen von dreien meiner Szenarien: „Mozart“ (Sojus Detfilm), „Internationalisten“ (Mosfilm) und „Die Hochzeit von Wien“. Im Druck befindet sich mein neues filmtheoretisches Buch „Filmkunst“ betitelt (Moskau Photokinosdat).

*Bela Balazs*

## THEODOR BALK

Ich bin vom Jahrgang 1900. Aufgewachsen in einer kroatischen Kleinstadt, im Süden der ehemaligen Monarchie. Sozialist seit den Mittelschuljahren. Medizinstudium. Kassenarzt, Schiffsarzt. Auf sozialmedizinischem Gebiet schriftstellerisch tätig. 1929 nach Berlin. Seitdem Journalistik und Schriftstellerei. Emigriert aus Deutschland März 1933.

Veröffentlicht habe ich:

„Medizin und Gesellschaft“, Belgrad 1928 (nur serbo-kroatisch). „Baumwolle“ und „Stickstoff“. Reportagen Berlin 1931 und 1932. „Hier spricht die Saar. Ein Land wird interviewt.“ 1934. „Die Rassen. Mythos und Wahrheit.“ 1935 (französisch, spanisch, serbo-kroatisch)



## JOHANNES R. BECHER

Ich wurde am 22. Mai 1891 in München geboren. Dort Volksschule, Gymnasium. Abitur in Ingolstadt. Studium von Philosophie und Medizin in München, Berlin und Jena. Während des Krieges Antikriegspropaganda, Anschluß an die revolutionäre Arbeiterbewegung. Vorsitzender des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“. Bis zur Illegalität Feuilletonredakteur der „Roten Fahne“.

*In Deutschland erschienene, im Dritten Reich verbotene oder verbrannte Bücher:*  
I. 1911—1933

Im Insel-Verlag, Leipzig

„Gedichte für ein Volk“. 110 S. 1917. „Das Neue Gedicht“. (Während des Krieges verboten). 192 S. 1918. „Verfall und Triumph“. Zwei Bände. 201 S. und 118 S. 1914. „Die heilige Schar“. 25 S. 1918. „Gedichte um Lotte“. 51 S. 1919. „Um Gott“. 329 S. 1921. „Hymnen“. 128 S. 1924.

Im Kurt Wolff Verlag, München

„An Europa“. Gedichte. 135 S. 1916. „Verbrüderung“. 43 S. 1916. „Päan gegen die Zeit“. Gedichte. 144 S. 1918. „Zion“. Dichtung. 28 S. 1920.

Im Verlag „Die Aktion“

„An Alle“. 38 S. 1919.

Im Verlag Aufmarsch, Leipzig

„Der Gestorbene“. Dichtungen, 44 S. 1921.

Im Paul Cassirer Verlag, Berlin

„Penthesilea“. Dichtung. Illustriert von Ludwig Meidner.

Im Schmiede-Verlag, Berlin

„Verklärung“. Gewidmet der Hungerhilfe für die UdSSR. 59 S. 1922. „Maschinenrhythmen“. 158 S. 1926.

Im Verlag Fechner

„Im Schatten der Berge“. Gedichte. 35 S. 1928.

Im Malikverlag, Berlin

„Am Grabe Lenins“. 40 S. 1924. „150 Millionen“. Nachdichtung des Epos von Majakowski. 1924. „Ein Mensch unserer Zeit“. Verse in Prosa. 188 S. 1930.

Im Taifunverlag Frankfurt

„Vorwärts, Du rote Front“. Essays. 125 S. 1924. „Arbeiter Bauern Soldaten“. Drama. 128 S. 1924.

Im Seeverlag O. Wöhrle, Konstanz

„Vernichtung. An die Deutschen. Mord.“ Drei Hymnen. 93 S. 1923.

Im Verlag H. F. S. Bachmair, München

„Der Ringende“. Kleisthymne. 8. S. 1911. „Die Gnade eines Frühlings“. Gedichte. 70 S. 1912. „Erde“. Ein Roman. 179 S. 1912. „De Profundis“. Dichtung. 52 S. 1913.

Im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin

„Ewig in Aufruhr“. 46 S. 1920.

Im Agisverlag Berlin (bzw. Viva)

„Roter Marsch. Der Leichnam auf dem Thron.“ Kurz nach dem Erscheinen verboten. 125 S. Viva 1925. „Die Straße“. Nachdichtung von Djemian Bedny. „Lewisite oder Der einzig gerechte Krieg“. Roman (Kurz nach dem Erscheinen verboten). 374 S. 1926. „Der Bankier reitet über das Schlachtfeld“. Erzählung. 91 S. Agis. 1926. „Die hungrige Stadt“. Mit einer Einleitung von Maxim Gorki. 56 S. Agis. 1927. „Graue Kolonnen“. 80 S. Viva. 1930 „Der große Plan“. Epos des sozialistischen Aufbaus. 100 S. 1931.

In der Universum-Bücherei, Berlin

„Der Mann, der in der Reihe geht“.

## II. Nach 1933 erschienen

„Neue Gedichte“ (3 Bände) in der Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter, Moskau. „Deutscher Totentanz“. 1933. Ebendort. „An die Wand zu kleben“. 1933. Ebendort. „Der verwandelte Platz“. Ebendort. „Deutschland“. Epos. Ebendort. „Der Mann, der alles glaubte“. Editions du Carrefour, Paris (169 S.) und Vegaar, Moskau 1935. „Ausgewählte Gedichte“. Verlag der nationalen Minderheiten, Kiew. „Der Glücksucher und die sieben Lasten“. In Vorbereitung.

## III. Übersetzungen

„Lewisite“ übersetzt ins Tschechische, Russische, Ukrainische, Weißrussische, Armenische. Gedichte ins Bulgarische und in die meisten Sprachen der UdSSR.

*W. R. Berendsohn*

## WALTER A. BERENDSOHN

Geboren 10. IX. 1884. 1907 Abitur eines Realgymnasiums, studiert in Berlin, Freiburg i.Br., München, Kiel. Dort Doktor Ende 1911. 1914 Assistent am Germanischen Seminar, 4. VIII. 1914 bis zum Waffenstillstand Kriegsdienst, Oktober 1915 Offizier. E.K. II und E.K. I und dgl., zweimal verwundet. Ende Februar 1919 aus dem Lazarett entlassen, zurück in die gleiche wissenschaftliche Stellung. 1920 Privatdozent an der Universität Hamburg, 1926 außerordentlicher Professor. Seit 1926 Mitglied der Sozialdemokratie, tätig auf kulturpolitischem Gebiet. Am 1. IV. 1933 erlebte ich den Judenboykott in Berlin. Am 7. VII. wurde ich ohne Pension aus meiner Stellung entlassen, am 15. VII. verließ ich Deutschland.

## Hauptsächlichste wissenschaftliche Arbeiten

(ohne Zeitschriftenaufsätze, Besprechungen u. dgl.)

„Stil und Form der Aphorismen G. Chr. Lichtenbergs“, Kiel 1912. „Der Impressionismus Hofmannsthals als Zeiterscheinung“. Hamburg 1920. „Goethes Kna-



hendichtung“. Hamburg 1922. „Grundformen volkstümlicher Erzählerkunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“. Hamburg 1922. „Der Stil Carl Spittlers“. Zürich und Leipzig 1923. „Noch ein Stück Knabendichtung Goethes“. (über Goethes Esther-Parodie) Hamburg 1924. „Zur Methode der Reimuntersuchung im Streit um Goethes Joseph“. Hamburg 1925. „Selma Lagerlöf“, Heimat und Leben, Künstlerschaft, Werke, Wirkung und Wert. München 1927, schwedisch: Stockholm 1928, dänisch: Kopenhagen 1928, englisch: London 1931, New York 1932. „Knut Hamsun, Das unbändige Ich und die menschliche Gemeinschaft“. München 1929. Mitarbeit am Handwörterbuch des deutschen Märchens. Berlin seit 1931.

#### Kulturpolitische Arbeiten:

Herausgegeben: „Zur Einführung ins akademische Leben“, 10 Hefte, Kiel 1909/14. „Die Studentenfahrt deutscher Studenten nach England 1910“. Kiel 1912. „Frei-studentische Innenarbeit“. Kiel 1913. „Die Ethik des studentischen Lebens“ Hamburg 1920. „Erdebundene Sittlichkeit“, Gedanken über Menschlichkeit. Leipzig 1923. „Der Freiheitskampf gegen die Trinksitten“. Bielefeld 1923. „Politische Führerschaft“, Leipzig 1924. Herausgegeben: Selma Lagerlöf, Heim und Staat. Leipzig 1925. „Schafft weltliche Feiern“. Ideen und Aufgabenkreis der freigeistigen Bewegung. Hamburg 1931. „Diesseits- oder Jenseitsglaube“. Hamburg 1932.

Über Verbote meiner Schriften in Deutschland kann ich keine genaueren Angaben machen. „Politische Führerschaft“ wird in Leipzig nicht ausgeliefert.

Seit 1933:

#### Wissenschaftliche Arbeiten:

„Zur Vorgeschichte des ‚Berwulf‘ mit Introdution von Otto Jespersen.“ Kopenhagen 1935. „Der lebendige Heine im germanischen Norden“, mit Einleitung von Johannes V. Jensen. Kopenhagen 1935.

#### Kulturpolitische Arbeiten:

„Weltkriegserinnerungen“. Prag 1934. deutsch 5 Auflagen, 5000 Ex. Kolding 1934—36. „Selma Lagerlöfs Friedensbotschaft“, dänisch: Kolding 1935, schwedisch: Stockholm 1936. „Die Trinksitten im deutschen Studentenleben, in Amerika und im Weltkrieg“, dänisch: Kopenhagen 1936.

*Karl Billinger*

### KARL BILLINGER

(Pseudonym) schrieb 1935 in der Emigration den Konzentrationslagerroman „Schutzhäftling 880“, Paris, Editions du Carrefour. Das Buch wurde unter dem Titel „Fatherland“ 1936 in New York englisch herausgegeben.

### HANS BINDER

Bin Arbeiter, 42 Jahre alt, geboren in Wien. 1931—1933 habe ich eine Anzahl Kurzgeschichten und Novellen für die „Rote Fahne“ geschrieben, später für die „Neuen Deutschen Blätter“ in Prag. Einige meiner Geschichten wurden ins Holländische übersetzt.

Größere Werke schrieb ich nicht, da ich infolge meiner schlechten wirtschaftlichen Lage nur kurze schriftstellerische Sachen zu vollbringen imstande bin.

*Hans Binder*

## ERNST BLOCH

Geboren am 8. Juli 1885 in Ludwigshafen.

Ich veröffentlichte:

„Geist der Utopie“ (1. Auflage 1918 Duncker und Humblot, München, 2. Auflage 1923 Paul Cassirer, Berlin). „Thomas Münzer als Theologe der Revolution“, (1921 Kurt Wolff, München). „Spuren“ (1930 Paul Cassirer, Berlin). „Erbschaft dieser Zeit“ (1935 Oprecht und Helbling, Zürich).

Diese Bücher sind in Deutschland verboten. Ihre Auslieferung hat Oprecht und Helbling, Zürich.

*Ernst Bloch.*

## HERMANN BORCHARDT

Ich bin am 7. Oktober 1871 in Berlin geboren. Komme mütterlicherseits aus einer altangesehenen berliner jüdischen Familie.

Ich war vier Jahre Kaufmann, diente ein Jahr in München beim Militär, war Hilfsarbeiter des statistischen Amtes in Berlin. Inzwischen war ich 25 Jahre geworden, studierte dann sechs Semester an der Universität in Berlin als Externer Kunst- und Literaturgeschichte und ein wenig Philosophie.

Veröffentlicht sind einige vierzig Bände von mir. Es sind Romane, Novellen und Essaybände und einiges Kunstgeschichtliches. Dem Berliner Verlag Ullstein gehörte ich als ständiger Mitarbeiter durch bald 35 Jahre an. Übersetzt bin ich mit einzelnen oder mehr Werken wohl in alle europäischen Sprachen. Drei sind verbrannt worden, ut aliquid fiat. Ich hätte andere ausgesucht. Seit März drei- unddreißig lebe ich in Holland.

Seit ich Holland für Deutschland eintauschte, sind fünf Bände von mir erschienen. „Ruths schwere Stunde“, „Eine Zeit stirbt“, „Rosenmilch“, „Der etruskische Spiegel“, „BM der unbekannte Fußgänger“. Sie fanden eine glänzende Kritik und, soweit mir bekannt, einen miserablen Verkauf, wenigstens den Abrechnungen nach.

*Ging Hermann Borchardt*

## RUDOLF BRAUNE

Geboren 1907. Ertrank 1932 im Rhein. „Das Mädchen an der Orga Privat“, Roman, 1930. „Junge Leute in der Stadt“, Roman, Agis-Verlag, 1932, 372 S.

## BERTOLT BRECHT

Geboren 1898 in Augsburg. Studierte Naturwissenschaften und Medizin. Kam dann als Dramaturg und Regisseur an die Münchner Kammerspiele. Schrieb ein Stück „Trommeln in der Nacht“, das 1923 über alle deutschen Bühnen ging und bekam den höchsten deutschen Preis für Dramatik, den Kleistpreis. Nach einer Inszenierung an den Münchner Kammerspielen wurde er von Max Reinhardt als Regisseur an das Deutsche Theater in Berlin engagiert. Machte methodisch Kopien elisabethanischer, spanischer und chinesischer Stücke, darauf eine Serie von Aufführungen eigener Stücke. Beginnend mit der „Dreigroschenoper“ stellte sich das Schiffbauerdammtheater in Berlin für Brechts eptisches Theater zur Verfügung. Eine Gruppe von jungen Schauspielern begann unter seiner Lei-

tung mit der Ausbildung eines epischen Darstellungsstiles. Brecht beteiligte sich gleichzeitig an den Experimenten Piscators und schrieb für die Piscatorbühne „Der brave Soldat Schweijk“ (nach dem Roman Hašek).

Für die internationalen Musikfestspiele schrieb und inszenierte er 1927 „Das kleine Mahagonny“ (Musik Weill); 1929 „Flug der Lindberghs“, ein Lehrstück für die Zusammenarbeit von Radio und Schulen (Musik Hindemith und Weill) und das „Badener Lehrstück“ (Musik Hindemith). Während der Berliner Musikwoche 1930 wurde „Der Jasager“, eine kleine Oper für Kinder (Musik Weill) aufgeführt. „Die Maßnahme“, ein Lehrstück für Arbeiterchöre (Musik Eisler) wurde 1930 in Berlin aufgeführt.

Für das Radio bearbeitete er seine Stücke „Mann ist Mann“ und „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“ sowie Shakespeares „Hamlet“ und „Macbeth“.

Für S. Th. Dudow schrieb er den Film „Kuhle Wampe“.

#### Veröffentlichte Schriften vor 1933:

„Trommeln in der Nacht“, Drama, Propyläen-Verlag 1922, 98 S. „Das Leben König Eduards II.“, Historie, Kiepenheuer Verlag 1924, 121 S. „Baal“, Dramatische Biographie, Kiepenheuer Verlag 1924. „Hauspostille“, Propyläen Verlag 1925, 156 S. „Im Dickicht der Städte“, Schauspiel, Propyläen Verlag 1927, 120 S. „Mann ist Mann“, Die Verwandlung des Packers Galy Gay in den Militärbaracken von Kilkoa, Lustspiel, Propyläen Verlag 1926, 159 S. „Die Augsburger Sonette“, Privatdruck.

Ab 1930 Publikation der „Versuche“ mit Beiträgen zu einer nichtaristotelischen Dramatik, Kiepenheuer Verlag: 1. Der Flug der Lindberghs (Radiolehrstück für Kinder. — Radiotheorie. — Geschichte von Herrn Keuner. — Fatzer, 3. 2. Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny (Oper, Musik Weill). — Über die Oper. — Aus dem Lesebuch für Städtebewohner. — Das Badener Lehrstück. 3. Die Dreigroschenoper (Musik Weill). — Der Dreigroschenfilm. — Der Dreigroschenprozeß. 4. Der Jasager und der Neinsager. — Die Maßnahme (Lehrstück). 5. Die Heilige Johanna der Schlachthöfe (Schauspiel). — Geschichten von Herrn Keuner. 6. Die drei Soldaten (ein Kinderbuch, mit Zeichnungen von Grosz). 7. Die Mutter (Schauspiel, nach Gorkis Roman, Musik Eisler). — Geschichten aus der Revolution.

#### Nach 1933:

„Dreigroschenroman“, Allert de Lange, Amsterdam 1934, 492 S. „Lieder, Gedichte, Chöre“, Editions du Carrefour, Paris, 116 S. „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“, Essay, Editions du Carrefour, Paris. „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“, ein Greuelmärchen, (Musik Eisler), Malik-Verlag, London. „Über den Verfremdungseffekt auf der chinesischen Bühne“, Life and Letters.

*Brecht.*

## WILLI BREDEL

Geboren 1901, Sohn eines Zigarrenarbeiters. Besuchte die Hamburger Volksschule, arbeitete als Dreher auf den Hamburger Werften und in Metallbetrieben. 1916 in der Arbeiterjugend, später Spartakusbund. Seit Existenz der Kommunistischen Partei Mitglied und Funktionär. 1923 nach dem Oktoberaufstand in Hamburg zum erstenmal im Gefängnis. Dann Seefahrt: Reisen nach Italien, Spanien, Nordafrika. Seit 1928 Redakteur in der „Hamburger Volkszeitung“. 1930–32 Festungshaft wegen „literarischen Hochverrats“, begangen durch zwei Zeitungsartikel. 1933–1934 13 Monate im Konzentrationslager Fuhlsbüttel bei Hamburg. 1935 ausgebürgert. Seit Ende 1934 in Moskau.



**Veröffentlichte Bücher vor 1933:**

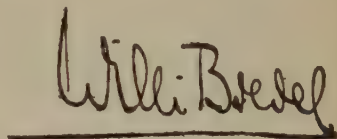
„Maschinenfabrik N. u. K.“ Roman 1930. Internationaler Arbeiterverlag, Berlin.  
„Rosenhofstraße“, Roman 1931. Internationaler Arbeiterverlag, Berlin. „Eigentumsparagraf“, Roman 1932 (nur russisch und ukrainisch).

**Nach 1933:**

„Die Prüfung“, Roman 1935, Malik-Verlag, London. „Der Spitzel“, Erzählungen, 1936. Malik-Verlag, London.

**Übersetzungen:**

„Maschinenfabrik N. u. K.“: russisch, ukrainisch, dänisch, jiddisch, esperanto, holländisch, japanisch. „Rosenhofstraße“: russisch, ukrainisch, holländisch, jiddisch, esperanto. „Die Prüfung“: russisch, ukrainisch, grusinisch, armenisch, tatarisch, jiddisch, französisch, holländisch. „Der Spitzel“: russisch, ukrainisch, jiddisch.



**MAX BROD**

Geboren am 27. Mai 1894 in Prag, Dr. jur. — lebt in Prag.

**Vor 1933 veröffentlicht:**

**Prosa:**

„Tod den Toten“, Novellen, 1906. „Schloß Nornepygge“, Roman, 1908. „Erziehung zur Hetäre“, Novellen 1909. „Ein tschechisches Dienstmädchen“, Roman 1909. „Jüdinnen“, Roman 1911. „Arnold Beer“, Schicksal eines Juden, Roman 1912. Weltanschauung und Begriff, 1913. „Drocak, der Volkskönig“, 1914. „Die Einsamen“, Roman. „Experimente“, Geschichten. „Weberwirtschaft“, sechs Erzählungen. 1913. „Über die Schönheit Häßlicher“, Bilder. 1913. „Tycho Brahes Weg zu Gott“, Roman 1916. „Jenufa“, O. von Janček 1917. „Die erste Stunde nach dem Tode“, eine Gespenstergeschichte, 1917. „Das große Wagnis“, Roman 1919. „Heidentum, Christentum, Judentum“, 1921. „Frenzel“ Roman 1922. „Leben mit einer Göttin“, Roman 1923. „Réubeni“, Roman 1925. „Die Frau, nach der man sich sehnt“, Roman 1927. „Zauberreich der Liebe“, Roman. „Stefan Rott oder das Jahr der Entscheidung“, Roman. Herausgegeben Jahrbuch für Dichtkunst „Arkadia“ 1913.

**Dramatisches:**

„Die Retterin“, Schauspiel. „Abschied von der Jugend“, Drama, 1912. „Eine Königin Esther“, Schauspiel 1913. „Der Fälscher“, Schauspiel 1920. „Klarinas halbes Herz“, Lustspiel 1923. „Prozeß Bunterbart“, Schauspiel 1924.

**Lyrik:**

„Der Weg der Verliebten“, 1907, „Tagebuch in Versen“, Gedichte 1910. „Die Höhe des Gefühls“, Szenen, Verse, Tröstungen, 1912. „Das Buch der Liebe“, 1921. „Franz oder eine Liebe zweiten Ranges“, 1922.

**Nach 1933 erschienen:**

„Die Frau, die nicht enttäuscht“, Roman, Allert de Lange, Amsterdam. „Novellen aus Böhmen“, Allert de Lange, Amsterdam. „Heinrich Heine, Biographie“, Allert de Lange, Amsterdam. „Rassentheorie und Judentum“, R. Löwit, Verlag

Wien. 1936. „Die Berauschten“, Roman, Allert de Lange, Amsterdam. „Annerl“, Roman, Allert de Lange, Amsterdam. 1937.

Max Brod

## FERDINAND BRUCKNER

(Pseudonym) geboren 1891. Meine Dramen sind: „*Krankheit der Jugend*“, veröffentlicht und deutsch gespielt 1926, übersetzt und aufgeführt in vielen Ländern. „*Die Verbrecher*“, veröffentlicht und aufgeführt 1928, übersetzt und aufgeführt in fast allen Sprachen, auch russisch in Riga. „*Elisabeth von England*“, veröffentlicht und aufgeführt 1929, ebenfalls übersetzt und aufgeführt in fast allen Sprachen. Diese Bücher wurden April 1933 in Deutschland verboten und in Berlin, München und anderen Universitätsstädten verbrannt.

Nach 1933:

„*Die Rassen*“, ein Schauspiel, das die ersten Monate der Hitlerdiktatur behandelt. Deutsch aufgeführt im Winter 1933/34 in Zürich, in Paris, Holland, Polen, Dänemark, Schweden, Tschechoslowakei, Argentinien, Brasilien, Vereinigte Staaten von Amerika. In England und Italien verboten. „*Napoleon der Erste*“, Uraufführung in New York am 21. Dezember 1936, in 11 Sprachen bisher angenommen.

F. Bruckner

## ALFRED DÖBLIN

Geboren in Stettin (Pommern), 10. 8. 1878, kam mit meiner Familie 1888 nach Berlin, wo ich bis 1933 lebte. Besuchte die Volksschule, kam auf das Gymnasium als Freischüler, studierte Medizin, wurde 1905 als Arzt approbiert und machte das Doktorexamen, ließ mich 1911 in Berlin nieder, übte ärztliche Praxis bis zuletzt. Kassenpraxis wurde mir 1933 als Mitglied des Vereins sozialistischer Ärzte abgesprochen.

Literarische Arbeiten ab 1900. Hauptsächlich Episches, auch Dramen, Philosophie, Ästhetik, literarische und politische Kritik (als „Line Poot“). 1926 Mitglied der Preußischen Akademie der Künste, 1933 zum Austritt gezwungen.

Romane:

„Der schwarze Vorhang“ 1902. „Die drei Sprünge des Wang-lun“ 1913, französisch übersetzt. „Wadzeks Kampf mit der Dampfmachine“ 1915. „Berge, Meere und Giganten“, 1923, italienisch übersetzt. „Wallenstein“. Zwei Bände. 1918, tschechisch übersetzt. „Manas“. 1926. „Berlin-Alexanderplatz“, 1928 (französisch, englisch, amerikanisch, italienisch, spanisch, holländisch etc.).

Philosophie und Essays.

„Das Ich über der Natur“ 1907. „Unser Dasein“ 1932.

Zeitkritik:

„Gespräche mit Kalypso über Musik“ 1907. „Der deutsche Maskenball“ 1922. „Reise in Polen“ 1926.

Autobiographisches:

„Zu Haus und auf der Straße“ 1928. „Wissen und Verändern“ 1931.

**Dramen:**

„Lusitania“ 1920. „Die Nonnen von Kemnade“ 1921. „Die Ehe“ 1929.

**Novellenbände:**

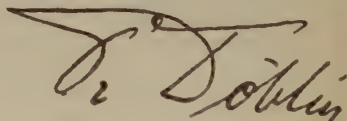
„Ermordung der Butterblume“ 1911. „Die Lohensteiner reisen nach Böhmen“ 1916. „Ritter Blaubart und Miß Ilsebell“ 1917.

Der Vertrieb meiner meisten Bücher wurde 1933 meinen Verlegern ausdrücklich untersagt; ich gehörte auch zu den „verbrannten“ Autoren.

**In der Emigration verfaßt:**

„Babylonische Wanderung“, Roman, Querido-Verlag, Amsterdam. „Pardon wird nicht gegeben“, Roman, Querido-Verlag, Amsterdam (übersetzt englisch, italienisch, polnisch). „Jüdische Erneuerung“, Essays, Querido Verlag, Amsterdam. „Flucht und Sammlung des Judentums“, Essays, Querido Verlag.

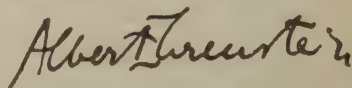
Ich verließ Ende Februar 1935 Deutschland, weil ich mich (nach zahllosen Presseangriffen) bedroht fühlte. Außerdem, warum sollte ich in Deutschland sein, wo man meine Bücher verbot und „verbrannte“, mich aus der Akademie wies, wo kein Verleger meine neuen Arbeiten drucken konnte, da ich nicht zur Schriftstellerorganisation zugelassen war, — wo man mir die ärztliche Kassenpraxis nahm, — meinen Söhnen die Berufe sperrte, — und von wo man mir (merkwürdiger Scherz) zum Schluß noch ins Ausland eine große Steuerforderung nachschickte?



**ALBERT EHRENSTEIN**

Am 22. Dezember 1886 geboren und aufgewachsen im Wiener Arbeiterbezirk Ottakring. Von meinen Werken wurde die kriegsfeindliche, während des Krieges in Berlin erschienene Gedichtsammlung „Die rote Zeit“ von der Polizei des „Dritten Reiches“ beschlagnahmt und vernichtet. Es folgte das Verbot meiner Aufsatzreihe „Menschen und Affen“ (wohl wegen Essays über Kommunismus). Auch die Verbreitung meiner Lukian-Übersetzungen wurden untersagt, sogar meine seit Anfang 1933 im Satz stehenden Nachdichtungen klassischer Lyrik der Chinesen „Das gelbe Lied“ wurden im Keime erstickt: weder eine deutsche noch eine jüdische Buchgemeinschaft durfte sie edieren (vermutlich ob ungemeiner Reichsgefährlichkeit dieser mindestens seit der Zeit Karls des Großen beliebten Gedichte). Der Inselverlag brachte in der Inselbücherei mein erstes (von Oskar Kokoschka illustriertes, einst auch ins Kroatische übersetztes) Buch „Tubutsch“ vornehm zum Verschwinden. Philipp Reclam entfernte „Dem ewigen Olymp“ aus dem braunen Flachland seiner längst nicht mehr universalen Universalbibliothek. Rar geworden sind infolge der literarischen Mordbrennerei der Hitler-Analphabeten meine Novellen „Ritter des Todes“, gleich der bis 1931 reichenden Gedicht-Gesamtausgabe „Mein Lied“. Von einem durch mich deutsch verbreiteten chinesischen Roman „Räuber und Soldaten“ sind nur noch englische, amerikanische, demnächst auch tschechische, serbische und magyarische Ausgaben erhältlich.

In englischen und französischen Kolonien erkannte ich in den zwanziger Jahren, daß nur der echte Marxismus „Eingeborene“ befreien wird, 1934 lehrte mich eine Reise in der Sowjetunion, daß er dies dort überall bereits längst getan hat.





## FRITZ ERPENBECK

Eigentlich wollte ich Schiffsingenieur werden. Aber das ist in den kapitalistischen Ländern nur möglich, wenn man bei der Wahl seiner Eltern vorsichtig war, und ich war das nicht. So lernte ich Schlosser. Während der fast vier Jahre an der Front holte ich mir drei Gasvergiftungen und einige Verwundungen, dazu einige unklare Erkenntnisse von den Kräften, die die Welt bewegen. In den folgenden Jahren schrieb ich einige Stücke, von denen eines, Lustspiel in Versen, aufgeführt wurde; es war schlecht, aber es gefiel. Ich wurde Journalist und schrieb rund 1500 Berichte aus berliner Gerichtssälen, schrieb Reportagen, Szenen für proletarische Spieltruppen und schließlich Kurzgeschichten, von denen eine vom Moskauer Schriftstellerverband bei einem Preisausschreiben für die beste Prosaarbeit gegen den Krieg mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Nach Einbruch der Hitlerbarbarei war ich gezwungen, zunächst in Berlin „unterzutauchen“. Einige Monate später wurde ich in die Redaktion einer im Auslande erscheinenden antifaschistischen Zeitschrift berufen, die mich nach etwa zwei Jahren Mitarbeit als ihr Korrespondent in die Sowjetunion sandte. Im vorigen Jahr erschien bereits ein Novellenband von mir bei der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der Sowjetunion: „*Aber ich wollte nicht feige sein*“, ferner eine kürzere Novelle als Bändchen einer vom gleichen Verlag herausgegebenen Massen-Serie. Einen Roman, in dem ich das Leben der Emigration zu gestalten versuche und dessen erstes Kapitel ich bereits im Auslande schrieb, konnte ich hier, dank den herrlichen Arbeitsbedingungen, vollenden.

*Fritz Erpenbeck*

## THEODOR FANTA

Als der Krieg ausbrach, war ich zehn Jahre alt. Ich bin in Teplitz-Schönau, an der böhmischen Grenze, geboren. 1924/25 war ich Feuilleton-Redakteur am „Berliner Börsen-Courier“. Nachdem ich während der folgenden Jahre viel für viele Zeitungen gearbeitet hatte, war mir das Photographieren die Erlösung vom Für-Zeitungen-Schreiben. Ich photographierte auf Reise für Zeitschriften („Das Illustrierte Blatt“ der „Frankfurter Zeitung“, „Funkstunde“ etc., etc.), schrieb nur das Notwendigste zu den Photos, erholte mich vom Artikelschreiben. Noch im Januar 1933 wurde „*Der letzte Floh*“ vom Bühnenvertrieb „*Die Wende*“ verschickt. In der Emigration veröffentlicht: „*Die Kinder des unbekannten Soldaten*“, drei Kapitel Hitlerjugend (aufgeführt in Paris). Dieses Theaterstück über die Hitlerjugend wird ins Französische übersetzt.

Im April 1933 fuhr ich von Berlin nach Prag, vom 30. Mai 1933 an lebe ich in Paris.

*Theodor Fanta*

## LION FEUCHTWANGER

Geboren am 7. Juli 1884, studierte in Berlin und München, Dr. phil., hielt sich vor dem Krieg viel im Ausland auf, zumeist in Italien, geriet 1914 in Kriegsgefangenschaft, entflo, leistete Kriegsdienst in der deutschen Armee, war 1933, während des faschistischen Staatsstreiches in Deutschland, in Amerika; sein Haus

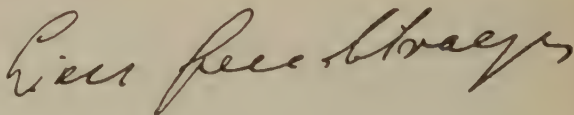
in Berlin wurde als erstes geplündert, sein Vermögen beschlagnahmt; seine Name stand auf der ersten Liste der aus Deutschland Ausgebürgerten.

Veröffentlichte vor 1933:

„Die Einsamen“, 1903. „Kleine Dramen“, 2 Bände 1905-06. „Der Fetisch“, 1907. „Die Perser des Aischylos“, Drama 1915. „Julia Farnese“, ein Trauerspiel, München 1915 — 93 S. „Warren Hastings, Gouverneur von Indien“, Schauspiel, München 1916. „Der König und die Tänzerin“, 4 Akte, München 1917 — 126 S. „Vasantasena“, ein Schauspiel, 3 Akte, München 1917, rev. Ausgabe, Potsdam 1923. „Friede“, ein burleskes Spiel nach dem Aristophanes, München 1917 — 122 S. „Die Kriegsgefangenen“, Schauspiel, München 1917 — 122 S. „Thomas Wendt“, Drama, München, 1919 — 252 S. „Gespräche mit dem Ewigen Juden“, München 1920. „Der Amerikaner oder Die entzauberte Stadt“, München 1921 — 128 S. „Der holländische Kaufmann“, Schauspiel 1921 — 113 S. „Der Frauenverkäufer“, Schauspiel, 3 Akte, 1923 — 105 S. „Die häßliche Herzogin“, Roman 1923 (Neue Ausgabe Potsdam 1930) 318 S. „Jud Süß“, Roman, München 1925 — 611 S. „Eduard II. von England“, histor. Drama, Potsdam 1925 — 121 S. „Angelsächsische Trilogie“, Berlin 1927 — 310 S. „Pep, Wetcheeks Amerikanisches Liederbuch“, Gedichte, Potsdam 1927 — 26 S. „Erfolg, Drei Jahre Geschichte einer Provinz“, Roman, Potsdam 1930, 2 Bände — 583 S. u. 388 S. „Der Jüdische Krieg“, Roman, Berlin 1932.

Nach 1933:

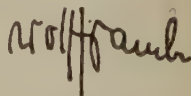
„Die Geschwister Oppenheim“, Roman, Amsterdam 1933. „Marianne in Indien“, Erzählungen, Paris 1934. „Die Söhne“, Roman, Amsterdam 1935. „Stücke in Prosa“, Amsterdam 1935 — 432 S. „Der falsche Nero“, Roman, Amsterdam 1936. Sämtliche Bücher sind in fast alle Kultursprachen übersetzt und im faschistischen Deutschland verboten.



**WOLF FRANCK**

Geboren am 18. Februar 1902. Ich entstamme der aufgeklärten mittleren jüdischen Bourgeoisie Berlins. Gymnasium. Mehrere Semester Nationalökonomie, Philosophie, Geschichte, Geographie. Später Tätigkeit bei einem Syndikus wirtschaftlicher Verbände. Bis zum Ausbruch der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vier Jahre in der zentralen politischen Nachrichtenredaktion der deutschen Rundfunksender in Berlin.

Vom Herbst 1934 bis zum Herbst 1935 gab ich die Wochenschrift „Heute und Morgen“ heraus. Im Herbst 1935 publizierte ich eine Broschüre „Führer durch die deutsche Emigration“.



**BRUNO FRANK**

Geboren in Stuttgart am 13. Juni 1887, als Sohn eines jüdischen Kaufmanns. Erste Publikation 1905. Von Beginn an freier Schriftsteller. Juristische, soziologische, philosophische Studien. Reisejahre. Kriegsdienst. Jahre in Bayern auf dem Lande. Bis 1933 Wohnsitz in München. Seither meist in England. Ver-

ieß Deutschland am Tage nach dem Reichstagsbrand, im Bewußtsein, daß es mit Gesittung, geistigem Anstand und unabhängiger Arbeit hier auf längere Zeit vorbei sein werde. Aus der nachstehenden Aufstellung der Arbeiten sind eine Anzahl von Publikationen weggeblieben, die der Erwähnung nicht mehr wert erscheinen.

**Romane:**

„Die Fürstin“. „Die Nachtwache“. „Trenck“, Roman eines Günstlings. „Cervantes“.

**Novellen:**

„Politische Novelle“. „Tage des Königs“, Cyklus von Novellen. „Der Magier“. „Erzählungen“. „Ein Konzert“.

Diese Bücher, mit Ausnahme der „Fürstin“, wurden in 5, 6 Sprachen übersetzt. „Cervantes“ in fast alle europäischen Sprachen, als erstes der Bücher auch in die russische.

Von den zwölf oder dreizehn Bühnenstücken können erwähnt werden: „Die Schwestern und der Fremde“, Schauspiel. „Zwölftausend“, Schauspiel. „Sturm im Wasserglas“, Komödie. „Nina“, Komödie. „Der General und das Gold“, Schauspiel.

Von ihnen sind „Zwölftausend“, „Sturm im Wasserglas“ und „Nina“ mehrfach übersetzt und auch außerhalb Deutschlands viel gespielt worden.

**Gedichtbücher:**

„Requiem“. „Die Schatten der Dinge“. „Die Kelter“.

Es war keine Gewißheit darüber zu erlangen, ob ein generelles Verbot ergangen ist. Das Verbot steht fest für die „Politische Novelle“, „Tage des Königs“ und „Trenck“. Seit Beginn der Hitlerei wurde nur der Roman „Cervantes“ veröffentlicht, ein neuer Roman, „Der Reisepaß“, erscheint 1937.



**LEONHARD FRANK**

Geboren am 4. September 1882 in Würzburg.

Er veröffentlichte vor 1933:

„Die Räuberbande“, Roman, 1914. „Die Ursache“, 1915. „Der Mensch ist gut“, 1918. „Der Bürger“, Roman, 1924. „Das Ochsenfurter Männerquartett“, „Karl und Anna“, Roman. „An der Landstraße“, Erzählung. „Die Schicksalsbrücke“, Erzählung. „Im letzten Wagen“, Novelle. „Von drei Millionen drei“ Roman, 1932.

Nach 1933:

„Die Traumgefährten“, Querido Verlag, Amsterdam, 1936.

**BRUNO FREI**

Ich bin am 11. Juni 1897 in Preßburg geboren. Mein Vater war ein „Agent in Drucksachen“. Mit 12 Jahren kam ich nach Wien. Mit 15 begann ich zu studieren und zugleich mein Leben zu verdienen. Mitten im Krieg erschien mein erster Zeitungsartikel im „Abend“, der damals einen mutigen Kampf gegen den Krieg führte. Aus einem Gefühlsozialisten wurde ich, über die sozialistische Studentebewegung, zum Sozialdemokraten. Bis 1927 der Wiener Justizpalast brannte. Die Kapitulation der SPÖ vor dem Heimwehfaschismus entschied meine politische



Entwicklung. 1928 war ich zum erstenmal in der Sowjetunion. 1929 vertraute man mir die Leitung der proletarischen Zeitung „Berlin am Morgen“ an. Publizistische Kämpfe brachten mich einige Male vor das Gericht der Weimarer Republik. Aus Hitlerdeutschland auch formell ausgewiesen, schreibe ich nur noch für Deutschland.

Ich veröffentlichte folgende Werke:

„Wiener Wohnungselend“ (1918). „Das Elend Wiens“ (1921). „Jüdisches Elend in Wien“ (1920). „Gespräch über das Glück“ (1920). „Die roten Matrosen von Cattaro“ (1927). „Im Lande der fluchenden Rabbis und der hungernden Bauern“ (1927). „Im Lande der roten Macht“ (1928). „Wider den Hellschwindel“, zusammen mit Dr. Botho Laserstein (1933). „Hanussen“ (1934), übersetzt ins Dänische und Tschechische.

*Rudolf Fuchs*

## RUDOLF FUCHS

Ich bin 1890 geboren und lebe ständig in Prag. Vor dem Kriege war ich ein Jahr in Berlin, während des Krieges zwei Jahre in Wien.

Ich habe folgende Bücher herausgegeben:

„Meteor“, Gedichte, Saturnverlag Herrmann Meister, Heidelberg 1913. „Schlesische Lieder“ des Petr Bezruč, Übersetzung aus dem Tschechischen. Dieses Buch ist bei Kurt Wolff 1917 erschienen und war in Österreich-Ungarn wegen seines revolutionären Inhalts verboten. „Karawane“, Gedichte, Kurt Wolff Verlag, Leipzig (1919). „Lieder eines schlesischen Bergmannes“ von Petr Bezruč (Der schlesischen Lieder zweiter Teil), Übersetzung aus dem Tschechischen, Kurt Wolff Verlag, München (1926). „Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung“.

„Aufruhr im Mansfelder Land“, Drama. Neuer Deutscher Verlag Willi Münzenberg, Berlin (1928). „Kannitverstan“, ein Drama. Nur als Bühnenmanuskript bei Felix Blochs Erben, Berlin-Wilmersdorf erschienen (1929).

Seit Beginn der Hitler-Diktatur konnte ich nichts mehr veröffentlichen. In diesem Jahr ist nur ein kleiner Privatdruck erschienen, der Epitaphe von Bezruč mit meinen Übersetzungen ins Deutsche enthält.

*Rudolf Fuchs*

## ERNST GLAESER

Geboren am 29. Juli 1902.

Vor 1933 veröffentlicht:

„Überwindung der Madonna“, Drama, 1924. „Jahrgang 1902“, Kiepenheuer, 354 S., 1928. Herausgegeben: „Fazit“ ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik, Hamburg, Gebr. Enoch, 315 S. „Frieden“, Roman, Kiepenheuer, 389 S., 1930. Herausgegeben zusammen mit Weiskopf: „Der Staat ohne Arbeitslose“, Drei Jahre Fünfjahrplan, Kiepenheuer, 198 S., 1931. „Das Gut im Elsaß“, Roman, Kiepenheuer, 288 S., 1932.

Nach 1933 veröffentlicht:

„Der letzte Zivilist“, 1935 (auch übersetzt ins Englische). „Das Unvergängliche“, Erzählungen, Amsterdam, Querido Verlag, 1936.

## OSKAR MARIA GRAF

Ich bin am 22. Juli 1894 in Berg am Starnbergersee in Oberbayern geboren. Mein Vater war Bäckermeister und meine Mutter eine Bauerntochter. Wie alle meine Brüder erlernte ich das väterliche Handwerk und übte es auch aus, als ich, kaum siebzehnjährig, in die Fremde gegangen war. Außerdem war ich Müller, Postaus Helfer, Plakatausträger, Liftboy, Vagabund, schließlich Soldat an der russischen Front. Als ich zum Kriegsdienst eingezogen wurde, waren jene Intellektuellen, von denen ich soviel gelernt hatte, längst als Freiwillige ins Feld gerückt. Ich beschloß, ganz für mich und auf meine Kosten den Krieg zu „liquidieren“ und hoffte insgeheim, mein Beispiel würde auch auf andere wirken. Ich verweigerte im Felde den Offizieren den Befehl, sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, machte den ersten Hungerstreik, wurde vierzehn Monate ins Irrenhaus gesperrt und schließlich aus dem Heeresdienst entlassen. Ich war Sozialist aus Einsicht und Überzeugung geworden und versuchte seitdem mit der Arbeiterschaft in allen ihren Organisationen für die Einheitsfront aller Sozialisten zu kämpfen und daneben schrieb ich auch Bücher.

Seit Hitlers Machtantritt lebe ich in der Emigration. Bis zum Februar-Aufstand der österreichischen Arbeiter im Jahre 1934 lebte ich in Wien. Dort ereignete es sich, daß das derzeitige deutsche Regime anläßlich der berühmten Bücherverbrennungen meine Werke auf die Liste der empfohlenen Literatur setzte. In der Arbeiterzeitung vom 11. Mai 1933 veröffentlichte ich daraufhin den bekannten Protest „Verbrennt mich“, welcher in der ganzen Weltpresse erschien. Nun erst wurden auch meine Bücher verfeimt und verboten im Dritten Reich. Kurz darauf wurde ich „aus dem deutschen Reiche ausgebürgert“. Seit März 1934 lebe ich in Brünn in der Tschechoslowakei. Von hier aus habe ich im August des gleichen Jahres den Unionskongreß der Sowjetschriftsteller in Moskau besucht und die UdSSR drei Wochen bereist. Dies gehört zu den glücklichsten Erlebnissen, die ich hatte.

### In Deutschland erschienene Bücher:

„Die Revolutionäre“, Gedichtzyklus, Dresdner Verlag 1917, 12 Seiten. „Amen und Anfang“, Gedichte, Verlag H. F. S. Bachmair, München 1918, 68 S. „Maria Uhden“, Monographien über Künstler, Verlag Klinckhardt und Biermann, Leipzig 1919, 13 S. „Ua-Pua“, Indianerdichtungen, Verlag Habel und Neumann, Regensburg 1921. „Frühzeit“ (1. Teil der Autobiographie „Wir sind Gefangene“) 1922, 147 S. „Georg Schrimpf“ mit einer Selbstbiographie des Künstlers, Leipzig 1923, 16 S. „Die Traumdeuter“. Aus einer alten bayrischen Familienchronik (Erzählung), Freiburg, Herder 1924, 70 S. „Die Chronik von Flechting“. Ein Dorfroman, München, Drei Masken, 1925, 271 S. „Finsternis“ (6 Dorfgeschichten) Drei Masken Verlag, München-Berlin 1926, 231. „Licht und Schatten“ (proletarische Märchen), Verlag Neue Gesellschaft, Berlin 1926, 100 S. „Wir sind Gefangene“ (Autobiographie) München, Drei Masken, 1926. „Bayrisches Lesebüchlein“ (Bauernsatiren), Verlag Günther Lange, München 1927, 124 S. „Heim-suchung“ (Bauernroman), Verlag Engelhorns Nachf., Stuttgart 1927, 304 S. „Im Winkel des Lebens“ (Erzählungen), Büchergilde Gutenberg, Berlin 1927, 198 S. „Wunderbare Menschen“, Verlag Engelhorns Nachf., Stuttgart 1928. „Bayrischer Dekameron“, erotische Bauerngeschichten, Wien, Verlag für Kulturforschung, 209 S., 1929. Erweiterte Volksausgabe Zinnen-Verlag, Wien-Basel-Leipzig. „Kalendergeschichten“ (54 Erzählungen in 2 Bänden), Drei Masken Verlag, M.B., 408 u. 402 S., 1930. „Bolwieser“ (Roman eines Ehemanns), Drei Masken Verlag, 1931. „Dorfbanditen“ (Jugenderinnerungen), Drei Masken Verlag, 1931. „Notizbuch eines Provinzschriftstellers“ (Satiren), Zinnenverlag Wien-Basel-Leipzig 1932. „Einer gegen Alle“ (Nachkriegsroman), Universitas Verlag, Berlin 1932.

### Nach 1933 im Ausland erschienene Bücher:

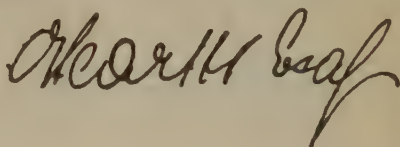
„Der harte Handel“ (Bauernroman) Querido Verlag, Amsterdam. 1934. „Der Abgrund“ (Zeitroman) Malik-Verlag, Prag-London. 1935.

**Übersetzungen meiner Bücher:**

„Licht und Schatten“, finnisch. „Wir sind Gefangene“, französisch, russisch, englisch. „Bolwieser“, englisch. „Einer gegen Alle“, englisch, russisch. „Der harte Handel“, russisch. „Der Abgrund“, russisch. Verschiedene Dorferzählungen russisch in der Ogonjok-Bibliothek.

**Verfemt und verboten:**

nach meinem Protest „Verbrennt mich“ folgende Bücher im Dritten Reich: „Wir sind Gefangene“. Drei Masken Verlag, sofort und vorher! Alle, außer „Kalendergeschichten“, „Heimsuchung“, „Wunderbare Menschen“, doch dürften auch die letzteren nicht mehr verkauft werden.



**KARL GRÜNBERG**

Geboren 1891, veröffentlichte:

„Brennende Ruhr“, Rudolstadt, Greifenverlag, 1929, 409 S. „Was geht im kollektivierten Sowjetdorf vor?“ Viva 1931 (Broschüre).

**E. J. GUMBEL**

Ich bin am 18. Juli 1891 in München geboren und studierte dort von 1910 bis 1914 Mathematik, daneben Nationalökonomie. 1913 wurde ich Assistent im Seminar für Statistik und Versicherungswissenschaft und promovierte 1914 summa cum laude.

Der Krieg brachte mich zu den Unabhängigen Sozialdemokraten. 1922 forderte mich die Universität Heidelberg zur Habilitation als Statistiker auf; 1924 erhielt ich einen Lehrauftrag für dieses Fach.

In meinen politischen Büchern habe ich die Systematik gezeigt, mit der die deutschen Nationalisten ihre Gegner, vor allem die Führer der Arbeiterschaft, ermordeten und die Gerichte die Mörder freisprachen.

Während eines Urlaubs arbeitete ich im Winter 1925/26 am Marx-Engels-Institut in Moskau. 1926 kehrte ich nach Heidelberg zurück. 1929 hielt ich daneben am Institut für Sozialforschung der Frankfurter Universität eine Vorlesung „*Mathematik für Nationalökonomien*“. Im August 1930 wurde ich zum außerordentlichen Professor ernannt. Im August 1932 gab die Universität und der badische Kultusminister dem Ansturm der Nationalsozialisten nach und setzte mich ab. Im März 1933 wurde meine Bibliothek teils verbrannt, teils gestohlen. Im August 1933 wurde ich ausgebürgert.

Im Januar 1934 wurde ich Gastprofessor an der Universität Lyon. Im August 1935 erhielt ich zudem einen Forschungsauftrag.

**Veröffentlichte Schriften**

„Die Methoden der Interpolation des Bevölkerungsstandes“, F. C. W. Vogel, Leipzig 1916. „Vier Jahre Lüge“, Verlag Neues Vaterland, Berlin 1919. „Zwei Jahre Mord“, Verlag Neues Vaterland, Berlin 1920. „Vier Jahre politischer Mord“, Malik Verlag, Berlin 1923. „Das Stahlbad des Krieges“, Deutsche Liga für Menschenrechte Berlin 1924. „Verschwörer“, Beiträge zur Geschichte und Soziologie der nationalsozialistischen Geheimorganisationen seit 1918. Malik Verlag, Wien 1924. Denkschrift des Reichsjustizministers über „Vier Jahre politischer Mord“, Herausgegeben von E. J. Gumbel, Malik Verlag, Berlin 1924. „Weißbuch über die Schwarze Reichswehr“, Von E. J. Gumbel, Berthold Jacob, H. Lange, P. von Schoenaich. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin 1925. „Vom



Rußland der Gegenwart“, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1927. „Landesverrat“, Sonderheft der „Menschenrechte“, herausgegeben von E. J. Gumbel. Liga für Menschenrechte, Berlin 1928. „Verräter verfallen der Feme“, Malik Verlag. Berlin 1929. „Laßt Köpfe rollen“, faschistische Morde 1924—31. Deutsche Liga für Menschenrechte, Berlin 1931. „Das Zerfallgesetz des Sterbens“, B. G. Teubner, Leipzig 1932.

Ich übersetzte: Russel, Kunst, Wissenschaft und Sozialismus — Politische Ideale — Einführung in die mathematische Philosophie.

Von meinen Schriften wurden verschiedene ins Russische und Französische übersetzt.

E. J. Gumbel

## Dr. WOLFGANG HALLGARTEN

Geboren am 3. Januar 1901 in München. Er unternimmt 1921/22 von der Universität Heidelberg aus, wo er Geschichte und Soziologie studiert, Agitationsreisen, die am 1. Aug. 1922 zur Gründung des Kartells Republikanischer Studenten Deutschlands führen. Promoviert Januar 1925 in München mit einer Arbeit „Studien über die deutsche Polenfreundschaft in der Periode der Märzrevolution“, in der die schon von Marx-Engels vermutete geheime deutsch-französische Zusammenarbeit von 1848 mit archivalischem Material belegt wird.

Leistet 1926—32 in aller Stille in den amtlichen und Zeitungsarchiven (Reichswehrministerium, Auswärtiges Amt, Senatsarchiv Hamburg, Archive Ullstein, Frankfurter Zeitung, Kölnische Zeitung etc.) wissenschaftliche Zersetzungsarbeit. Bereits 1932 beschlagnahmte die Münchener Polizei bei ihm Photos über Verhandlungsprotokolle etc. der Firma Krupp. Er wird schließlich vom Dritten Reich ausgebürgert.

### Veröffentlicht:

„Sicherheit des Staats und Staatsfinanzen in Frankreich“ (In „Europäische Gespräche“, Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik, November 1925.) „Studien über die deutsche Polenfreundschaft in der Periode der Märzrevolution.“ München, Verlag Rudolf Oldenburg, 1928, 136 S., „George Canning und Gustav Stresemann, ein englischer und ein deutscher Staatsmann“, „Deutsche Stimmen“, Jahrgang 1930. Vorkriegsimperialismus. Die soziologischen Grundlagen der englischen und der französischen Außenpolitik in der neueren Zeit. Soziologische Darstellung der deutschen Außenpolitik vor dem Weltkrieg. (Von Hitler verboten.) „L'Activité des Industries de Guerre Allemandes et Internationales en Turquie avant 1914 (conférence)“, Bulletin de la Société d'Histoire Moderne. Janvier 1935. „La Portée Politique et Economique de la Mission Liman von Sanders“. Revue d'Histoire de la Guerre Mondiale, Janvier 1935. (Réproduction d'un chapitre de la grande édition du livre „Vorkriegsimperialismus“). „L'Allemagne et la Formation de l'Alliance Franco-Russe.“ Conférence, tenue dans la Sté d'Histoire Moderne. Bulletin de cette société, décembre 1935. „L'Essor et L'Echec de la Politique Boër de l'Allemagne.“ (Réproduction d'un autre chapitre de la grande édition du livre „Vorkriegsimperialismus“) Revue Historique, Janvier 1936. In Vorbereitung: „Les bases sociologiques de la construction de la marine allemande.“ (Revue d'histoire Moderne).

Wolfgang Hallgarten

## JULIUS HAY

Geboren 1900 in Abony, einem der großen Bauerndörfer der ungarischen Tiefebene. Die ungarische Revolution und Räterediktatur treffen ihn auf der Architekturakademie der Technischen Hochschule in Budapest. Mit den Lehren der Kriegs- und Revolutionszeit und mit den ersten literarischen Versuchen im Gepäck fährt er als 19jähriger nach Deutschland. Mit 26 Jahren beginnt er schriftstellerische Arbeiten zu veröffentlichen, mit 30 Jahren schreibt er sein erstes Theaterstück, mit 32 Jahren hat er seine erste Aufführung „Gott, Kaiser und Bauer“ in Breslau (Oktober 1932). Sechs Wochen später wird das früher entstandene Stück „Das neue Paradies“ in der Volksbühne, Berlin, aufgeführt und weitere drei Wochen später „Gott, Kaiser und Bauer“ im Deutschen Theater in Berlin. Diese Aufführung wird von den Nazis gestürzt, die die Absetzung erzwingen. Er übersiedelt März 1933 nach Wien, wo er nach dem Februaraufstand verhaftet und unter einer verschwommenen Beschuldigung gefangengehalten wird. Nach seiner Emigration wurden von ihm „Der arme Mann in Toggenburg“ in Bern, „Der Damm an der Theiß“ in Prag und „Kamerad Mimi“ in Kiew gespielt.

*Julius Hay*

## Dr. WERNER HEGEMANN

Am 15. Juni 1881 in Mannheim geboren, gestorben 1935 in New York.

### Veröffentlichte auf städtebaulichem Gebiete:

„Der Städtebau nach Ergebnissen der Allgemeinen Städtebau-Ausstellung in Berlin und Düsseldorf“, 1910 Verlag Ernst Wasmuth, Berlin. „Oakland and Berkeley“, 1915 (englisch) published by these municipalities. „Civic Art“ (Werner Hegemann and Elbert Peets) 1922 Architectural Book Publishing Co. New York (englisch). „Gothenburg“ 1923 (englisch) Published by the Municipality of Gothenburg, Sweden. „Amerikanische Architektur und Stadtbaukunst“ (deutsch) Verlag Ernst Wasmuth, Berlin. „Reihen- und Geschäftshaus-Fassaden“ (deutsch) Verlag Ernst Wasmuth. „Facades of Buildings“, 1929 (Übersetzung ins Englische) E. Benn Limited, London. „Das steinerne Berlin“, 1930. Gustav Kiepenheuer, Berlin. „City Planning-Housing“, 1936 (englisch) Architectural Book Publishing Company, N.Y.

### Auf historischem Gebiete:

„Fridericus“, 1924 (Jakob Hegner, Hellerau) übersetzt englisch und französisch. „Napoleon“, 1927 (auch englisch) (Jakob Hegner, Hellerau) „Das Jugendbuch vom Großen König“, 1930. (Jakob Hegner, Hellerau) „Der gerettete Christus“, Jakob Hegner, Hellerau, (auch englisch) „Entlarvte Geschichte“, 1933, Jakob Hegner in Leipzig. Nach Verbot Neuauflage. 1934, Soziologische Verlagsanstalt, Tschechoslowakei. „Le Grand Frédéric“, 1934 (französisch, keine Übersetzung) Gallimard, Paris.

Die Bücher über Friedrich und „Entlarvte Geschichte“ sind in Deutschland verboten.

## MAX HERRMANN (NEISSE)

Ich wurde am 23. Mai 1886 in der schlesischen Stadt Neiße geboren. Ich besuchte das Neiße humanistische Gymnasium und studierte nach bestandnem Abiturientenexamen an den Universitäten München und Breslau Literatur und Kunstgeschichte.

1917 siedelte ich nach Berlin über, wo ich zwei Jahre im Verlag S. Fischer angestellt war. Ich verließ am 2. März 1933 Deutschland, weil ich es für ein Gebot meiner Menschenwürde hielt, mich aus einem Staate zu entfernen, der einem freiheitsfeindlichen, kriegerischen, rechtlosen, intoleranten System rücksichtsloser Machtanbetung verfallen ist.

Vor 1933 erschienen von mir die Bücher:

„Ein kleines Leben“, Gedichte und Skizzen (Josef Singer Verlag, Straßburg 1906) „Das Buch Franziskus“, Gedichte (A. R. Meyer, Verlag, Berlin 1911) „Porträte des Provinztheaters“, Sonette (A. R. Meyer, Verlag, Berlin 1913) „Sie und die Stadt“, Gedichte, (S. Fischer Verlag, Berlin 1914) „Empörung, Andacht, Ewigkeit“ (Kurt Wolff, Verlag, Berlin 1919) „Verbannung“, Gedichte (Roland-verlag, München 1919) „Joseph der Sieger“, Komödie (Verlag Neue Schaubühne, Dresden 1919, aufgeführt im Kleinen Schauspielhaus, Berlin und im Intimen Theater, Nürnberg.) „Die Laube der Seligen“, Komödie (Verlag neue Schauhühne, Dresden 1919.) „Cajetan Schaltermann“, Roman (Dreiländerverlag, München 1920.) „Hilflose Augen“, Prosadichtungen, (Ad. Strache, Verlag, Wien 1920) „Der Flüchtling“, Roman (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin 1921) „Der letzte Mensch“, Komödie. (Landhausverlag, Jena 1922) „Im Stern des Schmerzes“, Gedichte (Verlag „Die Schmiede“, Berlin 1924) „Die Begegnung“, Vier Erzählungen (Universum-Bücherei, Berlin 1925) „Der Todeskandidat“, Erzählung (Martin Wasservogel, Verlag, Berlin 1928) „Einsame Stimme“, Gedichte (Martin Wasservogel, Verlag, Berlin 1928) „Abschied“, Gedichte (Verlag Roderich Fechner, Berlin 1928) „Musik der Nacht“, Gedichte (Verlag „Die Rabenpresse“, Berlin 1932)

Ob etwas davon im heutigen Deutschland verboten oder verbrannt ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Nach 1933 ist von mir erschienen:

„Um uns die Fremde“, Gedichte, mit einem Vorwort von Thomas Mann (Verlag Oprecht Zürich 1936)

*Max Herrmann (Keine)*

## WIELAND HERZFELDE

Geboren 1896 in der Schweiz, als Reichsdeutscher, Abitur und Universität in Berlin, seit 1913 Mitarbeiter moderner Literaturzeitschrift, 1914/15 und 1916/17 an der Westfront. 1916 Gründung des Malik-Verlages, seit 1915 im Schutzverband Deutscher Schriftsteller.

1933 als verfolgter „Kulturbolschewist“ emigriert. Der Malik-Verlag wurde verboten, die Werke beschlagnahmt. 1934 expatriert. Journalistische Arbeit in Prag, Neugründung des Malik-Verlages in London.

Veröffentlicht sind:

„Sulamith“, Gedichte, 1916. „Schutzhaft“, Erlebnisse bei den Berliner Ordnungstruppen, 1919. „Tragigrotesken der Nacht“, Träume, 1920. „Gesellschaft, Künstler und Kommunismus“, 1921. „Die Kunst ist in Gefahr“ (gemeinsam mit George Grosz), 1925.

Von mir herausgegebene Zeitschriften:

„Neue Jugend“ 1916—17. „Die Pleite“, 1919—20. „Jedermann sein eigener Fußball“, 1919. „Der Gegner“, 1919—23. Jahrbuch „Platz dem Arbeiter“, 1925. „Neue Deutsche Blätter“, 1933—35.



Veröffentlichungen seit der Emigration:

Beiträge in den Neuen Deutschen Blättern, im Gegenangriff, in der AIZ, VI, in der DZZ, Tvorba, im Wort u. a.  
In Deutschland ist alles beschlagnahmt.

G. Heym

STEFAN HEYM

Ich wurde kurz vor dem Krieg in einer sächsischen Mittelstadt geboren. Ich studierte an der Universität Berlin, und zwar deutsche Literaturgeschichte. Wegen in Versform geäußerten Ansichten gegen die zur Herrschaft gelangten Nazis wurde ich aus Deutschland herausgeschmissen.

Ich begab mich nach Prag, wo ich eine Menge Verse gegen das Dritte Reich schrieb und veröffentlichte. Gegenwärtig lebe und schreibe ich in Amerika. „Die Hinrichtung“, Schauspiel, uraufgeführt 1935 von der Volksbühne Chicago.

Stefan Heym

MAX HODANN

Geboren am 30. August 1894 in Neiße (Schlesien). Medizin-Studium 1913—1919 Berlin, Spezialität: Hygiene, Sexualwissenschaft, Anthropologie, 1921 bis 1933. Stadtarzt in Berlin. 28. Febr. 33 verhaftet. Ende Juni entlassen. November 1933 geflüchtet. Seither journalistische Tätigkeit in Schweiz, Orient, England, Skandinavien.

Wegen der sexualologischen Tätigkeit in Deutschland aus dem Dritten Reich ausgebürgert.

Vor 1933 veröffentlicht:

„Die Urburschenschaft als Jugendbewegung“, mit W. Koch und H. Mühlestein, Jena. 1917. „Elternhygiene“. Leipzig. 1923. 2. Aufl. Berlin 28. „Bub und Mädel“, Rudolstadt, übersetzt dänisch, russisch, ukrain., magyar., tschech., jiddisch, hebräisch. 1924. „Der menschliche Körper“. Arbeiter Gesundh. Bibl. Heft 1 München 1926. „Geschlecht und Liebe“. Rudolstadt 1927, letzte Aufl. 1934 Büchergilde, Zürich, übers. polnisch, russ., französ., spanisch, norwegisch, schwedisch, tschech. „Sexualpädagogik“. Rudolstadt 1928. „Sexualelend und Sexualberatung“, Rudolstadt. (Briefe von und an Patienten) beide jetzt Verlag Sommert, Falkenau Eger. CSR. 1928. „Bringt uns wirklich der Klapperstorch?“ Rudolstadt 1928. 2. Aufl. Berlin 1932. Übersetzt dänisch, norwegisch, schwedisch, ukrainisch, slowenisch. „Onanie weder Laster noch Krankheit“. Berlin 1929. „Sowjetunion gestern, heute, morgen“. Berlin 1930. „Der slawische Gürtel um Deutschland“, Polen und die Tschechoslowakei, Berlin 1932.

In Deutschland wurde alles verboten. Verbrannt „Geschlechtstrieb“ und „Bub und Mädel“.

Nach 1933 sind erschienen:

„Kamp om de sexueele moral“. Hilversum. Übersetzt schwedisch, dänisch, norwegisch 1934. „Jodene sonder hjem“, Oslo, gemeinsam mit Lise Lindbaek über Palästina problem. 1935. „History of modern morals“, London 1936. (Eine Geschichte der modernen Sexualogie)

Max Hodann

## ARTHUR HOLITSCHER

Geboren 28. August 1869 in Budapest. Das erste Buch „Leidende Menschen“ erschien 1893, das fünfunddreißigste, „Ein Mensch ganz frei“, 1931. Übersetzungen meiner Arbeiten in sieben Sprachen.

Veröffentlicht wurden:

„Leidende Menschen“, Novelle, 1893. „Weiße Liebe“, Roman, 1896. „An die Schönheit“, Trauerspiel 1898. „Der vergiftete Brunnen“, Roman, 1900. „Das andere Ufer“, Drama, 1901. „Von der Wollust und dem Tode“, Nov. 1902. „Das sentimentale Abenteuer“, Erzählung, 1905. „Charles Baudelaire“, Monogr., 1905. „Leben mit Menschen“, Monogr., 1906. „Der Golem“, Drama. 1909. „Worauf wartest Du?“, Roman 1910. „Amerika heute und morgen“, 1912. „Geschichten aus zwei Welten“, 1914. „In England, Ostpreußen, Südösterreich 1914/1915“. „Das amerikanische Gesicht“, 1916. „Brüder Wurm“, 1918. Übersetzung von Wildes „Zuchthausballade“ 1918. „Schlafwandler“, Roman, 1919. „Adele Bourkes Begegnung“, Roman, 1920. „Ideale an Wochentagen“, Aufsätze, 1920. „Drei Monate in Sowjetrußland“, 1921. „Reise durch das jüdische Palästina“, 1922. „Ekstatische Novellen“, 1923. „Amerika“, eine Auswahl für die sozialistische Jugend, 1923. „Frans Masereel“, 1923. „Das Theater im revolutionären Rußland“, 1924. „Lebensgeschichte eines Rebellen“, meine Erinnerungen, 1924. „Der Narrenbaedecker“, 1925. „Ravachol und die Pariser Anarchisten, 1925. „Der Fall Ravachol“, 1925. „Das unruhige Asien“, 1926. „Mein Leben in dieser Zeit“, Die Lebensgeschichte eines Rebellen, 2. Band, 1928. „Wiedersehen mit Amerika“, 1930. „Es geschieht in Berlin“, Roman, 1931. „Ein Mensch ganz frei“, 1931. 1933 wurde das ganze Lebenswerk von der Gestapo beschlagnahmt, vernichtet und gestohlen.

Seither nichts erschienen.

*Arthur Holitscher*

## HUGO HUPPERT

Ostschlesier, geboren 1902, Beamtenfamilie. Absolvierte Staatsgymnasium klassischen Typs. Alsdann Wiener Universität, promovierte 1925, „Doctor rerum politicarum“. Publizistisch und redaktionell tätig in Wien, später Paris, nunmehr Moskau. Vier Jahre Mitarbeit an der Akademischen Marx-Engels-Gesamtausgabe bis 1932. Dann drei Studienjahre am Moskauer Institut der Roten Professur, Literarische Fakultät, absolviert 1935. Reisen in der UdSSR (Mittelasien, Karelien, Sibirien). Zur Zeit stellvertretender Redakteur der „Internationalen Literatur“ und Leiter der Kulturabteilung der Deutschen Zentral-Zeitung (DZZ) in Moskau.

Veröffentlichte vor 1933:

„Für die neue Heimat“ (nur russisch, Moskau 1930)

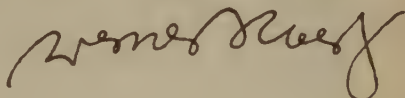
Nach 1933:

„Sibirische Mannschaft“ Verlagsgenossenschaft Ausl. Arbeiter 1933; (auch in englischer Übersetzung erschienen).

*H. Huppert*

## WERNER ILBERG

Geboren 1896. Jüdische Realschule. Kaufmännische Ausbildung. Krieg, mit drei Jahren Felddienst. Dann selbständiger Kleingewerbetreibender bis 1930. Konkurs, Handlungsgehilfe, Vertreter, schließlich Bücherwagen. Politisch: Zionist. Mitglied des Landesvorstandes der Zionisten, Vereinigung für Deutschland. Ab 1925 S.P.D. bis zur S.A.P. Spaltung. Dann parteilos. In der Hitlerzeit Anschluß an K.P.D. Beginn der schriftstellerischen Tätigkeit Ende 1932. In Deutschland weder gedruckt noch verbrannt. Schrieb in der Emigration den Roman „*Die Fahne der Witwe Graßbach*“. Wurde im Preisausschreiben der Büchergilde Gutenberg mit dem 2. Preis ausgezeichnet, aber nicht gedruckt. Kleinere Arbeiten in Tageszeitungen und Zeitschriften.



## HEINRICH EDUARD JACOB

Geboren am 7. Oktober 1889, gab 1921—1924 den „Feuerreiter“, Zeitschrift der Dichtung in loser Folge, ferner „Verse der Lebendigen“, Anthologie der heutigen deutschen Lyrik in drei erweiterten Auflagen 1924, 1927, 1930 heraus, übersetzte Balzac und Virgil.

Seine Werke sind:

„Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria“, Novellen, 1912, (Erich Reiß). „Reise durch den belgischen Krieg“, Tagebuch 1914, (Erich Reiß) „Der Zwanzigjährige“, Roman, 1918, (Georg Müller) „Das Geschenk der schönen Erde“, Idyllen, 1918 (Schmiede) „Beaumarchais und Sonnenfels“, Schauspiel 1919, (Georg Müller) „Die Physiker von Syrakus“, Dialognovelle, 1920, (Rowohlt). „Der Tulpenfrevler“, Drama, 1921. „Das Flötenkonzert der Vernunft“ Novellen, 1923, (Rowohlt). „Die Leber des General Bonaparte“, Novelle, 1923 (Tilgner) „Untergang von dreizehn Musiklehrern“, Novelle, 1924, (Deutsche Verlagsanstalt.) „Dämonen und Narren“, Novellen 1927, (Rowohlt). „Jaqueline und die Japaner“, Roman, 1928, (Rowohlt). „Blut und Zelluloid“, Roman, 1929 (Rowohlt), „Die Magd von Aachen“, Roman, 1930 (P. Zsolnay). „Liebe in Ueskub“, Roman, 1931 (P. Zsolnay). „Ein Staatsmann strauchelt“, Roman, 1932 (P. Zsolnay).

Nach 1933:

„Sage und Siegeszug des Kaffee“, 1935, Verlag J. Kittls Nachfg., M. Ostrau. „Der Grinzinger Taugenichts“, Roman, Querido, Amsterdam.

## ALFRED KANTOROWICZ

Mitglied des Sekretariats der Internationalen Schriftsteller-Vereinigung und Vorstandsmitglied des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in Paris; zur Zeit in Spanien.

Veröffentlicht:

Zahlreiche Essays, Mitarbeit an verschiedenen Büchern. „In unserem Lager ist Deutschland“ 1936. Phönix-Bücherreihe, Paris.

## ALFRED KERR

Geboren zu Breslau in der Weihnacht. Leider schon 1867. Zwanzigjährig nach Berlin.

Für Sowjetrußland empfand ich höchste Bewunderung. Ich nannte 1930 (in den sehr bürgerlichen Spalten des „Berliner Tageblatts“), als ich vermeintlich vor



dem Tode stand, unter den Dingen, die mir am teuersten sind, auch „das neuverwegene Menschengesetz der Sowjets“ neben Beethovenschen Symphonien. Flucht aus Deutschland am 15. Februar 1933. Grund: ich war (lange vor dem Schwindsieg der Nazis) im „Angriff“ auf die Schwarze Liste mit anderen sechs Schriftstellern gesetzt worden. Als mir der Paß abverlangt wurde, ging ich über die Schweiz nach Paris. Seit Januar 1936 in London.

Veröffentlichte Schriften vor der Auswanderung:

„Die Welt im Drama“ (5 Bände): I. „Das neue Drama“. II. „Der Ewigkeitszug“. III. „Die Sucher und die Seligen“. IV. „Eintagfliegen“. V. „Das Mimenreich“. „Die Welt im Licht“ (2 Bände): I. „Verweile doch“. II. „Du bist so schön“. „New York und London“. „Yankeeland“. „O Spanien“. „Die Allgier treibt nach Algier“. „Eine Insel heißt Korsika“. „Es sei wie es wolle, es war doch so schön“. „Spanische Rede vom deutschen Drama“. „Was wird aus Deutschlands Theater?“ Zwei Verbücher: „Die Harfe“. „Caprichos“.

Alle diese 17 Bände sind verbrannt worden und in Deutschland verboten.

Nach der Auswanderung erschienen:

„Die Diktatur des Hausknechts“ (1934, Bruxelles. Les Associes Editeurs). „Walther Rathenau“ (1935, Amsterdam, Querido Verlag). Verstreutes in dem Buch „Verse der Emigration“ (1935, Karlsbad, Verlagsanstalt Graphial).



## KURT KERSTEN

Geboren 1891. Kommt vom Lande, aus Deutschland, aus einer konservativen Familie, die seit vier Jahrhunderten (wahrscheinlich noch länger) denselben Fleck Erde bebaute. Ging 1910 nach München, 1911 nach Berlin, wurde zuerst von Alfred Kerr im „Pan“ gedruckt, wurde in den Krieg geholt, war widerwillig ununterbrochen an der Front. Lebte dann 14 Jahre in Berlin. Die Oktoberrevolution bestimmte meine politische Haltung. In Berlin arbeitete ich unaufhörlich, Bücher, Artikel schreibend, redigierend. War 1922 zum erstenmal in Moskau. Schrieb Bücher über: Friedrich II., Georg Forster, Bismarck, 1848, gab Bakunins „Beichte“, Suworins Tagebuch, Anna Dostojewskis Aufzeichnungen, Forsters Revolutionsbriefe und anderes heraus, übersetzte die „Germinie Lacerteux“ der Goncourts, redigierte die deutsche 6bändige Dokumentenausgabe „Die große Politik der Mächte im Weltkrieg“. Ging freiwillig und doch nicht gern aus Deutschland fort, weil ich nicht in der Unfreiheit leben will und helfen muß, um in ein freies Deutschland zurückkehren zu können. Schrieb in der Emigration eine Biographie über Peter den Großen.

Im dritten Reich ist alles verboten, was ich gearbeitet habe.



## EGON ERWIN KISCH

### Protokoll.

Nach wiederholtem und eindringlichem Befragen entschließt sich Inkulpat, Folgendes auszusagen:

primo: sei er, laut Angabe vertrauenswürdiger Personen, am 29. April 1885 geboren, habe jahrelang das Gewerbe eines Schriftstellers im Umherziehen ausgeübt, und sei am 10. Mai 1933 von Herrn Staatsminister Joseph Goebbels ver-

brannt worden; des Inkulpaten Bücher, 20 an der Zahl, seien dem Abdecker zur Vertilgung übergeben worden, während der Goebbelsche Roman „Michael“ in gebührende Achtung gesetzt wurde;

secundo: habe er seine inkriminierte Tätigkeit trotz obiger Bestrafung hartnäckig fortgesetzt, und in Amsterdam, Moskau und Paris weitere, untermenschliche Stoffe beinhaltende Bücher aus „fünf Kontinenten“, „sieben Ghettos“ und anderen Plätzen, zu denen der Eintritt verboten ist, zum Druck befördert, und seien selbige Druckwerke, wie er auf ausdrückliche Befragung eingesteht, in fast sämtliche Sprachen übersetzt worden.

Dieserhalb des Inkulpaten eigenhändig gesetzte drei Kreuze:

† † †  
recte Egon Erwin Kisch

#### Vor 1933 veröffentlichte Bücher:

„Der Blütenzweig der Jugend“, Gedichte, Dresden 1905, 72 S. „Der freche Franz und andere Geschichten“, Berlin 1906, 120 S. „Aus Prager Gassen und Nächten“, Prag 1912, 184 S. „Prager Kinder“, Prag 1913, 146 S. „Der Mädchenhirt“, Roman, Berlin 1914, 248 S. „Die Abenteuer in Prag“, Roman, Wien 1921, 508 S. „Die gestohlene Stadt“, Komödie, Berlin 1922, 72 S. „Die Himmelfahrt der Galgentoni“, dram. Legende, 1923. „Soldat im Prager Korps“, Roman, Leipzig 1923, 316 S. „Der rasende Reporter“, Berlin 1924, 317 S. „Der Fall des Generalstabschef Redl“, Berlin 1925, 90 S. „Hetzjagd durch die Zeit“, Berlin 1925, 360 S. „Zaren, Popen, Bolschewiken“, Berlin 1927 314 S. „Wagnisse in aller Welt“, Berlin 1927, 320 S. „Kriminalistisches Reisebuch“, Berlin 1927, 113 S. „Paradies Amerika“, Berlin 1930, 347 S. „Schreib' das auf, Kisch“, Berlin 1930, 294 S. „Asien gründlich verändert“, Berlin 1931, 259 S. „Prager Pitaval“, Berlin 1931, 342 S. „China geheim“, Berlin 1932. 180 S.

#### Herausgegeben:

„Klassischer Journalismus“ 1923. „Max Hölz“, Briefe aus dem Gefängnis, Berlin 1927, 127 S.

#### Nach 1933:

„Eintritt verboten“, Paris Carrefour 1933, 239 S. „Geschichten aus sieben Ghettos“, Amsterdam 1934, Allert de Lange. „Abenteuer in fünf Kontinenten“, Paris 1936, Editions du Carrefour. „Landung in Australien“, Amsterdam 1936, Allert de Lange.

### KURT KLÄBER

Ich bin am 4. November 1897 in Jena geboren. Ich habe dort die Volksschule besucht und kam mit 14 Jahren als Mechaniker und Schlosserlehrling zur Firma Carl Zeiß. Nach meiner Gesellenprüfung mußte ich schon bald zum Militärdienst. Ich war während des ganzen Krieges Soldat und fast auf allen Kriegsschauplätzen. Während des Kapp-Putsches ging ich ins Ruhrgebiet, wurde dort Bergmann, war aber zu gleicher Zeit auch Redakteur an einer Arbeiterzeitung und Leiter der Bochumer Arbeiterhochschule. Bis zum Frühjahr 1933 war ich dann, unterbrochen von größeren Auslandsreisen, Journalist, freier Schriftsteller oder Verleger. Seit 1933 lebe ich teilweise in Frankreich, teilweise in der Schweiz.

#### Meine Bücher:

„Neue Saat“ (Gedichte), „Revolutionäre“ (Novellen). (Jena 1919). „Barrikaden an der Ruhr“ (Novellen) Berlin 1925. „Empörer“ (Novellen und Gedichte) Berlin 1925. „Passagiere der III. Klasse (Roman), Berlin 1927. Verschiedene meiner Gedichte und Novellen sind in fast alle Sprachen übersetzt. Alle meine Bücher sind in Deutschland verboten.

Nach der Emigration geschrieben:

„Die Toten von Pabjanic“ (Verlag Ausländischer Arbeiter). „Johann Gottlieb Leberecht auf der Suche nach Land“. (Nouvelle) erschienen in Norwegen, Schweden, Frankreich.

*L. Kurella*

## ALFRED KURELLA

Geboren am 2. Mai 1895 in Brieg (Bez. Breslau) und aufgewachsen im Rheinland in der Familie des Arztes und Gelehrten Hans Kurella. Seit Oktober 1914 als Frontsoldat im Westen wurde ich zuerst radikaler Pazifist und „Aktivist“ und trat 1917 in die illegale sozialistische, später kommunistische Jugendbewegung ein. Damit begann meine Tätigkeit als Berufsrevolutionär.

Nur der Vollständigkeit halber erwähne ich meine Erstlingswerke aus der Vorkriegszeit („Wandervogel-Lautenbuch“, 1913) und aus der Zeit des Kriegsendes (die Pamphlete: „Absage und Beginn“, „Körperseele“, „Volksgemeinschaft“; meine Beiträge zu den Sammelbänden K. Hillers und A. Wolfensteins; meine Aufsätze und Buchkritiken in der „Tat“ von 1917–18).

1930: Deutsche Übersetzung des Romans „Das erste Mädel“ von A. Bogdanow, (Verlag der Jugendinternationale, Berlin). „Die Kulturrevolution in der UdSSR“, deutsch, französisch, englisch, tschechisch, griechisch. 1931: „Mussolini ohne Maske“. (Deutsch: Neuer Deutscher Verlag, Berlin) übersetzt ins Spanische und Tschechische. (277 S.) Deutsche Übersetzung des Romans „Den Schi-Chua“ von S. Tretjakow (Malik Verlag) Berlin. 1932: „Kulturkrise“ (anonym) deutsch, (Int. Arbeiterverlag, Berlin) 24 S. „Der sozialistische Aufbau in der SU“, deutsch, (Verlag des Bundes der Freunde der SU, Berlin). Literatur- und kulturkritische Aufsätze in „Die Linkskurve“.

Meine sämtlichen Veröffentlichungen dürften in Deutschland verboten sein. Über Verbrennung meiner Bücher ist im einzelnen nichts bekannt.

1935: Deutsche Übersetzung von H. Barbusse „Stalin“, (Verl. Carrefour, Paris) Deutsche Übersetzung von A. Malraux „Zeit der Verachtung“, ebenda, Verbindender Text und Kommentare zu G. Dimitroff „Briefe und Aufzeichnungen“, deutsch, franz., englisch. 1936: Deutsche Übersetzung von L. Aragon „Die Glocken von Basel“ Moskau, Vegaar. Deutsche Übersetzung von S. Priacel „Im Namen des Gesetzes“ (im Druck). (In Gemeinschaft mit H. Barbusse): Biographie Lenins. Einleitung zu den „Briefen Lenins an seine Familie“, in franz. Sprache.

*Alfred Kurella*

## WOLFGANG LANGHOFF

Schauspieler in Düsseldorf. 1933/34 im Konzentrationslager. Gegenwärtig Schauspieler am Stadttheater in Zürich.

Veröffentlicht:

„Die Moorsoldaten“, 1935, Schweizer Spiegelverlag. Übersetzungen ins Russische, Englische, Holländische, Schwedische, Tschechische und in andere Sprachen. „Eine Fuhre Holz“, Erzählung, 1937, Vegaar-Bücherei, Moskau.

## LEO LANIA

(Geboren 1896). Ich bin Angehöriger jener Generation, die man als die Generation des Krieges bezeichnet.

Ich begann mit dem Studium von Nationalökonomie und Chemie, gründete nach dem Kriege die erste unabhängige internationale Telegraphen-Agentur in Berlin, der die Inflation das Lebenslicht ausblies.

Ich enthüllte zum erstenmal die geheimen Rüstungen der deutschen Reaktion, was mir einen Hochverrats- und zwei Landesverratsprozesse von Seiten der sozial-



demokratischen deutschen Regierung eintrug, gründete zusammen mit Erwin Piscator das deutsche linke Theater, inszenierte mit Männern und Frauen der Straße den ersten Kollektivfilm „Kampf ums Brot“, der die Arbeitsverhältnisse im schlesischen Bergbau zeigte. Die deutsche Filmzensur verbot zwar nicht die aufreizenden Verhältnisse im deutschen Hungergebiet, sondern die Bilder davon. Herr Hitler tat mir die Ehre an, mich als den gefährlichsten Feind des nationalen Deutschland „zu erklären“ und als „den neuen Northcliffe im jüdischen Krieg gegen Hitler“.

Seit drei Jahren wieder auf Wanderschaft, fühle ich mich nicht als Heimatloser.

**Veröffentlichte Werke:**

„Die Totengräber Deutschlands“ (Neuer Deutscher Verlag Berlin 1923.) Studie über den Einfluß der Hitlerbewegung auf das deutsche Kleinbürgertum. „Gewehre auf Reisen“ (Malik Verlag 1928). Der internationale Waffenschmuggel und die geheime Aufrüstung Deutschlands. (Übersetzung ins Russische, Französische und Tschechische.) „Gruben, Gräber, Dividenden“ (Malik-Verlag 1924). Eine Reise durch die Kriegsgebiete Frankreichs und das Panama des französischen Wiederaufbaus). „Der Hitler-Ludendorff-Prozeß“ (Verlag „Die Schmiede“ 1924). „Indeta“ (Verlag „Die Schmiede“ 1925). Eine Erzählung über eine internationale Telegraphenagentur. (Übersetzt ins Russische, Ukrainische, Französische, Serbische). „Der Tanz ins Dunkel“ (Adalbert Schulz Verlag, Berlin 1928). Der biographische Roman einer Tänzerin. (Tschechisch übersetzt.) „Die Friedenskonzferenz“ (Felix Bloch Erben-Verlag 1927). Komödie, aufgeführt an mehreren deutschen Bühnen. „Konjunktur“ (Felix Bloch Erben-Verlag 1927). Aufgeführt an der Piscator-Bühne, Berlin. „Gott, König und Vaterland“ (Felix Bloch Erben-Verlag 1928). Aufgeführt in Frankfurt am Main. Drama über das Attentat von Sarajewo und den Kriegsausbruch. „Brülle China“ (Ladyschnikoff-Verlag, Berlin 1929). Bearbeitung des Dramas von Tretjakow, gespielt an 20 deutschen Bühnen und in englischer Übersetzung in der Theatre guild, New York. Sämtliche Bücher sind im heutigen Deutschland verboten, die Prosaschriften, vor allem „Gewehre auf Reisen“ und der „Hitler-Ludendorff-Prozeß“ verbrannt, die Stücke aus dem Verkehr gezogen und eingestampft.

**Nach 1933 sind von mir erschienen:**

„Das gelobte Land“ (Roman, erschienen in englischer, amerikanischer Ausgabe, polnisch, holländisch, tschechisch.) „Wanderer ins Nichts“, Roman, erschienen: englisch, tschechisch, schwedisch, polnisch, holländisch. „Der Sowjetbürger privat“ (Reportage). Erscheint soeben tschechisch; englische und amerikanische Ausgabe in Vorbereitung. „Das Ölfeld“, Komödie, erschienen englisch, Uraufführung 1936/37 in New York. „Der Held“, Komödie, gleichzeitige Uraufführung im Winter 1936/37 in London, Prag und Wien. „Bob“ Roman, Geschichte eines 11jährigen Emigrantenjungen. Erscheint gleichzeitig Januar 1937 in London (Gollancz-Verlag) New York, Prag, Warschau, Stockholm, Amsterdam.

**BERTA LASK**

(Jacobsohn-Lask). Geboren 17. November 1887.

„Stimmen“, Gedichte, 1919. „Senta“, lyrisch-dramatische Dichtung, 1921. „Rufe aus dem Dunkel“, soziale antimilitaristische Gedichte, 1921. „Wache der Jugend“, Sprechchor-Dichtung, 1922. „Unsere Aufgabe an der Menschheit“, Essays, 1923. „Mitternacht“, Drama, 1923. „Weg in die Zukunft“, Sprechchor, 1923. „Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten“, Erzählung, 1925. „Thomas Münzer“, Dramatische Gemälde, 1925. „Der Obermenschenfresser“, 1925. „Wie Franz und Grete nach Rußland reisen“, Jugendbuch 1927. „Leuna 1921“, Drama 1927. „Auf dem zweiten Hof, fünf Treppen“, 1932. „Kollektivdorf und Sowjetgut“, Reisetagebuch 1932.

LEO LANIA

## RUDOLF LEONHARD

Geboren 1889. Die Zeit für unsere Selbstbiographien scheint mir noch nicht gekommen zu sein; wenn wir alt sein werden, nachdem wir gesiegt haben werden, können wir uns damit beschäftigen.

Ich machte Verse, der Krieg kam; ich merkte, daß an der Welt, in der ich lebte, was nicht stimmte, alles nicht stimmte, und daß in ihr, so wie sie ist, Dichtung nicht wahr sein kann; ich verließ meine Klasse und ging auf die Seite der Revolution; dort bin ich geblieben und werde auch weiter bleiben. Die Listen der verbotenen und verbrannten Bücher, die ich kenne, sind widersprechend, auf jeder stehen andere. Da der Schriftsteller, der das schlechteste Deutsch schreibt, das je geschrieben worden ist, mich ausgebürgert hat, werden wohl alle meine Bücher verboten sein.

Ich habe kürzlich die Komödie „Führer und Cie.“ veröffentlicht.

Sonst habe ich seit 1933 nur ein kleines Buch veröffentlicht, das „De l'Allemagne“ heißt und gerade am Tage des Reichstagsbrandes erschienen ist, und eine Broschüre „Confiance en Hitler?“

Rudolf Leonhard

## FRANZ LESCHNITZER

Geboren am 12. Februar 1905 in Posen als Sohn eines jüdischen Apothekenbesitzers. Ab 1911 Vorschüler und Gymnasiast in Berlin. 1924 Abiturientenexamen. Bis Herbst 1924 Lehrlingsarbeit in einer Berliner Ölfirma; dann bis 1930 Studium an der Berliner Universität: im Hauptfach Jura und Nationalökonomie, im Nebenfach Germanistik und Philosophie. Seither Publizist.

Meine *ideologische Entwicklung* wurde anfangs lange Zeit entscheidend bestimmt durch den aktivistischen Publizisten Kurt Hiller, den der Friesschen Schule entstammenden idealistischen Philosophen Leonard Nelson und den apokalyptisch-satirischen Künstler Karl Kraus. Die zweifellos auch wirksamen positiven Elemente dieser dreifachen Beeinflussung wurden leider durch die negativen völlig paralysiert. Denn die Politisierung und polemische Trainierung durch Hiller erfolgte auf pazifistischen Irrwegen und abseits, ja jenseits jeder Einsicht in den ökonomischen Unterbau der Kultur; die formal-logische Erziehung durch Nelson ging gleichfalls Hand in Hand mit einem grotesken Unverständnis für den dialektischen Materialismus; und die ethische und sprachliche Schulung durch Kraus war sehr dazu angetan, mich in meiner Neigung zum Individualismus und Formalismus noch zu bestärken. Bewahrt vor dem weiteren Absturz in die (unbewußt) prokapitalistische Apologetik und eingereiht in die Arbeiterbewegung wurde ich durch die selbstlose, unermüdliche Erziehungsarbeit meiner kommunistischen Freunde.

### Meine Arbeiten:

Lyrische Nachdichtungen aus dem Polnischen (Stände), aus dem Ukrainischen (Tytschina) und aus dem Russischen (Tjutschew, Puschkin, Jasykow, Bagrizki, Besymenski, Swetlow). Ein Zyklus eigener Verse („Parteigedichte“) erschien im Februarheft 1935 der sowjetdeutschen Literaturzeitschrift „Der Kämpfer“; einige Gedichte dieses Zyklus wurden ins Russische und Ukrainische übersetzt. Literaturhistorische Hauptarbeiten der letzten Jahre: die Essays „George — Gundolf —

Goebbels“ und „Sakrileg“ an Karl Kraus“, Abhandlungen über die Lyrik G. A. Bürgers und Schubarts, über Börne, über Tucholsky. Literatur-Lehrbücher.

Franz Leschnitzer

## DAVID LUSCHNAT

Geboren 1895. Insterburg in Ostpreußen ist meine Geburtsstadt. Meine Eltern stammen von Kleinbauern, denen die „christlichen“ Ordensritter mit dem Glaubensschwert der streitbaren Papstkirche das Land wegnahmen. Hier in Insterburg lebte ich meine Kindheit. Dann zogen meine Eltern nach Berlin. Juni 1915 holte man mich zum Militär. Ich machte den Krieg in Rußland mit bei der Kavallerie, bei der Infanterie in Belgien und Frankreich, wurde im Januar 1918 zum Leutnant der Reserve befördert, im September 1918 verwundet. Am 10. November kroch ich aus dem Bett und ging auf die Straße.

Ich war erst Transportbegleiter für heimkehrende deutsche Kriegsgefangene, später Büroangestellter, Seifenverkäufer, Korrektor bei einer Tageszeitung usw. Zwischen durch war ich immer wieder arbeitslos. Gedichte und kleinere Prosastücke wurden von Tageszeitungen und Zeitschriften gedruckt.

### Meine Bücher:

1925 brachte ich im Selbstverlag meine erste Gedichtsammlung heraus: „Kristall der Ewigkeit“. Einige tausend Exemplare wurden verkauft. Im Verlag Paul Stangl erschienen: „Die Sonette der Ewigkeit“ und das Prosabuch „Abenteuer um Gott“. Im Verlag Philipp Reclam Leipzig erschien die autobiographische Erzählung „Die Reise nach Insterburg“. Wegen meiner Tätigkeit als Vorstandsmitglied des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller und auch noch aus anderen Gründen mußte ich Deutschland verlassen. Am 4. April 1933 überschritt ich die Grenze.

David Luschnat

## EMIL LUDWIG

Geboren am 25. Januar 1881, studierte Jurisprudenz.

### Vor 1933 veröffentlicht:

„Napoleon“, Drama, 1906. „Der Spiegel von Shalott“, Drama, 1907. „Trilogie der Renaissance“ 1904—1910. „Atalanta-Ariadne“ Drama, 1911. „Manfred und Helena“, Roman, 1911. „Wagner oder die Entzauberten“, 1913. „Die Reise nach Afrika“, 1913. „Friedrich von Preußen“, Schauspiel, 1914. „Der Künstler“. Essays 1914. „Diana“, Roman 1918. „Meeresstille“, Roman 1920. „Goethe, Geschichte eines Menschen“, Bd. I und II, 1920. „Bismarck Trilogie“ 1922—1923. „Am Mittelmeer“, 1923. „Vom unbekannten Goethe“, 1923. „Rembrandts Schicksal“, 1923. „Genie und Charakter“, 1924. „Napoleon“, 1924. „Wilhelm II.“, 1925. „Bismarck“, 1927. „Am Mittelmeer“, 1927. „Kunst und Schicksal“, 1927. „Der Menschensohn“, 1928. „Juli 14“, 1929. „Michelangelo“, 1930. „Lincoln“, 1930. „Versailles“, 1931. „Geschenke des Lebens“, 1931.

### Nach 1933 veröffentlicht:

„Tom und Sylvester“, Zürich. „Führer Europas“, Amsterdam. „Hindenburg und die Sage von der deutschen Republik“, Amsterdam. „Gespräche mit Masaryk“, Amsterdam. „Der Nil“, Lebenslauf eines Stromes, 2 Bände, Amsterdam. „Die Kunst der Biographie“, Paris.



## HEINRICH MANN

Geboren am 17. März 1871 in Berlin.

Vor 1933 erschienen:

„Im Schlaraffenland“, Roman, „Die Göttinnen“, 3 Bände, 1903. „Die Jagd nach Liebe“, 1903. „Flöten und Dolche“, Novellen, 1905. „Zwischen den Rassen“, Roman, 1907. „Die Bösen“, Novellen, 1908. „Die kleine Stadt“, Roman, 1909. „Das Herz“, Novellen, 1910. „Variété“, Drama, 3 Akte, 1910. „Schauspielerin“, 1911. „Rückkehr vom Hades“, Novellen, 1911. „Die große Liebe“, 1912. „Madame Legros“, Tragödie, 1913. „Die Armen“, Roman, 1917. Ein Almanach — der neue Roman 1917. „Der Untertan“, Roman, 1918. „Der Weg zur Macht“, Drama, 1918. „Macht und Mensch“, Essays, 1919. „Diktatur der Vernunft“, 1923. „Das gastliche Haus“, Drama, 1923. „Der Jüngling“, Novelle, 1923. „In einer Familie“, 1924. „Abrechnungen“, Novelle, 1924. „Der Kopf“, 1925. „Professor Unrat oder das Ende eines Tyrannen“, 1925. „Diana“, 1925. „Venus“, 1925. „Liliane und Paul“, Novelle, 1926. „Mutter Marie“, 1927. „Eugénie oder die Bürgerzeit“, 1928. „Sie sind jung“, 1929. „Sieben Jahre“, 1929. „Geist und Tat der Franzosen“, 1931. „Die große Sache“, 1931. „Ein ernstes Leben“, 1932. „Der Narr“, 1932.

Nach 1933:

„Haß“, Amsterdam. „Der Sinn dieser Emigration“, Paris 1934. „Die Jugend des Königs Henri Quatre“, 1935. „Es kommt der Tag“, Zürich, 1936.

*Heinrich Mann*

## KLAUS MANN

Geboren am 18. November 1906 in München. Besuchte, bis zu meinem fünfzehnten Jahr, die Schulen dieser Stadt; dann die „Freie Schulgemeinde“ — „Odenwaldschule“. Mit 18 Jahren Theaterkritiker in Berlin, am „12-Uhr-Blatt“. Veröffentlichte 19jährig mein erstes Buch. Trat um dieselbe Zeit als Schauspieler in eigenen Stücken auf (zusammen mit Erika Mann, Pamela Wedekind und Gustav Gründgens). — Weltreise, zusammen mit Erika Mann: 1927/28. — Verließ Frühling 1933 Deutschland. Begründete Herbst 1933 die literarische Zeitschrift „Die Sammlung“ in Amsterdam — die bis zum Herbst 1935 erschien.

Bücher:

„Vor dem Leben“, Erzählungen, 1925, Gebr. Enoch-Verlag, Hamburg. „Der fromme Tanz“, Roman, 1925, Gebr. Enoch-Verlag. „Anja und Esther“, Romantisches Stück, 1925, Osterheld und Co., Berlin. (Aufgeführt in Berlin, München, Köln, Darmstadt usw. 1925/26, in Rom — italienische Übersetzung — 1927). „Kindernovelle“, Gebr. Enoch-Verlag, 1926 (Amerikanische Ausgabe: „The Fifth Child“, New York 1927; franz. Ausgabe: „Le Cinqième Enfant“, Paris 1927). „Revue zu Vieren“, Drei Akte, 1927 (Aufgeführt in Berlin, München, Hamburg, Leipzig, Dresden, Kopenhagen usw. 1927.) „Rundherum“, ein Reisebuch (mit Erika Mann), 1928, S. Fischer Verlag, Berlin. „Abenteuer“, drei Erzählungen, 1928, Phil. Reclam jun., Leipzig. „Alexander“, Roman, 1929, S. Fischer Berlin. (Amerikanische Ausgabe, „Alexander“, 1930, New York. Französische Ausgabe „Alexandre“, mit einem Vorwort von Jean Cocteau, 1930, Paris). „Treffpunkt im Unendlichen“, Roman, 1932, S. Fischer, Berlin, (Dänische Ausgabe „Gift“, 1932, Kopenhagen). „Auf der Suche nach einem Weg“, Essays, 1931, Transmare-Verlag, Berlin. „Kind dieser Zeit“, Autobiographie, 1932, Transmare-Verlag, Berlin. (Franzö. Ausgabe: „Je suis de mon temps“, 1933, Paris.) „Riviera, was nicht im Baedeker steht“, 1932, Piper & Co., München. „Flucht in den Norden“, Roman, 1934, Querido-Verlag, Amsterdam. (Amerikanische und englische Ausgabe: „Journey into Freedom“, 1935 und 1936, bei Alfred Knopf, New York, bei Victor Gollancz, London). „Symphonie Pathétique“, ein Tschaikowsky-Ro-

man, 1935, Querido, Amsterdam (englische Ausgabe, Gollancz 1937; tschechische Ausgabe, Prag 1937; slowenische Ausgabe 1937, polnische Ausgabe 1936). „Mephisto“, Roman einer Karriere, 1936, Querido, Amsterdam.

Mitherausgeber von:

„Anthologie jüngster Lyrik“, 1926, Gebr. Enoch-Verlag, Hamburg (Vorwort von Stefan Zweig). „Anthologie jüngster Lyrik“, II. Band, 1927, ebenda, (Vorwort von Rudolf Binding). „Anthologie jüngster Prosa“, 1927, Späth-Verlag, Berlin. Verboten sind im Dritten Reich alle meine Bücher. Verbrannt sind meines Wissen auch alle worden. Ich habe Deutschland verlassen, weil die Nazis mich sonst totgeschlagen — mindestens eingesperrt — hätten; weil ich — sogar wenn ich in „Freiheit“ geblieben wäre — in der Luft des Dritten Reiches hätte ersticken müssen; weil ich von außen — mit den Mitteln, die mir zur Verfügung stehen — den deutschen Faschismus bekämpfen will.

Klaus  
Mann

THOMAS MANN

Wurde 1875 in Lübeck geboren und lebte bis zum Jahre 1933 in München, seitdem in Küsnacht bei Zürich.

Die zehnbändige, bei S. Fischer in Berlin erschienene Gesamtausgabe ist in den Verlag Fischer-Wien übergegangen, wo auch der dritte Band meines biblischen Romanes „Joseph und seine Brüder“ soeben erschienen ist.

Die Hauptwerke sind in fast alle europäischen Sprachen, wie auch ins Hebräische, Chinesische und Japanische übersetzt.

Verboten sind meine Bücher in Deutschland zur Zeit nicht, doch ist die Verbreitung innerhalb des Reiches praktisch eingeschränkt. (Diese Zeilen schrieb Thomas Mann vor seiner Ausbürgerung. D. Red.) Ich kann nicht ausführlicher sein, weil wiederholte Erkrankungen und nachfolgende Überlastung mit Arbeit mich daran hindern. Ich bitte Sie, vorlieb zu nehmen.

Veröffentlichte Bücher:

„Der kleine Herr Friedemann“, Novellen, 1898. „Die Buddenbrooks“, Roman, 1901. „Tristan“, Nov., 1903. „Bilse und Ich“, 1906. „Fiorenza“, Drama, 1905. „Königliche Hoheit“, Roman, 1909. „Der Tod in Venedig“, Nov., 1913. „Tonio Kröger“, Nov. 1914. „Friedrich und die große Koalition“, Nov., 1915. „Rede und Antwort“, Essays, 1916. „Betrachtungen eines Unpolitischen“, 1918. „Herr und Hund“, „Gesang vom Kindchen“, 2 Idyllen, 1920. „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, „Buch der Kindheit“, 1923. „Goethe und Tolstoi“, 1923. „Die deutsche Republik“, 1923. „Der Zauberberg“, 1924. „Bemühungen“, 1925. „Lübeck als geistiges Leben“, 1926. „Pariser Rechenschaft“, 1926. „Unordnung und frühes Leid“, 1926. „Das Wunderkind“, Nov. 1928. „Maria und der Zauberer“, 1930. „Wagner und unsere Zeit“, 1932/33. „Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters“, Rede 1932. „Goethes Laufbahn als Schriftsteller“, Vortrag 1933.

Seit 1933 habe ich den Essaysband „Leiden und Größe der Meister“, „Freud und die Zukunft“, Wien 1936 und die drei Bände des Joseph-Romanes veröffentlicht.

Thomas Mann

## HANS MARCHWITZA

Geboren 1880 in Oberschlesien. Bergarbeiter, Steineträger. Mitarbeiter an der Arbeiterpresse. Zur Zeit in Spanien.

Vor 1933 veröffentlicht:

„Sturm auf Essen“, Int. Arb. Verl., Berlin, 1930. „Vor Verdun verlor ich Gott“, Erzählungen. „Schlacht vor Kohle“, Int. Arb. Verl., Berlin, 1932. „Walzwerk“, Berlin, Universum-Bücherei, 1932.

Nach 1933:

„Die Kumiaks“, Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1934.

## PROF. Dr. S. MARCK

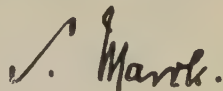
Ich bin am 9. März 1889 in Breslau geboren. Ich studierte Philosophie und habilitierte mich auf einem Urlaub aus dem Felde 1917 in Breslau. Im Jahre 1924 wurde ich dort außerordentlicher Professor für Philosophie und im Jahre 1930 Ordinarius an derselben Universität. Von 1919 bis 1926 war ich sozialdemokratischer Stadtverordneter. 1932 wurde ich Provinziallandtagsabgeordneter. Ich war Lehrer an der Breslauer Volksschule, Vorsitzender des Kulturbeirats der Schlesischen Funkstunde, Mitglied des Sozialistischen Hochschulausschusses. Ich verließ Deutschland im April 1933, weil ich wegen meiner politischen Betätigung für die Linke in unmittelbarer Lebensgefahr war. Seit November 1934 lehre ich an der Universität in Dijon.

Von mir wurden veröffentlicht:

„Die platonische Ideenlehre und ihre Motive“, 1912. „Imperialismus und Pazifismus als Weltanschauungen“, 1918. „Kant und Hegel“, 1917. „Hegelianismus und Marxismus“, 1922. „Das Jahrhundert der Aufklärung“, 1924. „Marxistische Staatsbejahung“, 1925. „Substanz- und Funktionsbegriff in der Rechtsphilosophie“, 1925. „Reformismus und Radikalismus in der deutschen Sozialdemokratie“, 1927. „Die Dialektik in der Philosophie der Gegenwart“, 2 Bände, 1929/31. „Die deutsche Sozialdemokratie“, 1932.

Verbrannt wurde: Hegelianismus und Marxismus.

Verboten sind jedenfalls die anderen auf Politik bezüglichen Schriften. In der Emigration veröffentlichte ich zahlreiche Aufsätze in „Deutsche Freiheit“, „Neuer Vorwärts“, „Neues Tagebuch“, „Pariser Tageszeitung“ u. a. „Marxismus und Liberalismus“. „Ein Jahr drittes Reich“, „Die Rechtsphilosophie des Nationalsozialismus“, „Die Tragödie des Konservatismus“. „Oswald Spengler“, „Wieder einmal Prozeß Hegel“, „Politischer Humanismus“, Dennoch: kritischer Idealismus. Demnächst erscheint: „Thomas Mann als Dialektiker“ (Zeitschrift „Philosophie“). „Vom romantischen Idealismus zum sozialistischen Neuhumanismus“ (Sammlung von Aufsätzen emigrierter deutscher Gelehrten) Editions du Carrefour.



## LUDWIG MARCUSE

Am 8. Februar 1894 wurde ich in Berlin C., Prenzlauerstraße geboren. 1917 reichte ich in Berlin eine Dissertation über Nietzsche ein, der die schnüffligsten Philologen nicht anmerken würden, daß sie im Weltkrieg geschrieben wurde. Nach dem Krieg in einem Frankfurter Blatt als Theaterkritiker tätig. Am 1. März 1933 fuhr ich ins Exil.



**Veröffentlichte Werke:**

„Strindberg“. Das Leben der tragischen Seele. 1922. „Die Welt der Tragödie“. 1923. „Revolutionär und Patriot“. Das Leben Ludwig Börnes. 1929. „Heinrich Heine. Ein Leben zwischen Gestern und Morgen“. Deutschland: Rowohlt/Berlin 1932. England: Sidgwick u. Jackson, 1933. Amerika: Farrar and Rinehardt 1933. „Ignatius von Loyola. Diktator der Seelen“. In deutscher Sprache Querido Verlag, Amsterdam, in Frankreich Payot 1936, England Bless 1936, Amerika Simon u. Schuster 1936, Tschechei Storch-Marien. „Die Ahnen, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.“ „Die Enkel“, Bilder aus der deutschen Gegenwart. Während das „Heine“-Buch nur auf „Schwarzen Listen“ figurierte, erhielt ich vom Paul List Verlag Leipzig am 1.III.34 die Mitteilung, daß mein Buch „Revolutionär und Patriot“ beschlagnahmt und eingezogen worden sei.

*Walter Mehring*

**WALTER MEHRING**

Geboren am 29. April 1896 in Berlin.

**Vor 1933 veröffentlicht:**

„Das politische Cabaret“, 1920. „Das Ketzerbrevier“, 1921. „Wedding, Montmartre“, 1922. „Europäische Nächte“, Novellen, 1923. „Abenteuerliches Tierhaus“, 1924. „Westnordwest“, Novelle 1925. „Algier“, Novelle, 1927. „Paris in Brand“, Roman, 1929. „Der Kaufmann von Berlin“, Drama, 1929. Übersetzungen: „Contes drôlatiques, im Fischarddeutsch“. „Gedichte, Lieder und Chansons“, 1929. „Arche Noah SOS“, 1931.

**Nach 1933:**

„Und Euch zum Trotz“. „Müller, Chronik einer deutschen Sippe“.

**PETER MERIN**

Pseudonym. Die Aufforderung des „Worts“, mich an der Nummer zu beteiligen, die ein Bild des nicht mit dem Nationalsozialismus übereinstimmenden deutschen Schrifttums zu geben beabsichtigt, erreicht mich auf spanischem Boden. So werden Sie verstehen, daß ich über mich selbst schweigsam bin. Das Herz Spaniens schlägt laut und der eigene Pulsschlag ist daneben kaum vernehmlich. Am Opernplatz schaute ich 1933 dem Inquisitionsfeuer zu, das die Bücher meiner Freunde verbrannte. Die beiden Zeitschriften waren dabei, die ich redigiert hatte.

Seit ich das Land verließ — schrieb ich als Publizist, was der rasche Tag diktierte: Essays, Kritiken, Broschüren; über Denker, die der Zukunft mit ihrem Werk dienen, Gorki, Rolland, und über die Zerstörer der Kultur im Lager des Todes.

Im Herbst 1936 erschien mein Buch über die Geschichte des Menschenfluges. („Eroberung des Himmels“. E. P. Thal & Co., Wien).

Eben bin ich gemeinsam mit anderen dabei, diesem kämpfenden Volk der Pyrenäen zu sagen, daß nicht Deutschland, sondern seine Bedrücker die Blutsaat gestreut haben, die heute über Spanien aufgeht.

*P. Merin*

**HERMYNIA ZUR MÜHLEN**

Ich bin in Wien am 12. Dezember 1883 als Tochter des österreichisch-ungarischen Gesandten Graf Victor Crenneville und der Gräfin Isabella Wydenbruck geboren. Ich kam mit meinen Eltern viel in der Welt herum und heiratete

dann einen baltischen Rittergutsbesitzer. Auf diese Weise kam ich in das zaristische Rußland. Nach einigen Jahren mußte ich wegen eines schweren Lungenleidens nach Davos, wo ich einige Jahre blieb, im Jahre 1919 übersiedelte ich nach Deutschland. Seit April 1933 lebe ich in Wien.

Meine erste große Arbeit war die Übersetzung des Romanes „Das Joch des Krieges“ von Leonid Andrejew, dann folgte die Übersetzung von „König Kohle“, vielen anderen Sinclairbüchern, außerdem von Werken von Jerome K. Jerome, Galsworthy, Hergesheimer, Albert Rhys Williams, Michael Gold, Henri Guilbeaux, Harald Nicolson, Zangwill, Francis André, Nathan Asch, John Cournos, Bill Bjelozerskowsky („Mond von links“, „Stimmen der Tiefe“), usw. usw., es dürften ungefähr 100 Bücher sein. Mit der Zeit begann ich auch selbst zu schreiben; eines meiner ersten Bücher waren die Märchen „Was Peterchens Freunde erzählen“, Malik-Verlag 1921. Dieses Buch wurde, gleich den anderen Märchenbüchern auch in verschiedene Sprachen übersetzt.

Neben kleineren Propagandaerzählungen („Schupomann Karl Müller“, Viva 1924, „Der Deutschvölkische“ Viva 1924, „Kleine Leute“, „Lina“ 1926 Viva) und einem unter dem Pseudonym Traugott Lehmann veröffentlichten Anti-Femeroman „Die weiße Pest“, sowie einigen „sozialen“ Kriminalromanen (unter dem Pseudonym Lawrence H. Desberry, als Übersetzungen aus dem Amerikanischen) sind von mir

#### Folgende Bücher erschienen :

„Der Tempel“ (Viva-Verlag) 1922, 152 S. „Licht“ (See-Verlag, Konstanz) „Ende und Anfang“ (S. Fischer, Berlin) 1929, 274 S. „Das Riesenrad“ (Engelhorn, Stuttgart) 1930. „Nora hat eine famose Idee“ (Gotthelf-Verlag, Bern) 1933, 263 Seiten.

#### Nach 1933 :

„Reise durch ein Leben“ (Gotthelf-Verlag 1933, Bern) „Ein Jahr im Schatten“ (Humanitas-Verlag, Zürich) 1935. „Unsere Töchter, die Nazinen“ (Gsur-Verlag, Wien) „Fahrt ins Licht“ (Verlag Ludwig Nath, Wien).

Verschiedene Romane sind bisher nur in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, außerdem habe ich ungefähr ein Dutzend Hörspiele geschrieben, die früher von verschiedenen deutschen Sendern und in den letzten Jahren in Basel, Wien, Prag, London, Brüssel, Paris, Amsterdam, Warschau, Kopenhagen und Stockholm gesendet wurden.

Was von meinen Büchern im Dritten Reich verboten ist, weiß ich nicht, da ich auf der „Schwarzen Liste“ stehe, wahrscheinlich alles.

Einige meiner Bücher sind auch ins Französische, Englische (England und Amerika), Norwegische und Polnische übersetzt worden, „Was Peterchens Freunde erzählen“ auch ins Japanische.

*Gertrudis von Mühsam*

### ERICH MÜHSAM

Wurde 1876 in Berlin in einer jüdischen Familie geboren. Mit seiner literarischen Tätigkeit begann er 1897. Beteiligte sich an der Bayrischen Räterepublik und wurde nach ihrer Niederschlagung zu Gefängnis verurteilt. Aus dem Gefängnis wurde er im Jahre 1925 entlassen. Seine Gedichte, Erzählungen und sämtliche Arbeiten behandeln in der Hauptsache den Krieg und die Revolution. Bei der Machtübernahme des Faschismus wurde Erich Mühsam арrestiert, mehr als ein Jahr schrecklich gemartert. Er starb im Juli 1934 im Gefängnis, erhängt von den Faschisten.

**Von ihm erschienen:**

„Die Wüste“, Gedichte, 1904. „Askona“, 1905. „Der Hochstapler“, Leipzig, 1906. „Die Jagd auf Harden“, 1908. „Der Krater“, Gedichte, 1909. „Wüste, Krater, Wolken“, gesammelte Gedichte, 1914, Berlin, 231 S. (Paul Cassirer), „Die Freivermählten“, polem. Schauspiel in 3 Aufzügen München, Kain-Verlag, 54 S. „Dem Andenken Gustav Landauers“, Berlin, Leon Hirsch 1919. „Brennende Erde“, Verse eines Kämpfers, München 1920, Kurt Wolff, 94 S. „Judas“, Arbeiter-Drama in 5 Akten, 1. Auflage 1921 (80 S.) — Sammlung rev. Bühnenwerke Bd. IV. 2. Aufl. Malik-Verlag 1924. „Standrecht in Bayern“, 1924. „Alarm“, Manifeste aus 20 Jahren, Berl. Verlag „Der Syndikalist“. Leipzig 1925. „Dichter und Rebellen“, Band 1. „Revolution“, Lieder, 1925. „Gerechtigkeit für Max Hölz“, Berlin Verlag Rote Hilfe, 1926. „Staatsräson“, ein Denkmal für Sacco und Vanzetti, Drama, Berlin, Gilde freiheitl. Bücherfreunde, 1928, 110 S. „Sammlung 1898—1928“, Berlin J. M. Spaeth-Verlag, 1928, 259 S.

**ALFRED NEUMANN**

Geboren 15. Oktober 1895 zu Lautenburg in Westpreußen als Sohn eines Holzindustriellen; ab 1898 in Berlin, dort humanistisches Gymnasium; ab 1913 in München, romantische Studien, zugleich im Lektorat des Georg Müller Verlages und in der Redaktion des „Neuen Merkur“; 1915/17 Soldat bis zum Rang eines Gefreiten, im Lazarett die ersten Gedichte; 1917/18 Verlagslektor, 1918/20 Dramaturg der Münchner Kammerspiele; ab 1920 freier Schriftsteller, abwechselnd in München und Florenz lebend. Seit Dezember 1933 dauernd in Florenz. Für den Roman „Der Teufel“ erhielt er im Jahre 1926 den Kleistpreis.

Besonders bekannt von seinen Werken sind ferner:

„Der Patriot“, Drama. „Rebellen“, Roman. „Der Held“, Roman. „Narrenspiegel“, Roman.

Nach 1933

sind im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erschienen: „Neuer Caesar“, Roman. „Kaiserreich“, Roman. „Königin Christine von Schweden“ (Biographie).

**ROBERT NEUMANN**

Ich bin 1897 in Wien geboren, (22. Mai), habe Medizin, Chemie, Germanistik studiert, war Bankbeamter, Kaufmann, Schwimmtrainer. Kam als Matrose auf einem holländischen Tanker nach Transkaukasien, habe Österreich nach dem Februar 1934 verlassen, lebe in London.

Novellen:

„Hochstaplernovelle“, 1930. „Karriere“ 1931. „Die blinden Passagiere“ (Engelhorn, Stuttgart).

Rahmenerzählungen:

„Die Pest von Lianora“, 1927, Engelhorn Verlag. „Das Schiff Esperance“, Zsolnay, Wien, 1931.

Romane:

„Sintflut“, Stuttgart 1929. „Die Macht“, Wien 1932. „Struensee“, Querido, Amsterdam 1935.

Landschafts- und Lebensbeschreibungen:

„Jagd auf Menschen und Gespenster“, Stuttgart 1928. „Passion“, Stuttgart 1931. „Panopticum“, Stuttgart 1931. „Sir Basil Zacharoff“, Engelhorn Stuttgart 1928.



**Parodien:**

„Mit fremden Federn“, Stuttgart 1927, „Unter falscher Flagge“, Wien 1933.

**Theaterstücke:**

„Die Puppen von Poschansk“, „Hochstaplerkomödie“, „Karriere“ (Bühnenbearbeitung der Novelle).

Die Bücher sind in 18 Ländern erschienen.

Verboten sind sämtliche. Verbrannt sämtliche, die vor dem 10.5.33 erschienen waren.

Robert Neumann

**PETER NIKL**

Geboren 1896 in Heidelberg. Besuchte das Gymnasium, dann Ausbildung zum akademischen Maler in Dresden, Berlin, Studienreisen nach Holland, Dalmatien und dem Balkan. Kriegsteilnehmer an der Ost- und Westfront, zweimal verwundet. Ich kam schon vor dem Kriege mit der Arbeiterbewegung in Fühlung. Die Literatur nahm in meiner Arbeit im Lauf der Jahre den größeren Teil der Zeit ein. Die Aufführung des Schauspiels „Die Verrätergasse“, die 1932 in verschiedenen Städten Schlesiens stattfand, wurde zum Wendepunkt meiner Entwicklung und später auch der besonderen Verfolgung durch den deutschen Faschismus.

Seit 1934 Emigrant.

**Veröffentlicht wurden bisher folgende Arbeiten:**

„Semper die Mumie“ (Parodie auf Otto Ernst) Konrad Hanf-Verlag 1920. „Yvon“, Novelle, Konrad Hanf Verlag, 1920. „Historische Studien über die Lausitz und Schlesien“, Verlag Hoffmann und Reiber, 1928–32. „Die Verrätergasse“, Schauspiel in 3 Akten. „Weinsberg“, Drama in 4 Akten, Teilveröffentlichung in „Internationale Literatur“ 1936, Heft 5. „Der kleine Stamnitz“, Erzählung A.I.Z. 1935. „Berggeist“, „Die Lehre von Mariastern“, Zwei Einakter, Verlag DDCC (aufgeführt). „Bessie Bosch“, Drama in einem Akt, veröffentlicht in „Das Wort“ 1936 Heft 6 (aufgeführt). „Die Grenze“, Dramatische Studie in einem Akt, Verlag Volksh Bühnenbund, Prag.

**ERNST ERICH NOTH**

(Paul Krantz). Geboren am 25. Februar 1909 in einem südlichen Arbeiterviertel Berlins, Vater Musiker, später meist arbeitslos, drei Geschwister. Während des Krieges Besuch der Volksschule, seit der Novemberrevolution Freischüler einer Oberrealschule bis zur Oberprima. Verwicklung in den sogenannten „Steglitzer Schülerprozeß“, nach dem Freispruch Vorbereitung des Abiturs in der „Freien Schulgemeinde Odenwaldschule“. Studium der Germanistik, Pädagogik und Soziologie. Dissertation über „Die Gestalt des jungen Menschen im deutschen Roman der Nachkriegszeit“. Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“. Lebt seit dem 5. März 1933 im Exil in Frankreich, unter der Hitlerdiktatur von der Universität als Mitglied der „Roten Studentengruppe“ und Leiter einer „Arbeitsgemeinschaft der minderbemittelten Studenten“ relegiert. Mitarbeiter verschiedenen französischer Zeitschriften, Redakteur an der Revue „Les cahiers du sud“, von „Vendredi“ mit der Führung der Rubrik „Littérature d'Exil“ beauftragt.

**Veröffentlicht vor 1933:**

„Die Mietskaserne“, Roman junger Menschen, Societäts-Verlag, Frankfurt a. Main, 1931. Übersetzung ins Englische, Französische, Polnische, Tschechische, Kroatische.

Nach 1933:

„La Tragédie de la jeunesse allemande“, Editions Bernard Grasset, 1934. Nur in französischer Sprache erschienen. „Der Einzelgänger“, Roman, Schweizer Spiegel-Verlag, 1936. In französischer Sprache bei Plon, Editeur, 1936. „Die Mietskaserne“ wurde im Mai 1933 in Frankfurt von den Studenten verbrannt. Alle vorgenannten Bücher sind seit 1934 in Deutschland verboten.

h. h. Hitler

## BALDER OLDEN

Mein Großvater war ein Bank- und Theaterdirektor. Als ganz junger Student in Freiburg i. B. lernte ich Micha Alexandrowitsch Bakunin kennen, der ein treuer Nachfahr seines großen Onkels war. Durch ihn wurde ich — nachdem ich schon Bierkommerse gefeiert, Säbelmensuren geschlagen, Reserveoffizierskurse absolviert hatte — zum Menschen erzogen. Ich hatte schon mit 20 Jahren den Kampf ums Leben allein zu bestehen. Als früh entdeckter Feuilletonist durfte ich im Auftrage der größten deutschen Zeitung jener Jahre, der „Kölnischen“, viele Weltreisen machen, wurde 1914 vom Krieg in Ost-Afrika überrascht, geriet nach langen Kämpfen in englische Gefangenschaft. 1920 kam ich nach Deutschland zurück.

Meine Bücher:

Mit dem anti-imperialistischen Kriegsroman „*Kilimandscharo*“ (1922) begann meine wahre Produktion. Ich schrieb viele Bücher, darunter eine Roman-Biographie des deutschen Kolonialgründers Carl Peters, eines Kolonial- und Vor-Hitler-Nazi. Ein Gegenstück war meine Biographie jenes Roger Cesement, der sein Leben durchkämpft und am Galgen geendet hat, um den Kongonegern, Putumayo-Indianern, Iren, allen mit Folter und Daumenschrauben Entrechteten zu helfen. Als Hindenburgs Staatsstreich das Reich an Hitler ausgeliefert hatte, fuhr ich über die Grenze. Auf tschechoslowakischem Boden schrieb ich den „*Roman eines Nazi*“ und gleich darauf in den „*Neuen Deutschen Blättern*“ ein Manifest gegen den Hitlerismus „*Mir wäre nichts Besonderes passiert*“. Diesen Publikationen verdanke ich vielerlei Ehre: mein Vermögen wurde beschlagnahmt, die Bestände meiner Bücher wurden eingestampft, ich wurde ausgebürgert.

1934 nahm ich am Schriftstellerkongreß der UdSSR teil und gewann während eines dreimonatigen Aufenthalts in Rußland mehr als während der Jahrzehnte meiner Fahrten durch alle Weltteile. Bis dahin hatte ich nur erkannt, daß die Welt krankt und auf die Wunden gedeutet. Seither weiß ich, daß es konkrete Wege gibt, um zu gesunden.

Balder Olden

## RUDOLF OLDEN

Geboren am 14. Januar 1885 in Stettin. Redakteur am „*Berliner Tageblatt*“. Rechtsanwalt am Kammergericht.

Seit 1933 folgende Bücher veröffentlicht:

„Hitler, der Eroberer“, anonym, Berlin 1935, Malik. „Warum versagten die Marxisten“, Paris 1933, Verlag Europäischer Merkur. „Hindenburg“, Paris 1934, Verlag Europ. Merkur. „Hitler“, eine Biographie. Amsterdam 1935, Querido Verlag.

## MARIA OSTEN

Pseudonym. Geboren 1908 in Westfalen.

Veröffentlicht:

„Hubert im Wunderland“. Deutsch: Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter, Moskau. Russisch: Jourgaz-Verlag, Moskau. „Spanische Reportagen“, nur russisch. Jourgaz-Verlag, Moskau

## JAN PETERSEN

(Pseudonym). Geboren 18. 4. 1907.

Veröffentlicht:

„Meine Straße“, Roman. Übersetzt ins Russische.

## THEODOR PLIVIER

1892 bin ich in Berlin geboren und am roten Wedding aufgewachsen. Streikende Metallarbeiter und Omnibuskutscher und die Attacken der wilhelminischen berittenen Polizei gehörten zu meinen ersten Kindheitseindrücken. Mit 16 Jahren lief ich von zu Hause fort, vagabundierte durch einen Teil Europas und fuhr dann, unterbrochen durch einen kürzeren Aufenthalt in Australien und einen längeren in Südamerika, zur See. Von Anfang bis Ende des imperialistischen Krieges diente ich in der deutschen Kriegsflotte. 1918 war ich Redakteur des Organs des Matrosenrates in Wilhelmshaven und seit dieser Zeit gehörte ich der revolutionären Bewegung in Deutschland an. 6 Wochen nach der Machtergreifung durch Hitler verließ ich Deutschland und nach einem Jahr Emigration in Frankreich habe ich in der Sowjetunion zuerst in Leningrad und jetzt an der Wolga in der ersten deutschen Sowjetrepublik eine neue Heimat gefunden. Veröffentlicht wurden:

Novellen:

„12 Mann und ein Kapitän“, 1929, Leipzig, Verlag Weller, übersetzt spanisch und franz. (273 S.).

Romane:

„Der Kaisers Kuli“, 1929, Malik-Verlag, 398 S. Übersetzt in 18 Sprachen. „Der Kaiser ging, die Generäle blieben“, 1932, Malik-Verlag. Übersetzt in 6 Sprachen.

Theaterstücke:

„Des Kaisers Kuli“, „Haiische“.

Verboten und verbrannt in Deutschland alles ohne Ausnahme.

Ein Roman „Das große Abenteuer“, der in Chile spielt und den Kampf der chilenischen Salpeterarbeiter gegen den Faschismus behandelt ist ca. 900 Seiten stark. Eine vorläufige kürzere Fassung ist im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erschienen und wird gegenwärtig in englischer Sprache in England und Amerika und in norwegischer Sprache in Norwegen vorbereitet. Die komplette Fassung erscheint in deutscher Sprache in der Vegaar in Moskau, in russischer Sprache im Goslitizdat in Moskau und eine besondere Fassung für Jugendliche im Umfang von 500 Seiten im Detjgis, Moskau. Außerdem wird in Sojus Detjfilm ein Kinderfilm nach dem Roman vorbereitet.

*Theodor Plivier*



## ALFRED POLGAR

Wurde 1875 in Wien geboren. Mein Vater war Musiker. Ich habe vielerlei studiert und nichts gelernt. War Journalist, Parlamentsberichterstatler, Theaterkritiker. Übersiedelte 1927 nach Berlin und ging 1933 wieder nach Wien zurück. Besondere Kennzeichen meines Lebens: Keine.

Von mir wurden veröffentlicht:

8 *Skizzen-Bände*: „An den Rand geschrieben“, „Orchester von oben“, „Ich bin“, „Schwarz auf Weiß“, „Hinterland“, „Auswahlband“, „Bei dieser Gelegenheit“, „Ansichten“.

*Kritische Schriften*: „Ja und Nein“, 4 Bände. *Ein Schauspiel*: „Die Defraudanten“.

Übersetzt wurden in verschiedene Sprachen einzelne Stücke aus den Büchern; an Büchern nichts.

Ich weiß nicht, ob Bücher von mir in Deutschland verbrannt wurden (anzunehmen, daß es geschah). Verboten dürften wohl alle sein, doch habe ich auch hierüber keine Gewißheit.

Nach 1933 erschienen:

1935: „In der Zwischenzeit“ (bei Allert de Lange, Amsterdam). 1936: „Sekundenzeiger“ (Humanitas-Verlag, Zürich).

*Alfred Polgar*

## JOHANN RABENER

Ich wurde 1909 in Breslau geboren. Bis zu meinem 22. Lebensjahr hatte ich mich in vielen Berufen mit mehr oder weniger großem Mißerfolg versucht —: War also abwechselnd Lehrling einer Kunstseidenfabrik, Lehrling einer holländischen Bank, Lehrling einer frankfurter Automobilfabrik, Sportjournalist, Inseratenvertreter der Antwerpener Weltausstellung . . . und was weiß ich noch alles. In einer recht verzweifelten Lage machte ich 1931 die Bekanntschaft von Jakob Wassermann, der mich zum Schreiben ermutigte und mich freundschaftlich förderte. Im Herbst 1932 akzeptierte der Rowohlt-Verlag in Berlin meinen 608 Seiten starken Erstling „*Verurteilt zum Leben*“.

Doch im Januar 1933 brach das Dritte Reich aus, und bis zum Frühjahr 1935 war ich mithineinverdammt. Der Rowohlt-Verlag riskierte es zwar, meinen Erstling herauszubringen; aber der Roman wurde sehr bald von der Gestapo verboten und beschlagnahmt; ebenso erging es meinem zweiten Roman „*Denn ich bin ein Mensch gewesen*“ im Frühjahr 1935. Um diese Zeit drohte mir die sogenannte Reichsschrifttumskammer mit Strafmaßnahmen, wenn ich noch etwas veröffentlichen würde. Ich wußte, was das bedeutet. Die Emigration bestärkte mich in meiner Absicht, einen antifaschistischen Roman mit dem Titel „*Denk ich an Deutschland in der Nacht*“ zu schreiben.

Meine früheren Romane erschienen auch in England, Amerika und Ungarn.

*Johann Rabener*

## GUSTAV REGLER

Geboren 1898 im Saargebiet. Er war während des Krieges Offizier der deutschen Armee und kam in dieser Zeit zum Sozialismus. 1928 trat er in die KPD ein. Z. Zt. in Spanien.

Vor 1933 veröffentlicht:

„Die Ironie im Werk Gottes“, Leipzig, B. Dietze, 1923, 80 S. „Der Zug der Hirten“, Roman, Lübeck, O. Quitzow, 1929, 187 S. „Wasser, Brot und blaue Bohnen“, Roman, N. D. V. Berlin, 1932, 302 S.

Nach 1933:

„Der verlorene Sohn“, Roman, Querido Verlag, Amsterdam 1933. „Im Kreuzfeuer“ (Saarroman), Ed. du Carrefour, Paris, 1934. „Die Saat“, Querido Verlag, Amsterdam, 1936.

## LUDWIG RENN

Pseudonym. Arnold Vieth von Golssenau, geb. 22. April 1889 in Dresden. 1910—20 Offizier. Kriegsteilnehmer. 1920—22 studiert russisch, Jura und Volkswirtschaft, dann Kaufmann im Kunsthandel, zieht 1925/26 ein Jahr zu Fuß mit dem Zelt durch Italien, Griechenland, Türkei, Ägypten. Wird 1927 in Wien endgültig Kommunist. 1927 erscheint „Krieg“ und wird zum Welterfolg. 1934 als „Militär-Theoretiker der KPD“ zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt. Danach in der Schweiz. Jetzt an der spanischen Front gegen den Weltfaschismus.

Meine Bücher:

„Krieg“, erschienen 1927 in Frankfurt, übersetzt England, Frankreich, Schweden, Finnland, Dänemark-Norwegen, Estland, Spanien, Portugal, Italien, Polen, Holland, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien, China, Japan und eine Reihe Sprachen der UdSSR. (deutsch 415 S.) „Nachkrieg“, erschienen 1930 im Agis-Verlag, Berlin, 335 S., übersetzt in einen großen Teil der bei „Krieg“ genannten Sprachen. „Rußlandfahrten“, erschienen 1932 im Lasso-Verlag, Berlin, wurde sofort durch Buchhändlerboykott unterdrückt. „Entwicklung der Kriegstechnik von den Schweizerkriegen bis zum Gift- und Gaskrieg“. Eine Studie zu Friedrich Engels und Hans Delbrück. Erschienen 1932/3 in der Zeitschrift „Aufbruch“.

Im heutigen Deutschland ist mein Buch „Krieg“ unerwünscht, aber nicht verboten. Trotzdem wurden Exemplare und sogar die Übersetzungen davon verbrannt.

„Nachkrieg“, „Rußlandfahrten“ und die „Entwicklung der Kriegstechnik“ sind verboten und vermutlich verbrannt worden. Außerdem hat man die Manuskripte meiner sämtlichen unveröffentlichten Gedichte vernichtet.

Seit der Hitlerdiktatur habe ich nur den Roman „Vor großen Wandlungen“ geschrieben, der im Verlag Oprecht, Zürich, erschienen ist.

*Ludwig Renn*

## RODA RODA

Ich bin am 13. April 1872 zu Puszta Zdenci, Slawonien, geboren. Besuchte österreichisches Gymnasium, trat 1891 in das Heer ein. Schüler (später Lehrer) der Offizierssequestation Agram; Fechtlehrerkurs Wiener Neustadt; Reitlehrerinstitut Schloßhof. Verließ als Oberleutnant der R. 1902 den aktiven Dienst, verlor später die Charge wegen einiger Presseangriffe auf K. und K. Generäle. Wandte mich ganz der Dichtkunst zu als Satiriker, Humorist; ältester Mitarbeiter des Simplicissimus. Bereiste den Balkan, Italien und Spanien, ging 1905 nach Berlin. 1906 bis 1914 in München. Vortragsreisen durch Deutschland und die Nachbarländer. Während des Balkankrieges in Konstantinopel, Athen, Belgrad. Im Weltkrieg im Pressequartier des K. und K. Armeeeoberkommandos an sämtlichen österreichischen Fronten: Galizien, Wolhynien, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro, Italien. 1923 Vortragsreise nach Nordamerika. 1924 in Portugal,

1926 in Finnland und dem Baltikum, 1926 bis 1928 Paris, 1928 bis 1933 Berlin.  
Lebt seither auf Reisen.

Es sind seit 1933 folgende Bücher erschienen  
(und sämtlich in Deutschland verboten):

„Ausgewählte Werke“ in 3 Bänden (Paul Zsolnay-Verlag, Wien) „Roda Roda und die 40 Schurken“, 1933, 18. Tausend. „Krokodilstränen“, 1933, 10. Tausend. „Schenk ein, Roda“, Aus slawischen Quellen, 1935. 10. Tausend. „Die Panduren“, Roman, Verlag E. P. Tal u. C., 1935.

*Roda Roda*

## JOSEPH ROTH

Geboren 2. Sept. 1894 in Schwabendorf, war aktiver Offizier in der alten österreichisch-ungarischen Armee von 1913/1918. Begann 1921 als Journalist in der „Frankfurter Zeitung“ zu schreiben.

Er veröffentlichte bis 1933:

„April“, Novelle. „Der blinde Spiegel“, Novelle. „Hotel Savoy“, Roman. „Rebellion“, Roman. „Flucht ohne Ende“, Roman. „Zipper und sein Vater“, Roman. „Juden auf Wanderschaft“, Reportagen. „Panoptikum“, gesammelte Aufsätze. „Rechts und Links“, Roman. „Hiob“, Roman. „Radetzkymarsch“, Roman.

Die Mehrzahl der Bücher wurde ins Englische übersetzt.

Die Bücher J. Roths wurden in Deutschland nicht verbrannt. J. Roth hat als Katholik und Österreicher einen Artikel gegen Hitler geschrieben, was ein Verbot seiner nachstehenden Bücher zur Folge hatte:

Nach 1933 im Auslande veröffentlicht:

„Tarabas“, Roman, Querido Verlag, Amsterdam, 1934. „Der Antichrist“, Roman, Allert de Lange, Amsterdam. „Die hundert Tage“, Roman, Allert de Lange, Amsterdam. „Beichte eines Mörders“, Roman, Allert de Lange, Amsterdam.

*Joseph Roth*

## FRIDA RUBINER

Geboren 1879 in Litauen, lebt in der Sowjetunion.

Veröffentlichte Schriften:

„Der beste Fabrikdirektor“, Hamburg, 63 S. 1923 „Sowjetrußland von heute“, Berlin, 31 S. 1925 „Für oder gegen Sowjetrußland“, Viva, Berlin, 1928 „Tod und Konterrevolution“, Berlin, 16 S. 1928 „Der große Strom“, Berlin-Wien, 319 S. 1930.

*Frida Rubiner*

## LENI SACHS

Geboren 1906

Ein Frauenroman „Anna“ von mir erschien als Feuilleton, mein Kinderbuch „Wir reihen uns ein“ verdankt sein Nichterscheinen Hitler, ein Frauenroman „Frauen vor Brück“ und ein Gedichtband „Unser Leben — unser Kampf“ ruhen derzeit in den Schubladen einiger Redaktionen.



Was von mir auf dem Papir übrigblieb, sind politische Reportagen und Prosa mit sozialem Inhalt in antifaschistischen Zeitungen und Zeitschriften der Tschechoslowakei.

## ADAM SCHARRER

Geboren 1889. Bäuerlicher Herkunft. Metallarbeiter. Freier Schriftsteller.

Veröffentlichte:

„Vaterlandslose Gesellen“, 1930, Agis „Aus der Art geschlagen“, 1931, Verl. des Bücherkreises. „Der große Betrug“, 1931 Agis, „Der Kampf um die Erde“, Agis.

In der Emigration erschienen:

„Maulwürfe“, 1933, Malik-Verlag, Prag. „Abenteuer eines Hirtenjungen“.

*Adam Scharrer*

## WALTER SCHÖNSTEDT

Geboren 1909, Volksschule, Lehre als Bildhauer, keine Arbeit in diesem Fach, 2 Jahre Landarbeit, dann bis Hitler Bauarbeiter, U-Bahn und Hochbahn.

Veröffentlicht sind:

„Kämpfende Jugend“ (IAV) und in versch. Sprachen der UdSSR, „Motiv unbekannt“ (NDV) und in verschiedenen Sprachen der UdSSR. Beide verboten oder verbrannt. Ersteres bereits von Zörgiebel verboten wegen „Verhöhnung der Jugend“, Aufreizung zu Gewalttätigkeiten.

Seit 1933:

„Auf der Flucht erschossen“, 1933, Carrefour, Paris. Erschienen: englisch, tschechisch, versch. russisch, schwedisch, jiddisch.

In die Emigration bin ich nicht aus schriftstellerischen Gründen gegangen.

*Walter Schönstedt*

## ANNA SEGHERS

Pseudonym. Anna Seghers wurde im Jahre 1900 geboren und stammt aus einer bürgerlichen Familie. Schon frühzeitig nahm sie Anteil an der revolutionären Bewegung. Ihr erster Roman „Der Aufstand der Fischer von St. Barbara“ erhielt den Kleistpreis.

In Deutschland erschienene Bücher:

„Aufstand der Fischer von St. Barbara“, Berlin, Kiepenheuer 1928, 188 S. „Grubetsch“, Berlin, Kiepenheuer, 1930. „Auf dem Wege zur amerikanischen Botschaft“ und andere Erzählungen, Kiepenheuer, Berlin. „Die Gefährten“ Roman, Deutsche Verlags-Anstalt 1932, 318 S. Stuttgart-Berlin.

In der Emigration erschienen:

„Der Kopflohn“, Roman, Querido Verlag, Amsterdam 1933. „Der Weg durch den Februar“ Carrefour, Paris 1935. „Der letzte Weg des Koloman Wallisch, 1934.

*Seghers*

## **WILHELM SPEYER**

Geboren am 21. Februar 1887 zu Berlin. Gymnasium, Landerziehungsheim, Abitur. Studium der Rechtswissenschaften. Kriegsfreiwilliger Feldartillerist an der Westfront. Später Wohnsitz Bayern, Italien. Häufig in Berlin, zum letzten Mal Februar 1933. Jetzt Salzburg, London. Veröffentlicht wurden von mir:

### **Vor 1933:**

„Wie wir einst so glücklich waren“, Novelle 1906. „Ödipus“, Roman 1907. „Gnade“, Schauspiel 1911. „Der Herzog“, Erzählung 1912. „Das fürstliche Haus Herfurth“, Roman 1914. „Der Revolutionär“, Drama 1918. „Karl V.“, Drama 1919. „Er kann nicht befehlen“, Lustspiel 1919. „Mynherr van Heldens große Reise“, Roman 1921. „Rugby“, Lustspiel 1921. „Schwermut der Jahreszeiten“, Erzählung 1922. „Südsee“, Drama 1923. „Frau von Hanka“ 1924. „Das Mädchen mit dem Löwenhaupt“, 1925. „Charlotte etwas verrückt“, Roman 1927. „Epos der Tertia“: I. „Der Kampf der Tertia“, Erzählung 1928, II. „Die goldene Horde“ (auch ungarisch). „Ich geh aus und Du bleibst da“, Roman. „Roman einer Nacht“, 1932. „Sommer in Italien“, eine Liebesgeschichte, 1932.

### **Nach 1933:**

„Kreuzfahrer“, eine Liebesgeschichte 1933. „Der Hof der schönen Mädchen“, Roman 1935. „Zweite Liebe“, 1935.

## **ALWIN STÜBS**

Geboren 1900, Berlin-Wedding. Volksschule. Arbeiter. Kaufmännischer Angestellter. Bauführer. Später Reifezeugnis und Studium an der Universität Berlin.

### **Literarische Arbeiten:**

Gedichte, Novellen, Versenpen, Romane, veröffentlicht in Zeitschriften und Zeitungen.

## **ADRIENNE THOMAS**

### **Veröffentlichte bis 1933:**

„Die Katrin wird Soldat“, Propyläen-Verlag, Berlin.

### **Nach 1933:**

„Die Katrin wird Soldat“. Neuauflage. Allert de Lange, Amsterdam. „Drei Viertel Neugier“, Allert de Lange, Amsterdam. „Katrin, die Welt brennt“, Allert de Lange, Amsterdam.

## **ERNST TOLLER**

Geboren am 1. Dezember 1893. Erzählte seine Jugend in dem Buch: „Eine Jugend in Deutschland“. In der Nacht des Reichstagsbrandes sollte er verhaftet werden. Da er an jenem Abend einen Vortrag am Züricher Radio hielt, entging er dem Schicksal seiner besten Kameraden, lebt seit der Nazi Herrschaft in London.

### **Dramatische Werke:**

„Die Wandlung“, 1919, Kiepenheuer, 94 S. „Masse Mensch“, 1921, Kiepenheuer 82 S. „Die Maschinenstürmer“, 1922, „Hinkemann“, Kiepenheuer 61 S. „Die Rache des verhöhnten Liebhabers“, Cassirer 1925, 62 S. „Der entfesselte Wotan“, 1923, Kiepenheuer, 61 S. „Hoppla, wir leben“, 1927, Kiepenh. 141 S. „Wunder in Amerika“, „Die blinde Göttin“. „Feuer aus den Kesseln“, Kiepenheuer 1930, 168 S.

### **Chorwerke:**

„Der Tag des Proletariats“. Kiepenheuer 1926. „Requiem den gemordeten Brüdern“.

**Gedichtbände:**

„Lieder der Gefangenen“, 1921, K. Wolff, 31 S. „Das Schwalbenbuch“, 1922, Kiepenheuer, 58 S. „Vormorgen“. 1924, Kiepenheuer, 65 S.

**Prosabücher:**

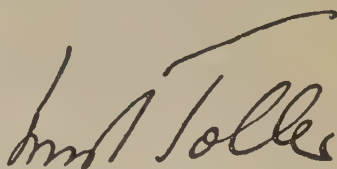
„Quer durch“. Kiepenheuer, 1930, 296 S. „Deutsche Revolution“. „Justizerlebnisse“, 1927. „Nationalsozialismus“, 1930, Kiepenheuer, 35 S. „Verbrüderung“, Verlag der Arbeiterjugend, Berlin 1930, 73 S.

Ernst Tollers Bücher wurden in fast alle Sprachen übersetzt.

Alle Bücher wurden in Deutschland verboten und verbrannt.

Seit 1933 sind folgende Bücher im Auslande erschienen:

„Eine Jugend in Deutschland“ (I was a German) 1933, Querido Verlag, Amsterdam. „Rotes Requiem“. „Briefe aus dem Gefängnis“ (Letters from prison) Querido Verlag, Amsterdam, 1935. „No more peace.“



**FRIEDRICH TORBERG**

Geboren am 16. Oktober 1908 in Wien, während der Mittelschulzeit übersiedelt nach Prag, hier gefördert von Max Brod. Mit 17 Jahren die ersten Publikationen in Zeitschriften, mit 20 die erste Buchform (ein seither zurückgezogener Versband „Der ewige Refrain“). — Ich lebe als freier Schriftsteller in Wien und Prag.

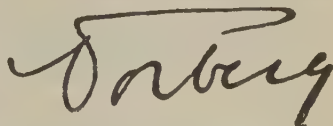
**Werke:**

„Der Schüler Gerber hat absolviert“. Roman. Paul Zsolnay Verlag 1930. „... und glauben, es wäre die Liebe“. Roman, ebenda 1932, ausgezeichnet mit dem Reich-Preis, Wien 1932. „Die Mannschaft“, Roman eines Sportlebens. Verlag J. Kittls Nachfg. 1935. Übersetzungen erschienen in Polen und Jugoslawien, England, Rumänien, Ungarn, Tschechoslowakei.

In Deutschland sind alle Werke verboten.

Seit 1933 Mitarbeit an verschiedenen Zeitschriften (Neue Weltbühne, Europäische Hefte etc.) Gemeinsam mit dem Tschechen Adolf Hoffmeister eine in Prag uraufgeführte Zeit-Komödie „Anna sagt nein“.

Als tschechoslowakischer Staatsbürger gehöre ich eigentlich nicht zur Emigration, mit der ich mich aber als deutschschreibender Schriftsteller durchaus solidarisch fühle und erkläre.



**WERNER TÜRK**

Geb. am 1. Mai 1901. Studierte Musik. Wirtschaftliche Gründe zwangen zum Abbruch des Studiums. In der Inflationszeit Gehilfe eines Börsenmaklers, später Angestellter in der Konfektion. Erlebnisse aus dieser Angestelltenzeit liegen seinem Roman „Konfektion“ zugrunde. Er emigrierte nach dem faschistischen Umsturz.

Bisher sind erschienen:

„Der Arbeitslöwe“ (Erzählung) Arta-Verlag. „Hyäne“. „Kellernächte“ (Novelle in der Anthologie jüngster Prosa I. M. Späth-Verlag) „Ehe im Streik“ (Novelle



in der Anthologie „Neue Deutsche Erzähler“, Malik Verlag) „Konfektion“ (Roman, Agis-Verlag, 1932.) „Kleiner Mann in Uniform“ (Roman, Kacha-Verlag, Prag 1933).

Die beiden Romane des Autors sind in Deutschland verboten.

Übersetzt wurden sie bisher ins Schwedische, Holländische, Kroatische und Russische.

*Werner Turek*

## BODO UHSE

Geboren 1904 in Süddeutschland als Sohn eines Offiziers. Nahm 1920 am Kapp-Putsch teil und wurde aktives Mitglied der Hitlerbewegung. In späteren Jahren kam er mit der revolutionären Bauernbewegung in Verbindung, wurde aus der Nationalsozialistischen Partei ausgeschlossen und trat 1930 in die KPD ein. Januar 1932 wurde er in das Europäische Bauernkomitee delegiert. 1933 emigrierte er. Wurde 1934 ausgebürgert. Sein Buch „Söldner und Soldat“ 1934 ist in Deutschland streng verboten.

*h*

## WALTHER VICTOR

Geboren am 21. April 1895 in Oeynhausen in Westfalen. Vater Fabrikdirektor. Gymnasium in Posen, damals „Ostmark“, Universität Freiburg i. Br. und Halle. 1914 bis 1918 mit Unterbrechung durch Krankheit und Verwundung an der Front. Ab Januar 1919 soz. Studentengruppe Halle. Mitarbeit an der dortigen „Volksstimme“. 1919 bis 1923 Redakteur des „Hamburger Echo“, 1923 bis 1931 Redakteur des „Sächsischen Volksblatts“, 1932–1933 Verlag Rudolf Mosse, Berlin.

Ich habe Deutschland infolge der Rassengesetzgebung verlassen.

Vor 1933 veröffentlicht:

„Neuer Frühling.“ Gedichte 1921. „Abseits vom Tempo“. Erzählungen 1925. „Atemzüge der Besinnung“, 100 Skizzen 1928. „Einer von vielen“. Ein Bergarbeiterroman 1929. (übersetzt ungarisch) „Geliebtes Manuskript“, Gedichte 1930. „Mathilde“. Ein Leben um Heinrich Heine, 1931. „General und die Frauen“. Ein Friedrich Engels-Buch 1932.

Nach 1933:

„Die letzten sechs Nächte des Heinrich Heine“, 1936, (in französischer Sprache erschienen) „Marchesa Spinola“. Ein Gemälde um Anton van Dyck. 1936. „Liszt nannte ihn Puzzi.“ Die Geschichte eines Wunderknaben 1936.

## GUSTAV v. WANGENHEIM

*Walter Victor*

Geboren 1895 in Wiesbaden. Besuchte das Gymnasium, war Eleve in der Landwirtschaft, Schauspieler und wurde Dramaturg und Regisseur.

Von meinen Arbeiten gelangte an die Öffentlichkeit:

„Der Mann Fjodor“ Schauspiel, geschrieben 1917. Szenenabdruck: „Weiße Blätter“ (Paul Cassirer) 1917. Preis des „Jungen Deutschland“ 1918. Vorgelesen: Matinée des „Jungen Deutschland“ Deutsches Theater, Berlin, Juli 1918. Aufgeführt: „Neues Volkstheater“ — Berlin 1921.

„Der Lausbub Franz“ (Komödie) geschrieben 1919. Angenommen und zur Aufführung vorbereitet durch die von der Revolution eingesetzte Leitung des Staatstheaters in München (Albert Steinrück). Abgesetzt durch wiedereingesetzte reaktionäre Leitung (Intendant von Frankenstein). „Chor der Arbeit“ (Großes Sprechchorwerk) geschr. 1923 für den von mir geleiteten Sprechchor der Berliner Organisation der KPD. Gedruckt: Viva-Verlag-Berlin. Aufgeführt: Vielfach von Arbeitergruppen u. a. in Japan. Dramatisierung des „Feuers“ von Henri Barbusse für das von mir geleitete Arbeiter-Theater „Barbusse-Truppe“. Aufgeführt in Berlin und vielen Städten Deutschlands. Dies und viele andere Stücke, Sketche, Kurzzenen, Chorwerke für das Arbeitertheater, von Arbeitertruppen gespielt in ganz Deutschland und vielen Ländern, unter dem Pseudonym *Hans Huß*. U. a.: „Siebentausend“, 1925, Berlin, Lehrervereinshaus. „Erinnert Euch“ 1928 (Chorwerk) Hamburg Zirkus Busch. „Massenpantomime gegen den Krieg“ 1924 bei der Generalprobe im Stadion Berlin-Lichtenberg von Severing verboten. „Chorwerk über den Achtstundentag“ für die Hamburger Gewerkschaftsorganisation im Freilicht-Theater des Hamburger Stadions. „Imperialismus“, Berlin 1929. Bei dem von mir geleiteten Theaterkollektiv „Truppe 31“ wurden die Stücke aufgeführt:

„Die Mausefalle“ (Schauspiel) 1931. Kleines Theater, Berlin, danach in ganz Deutschland und der Schweiz (über 250mal). „Hier liegt der Hund begraben“ (Schauspiel) 1932, Berlin, Theater am Schiffbauerdamm. „Wer ist der Dümme“ (Komödie) 4. II. 1933 Berlin, Kleines Theater, 4. III. 33 verboten. „Das Urteil“ (Schauspiel), zu dessen Aufführung die Theater nicht mehr die Möglichkeit hatten, wurde 1934 in Nr. 6 der „Internat. Literatur“ abgedruckt.

#### In der Sowjetunion:

Unter meiner künstlerischen Leitung bei dem deutschen Theater „Kolonne Links“ wurden aufgeführt: „Helden im Keller“ 1934 gedruckt in Kiew. „Agenten“ (ein Singspiel) und andere Arbeiten, und zwar in Moskau, Republik der Wolgadeutschen, Donbass, Charkow, Dnjepropetrowsker Gebiet, verschiedene dieser Arbeiten wurden auch in anderen Ländern gespielt, z. B. Frankreich, Schweiz und Spanien (Asturien). Das Szenario des von mir inszenierten Films „Kämpfer“. 1935 Moskau, bisher aufgeführt in der ganzen Sowjetunion, in Amerika und Holland.

*Gustav Wangerheim*

#### ALEX WEDDING

Geboren 11. Mai 1905. Alex Wedding ist ein Pseudonym, sogar sozusagen ein doppeltes. Es hört sich an wie der Name eines „duften Berliners“ und dahinter steckt eine Salzburgerin, die eigentlich eine Reichsdeutsche war und 1930 Tschechoslowakin wurde. In jenem Jahr, 1930, schrieb A. W. sein (ihr) erstes Buch, einen Roman für Kinder. Von der Kinderliteratur sagt man, sie sei ungemein wichtig, dennoch sieht die vollbärtige Kollegenschaft auf die Kinderbuchschreiber etwas herab, und es gibt auch keine Nobel- und andere Preise für Kinderliteratur. Trotzdem möchte A. W. mit keinem Dichterfürsten tauschen, weil er bei diesem Tausch auch das Publikum tauschen müßte. Und dabei würde er das dankbarste und am wirksamsten zu beeinflussende Publikum verlieren.

#### Veröffentlicht wurden:

„Ede und Unku“, ein Roman für Jungen und Mädchen, erschienen 1931, übersetzt ins Englische, Norwegische, Tschechische. „Das Eismeer ruft“, Abenteuer

einer großen und einer kleinen Mannschaft, erschienen 1936, übersetzt ins Tschechische.

„Ede und Unku“ wurde 1933 in Hitler-Deutschland beschlagnahmt.

Ales Weolding

## ERICH WEINERT

1890 geboren. Ungetauft. Mittelschule. 1896 erste Gedichte. Bildung autodidaktisch. Gelernt Schlosser, Dreher, Lokomobilenbauer. Dann Kunstgewerbeschule. Während der Jahre 1905 bis 1909 Beschäftigung mit Natur-, Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte. Sprachen. Antireligiöse Gedichte, Uaturlyrik, Drama „Thomas Münzer“, 1910 Hochschule Berlin. 1912 Staatsexamen eines akademischen Zeichenlehrers. Dann Maler und Graphiker. 1913 Einjähriger im Heer. 1914 Feldzug in Frankreich. 1915 Kriegsopponent. Beginn der Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung. 1918 Arbeitsloser, Schildermaler, Gelegenheitsarbeiter. 1921 erste politisch-satirischen Gedichte. Politisches Kabarett in Leipzig und Berlin. Mitarbeiter linker Kulturzeitschriften. Seit 1923 im Dienst der kommunistischen Bewegung. Publizist und Agitator der KPD. Durch die Weimarer Republik zahlreichen Verfolgungen ausgesetzt. Emigration nach Schweiz, Frankreich, Saargebiet, Sowjetunion.

### Bücher:

„Der verbogene Zeitspiegel“, 1923, Kugelverlag, Berlin. „Der Gottesgnadenhecht“, 1923, Verlag Elena Gottschalk, Berlin, 15 S. „Affentheater“, 1925, Hirsch-Verlag, Berlin. „1928“, IAH-Verlag, Berlin, 1928. „Erich Weinert spricht“, 1930, I.A.V., Berlin, 78 S. „Der Ventilator“, 1933, IAV, Berlin (während des Drucks von den Nazis beschlagnahmt). „Es kommt der Tag“, 1934, Verlagsgenossenschaft Ausl. Arbeiter, Moskau. „Pflastersteine“, 1934, Wedding-Verlag Saarbrücken. „Erich Weinert spricht“ 1931 (russisch) Verlag „Ogonjok“ „Alltägliche Balladen“ (russisch), 1933, Moskau. „Gesammelte Gedichte“, 1936, (russisch), Moskau. „Deutschland“ 1936, (ukrainisch) Staatsverlag Kiew. „Rot Front“, 1936, Verl. der nat. Minderheiten, Kiew.

### In Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien:

Einige hundert publizistische Arbeiten wie Artikel, Glossen, Szenen usw., rund 1500 Gedichte, rund 100 Texte zu Liedern.

In Deutschland alles verboten und verbrannt.

Erich Weinert

## F. C. WEISKOPF

Wurde im Jahre 1900 als Sohn eines Bankbeamten geboren. 1918 machte ihn das k. und k. Militärärar von der Schulbank weg „einrückend“. Durch einen Zufall wurde er an die sogenannte innere Front — die Front gegen die rebellisch werdende tschechische Bevölkerung — geschickt. Folge davon: Erste Berührung mit dem Sozialismus.

Die Werke? Das erste, das ins Licht der Öffentlichkeit geriet — es trug die stolze Nummer 43 und war eigentlich nicht besser als die ihm vorangegangenen und ruhmlos in der Schublade gebliebenen 42 Vorgänger — war ein Drama „Föhn“. Es wurde 1920 aufgeführt und machte einen erheblichen Theaterskandal. Dann wurde das erste Buch gedruckt, der Gedichtband „Es geht eine Trommel“. Das war 1923 (80 S.).



Es folgten:

„Das Land am andern Ufer“, Schauspiel, als Buch nur in tschechischer Sprache, 1925. „Tschechische Lieder“, eine Sammlung von Übertragungen aus dem Tschechischen, 1925. „Die Flucht nach Frankreich“, Novellen. Übersetzung kroatisch, weißrussisch, 1926. „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“, Reisebuch, 1927. Übers.: russisch, tschechisch. „Wer keine Wahl hat, hat die Qual“, Erzählungen, 196 S. 1928. Übers.: kroatisch, slow., tschechisch. „Das Slawenlied“, Roman, 1931. Übers.: tschechisch, ukrainisch, spanisch. „Zukunft im Rohbau“, Episoden von einer Sowjetreise, Malik-Verlag, 310 S., Übers.: englisch. „Cimbura“, Novelle, 1930, Berlin. Übers.: tschechisch, russisch, kroatisch. Zusammen mit Ernst Glaeser: „Der Staat ohne Arbeitslose“, ein Bilderbuch vom ersten Fünfjahrplan. Übersetzungen: französisch, englisch, dänisch, Herausgegeben und kommentiert: Leblond-Zola: „Das Leben Emile Zolas“.

Nach 1933:

„Die Stärkeren“, Episoden aus dem unterirdischen Krieg. „Die Versuchung“, Roman, Übers. russisch. „Die Feuerreiter“, gesammelte Gedichte. Die einzelnen Stücke der „Stärkeren“ wurden, soweit mir bekannt, in folgenden Sprachen gedruckt: russisch, tschechisch, slowakisch, polnisch, dänisch, schwedisch, norwegisch, holländisch, französisch. „Der Brief“ wurde von Clifford Odets unter dem Titel „Till the day I die“ dramatisiert. Aus dem Französischen, Spanischen, Tschechischen und Russischen habe ich eine Reihe von Novellen, Gedichten und anderen belletristischen Arbeiten übersetzt. Was von meinen Büchern verbrannt wurde, weiß ich nicht; verboten sind in Hitler-Deutschland alle.

F.C.W

ERNST WEISS

Ich bin am 28. August 1884 in Brünn im alten Österreich geboren. Habe Medizin studiert, war Chirurg, habe als Schiffsarzt eine Weltreise gemacht, habe den Krieg als österreichischer Regimentsarzt von Anfang bis zum Ende teils an der Front, teils in der Etappe mitgemacht, habe bis 1933 in Deutschland gelebt, bin nach Paris emigriert.

Meine größeren Arbeiten sind:

„Die Galeere“, Roman, 1913, Berlin. „Der Kampf“ (Fransziska), Roman, 1915. „Mensch gegen Mensch“, Roman, 1916. „Die Herznacht“, Novelle. „Tiere in Ketten“, Roman, 1918. „Nahar“, Roman, 1920. „Der Dämonenzug“, Novellen, 1922. „Tanja“, Drama. „Daniel“, Erzählungen, 1923. „Das Unverlierbare“, gesammelte Aufsätze, 1926. „Das Versöhnungsfest“, Dichtung. „Männer in der Nacht“, Roman, 1925. „Boetius von Orlamünde“, Roman, 1927. „Franta Zlin“, Novelle. „Stern der Dämonen“, Roman. „Atua“, Erzählungen. „Die Feuerprobe“, Roman, 1929. „Georg Letham“, Arzt und Mörder, Roman, 1931.

In der Emigration erschienen:

„Der Gefängnisarzt“, Kittls Verlag, Mährisch-Ostrau, Roman. (als erster Teil eines großen Romans) „Der arme Verschwender“ (Querido Verlag, Amsterdam, Roman). Alle meine Bücher, mit Ausnahme der zwei letztgenannten, sind vergriffen, im Buchhandel nicht mehr zu haben. Ob irgendwelche Bücher von mir verboten oder verbrannt sind, ist mir nicht bekannt.

Ich bin in die Emigration gegangen, weil ich die faschistische Diktatur aus tiefstem Herzen hasse und verabscheue.

ernst weiss

## PAUL WESTHEIM

Januar 1917, mitten im Krieg, erschien das erste Heft des „Kunstblatt“. Tribüne der neuen Generation, die auf ihre Weise: mit Geist am Neuaufbau mitzuarbeiten entschlossen war. International, ganz Europa umfassend, von Matisse bis Malevitch, Barlach, Lehmbruck, Kokoschka, Poelzig, Braque, Picasso, Lager bis Dix, Grosz und dem Fotomonteur Heartfield, es waren wohl alle vertreten, die nicht mehr Wandschmuck, sondern Gestaltung wollten. In den wenigen Jahrgängen, in denen das Kunstblatt auch Raum hatte für die Literatur, hatte ich die Freude, Beiträge von Georg Kaiser, Döblin, Brecht, Becher, Majakowski u. a. drucken zu können.

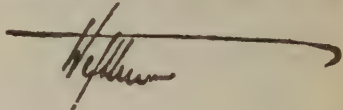
Mich schmerzt heute nur das eine, daß die Nazis meinen Freund Lehmbruck für sich reklamieren. Er ist seit 1919 tot und kann sich nicht wehren.

Im März 1933, wenige Tage nach dem Reichstagsbrand, erschien das letzte Heft des „Kunstblatt“. Gleichzeitig wurde die andere Zeitschrift, die ich herausgab, „Die Schaffenden“ eingestellt, Mappen mit Originalgraphiken junger Künstler. Das Kunstblatt veranstaltete in den letzten fünf Jahren Ausstellungen junger Künstler. Im Anschluß an das „Kunstblatt“ entstand im Jahre 1925 der Almanach „Europa“, den ich zusammen mit Carl Einstein herausgab.

In der Folge der „Orbis-Pictus“-Bücherei versuchte ich, eine Art Inselbücherei zu schaffen. Die Serie, die in einzelnen Jahren, z. B. 1923 über 10 000 Exemplare absetzte, konnte es auf zwanzig Bände bringen. Eine der größten Erfolge war das Buch über die „Altrussische Kunst“ von Fannina W. Halle. Ich selbst habe in dieser Serie den „Klassizismus in Frankreich“ bearbeitet.

### Weitere Bücher von mir:

„Die Welt als Vorstellung“, als Einführung in die neue Kunst. „Für und Wider“, eine Auseinandersetzung mit dem echten und dem Pseudoschaffen der Zeit. „Architektonik des Plastischen“, Monographien über Kokoschka und Lehmbruck. „Das Holzschnittbuch“, eine Betrachtung des Holzschnitts vom 15. Jahrhundert an. „Künstlerbekenntnisse“, eine Sammlung von Briefen, Tagebuchblättern, Aufzeichnungen heutiger Künstler. „Helden und Abenteuer“, der Versuch, von Breughel bis Klee und Dix die entscheidenden Künstler zu erfassen. (Dieses Buch, 1931 erschienen, wurde von den deutschen Sortimentern sofort boykottiert.) In der Emigration ist von mir eine Novelle „Rassenscandale“ (Phönix-Verlag, Paris) erschienen. Weiter entstand, zur Hälfte noch in Berlin geschrieben, aus der neudeutschen Wirklichkeit abgeschrieben, mein Roman „Heil Kadlatz“. Ein „Nazischwejk“, wie er von einem wohlwollenden Beurteiler genannt worden ist. Der Roman, der im „Pariser Tageblatt“ erschienen ist, hat, so weit man das als Autor beurteilen kann, die Leser begeistert.



## LUDWIG WINDER

Wurde am 7. Februar 1889 in Schaffa in Mähren geboren, wechselte einige Male die Berufe und lebt seit 1914 in Prag.

### Werke:

„Die rasende Rotationsmaschine“, Roman, übers. ins Russ. „Die jüdische Orgel“, Roman, übers. ins Englische. „Hugo“, Roman, übers. ins Tschechische. „Doktor Guillotin“, Schauspiel, übers. ins Russische und Spanische. „Die nachgeholten Freuden“, Roman, übers. ins Russische und Spanische. „Die Reitpeitsche“, Roman übers. ins Tschechische. „Dr. Muff“, übers. ins Tschechische. „Steffi“, übers. ins Tschechische, Holländische, Polnische und Slowenische.

Seit 1933 ist nur der Roman „Steffi“ erschienen. Dieser Roman, der 1934 den Staatspreis der Tschechoslowakischen Republik erhielt, ist in Deutschland verboten. 1933 wurden in Deutschland die Romane „Die jüdische Orgel“ und „Hugo“ verboten. Den Roman „Dr. Muff“ hat der Verlag Kittl vom Verlag Bruno Cassirer, Berlin, übernommen. Die anderen Bücher waren 1933 vergriffen.

Lützow Winter

## FRIEDRICH WOLF

Geboren 1888, Sohn eines Kaufmanns, Medizinstudium — 1913/14 Schiffsarzt beim „Norddeutschen Lloyd“ — August 1914 bis April 1918 Bataillonsarzt im Westen und Osten — im April 1918 Kriegsdienstverweigerer, als Geisteskranker interniert in der „Klappsmühle“ Arnsdorf-Dresden, wo ich jedoch gleichzeitig als Geisteskranker und Irrenarzt fungierte — Oktober 1918 erste Verbindung mit USPD. Obmann des illegalen Lazarettausschusses Groß-Dresden — ab November im Arbeiter- und Soldatenrat Groß-Dresden — 17. Januar 1919 bei Demonstration nach Karl und Rosas Ermordung zum erstenmal verhaftet, Sonnenstein — Februar 1920 zum Stadtarzt von Remscheidt gewählt, im März 1920 dort gekämpft gegen das Baltikumerkorps v. Lützow (Kapp-Putsch), Mitglied des Zentralrats Essen (Ruhr) — 1920/21 gesiedelt auf dem Barkenhoff Worswede, Arbeitskomune — 1922 bis 1928 Landarzt und Kassenarzt unter Kleinbauern und Webern in Hechingen (Schwaben) — 1928 Stuttgart, Eintritt in die KPD, Prozeß wegen Paragraph 218 — verhaftet bei Arbeitslosendemonstration. Ab 1933 Emigration Schweiz, Frankreich, Sowjetunion.

1919 — „Das bist Du“, Drama, Kämmerer Verlag Dresden-Berlin. „Der Unbedingte“, Schmiede-Verlag, Berlin. 1920 — „Die Schwarze Sonne“, Komödie, Rowohlt-Verlag, Berlin. „Fahrt“, Gedichte, Kämmerer-Verlag Dresden. 1921 — „Elemente“, drei Einakter, Chronos-Verlag, Stuttgart. „Tamar“, Drama. „Der Löwe Gottes“, Drama. 1924 — „Der arme Konrad“, Tragödie aus dem deutschen Bauernkrieg, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 143 S., 15.—25. Tausend. Berlin als billige Schulausgabe im „Freien Schulverlag“, Berlin 1926. „Mohammed“, Oratorium, Chronosverlag, Bln.-Stuttgt. „Der Mann im Dunkel“, (1924) 1925 — „Der Sprung durch den Tod“, Deutsche Verlagsanst. Stuttg., „Das Heldenepos des alten Bundes“, Deutsche Verlagsanst., Stuttgart. 1926 — „Kreatur“, Roman, Verlag „Der Bücherkreis“, I. H. W. Dietz Verl., Berlin. 1928 — Neuauflage 40—45 000 im Sponholtz Verl., Hannover, „Kampf im Kohlenpott“, Novellen, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 295 S. 1929 — „Kolonne Hund“, Schauspiel, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, 101 S. „Cyankali“, Schauspiel IAV, Berlin. Übers.: franz., engl., poln., russ., ukrain., rumän., dänisch, schwed., jidd., jap., holländisch 92 S. „Kunst ist Waffe“ (Streit), Arbeiter-Theater-Verl., Berlin. 1927 — „Koritte“, Schauspiel, Chronos-Verlag, Bln.-Stuttg. 1930 — „Tai-Yang erwacht“, Schauspiel, Chronos-Verlag, Stuttgart. „SOS“ Rao Rao Krassin u. a. Verlagsanst. Stuttgart. 1930 — „Die Matrosen von Cattaro“, Schauspiel, IAV, Bln., Übersetzungen: franz., engl., russ., ukrain., holländ., norweg., spanisch, tschechisch. „Die Natur als Arzt und Helfer“, Volksarztbuch, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, holländ. übers. 1932 — „Bauer Baetz“, Dr. Schuler Verlag, Stuttgart. (wurde sofort polizeilich beschlagnahmt).

Alle meine Werke wurden im Hitler-Deutschland verboten, meine Stücke als Bühnenaufführungen schon 1932 („Cyankali“-Krawalle und ebenso Verbot der „Matrosen von Cattaro“ durch Polizeiverfügungen ab April 1932). „Bauer Baetz“ wurde von der politischen Polizei Stuttgart 1933 als hochverräterisches Hetzwerk konfisziert; selbst mein Arztwerk wurde verboten.

Seit 1933 erschienen:

„Professor Mamlock“, Oprecht Verlag, Zürich. „Floridsdorf“, Oprecht Verlag, Zürich. „Die Matrosen von Cattaro“, Neuauflage, Oprecht Verlag, Zürich, (und



VEGAAR), „Bauer Baetz“, Neuauflage VEGAAR. „Der arme Konrad“, Neuauflage VEGAAR. „Von New York bis Schanghai“, polit. Revue gegen den imperialistischen Krieg, Deutscher Staatsverlag, Engels. „Das Trojanische Pferd“, Schauspiel vom Kampf der Jugend in Hitlerdeutschland.

*Wolf-*

## ALFRED WOLFENSTEIN

Geboren 1888 in Halle.

### Veröffentlichte:

„Die gottlosen Jahre“, 1913. „Die Freundschaft“, 1917. „Die Nackten“, Dichtung, 1917. „Der Lebendige“, 1918. „Menschlicher Kämpfer“, 1919. „Sturm auf den Tod“, 1921. „Jüdisches Wesen und neue Dichtung“, Essaybuch, 1922. „Der Flügelmann“, Dichtung, 1924. „Unter den Sternen“, 1924. „Der Narr der Insel“, 1925. „Bäume in den Himmel“, 1926. „Die Celestina“, 1926. „Die Nacht vor dem Beil“, 1927. „Netze“, sechs Einakter. „Die Erhebung“, Jahrbücher für neue Dichtung und Wertung, 1919/20. „Hier schreibt Paris“, 1931. „Die gefährlichen Engel“, Novellen.

### Übersetzt:

Nerval, Erzählungen, Shelley, Dichtungen 1922. Shelley, Die Cenci, 1924. Verlaine, 1925. O'Neill, Alle Kinder Gottes haben Flügel, 1925. Rimbaud, Leben, Werk, Briefe, 1930.

## THEODOR WOLFF

Geboren 1868. Zwölf Jahre Korrespondent des „Berliner Tageblattes“ in Paris — dazwischen auch in London und Madrid — dann 26 Jahre — bis Anfang 1933 — Chefredakteur.

Schrieb vor 1933 Romane, 2 Theaterstücke. „Niemand weiß es“ und „Die Königin“ (beide aufgeführt bei Max Reinhardt), und „Das Vorspiel“ (Berlin, Verlag für Kulturpolitik) französische Ausgabe bei Payot, Paris.

Veröffentlichte ferner: „Pariser Tagebuch“, Albert Langen, München, und „Vollendete Tatsachen“, (Sammlung von Aufsätzen aus dem „Berliner Tageblatt“, Kronen-Verlag, Berlin.)

Nach 1933, also seit Beginn der Hitlerdiktatur: „Der Krieg des Pontius Pilatus“, deutsch bei Oprecht und Helbling, Zürich. Übers. engl. (amerik.), franz., ital. „Der Marsch durch zwei Jahrzehnte“, deutsch bei Allert de Lange, Amsterdam. Übersetzt englisch, franz.

Daß Bücher von mir verbrannt wurden, habe ich gelesen. Aber ich vermag nicht zu sagen, welche Bücher.

*Theodor Wolff*

## PAUL ZECH

Geboren 1881 in Briesen. Freier Schriftsteller. Gegenwärtig in Süd-Amerika.

### Veröffentlichte Werke:

„Der Wald“, 1910. „Die eiserne Brücke“, 1912. „Das schwarze Revier“, 1913. „Der schwarze Baal“, 1916. „Das Grab der Welt“, 1918. „Golgatha“, 1919. „Das Terzett der Sterne“, 1919. „Die ewige Dreieinigkeit“, 1924. „Die Reise

um den Kummerberg“, 1924. „Das törichte Herz“, Erz., 1924. „Das trunkene Schiff“, 1924. „Erde“, 1925. „Peregrins Heimkehr“, 1925. „Der Kuckucksknecht“, 1925. „Ich bin Du“, 1926. „Gesammelte Gedichte“, 1927. „Zuletzt bleibt Hiob“, 1928. „Rainer Maria Rilke“, Biographie, 1930. „Neue Balladen von den wilden Tieren“, 1930. „Rainer Maria Rilke, fünf Gedichte“, 1921.

Übersetzt:

E. Verhaeren, Die wogende Saat, 1914. St. Mallarme, Faun 1922. Balzac, Tante Lisbeth, 1923. Rimbaud, Das gesammelte Werk, 1924. Ch. Vildrac, Die Heimatlose, 1926. Fr. Villon, Balladen und Lieder, 1930.

## HEDDA ZINNER

Als ich noch in Wien das Lyzeum besuchte, schrieb ein altes sehr frommes Fräulein unter meine deutschen Aufsätze: „Ungenügend. Zu viel Phantasie!“ Auch mein Vater, Ministerialbeamter, fand, daß ich zu viel Phantasie hätte, denn ich wollte zum Theater. Durch Vermittlung gelang es ihm, mich in einem „Landwirtschaftlichen Heim für Kriegerwaisen“ unterzubringen. Ich riß von dort aus. Die staatliche Theater-Akademie in Wien nahm mich auf. Schon nach einem Jahr trat ich erst in kleinen Rollen auf, dann folgten Engagements in Stuttgart, Baden-Baden usw. In dieser Zeit lernte ich Ludwig Renn kennen, der mich der revolutionären Arbeiterbewegung nahebrachte.

Ich begann bald darauf, in Arbeiterversammlungen zu rezitieren. Zum letztenmal rezitierte ich in Deutschland am Abend vor dem Reichstagsbrand. Ich kam nach Prag, wo ich zusammen mit tschechischen und deutschen Freunden ein antifaschistisches Kabarett aufbaute. Den größten Teil des Repertoires schrieb ich. Im Frühling 1934 kam ich in die Sowjetunion. Erst hier konnten sich meine Kräfte frei entfalten. Vor kurzem erschien von mir ein Gedichtband „Unter den Dächern“, eine Sammlung alter und neuerer Arbeiten. Ferner schrieb ich eine Reihe von Hörspielen, die im Moskauer Sender in deutscher Sprache gesendet wurden.

Hedda Zinner

## ARNOLD ZWEIG

Geboren 10. November 1887 in Glogau, Niederschlesien, preußische Festung, nahe der ehemaligen russischen Grenze. Sieben Jahre auf sieben deutschen Universitäten: Studium von neueren Sprachen (französisch und englisch), Philosophie, deutsche Literaturgeschichte und Philologie, daneben viel Psychologie und Nationalökonomie. Im Weltkrieg ab 1915, 13 Monate Verdun, bis zum Schluß des Krieges beim Stab Ober-Ost. Nachher drei Jahre in Bayern zur Wiederherstellung erschütterter Gesundheitsverhältnisse und im Kriege erkrankter Augen. 1923 durch den Hitlerputsch verjagt. Übersiedlung nach Berlin, von wo wiederum 1933 gezwungen, Heim und Heimat aufzugeben.

Ich ging in die Emigration, weil ich als freier Schriftsteller gegen die Vergewaltigung des Geistes, die Verhetzung der Völker, die Ausbeutung der arbeitenden Klassen, die Unterdrückung des freien Denkens und die Zerstörung der persönlichen Würde gearbeitet habe, seit ich 1911 mein erstes Buch erscheinen ließ.

Werke: etwa 45 Novellen, gesammelt in drei Bänden, 7 Dramen, davon 4 ungedruckt, 4 Essaybände: „Lessing, Kleist, Büchner“, „Caliban oder Politik und Leidenschaft“, „Juden auf der deutschen Bühne“, „Bilanz der deutschen Judenheit 1933“. — Romane: Novellen um Claudia“ (englisch, amerikanisch, russisch, italienisch, polnisch). „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ (in sieben

Sprachen erschienen, davon russisch zweimal). „Junge Frau von 1914“ (6 Sprachen), „Erziehung vor Verdun“ (in vielen Sprachen im Erscheinen begriffen), „De Vriendt kehrt heim“ (7 Sprachen).  
In Deutschland sind alle Werke verbrannt oder verboten.

Seit 1933 erschienen:

„Spielzeug der Zeit (12 Novellen, vor Hitler geschrieben), „Bilanz der deutschen Judenheit 1933“, „Erziehung vor Verdun“.

*Anno Zweig*

## STEFAN ZWEIG

Dr. phil., geboren am 28. November 1881 in Wien.

Vor 1933 veröffentlicht:

„Silberne Saiten“, Gedichte, 1901. „Die Liebe der Erika Ewald“, Novellen, 1904. „Verlaine“, Monographie 1905. „Die frühen Kränze“, Geschichte, 1907. „Tersites“, Drama, 1907. „Emile Verhaeren“, Monographie, 1910. „Erstes Erlebnis“, Novellen, 1911. „Das Haus am Meer“, Schauspiel, 1911. „Der verwandelte Komödiant“, Komödie, 1913. „Jeremias“, Trauerspiel, 1918. „Baumeister der Welt“, Essays, 1919. „Romain Rolland“, Monographie, 1920. „Fahrten“, Essays, 1920. „Amok“, Novellen, 1923. „Gesammelte Gedichte“, 1924. „Franz Maseerel“, Monographie, 1924. „Angst“, Novelle, 1925. „Der Kampf mit dem Dämon“, Essay, 1925. „Die Augen des ewigen Bruders“, Novelle, 1925. „Verwirrung der Gefühle“, Novelle, 1926. „Volpone“, Lustspiel, 1927. „Erinnerungen an Emile Verhaeren“, 1927. „Sternstunden der Menschheit“, historische Miniaturen. „Brennendes Geheimnis“, Novelle. „Kleine Chronik“, Vier Erzählungen. „Joseph Fouché“, Bildnis eines politischen Menschen, 1929. Ausgewählte Gedichte. „Die Kette“, Novellenkreis. „Heilung durch den Geist“. F. A. Mesner, M. Becker-Coldy, S. Freud, 1931. „Maria Stuart“. „Maria Antoinette“.

Nach 1933:

„Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam“, Wien 1933. „Castellio gegen Calvin“, Wien 1935.



## DIE BILANZ DREIER JAHRE

der Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in Moskau.

Romane, Novellen, Erzählungen, Gedichte, Bühnenstücke, Memoiren in deutscher Sprache

(1933—1936)

- Aragon*, Louis: „Die Glocken von Basel“. Frauenroman aus dem Französischen
- Argutinskaja*, L.: „Eine Seite aus einem großen Buch“. Erlebnisse einer russischen Ärztin
- Awdejenco*, Alexander: „Ich liebe“. Roman aus dem Russischen
- Badajew*, A.: „Die Bolschewiki in der Reichsduma“. Erinnerungen zur Geschichte der Kommunistischen Partei der SU(B)
- Balasch*, Bela: „Karlichen durchhalten“. Ein Kinderroman
- Balk*, Theodor: „Hier spricht die Saar“. Reportage aus den Tagen der Saarabstimmung
- Becher*, Joh. R.: „An die Wand zu kleben“. Verse des politischen Alltags  
„Deutscher Totentanz 1933“. Ein Gedichtbuch  
„Es wird Zeit“. Verse persönlichen Erkennens und Bekennens  
„Neue Gedichte“. Ein Sammelbändchen  
„Der verwandelte Platz“. Erzählungen über das faschistische Deutschland  
„Deutschland“. Eine Sammlung von 30 revolutionären Gedichten  
„Der Mann, der alles glaubte“. Eine Gedichtsammlung
- Besborodow*, S.: „Die Entdeckung Sibiriens“. Ein Jugendbuch  
„Die Rache des Kabunauri“. Ein Kinderbuch
- Billinger*, Karl: „Schutzhäftling Nr. 880“. Roman
- Blagojew*, Stella: „Georgi Dimitroff“. Aus dem Leben eines Revolutionärs. Erinnerungen
- Bobrowskaja*, C.: „Lenins Weg zum Oktober“. Eine biographische Skizze  
„Die ersten zwanzig Jahre“. Aufzeichnungen einer alten Bolschewikin
- Braune*, Rudolf: „Junge Leute in der Stadt“. Roman
- Brecht*, Bertolt: „Dreigroschen-Roman“
- Bredel*, W.: „Maschinenfabrik N. u. K.“ Ein Betriebsroman
- „Die Prüfung“. Roman (drei Auflagen)
- „Der Spitzel“ und andere Erzählungen
- „Vor den Kulissen“, Erzählung
- Conroy, Jack*: „Die Enterbten“. Roman aus dem amerikanischen Arbeiterleben
- Egart*, M.: „Die Überfahrt“. Erzählung
- Ehrenburg*, Ilja: „Der zweite Tag“. Roman aus dem Russischen  
„Ohne Atempause“. Roman
- Erpenbeck*, Fritz: „Aber ich wollte nicht feige sein“. Erzählungen  
„Musketier Peters“. Kurzgeschichte
- Fabri*, Ernst: „Joseph Gerl“. Erzählung
- Fadejew*, A.: „Der letzte Udehe“. Roman aus den Tagen des Kampfes um die Sowjetmacht. Zwei Bände  
„Die Neunzehn“. Roman
- Finn*, Konstantin: „Große Tage“. Erzählungen vom sozialistischen Aufbau
- Fisch*, G.: „Die Eroberung von Kiimasjärvi“. Erzählung aus dem Bürgerkrieg
- Furmanow*, D.: „Tschapajew“. Ein Bürgerkriegsroman
- Gabor*, Andor: „Die Rechnung“. Erzählungen aus Deutschland  
„Souper im Hubertus“, Kurzgeschichte
- Gabrilowitsch*, E.: „Fahrt nach Konsk“. Kurzgeschichten aus dem Sowjetleben
- Germanetto*, G.: „Genosse Kupferbart“. Autobiographie
- Gladkow*, F.: „Neue Erde“. Roman  
„Zement“  
„Energie“, Romane vom sozialistischen Aufbau
- Gonta*, T.: „Die Helden von Grossny“. Erzählungen
- Gorki*, Maxim: Ausgewählte Werke in sechs Bänden:  
Band I „Die Mutter“  
Band II „Das Werk der Artamanows“  
Band III „Erzählungen, Skizzen, Erinnerungen“  
Band IV „Meine Kindheit“  
Band V „Unter fremden Menschen“  
Band VI „Meine Universitäten, mein Brotherr“  
„Die Mutter“ (zwei Auflagen)

- Graf, Oskar Maria:** „Der Abgrund“. Ein Zeitroman
- Hašek, Jaroslav:** „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges“. Zwei Bände. (Zwei Auflagen)
- Heller, Otto:** „Auf dem Baikale“  
„Die Rote Fahne am Pazifik“. Zwei Reportagen aus dem Sowjetleben
- Hörnle, Edwin:** „Bauern unterm Joch“. Erzählung aus dem deutschen Dorf
- Huppert, Hugo:** „Sibirische Mannschaft“. Ein Skizzenbuch
- Illes, Bela:** „Das Gewehr“. Drei Novellen  
„Generalprobe“. Roman aus den Tagen der ungarischen Räterepublik  
Zweiter Band: „Die Karpathen beben“  
Dritter Band: „Trotz alledem“  
„Brand in der Metro“
- Iwanow, W.:** „Abenteuer eines Fakirs“. Roman aus dem Russischen
- Jakowlewa, B. N.:** „Lebenslauf einer Bolschewikin“. Autobiographie
- Jelemnicky, Peter:** „Pawel Huscawa geht in die Fabrik“. Roman
- Kahana, Moses:** „Lehrjahre — harte Jahre“
- Karawajewa, A.:** „Fabrik im Walde“. Roman aus dem Russischen
- Kassil, Lew:** „Das Märchen von Aljoscha Rjasan und Gevatter Weißmeer“. Ein Kinderbuch
- Kirschon, W.:** „Die wunderbare Legierung“. Bühnenstück
- Kisch, Egon Erwin:** „Asien gründlich verändert“. Reportagen aus dem Sowjetasien  
„China geheim“  
„Eintritt verboten“. Europäische Reportagen  
„Abenteuer in fünf Kontinenten“. Reportagen
- Kolzow, M.:** „Handelnde Personen“. Skizzen aus dem Sowjetleben  
„Der Mann im Soldatenmantel“ Skizzen aus dem Sowjetleben
- A. de Kom:** „Wir Sklaven von Suriname“
- Kuibyschew, V. W.:** „Episoden aus meinem Leben“
- Kurella, A.:** „Mussolini ohne Maske“. Ein Reisebericht
- Lapin, Boris:** „Heldentat“. Koreanische Novelle
- Libedinski:** „Der Neunzehnjährige und andere Erzählungen“
- Lipmann:** „Mit der Roten Armee im Fernen Osten“
- London, Jack:** „Die eiserne Fers“. Utopischer sozialer Roman
- Macmillan, Mary:** „Sally Bleistift in Amerika“. Ein Kinderbuch
- Marchwiza, Hans:** „Sturm auf Essen“. Roman aus dem Ruhraufstand  
„Walzwerk“. Ein deutscher Betriebsroman
- Hermynia zur Mühlen:** „Schmiede der Zukunft“. Märchen
- Owtscharenko, I.:** „Im Feuerring“. Erinnerungen
- Pajalin, N.:** „Die Leninwerke“. Geschichte eines bolschewistischen Betriebes
- Panferow, F.:** „Die Genossenschaft der Habenichtse“. Erster Teil  
„Die Genossenschaft der Habenichtse“, Zweiter Teil  
„Mit festem Schritt“. Dritter Teil. Roman aus der Entwicklung des Sowjetdorfes.
- Panferow F.; Iljenkow W.:** „Koks, Ziegel und Menschenkraft“. Kurzgeschichten vom sozialistischen Aufbau
- Pantelejew:** „Budjonny Kurier“. Ein Jugendbuch
- Pawlenko P.:** „Barrikaden“. Erzählungen über die Pariser Kommune
- Paustowski, Konstantin:** „Die Schicksale des Charles Lonceville“, Novelle  
„Die Kolchis“, Erzählung für die Jugend  
„Kara Bugas“. Erzählung
- Plivier, Th.:** „Des Kaisers Kulis“. Roman aus der deutschen Kriegsflotte  
„Der Kaiser ging — die Generäle blieben“. Roman
- Pogossow:** „Komsomol im Lager Schmidt“ Jugenderzählung
- Postyschew, P.:** „Die erste Tunguser Partisanenabteilung“. Erinnerungen
- Rabitsch, R.:** „Panzerzug Lichtenauer“. Erzählung
- Regler, Gustav:** „Im Kreuzfeuer“. Ein Saartroman
- Renn, Ludwig:** „Krieg“ und „Nachkrieg“. Zwei Romane in einem Band
- Rubinstein, Leo:** „Der Pfad der Samurai“. Erzählung aus dem Fernen Osten
- Schahinian, Marietta:** „Das Wasserkraftwerk“. Roman aus Sowjetarmenien
- Scharrer, Adam:** „Maulwürfe“. Bauernroman  
„Abenteuer eines Hirtenjungen“. Erzählungen
- Schaumjan, S.:** „Bolschewistische Schmugelware“. Erinnerungen

*Scholochow*, Michael: „Der Stille Don“  
Band I: „In der Zarenzeit“. (Zwei Auflagen)  
Band II: „Krieg und Revolution“ (Zwei Auflagen)  
Band III: „Aufstand der Kosaken“  
„Neuland unterm Pflug“. Roman  
*Schönstedt*, Walter: „Auf der Flucht erschossen“. Roman  
*Schotmann*, S. „Wie der Funke zur Flamme wurde“. Erinnerungen  
*Schuchow*, L.: „Haß“. Roman vom sozialistischen Aufbau  
*Seghers*, Anna: „Die Gefährten“. Erzählung  
„Der letzte Weg des Koloman Wallisch“. Aufzeichnungen  
„Der Weg durch den Februar“. Roman  
*Serafimowitsch*: „Der eiserne Strom“, Bürgerkriegsroman  
*Smedley*, Agnes: „Chinesische Schicksale“. Novellen  
„China blutet“. Novellen  
„China kämpft“  
*Sokolow*, W.: „Parteibuch Nr. 0046340“. Erinnerungen  
*Stawski*, W.: „Sturm über der Staniza“. Ein Kosakenroman

*Trease*, Geoffrey: „Pfeile gegen Barone“. Ein Jugendbuch aus dem Englischen  
*Tretjakow*, S.: „Feld-Herren“. Roman aus dem Sowjetdorf.  
„Den-Schi-Chua“. Chinesischer Roman  
„Tausendundein Arbeitstag“, Kaukasische Skizzen  
„Tscheljuskin“. Ein Land rettet seine Söhne. Ein Dokumentenbericht  
*Uhse*, Bodo: „Söldner und Soldat“. Ein Bekennnisroman  
*Wassiljew*, B.: „In der Illegalität“. Memoiren  
*Weinert*, Erich: „Es kommt der Tag“. Ein Gedichtband  
*Weiskopf*, F. C.: „Zukunft im Rohbau“. Reiseberichte  
„Die Stärkeren“. Skizzen aus dem antifaschistischen Kampf  
*Wolf*, Friedrich: „Doktor Mamlock“. Tragödie  
„Floridsdorf“. Bühnenstück über die Februarkämpfe in Österreich  
„Die Matrosen von Cattaro“. Schauspiel  
„Der arme Konrad“. Bühnenstück aus dem deutschen Bauernkrieg

#### 4 JAHRE ZEITGENÖSSISCHE DEUTSCHE LITERATUR IN RUSSISCHER ÜBERSETZUNG (1933—1936)

(Staatsverlag, Moskau)

1933

*J. R. Becher* — Unter der Macht von Hitler. Auflage 10 000  
*Willi Bredel* — Maschinenfabrik N. u. K. Auflage 200 000  
— Eigentumsparagraph. Auflage 7 000  
*Ernst Glaeser* — Frieden. Auflage 5 000  
*B. Kellermann* — Die Stadt Anatol. Auflage 5 000  
— Der Tunnel. Auflage 80 000 (Billige Ausgabe)  
*Erich Kästner* — Geschichte eines Moralisten. Auflage 5 000  
*Leonhard Frank* — Drei von drei Millionen. Auflage 5 200  
*Hans Marchwitza* — Sturm auf Essen. Auflage 10 000  
*Klaus Neukrantz* — Barrikaden am Wedding. Auflage 5 000  
*Theodor Plivier* — Der Kaiser ging, die Generäle blieben. Auflage 5 250  
*Adam Scharrer* — Der große Betrug. Auflage 5 200

*A. Stenbok-Fermor* — Deutschland von unten. Auflage 5 140  
*Friedrich Wolf* — Die Matrosen von Cattaro. Auflage 3 000

1934

*Bertolt Brecht* — Epische Dramen. Auflage 2 000  
*Egon Erwin Kisch* — China Geheim. Auflage 5 000  
*Heinrich Mann* — Der Sinn der Emigration. Auflage 9 000  
— Haß. Auflage 50 000 (billige Ausgabe)  
*Thomas Mann* — Gesammelte Werke. Band IV. Zauberberg  
*Adam Scharrer* — Maulwürfe. Auflage 5 000  
*Werner Türk* — Konfektion. Auflage 5 250

1935

*Willi Bredel* — Die Prüfung. Auflage 10 000



1936

- Die Prüfung. Auflage 100 000 (billige Massenaufgabe)
  - Alfred Döblin* — Berlin Alexanderplatz. Auflage 10 000
  - Lion Feuchtwanger* — Die Geschwister Oppenheim. Auflage 20 000
  - Die häßliche Herzogin. Auflage 20 000
  - Erfolg. Auflage 10 000
  - Erfolg. Auflage 35 000 (Billige Ausgabe)
  - O. M. Graf* — Der harte Handel. Auflage 10 300
  - Der Abgrund. Auflage 10 000
  - B. Kellermann* — Gesammelte Werke. Band II — *Der Tunnel*; Band III — *Gebrüder Schellenberg*. (Band I — *Der neunte November* — wurde vom Verlag *Wremja* in Leningrad 1934 herausgegeben)
  - Thomas Mann* — Gesammelte Werke. Band V. *Zauberberg*. Auflage 10 300
  - Gesammelte Werke Band I. *Die Buddenbrooks*. Auflage 10 300
  - Balder Olden* — Die Geschichte eines Nazi. Auflage 10 000
  - Theodor Plivier* — Des Kaisers Kuli. Auflage 10 000
  - Anna Seghers* — Der letzte Weg von Koloman Wallisch. Auflage 35 000 (billige Ausgabe)
  - Der Kopflohn. Auflage 10 000
  - Erich Weinert* — Ausgewählte Gedichte Auflage 5 000
  - Friedrich Wolf* — Bauer Bätz. Auflage 15 000
  - Professor Mamlock. Auflage 3 000
  - Stefan Zweig* — Ausgewählte Novellen. Auflage 10 300
  - Billinger* — Schutzhäftling Nr. 880. Auflage 10 000
  - Schutzhäftling Nr. 880. Auflage 50 000 (billige Massenausgabe)
  - Lion Feuchtwanger* — Die Geschwister Oppenheim. Auflage 50 000
  - Jud Süß. Auflage 50 000
  - Bruno Frank* — Cervantes. Auflage 10 000
  - O. M. Graf* — Einer gegen Alle. Auflage 10 000
  - Hinrichs* — Im Dritten Reich. Auflage 10 000
  - E. E. Kisch* — Jahre und Leute. Auflage 10 000
  - W. Langhoff* — Moorsoldaten. Auflage 10 000
  - Moorsoldaten. Auflage 50 000 (billige Massenausgabe)
  - Thomas Mann* — Gesammelte Werke, Band II. *Die Buddenbrooks*; Band III. *Novellen*.
  - Gustav Regler* — Wasser, Brot und blaue Bohnen. Auflage 10 000
  - R. M. Remarque* — Der Weg zurück. Auflage 10 000
  - A. Seghers* — Der Weg durch den Februar. Auflage 10 000
  - Der Weg durch den Februar. Auflage 50 000 (billige Ausgabe)
  - Friedrich Wolf* — Theaterstücke. Auflage 3 000
- Außerdem sind im Verlag *Jourgaz* in der Serie *WELTBIBLIOTHEK* folgende Bücher erschienen:
- Jan Petersen* — Meine Straße. Auflage 20 000
  - Gustav Regler* — Die Saat. Auflage 20 000
  - Jakob Wassermann* — Maurizius. Auflage 20 000

## HEINZ GROTHE UND DER GEISTIGE LANDESVERRAT

Heinz Grothe hat im Auftrag des Propagandaministeriums eine Auslandsreise gemacht, um in der deutschen faschistischen Presse über das Treiben der Emigranten zu schreiben. Mit einem Artikel „Vom geistigen Landesverrat“ in der „National-sozialistischen Landpost“ machte er den Anfang. Die Reise ins Ausland muß einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn aus den Zeilen, die er über das emigrierte deutsche Schrifttum schreibt, klingt trotz pflichtgemäßer Lügen und Kraftausdrücke, eine unverkennbare Hochachtung heraus.

Einleitend heißt es in seinem Artikel:

„Wir sind uns darüber klar, daß Menschen, die *freiwillig\** Deutschland verließen und draußen mit einem Male ihren Haßgefühlen gegen ihr Mutterland freien Lauf gaben, in jedem Fall *tatsächlichen Landesverrat\** begehen und begangen haben. Wir hatten kürzlich Gelegenheit, in diesem Sinn auf den Emigranten Thomas Mann zu verweisen, der an einer in *Moskau\** neu erscheinenden „deutschen“ Monatschrift „*Das Wort*“, die von so fragwürdigen Existenzen wie Bredel, Feuchtwanger und Brecht herausgegeben wird, führend mitarbeitet.“

Bevor wir uns mit seinen vom Propagandaministerium bestellten Lügen befassen, wollen wir Grothe weiterhören. Weil die Zeitschrift „*Das Wort*“ dem Landesverrat dient, schreibt Grothe, „*will ich gleich auch die Mitarbeiter dieser Zeitschrift nennen*“.

Und Grothe nennt:

„Stefan Zweig, Leonhard Frank, Arnold Zweig, Egon Erwin Kisch, Weiskopf, Otto Pick, Walter Seidl, Rudolf Fuchs!“

Heinz Grothe hat schlecht denunziert. „*Das Wort*“ hat noch einige Dutzend weitere Mitarbeiter, wie ein flüchtiger Blick in die Zeitschrift zeigt. Zwei Personen werden

\* bei Grothe gesperrt.

aber von ihm genannt, die *keine* Mitarbeiter der Zeitschrift sind. Heinz Grothe wird gewiß persönliche Differenzen mit diesen haben und sie auf so bequeme Art der Gestapo denunzieren. Dieser „Schriftsteller“ hat also in vier Jahren faschistischer Diktatur doch was gelernt.

*Freiwillig* haben nach Grothe alle deutschen Schriftsteller Deutschland verlassen, die keinen Kotau vor Goebbels machen, sondern freie Schriftsteller bleiben wollten (unbegreiflich für einen Mann wie Heinz Grothe) und die nicht in den Himmelschen Gestapokellern wie *Hans Otto*, *Erich Baron* und andere oder im Konzentrationslager wie *Erich Mühsam* zu Tode gefoltert werden wollten.

*Geistigen Landesverrat* betreiben nach Grothe alle deutschen Schriftsteller, die *Hitler* nicht für den größten deutschen Schriftsteller halten, die *Heinrich Heine* noch einen deutschen Dichter nennen und nicht glauben, daß *Friedrich Schiller* von den Freimaurern ermordet wurde, die nicht freudig zustimmen, wenn die „*Lesing-Gesellschaft*“ aufgelöst und das Denkmal *Mendelssohn-Bartholdys* niedergedrückt wird. Geistigen Landesverrat begehen auch die, die *Thomas Mann* für einen bedeutenderen lebenden deutschen Schriftsteller halten, als den im Dritten Reich preisgekrönten *Gerhart Schumann*. Geistigen Landesverrat begehen nach Heinz Grothe ferner alle, die wagen anderer Meinung zu sein als *Hitler* und seine Kumpane und die nicht dem von diesen erlassenen *Verbot der Kunstkritik* freudig zustimmen. Geistigen Landesverrat betreiben nach Grothe schließlich auch diejenigen, die gegen die Verschickung deutscher Truppen nach Spanien zur Unterstützung aufständischer Generale sind; überhaupt alle, die sich gegen die Kriegspläne des deutschen Faschismus stellen.

Dann kommen die Nöte dieses Goebbels-schülers zur Sprache, dem es doch noch nicht ganz so wie seinem Herrn und Meister gelingen will, aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz zu machen. Er schreibt: „Betrachtet man sich das Schaffen der Emigration einmal näher, so wird einem die Situation sofort klar. Es liegt ein Zwang vor, ein innerer Zwang zur

Lüge, denn würde man die Wahrheit über Deutschland verbreiten, so wie es wirklich ist, dann würde man als *fahnenflüchtig im Sinne der Emigration\** betrachtet werden. So schreibt Klaus Mann einen Schlüsselroman über die Hamburger Theaterwelt vor seinem zwangsmäßigen Auscheiden aus dem Deutschen Reich, so schreibt Glaeser in seiner Art einen geschickten Heimatssehnsuchtsroman, so verfaßte Sternheim ein biographisches Buch, das in der ihm eigenen Sternheimschen Grammatik und Diktion sonderbar verwirrt ist, so schreibt Herr Zarek über Moses Mendelssohn, so erzählt Herr Kästner die „Abenteuer eines empfindsamen Fleischermeisters“ usf.“

Jaja! Und so fort! Und so fort! Vieles wichtige hat er nicht genannt, man kann es in diesem Heft nachlesen. Eine hübsche Liste; die Bewohner des Riesengefängnisses, „Drittes Reich“ genannt, würden Augen machen, was da außerhalb der Landesgrenzen alles geschrieben wird. Die besten Deutschen würden aufatmen, weil sie nun mit Recht hoffen können, daß der Tiefstand der Literatur in Deutschland nur der Tiefstand der faschistischen Literatur ist, daß die wahre deutsche Literatur aber jenseits der Landesgrenzen weiterlebt. Das begreift sogar Heinz Grothe, darum versucht er all den Skeptikern in Deutschland Mut zu machen und schreibt:

„Unsere Autoren (die faschistischen d. Red.) wissen genau, daß sie neu beginnen und aufbauen müssen, und gehen mit gläubiger Zuversicht und guten formalen Ansätzen\* in diesen Lebenskampf. Es ist selbstverständlich, daß ein älterer Dichter die formalen Grundgesetze sicherer beherrscht als

die jüngeren Kameraden, bei denen formales Können sehr oft nur eine Verdeckung mangels des persönlichen Einfallstreichtums und Erlebens aus zweiter Hand bedeuten könnte. Unsere jungen Dichter haben weder die Historie noch die Psychoanalyse noch die Dichtung überhaupt in Erbpacht genommen. Sie bauen sich ihren Weg selbst.“

Nicht die „älteren Dichter“, die die „formalen Grundgesetze des Schreibens besser beherrschen“, sondern die besseren Dichter mit Kenntnissen der Geschichte, Psychoanalyse und Dichtkunst leben und arbeiten, vom Faschismus vertrieben, außerhalb Deutschlands. Sie sind es, die die Ehre der deutschen Dichtkunst, die tagtäglich im faschistischen Deutschland neu besudelt wird, reinhalten und die gegen die derzeitigen Gewalthaber in Deutschland, gegen deren Kulturbarbarei und Unterdrückung unseres Volkes, deren Kriegspläne und Kriegsdichter den erbiterten Kampf führen.

Wutentbrannt schreibt Heinz Grothe:

„Wenn man sich einmal die kulturpolitische Lage in der Schweiz\* betrachtet, so findet man durch den Einfluß der Emigration eine Stärkung der frankophilen Einstellung in Kunst und Politik\*. Der deutsche (faschistische D. Red.) Kultureinfluß ist nicht stark, er ist verfälscht worden durch die Emigration...“

Uns freut, daß selbst ein Abgesandter Goebbels nicht umhin kann, festzustellen: im Ausland wird nicht die faschistische Literatur, sondern die Literatur der emigrierten deutschen Schriftsteller als die deutsche Literatur angesehen.

b.

## ZUM PUSCHKIN-JAHR IN DER UdSSR

Im März 1937 wurden es fünfzehn Jahre, daß der Rat der Volkskommissare seine Verordnung über die Gründung des Staatlichen Puschkin-Schutzgebietes erlassen hatte. Seit dieser Zeit sind diese Stätten Michailowskoje und Trigorsskoje, an denen der große Dichter unter weltlicher und geistlicher Aufsicht die Jahre der Ver-

bannung verbracht hat, zum Reiseziel der Völker der Sowjetunion geworden. Schon während des Bürgerkrieges wurde das auffällige Häuschen der Amme Puschkins, Arina Rodionowna, von Rotarmisten der Baschkirischen Brigade, die an diesen Stätten mit ihrem Kommandeur Garejew vorbeizogen, liebevoll instandgesetzt.

\* bei Grothe gesperrt.

\* bei Grothe gesperrt.



In der vorrevolutionären Zeit kamen anläßlich des 75. Todestages von Puschkin am Grabmal des Dichters einige Personen zusammen, hauptsächlich Intellektuelle. Seit den Jahren der Revolution wurden die Puschkin-Gedenkstätten von Tausenden besucht. Am 137. Geburtstag des Dichters, dem 6. Juni 1936, versammelten sich am Ufer der Soroka, bei den Hainen von Michailowskoje, 15 000 Kollektivbauern. In ihren Reden und Inszenierungen brachten sie ihre Liebe zum Schaffen des genialen Dichters zum Ausdruck.

Der Föhrenhain im Schutzgebiet erhielt seine alten Grenzen, ein Kiefernjungwald erhebt sich. Sorgsam werden die mächtigen Tannen und Föhren und die alten Alleen gepflegt. Gärten, Dämme und Teiche wurden wiederhergestellt. Puschkins Grabmal in den Puschkin-Bergen wurde renoviert.

Gelehrte und wissenschaftliche Mitarbeiter des Puschkin-Hauses und des Puschkin-Schutzgebietes haben hier und in anderen Rayons des Kalinin-Gebietes sowie in der Weißrussischen SSR ungefähr 80 Vorträge und Seminare abgehalten, an denen insgesamt 15 000 Personen teilgenommen haben.

Es erschien ein Führer durch das Puschkin-Schutzgebiet, verfaßt von O. W. Loman. Ein Buch über das Leben und Schaffen des Dichters aus der Zeit, als er in Michailowskoje weilte, wird zum Druck vorbereitet. Das Museum, das hier eröffnet werden soll, wird hauptsächlich Material über Leben und Wirken des Dichters in seiner Verbannungszeit in Michailowskoje (1824—1826), über sein Schaffen in den Jahren 1827, 1835 und 1836, über die geheime Polizeiaufsicht über Puschkin, Puschkins Verhältnis zu den Dekabristen, seine Begegnung mit Puschtschin, Jasikow und Delwig, seine Umgebung in Trigoroskoje, seine Korrespondenz mit Rylejew, Shukowski, Pletnjew und Wjasemski enthalten. Die Abteilung „Sein Werk“ wird Material über die Dichtungen „Zigeuner“, „Eugen Onegin“, „Boris Godunow“, „Peter der Große“ und „Ägyptische Nächte“ und über zahlreiche Gedichte umfassen.

Eine spezielle Abteilung behandelt die „Geheime Überführung und die Bestattung Puschkins“ sowie „Michailowskoje in der Kunst“. Das Museum des Schutzgebietes hat auch zahlreiche Illustrationen, Studien und Gemälde über den Dichter erworben.

Im Auftrag des Museums wurde ein Ma-kett des Gehöftes von Michailowskoje nach einer Lithographie aus dem Jahre 1837 hergestellt. Das Museum wird auch Originalhandschriften von verschiedenen Werken Puschkins enthalten. Der Maler Schestopalow arbeitet an einem Gemälde „Puschkin auf dem Jahrmarkt“, der Maler Marywow an einem Bild „Puschkin und die Dekabristen“.

Noch in diesem Jahr soll das ehemalige Swjatogorsker Kloster renoviert werden, dies wunderbare altrussische Bauwerk, in dem Puschkin bestattet ist.

## PUSCHKINIANA AUS DER TSCHECHOSLOWAKEI

Die tschechische geistige Welt — Kunst, Wissenschaft, Presse, Verlag, Bühne — feierte Puschkins hundertsten Todestag auf sehr eindrucksvolle Weise. Besondere Beachtung verdient die große tschechische Puschkinausgabe des Verlages Melantrich, die durch ein Geleitwort Thomas Manns eingeleitet wird. Das Geleitwort ehrt Thomas Mann nicht weniger als Puschkin. Es lautet nach Weglassung eines einleitenden Satzes:

„Nach den dichterischen Genien meiner Liebe und Wahl befragt, und sollten es nur sechs sein, nur vier, würde ich Puschkins Name nie vergessen. Ganz halte ich es mit Tolstoj, der schrieb: ‚Erweisen Sie mir die Freundschaft — lesen sie noch einmal alle *Erzählungen Belkins*. Jeder Schriftsteller muß stie studieren und immer wieder studieren. Ich habe es in diesen Tagen getan und kann Ihnen den wohl-tätigen Einfluß gar nicht schildern, den diese Lektüre auf mich ausgeübt hat.‘ — Wohltätig, das ist das richtige Wort. Es umfaßt Maß und Glück, das die Verklärung reichen und tiefen Schmerzes ist. Eine lebensgesegnete Vollkommenheit ist das künstlerische Ergebnis, aus der die ganze nachfolgende russische Dichtung sich nährt. Puschkin, der slawische Lateiner, war volksecht und europäisch wie Goethe, wie Mozart. Daß der Begründer der russischen Nationalliteratur, dem Dostojewskij in einer berühmten Rede huldigte, der Enkel eines Negers war, ist eine Tatsache, die des aktuellen Witzes nicht entbehrt. Eine höhere Aktualität aber gewinnt seine Ge-

stalt, gewinnt der Europäismus seiner Form, seine Klassizität in diesem Augenblick, wo Rußland als Völkerbundsmacht sich den Friedensmächten des Westens gesellt und im Geistigen neue Beziehungen der Duldung, der Aufmerksamkeit und Freundschaft sich herstellen zwischen dem Sozialismus der Sowjetwelt und dem Humanismus des noch bürgerlichen Europa. Der Name Alexander Sergejewitsch Puschkins, des russischen Klassikers, könnte zum Symbol werden für vieles Kommende.“

Unter dem Titel „Der ewige Puschkin“ hat der Sowjetgesandte in Prag, S. S. Alexandrowski, ein schön gedrucktes Buch herausgegeben, das Beiträge tschechischer, slowakischer und deutscher Autoren aus der CSR zum Thema Puschkin enthält. Nach Beiträgen von Masaryk und Beneš folgt eine Studie des Puschkinforschers J. Horák über die Rolle Puschkins im Kulturleben der Tschechen. Die Reihe der Autorenbeiträge wird durch eine Betrachtung Max Brods über Puschkin und Shakespeare eröffnet. Noch zwei deutsche Beiträge finden sich in dem Buch (von Rudolf Fuchs und F. C. Weiskopf). Unter den tschechischen und slowakischen Mitarbeitern sind Karl Čapek, Ivan Olbracht, Josef Kopta, J. Kratochvíl, Marie Majerová, Laco Novomeský.

Die sudetendeutsche gleichgeschaltete Presse übergibt Puschkins hundertsten Todestag mit Schweigen. Es ist anzunehmen, daß dies weniger aus bösem Willen, denn aus Unkenntnis geschah. Welcher Henlein-Schriftleiter weiß schon etwas von Puschkin? Wurde doch Thomas mit Heinrich Mann verwechselt und aus dem Verwechselt ein — Maler gemacht!

Die halbgleichgeschaltete Presse begnügte sich mit Bildern und Dreizeilennotizen. So hielt es z. B. die „Bohemia“, weiland Organ der deutschdemokratischen Partei. Die größte deutsche Zeitung der Tschechoslowakei, das angeblich liberale „Prager Tagblatt“ veröffentlichte einige Tage vor dem Puschkinjubiläum eine Glosse in der Größe einer mittleren Börsennotiz. Doppelt soviel Raum widmete das „Tagblatt“ einem Bericht über die Versteigerung von Briefen des Generalobersten von Seeckt.

Neben der „Prager Presse“ würdigten nur die deutschen sozialistischen Zeitungen und Zeitschriften den großen Dichter;

im „Sozialdemokrat“ schrieb Otto Friedrich ein gutes Feuilleton, in der „DVZ“ veröffentlichte G. Forster eine kleine Studie; die „Rote Fahne“ brachte neben einem biographischen Artikel zahlreiche Textproben aus Puschkins Werken und ebenso hielt es die „Volks-Illustrierte“.

Von deutschen Vereinen und Organisationen veranstaltete lediglich der Bert-Brecht-Klub eine Puschkinfeier (während tschechische Puschkinfeiern in Fülle stattfanden).

Heinrich Werth

## PUSCHKIN-AUSGABEN IN DER UdSSR

In den letzten zwanzig Jahren vor der Oktoberrevolution wurden 9,1 Millionen Bände von Puschkins Werken herausgegeben, seit der Errichtung der Sowjetmacht ungefähr 21,3 Millionen Bände, wozu in diesem Jahre noch mehr als 2 Millionen Exemplare kommen werden, darunter auch deutsche Ausgaben.

### THOMAS MANN ÜBER SINN UND ZWECK DES FASCHISMUS

Sinn und Zweck des nationalsozialistischen Staatssystems ist einzig der und kann nur dieser sein: das deutsche Volk unter unerbittlicher Ausschaltung, Niederhaltung, Austilgung jeder störenden Gegenregung für den „kommenden Krieg“ in Form zu bringen, ein grenzenlos willfähiges, von keinem kritischen Gedanken angekränkelt, in blinde und fanatische Unwissenheit gebanntes Kriegsinstrument aus ihm zu machen. Einen anderen Sinn und Zweck, eine andere *Entschuldigung* kann dieses System nicht haben; alle Opfer an Freiheit, Recht, Menschenglück, eingerechnet die heimlichen und offenen Verbrechen, die es ohne Bedenken auf sich genommen hat, rechtfertigen sich allein in der Idee der unbedingten Ertüchtigung zum Kriege. Sobald der Gedanke des Krieges dahinfiele, als Zweck seiner selbst, wäre es nichts weiter mehr als Menschheitsschinderei — es wäre vollkommen sinnlos und überflüssig.

(Aus der Schrift „Ein Briefwechsel“ von Thomas Mann, erschienen im Verlag Oprecht, Zürich.)

## RALPH FOX

Die Generation der um 1900 Geborenen hat in der modernen bürgerlichen Literatur die Bezeichnung „die verlorene Generation“ erhalten und selbst bei Schriftstellern wie Ernst Glaeser und Cüehanno finden wir diese tief pessimistische Einschätzung.

Das Leben von Ralph Fox, der am 3. Januar 1937 im Alter von 36 Jahren als politischer Kommissar der 11. (englischen) Kolonne der Internationalen Brigade vor Madrid gefallen ist, ist einer der vielen Beweise für die Unrichtigkeit dieser Bezeichnung. Es zeigt uns, daß diese Generation — und zwar in allen Ländern — zu den fruchtbarsten und glücklichsten gehört, allerdings unter einer Bedingung: daß die Menschen, die ihr angehören und die heute in ihren besten Jahren stehen, die gewaltige Zeit des Umschwungs, in der wir leben und wirken in ihrer ganzen Tiefe verstehen, nicht als passive Beobachter abseits stehen, sondern sich da, wo es am meisten not tut, in den Kampf um die neue Welt einschalten.

Ralph Fox hat das verstanden und hat danach gehandelt. Und das hat ihm bei aller Unruhe seiner äußeren Existenz jene Ruhe und Sicherheit gegeben, die jeder, der mit ihm zusammenkam, an ihm spürte und liebte.

Ich bin Fox im Laufe der Jahre seit dem Kriege selten und immer nur für kurze Zeit begegnet. Aber jedesmal öffneten sich bei diesen Begegnungen und Gesprächen in London, in Moskau, in Berlin oder Paris die weiten Horizonte und die Tiefen der Weltauffassung, die das Leben des Berufsrevolutionärs heute so reich machen.

Ich weiß nicht, wann Ralph Fox zu schreiben angefangen hat. Seinen ersten Roman „Himmelsstürmer“ zeigte er mir 1931 in London. Daß in dem jungen Parteiarbeiter, den seine erste Reise nach der Sowjetunion, die er 1921 als Mitglied einer Quakerdelegation in die Hungergebiete von Samara unternahm, zum Kommunisten gemacht hatte, ein Dichter steckte, spürte jeder, der mit ihm zusammenkam. Aber der Dichter in ihm mußte oft und lange schweigen. Es gab wichtigeres zu tun. Die Revolution und die Partei forderten von dem vielseitig begabten jungen Kämpfer andere Leistungen. So arbeitete er als Propagandist, als Redakteur,

als Wirtschaftstheoretiker, als Historiker, als Lehrer an den marxistischen Schulen und auf allen diesen Gebieten erfreute er sich besonderer Wertschätzung.

Als ich Ralph Fox zum zweitenmal in Moskau begegnete, war er am Marx-Engels-Institut tätig (1927—30). Seine damaligen Mitarbeiter erinnern sich heute noch gern an seine interessanten Untersuchungen über das damals viel umstrittene Problem der „asiatischen Produktionsweise“, vor allem aber daran, wie viel der junge englische Kommunist zu der Reinigung des Instituts von parteifeindlichen Elementen beigetragen hat.

Außer dem Roman „Himmelsstürmer“ und dem vorhergehenden Erstlingsbuch „Kinder der Steppe“ hat Ralph Fox neben seiner vielfältigen Parteiarbeit eine zweibändige „Geschichte der Klassenkämpfe in England“, Bücher über Marx und Lenin und eine äußerst interessante Biographie Dshinghis Khans erscheinen lassen. In seinem Nachlaß befindet sich unter anderem ein Manuskript „Der Roman und das Volk“ und der unvollendete historische Roman „Ein vergeudetes Leben“, aus dem Bruchstücke in der neuen englischen Halbjahresschrift „New Writing“ erschienen sind.

Seine großen politischen und menschlichen Qualitäten ließen Ralph Fox berufen erscheinen, den Posten des politischen Kommissars der englischen Kolonnen der Internationalen Brigade zu übernehmen. Auf diesem Posten ist er gefallen. Wir betrauern den Verlust eines Revolutionärs, der als Dichter eben sein Bestes zu geben begann. Die revolutionäre Literatur Englands, die noch ganz in den Anfängen steckt, hat eine große Hoffnung verloren. Aber es war kein „vergeudetes Leben“, das hier ein zu frühes Ende gefunden hat. Es war ein Leben, das dank seiner engen tätigen Verbundenheit mit den großen revolutionären Kräften der Epoche in jedem Augenblick voll erfüllt war, wie es das Leben jedes wahren im Brennpunkt der Zeit stehenden Revolutionärs ist.

Alfred Kurella

## „GEFLÜGELTE WORTE“, ARISCH GEREINIGT

Vor 70 Jahren brachte der Sprachforscher Büchmann seine Sammlung landläufiger Zitate heraus. Urform und Ursprung waren angegeben und allen Nationen und Li-



teraturen wurde ihr Recht. 1914 („große Zeiten“ sind auch die Zeiten großer Worte) schritt man zu einer Neuausgabe.

Nach „15 Jahren der Schmach“ (o geflügeltes Wort mit lahmen Flügeln) ist natürlich eine absolute Neu-Überarbeitung notwendig geworden. Das Prinzip des einstigen Vorworts, wonach *Geflügelte Worte*

„wenn sie der Geistesarbeit anderer Völker ihre Entstehung verdanken, doch durch eine der Allgemeinheit geläufig gewordene deutsche Prägung Anspruch darauf haben, als deutschen geistigen Besitz angesehen zu werden...“

gilt natürlich im Dritten Reiche nicht.

Und so ist eine buchhändlerische Notiz des Verlages, in dem der neue Büchmann erscheint, nur logisch, wenn sie besagt:

„Die Zitate von jüdischen Schriftstellern sind ausgemerzt worden!“

Sehen wir uns die Ausgemerzten anhand der „liberalistischen“ Ausgabe einmal näher an. Es wird interessant sein, ihrer Staatsgefährlichkeit auf den Grund zu gehen.

Beginnen wir mit den gefährlichsten jüdischen Schriftstellern, den „Kulturbolschewisten“ vergangener Jahrtausende, nämlich: mit Moses und den Propheten.

Schon in 5. Mose, 8,3 heißt es: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, was in dieser Zeit der Butterknappheit an den Fundamenten des Staates rüttelt. — Auch in 5. Mose, 25,4 ist hochverräterische Führerkritik. Nämlich: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden!“ Wohingegen 2. Mose, 20,3 hätte gerettet werden können. Weil da gesagt wird: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“

Natürlich sind die Psalmen giftiges Futter der Stänkerer und Kritiker. Wie schon 34,20 beweist: „Der Gerechte muß viel leiden!“

Wohin auch die hochverräterische Kritik an Reichsjustizminister Franck I gehört, nämlich 94,15: „Recht muß Recht bleiben!“

Über Salomo ist eigentlich nicht das kleinste geflügelte Wörtchen zu sagen, da ihn schon sein Name richtet. Denn, wem klänge es in Hitlers Reich heute angenehm in den Ohren, 10,2: „Unrecht Gut gedeihet nicht!“? — Oder wäre es nicht als Hohn auf den Oberreichsjägermeister und Reichsinnenschießminister, Vierjahresplanvollstrecker und Tierschützer anzusehen, wenn

man zitierte: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs!“?

Wohingegen der Propagandaminister unmöglich 16,18 durchgehen lassen kann, weil es da heißt: „Hochmut kommt vor dem Fall!“

Genau so, wie er sich die Frechheit der Prediger 1,9 verbitten müßte, die kühnlich behaupten: „Und es geschieht nichts Neues unter der Sonne!“ (Wo Hitler alles erst erfunden hat, vom Straßenbau bis zum Eintopfgericht und dem Weihnachtsbaum.)

Schließen wir die niederträchtigen Zitate der historischen jüdischen Miesmacher mit dem „Sowjet-Funktionär“ Hosias ab, der behauptet: „Wer Wind sät, wird Sturm ernten!“ Echt Moskauer Chuzpe!

Befassen wir uns nun mit dem ausgemerzten Schädling Heinrich Heine. Von dem allerdings nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß er ganz ausgemerzt sei. (Soll es doch vorgekommen sein, daß Schiffe voll Nazi auf „Kraft-durch-Freude“-Fahrten auf dem Rhein aus vollem Halse sangen „Ich weiß nicht was soll es bedeuten...“ Bekanntlich aus einem Liede dieses Hetzers.)

Dennoch verdient er ausgerottet zu werden. Schon weil er im Gedicht „Zur „Heimkehr“ sagt: „Mensch, bezahle deine Schulden!“ Was sagen Sie dazu, Herr Dr. Schacht?

Auch wird sich Herr Dr. Goebbels die Schlußworte aus „Nordsee“ 2. Z. Nr. 7 verbitten: „Doktor, sind Sie des Teufels?!“ Genau so, wie man es im Außenministerium für eine Anzapfung halten muß, wenn man den Schluß des gleichen Gedichtes liest: „Und ein Narr wartet auf Antwort“.

Und der gesamte Führerrat muß sich energisch Anpöbeleien, wie die nachstehende verbitten:

„Wollten keine Ovationen  
Von dem Publikum auf Pump,  
Keine Vorschuß-Lorbeerkrone,  
Rühmten sich nicht keck und plump.“

(Plateniden)

Natürlich kann es auch nur der Jude Börne gewesen sein, der das Bolschewistenwort „Völkerfrühling“ geprägt hat, als er schrieb: „... Darum sei man unbesorgt, froh des hereinbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien!“ — Und sein Wort: „Nichts ist

dauernd, als der Wechsell!“ ist schon vollendeter Landesverrat.  
Und da sollte der Büchmann etwa nicht arisch gereinigt werden?

*Karl Schnog*

## „JUNKER“-ERZIEHUNG

Im Vierjahresplan der Kriegsvorbereitung spielt die Erziehung des Führernachwuchses eine bedeutende Rolle. Es ist kein Zufall, daß diese „zukünftigen Führer der Nation“ *Junker* heißen. Sie sollen ganz und gar in den Traditionen des Junkertums, des Herrenmenschentums erzogen werden. Etwa viertausend Junker sind bis jetzt ausgemustert worden. Sie werden am ersten Mai 1937 in die Ordensburgen der NSDAP, die mit unerhörtem Luxus für sie ausgestattet wurden, einrücken. Ein großer Teil dieser Auserwählten gehört der Aristokratie, der Kaste der Großgrundbesitzer an, der Rest sind Söhne der Naziführer, die in höchster Gnade stehen.

Am 24. April sollen die drei ersten Ordensburgen: Sonthofen, Vogelsang und Crössin feierlich eingeweiht werden, aber schon errichtet man in allen Teilen Deutschlands neue Ordensburgen. In Crössin allein sind seit Jahr und Tag über 2000 Arbeiter damit beschäftigt, einen gemäßen Rahmen für diese spartanisch zu erziehenden Jünglinge herzurichten.

Die Schlafhäuser der Junker sind mit allem erdenklichem Komfort ausgestattet, aber die Dächer der im niedersächsischen Stil erbauten Gebäude sind mit Stroh bedeckt, mit besonders kostbarem Stroh, das zu diesem Zweck auf altertümlich präpariert wurde.

Uralte Eichen aus dem Teutoburger Wald wurden nach Crössin verpflanzt. Wer wagte nach den Kosten zu fragen? Die heiligen Bäume stehen unweit des Schießplatzes mit fünf riesigen Schießständen, den modernsten und technisch vollkommensten, die die Welt kennt. Aber die Junker sollen ihre Schießübungen auch auf junkerliche Art ausüben. 20 000 Morgen Jagdgelände wurden für sie gepachtet. Schon werden die Jagdkostüme dieser germanischen Nimrode entworfen aus Wildleder, Federn und Horn, mit altgermanischen Runenzeichen geschmückt.

Für die wassersportliche Erziehung der Junker wird auch bestens gesorgt. Schwimmhallen von mächtigen Ausmaßen,

mit automatisch sich öffnenden und schließenden Dächern, mit vielfältigen Heizungs- und Duschanlagen, werden in den Ordensburgen errichtet. Aber die Junker müssen auch segeln. Da der Crössinsee zu klein ist, wird er mit dem Volkslow- und dem Dratzigsee, der zu Deutschlands größten Seen gehörten, verbunden. Die Ausbaggerung verschlingt riesige Summen. Aber Geld spielt keine Rolle.

Aus der Lüneburger Heide wurden nach Crössin altgermanische Findlinge transportiert. Sie sind bestimmt für die entstehende Weihestätte, die dem Kult der Ahnen, dem Kult des Kriegerischen gewidmet ist. Daneben ein weiter grüner Ehrenhof, umsäumt von einer Ehrenhalle, soll dem Ruhm der nationalsozialistischen Führer dienen.

Die Junker stehen unter militärischer Disziplin. Sie werden in Gruppen und Bereitschaften eingeteilt. Generalstäbler werden sie in die Kriegswissenschaften einführen. Sie sollen den Krieg als höchstes Gut der Menschheit betrachten lernen.

Vor der Ausmusterung werden die Junker Mutproben unterworfen. Sie müssen vom 10 Meter-Brett springen, sie müssen einen Fallschirmsprung machen. Sie müssen aber auch ihren moralischen Mut unter Beweis stellen. Sie müssen aussagen, wie sie gegen rebellierende „Untermenschen“ vorgehen würden. Denn nur die Grausamen und Unmenschlichen werden sich zu Junkern eignen.

Wer aber trägt im verarmten Deutschland die Kosten der „Junker“-Erziehung? Niemand anderer als die Arbeitsfront.

Aus den Groschen der unterernährten, „Untermenschen“ sollen die Übermenschen gezüchtet werden, die Übermenschen, die bereit sind die Welt in Blut zu ertränken.

*Maria Leitner*

## ANLINARBEITER ALS VERSUCHSKANINCHEN

Die Zahl der Gefolgschaftsmitglieder der I.G.-Farben ist nach dem letzten Bericht des Werkes: 134 677. Eine wahre Armee. Eine Armee, die ihre Gesundheit, ihr Leben in den Dienst der I.G.-Farben stellen muß. Wie Soldaten auf dem Feld der Ehre, fallen die Arbeiter von tödlichen Giften zerfressen.

Immer häufiger tritt unter den Arbeitern der „Riechstoffabteilung“, so werden die

Giftgasbetriebe der I.G.-Farben genannt, eine bisher unbekannte Art der Krebserkrankheit auf. Hautkrebs, nennen es die Ärzte, sie haben keinen neuen Namen für diese neue Krankheit. Ein Ausschlag, der eitrig und stinkend die ganze Haut, den ganzen Körper auffrißt.

Die Arbeiter werden krank, aber sie dienen deshalb weiter den I.G.-Farben. Das Dritte Reich verbietet die Benutzung unschuldiger Kaninchen zu ärztlichen Versuchszwecken. Aber die Arbeiter der I.G.-Farben unterstehen nicht den mildtätigen Gesetzen des Tierschutzes.

Man weiß: das Unternehmen für Mordgas ist gleichzeitig auch riesige Fabrik der Heilmittel. Das Leben kann genau so ein Geschäft sein wie der Tod. Die Macht über das Leben kann Macht geben, und Heilmittel können sich in Waffen verwandeln. Das hat der Krieg bewiesen. Die I.G.-Farben hatten die Machtmittel, hunderttausende Neger leben oder sterben zu lassen. Sie allein verfügten über das Heilmittel der Schlafkrankheit. Um die Engländer, die Franzosen, die Belgier zu strafen, ließen sie die Neger, ohne Serum, sterben.

Es ist begreiflich, daß die I.G.-Farben ihre Forschungstätigkeit zur Heilung der Menschheit nicht aufgeben haben. In den medizinischen Laboratorien der I.G.-Farben wird mit größtem Eifer nach dem Erreger einer der böswilligsten Krankheiten, die die Menschheit plagt, gefahndet. Das größte Laboratorium zur Erforschung der Krebskrankheit, über das die I.G.-Farben verfügen, befindet sich in Ludwigshafen-Opau.

In keiner deutschen Stadt gibt es so viele Krebskranke wie in Ludwigshafen. Die Betroffenen des größten Giftgasbetriebes Ludwigshafen, kommen mit Hautkrebs behaftet in das Städtische Krankenhaus. Und dienen als Versuchsobjekte den I.G.-Farben. Professor Klein, Angestellter der I.G.-Farben und Vorsteher des Versuchslaboratoriums, hat das Krankenhaus des Städtischen Krankenhauses von Ludwigshafen zur freien Verfügung. Er impft sie mit seinem Krebszellen lösenden Stoff ein, der ein so großes Geschäft für die I.G.-Farben werden soll, vorläufig aber nur die Qualen der Kranken vergrößert. Er und seine Assistenten suchen in diesen unheilbar kranken Körpern, die in den Betrieben der I.G.-Farben zer-

stört wurden, den Krebserreger. Nur ein von den I.G.-Farben angestellter und besoldeter Wissenschaftler darf, soll und muß ihn finden.

Es geschah auf der Internationalen Wissenschaftlichen Woche, die jetzt nur noch dem Namen nach international ist, daß ein Arzt, Dr. von Brehmer, Mitglied der biologischen Reichsanstalt, aufstand und die Erklärung abgab, daß er den Krebserreger entdeckt habe. Er nannte ihn: Siphonophora polymorpha. Der hervorragende Blutforscher, Professor Schilling, der zahlreiche Versuche nach der Methode Brehmers durchgeführt hatte, bestätigte die Entdeckung Brehmers. Es war eine ungeheure Sensation. Eine Sensation von einer halben Stunde. In dieser halben Stunde ließen die I.G.-Farben, durch ihren Angestellten, Prof. Klein, die deutsche wissenschaftliche Welt wissen, daß sie kein Interesse an der Brehmerschen Entdeckung haben.

Sie suchen den Krebserreger, der ihnen Nutzen bringt. Sie suchen ihn in den zerschundenen Körpern der Anilinarbeiter, die für die I.G.-Farben leben und sterben müssen.

*Maria Leiter*

#### FRIEDRICH NIETZSCHE: ANTI-ANTISEMITISCHES

Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmascheuropa Rassenfragen aufzuwerfen! (gesetzt nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Borneo und Horneo hat).

Maxime: Mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat.

Die Juden aber haben im modernen Europa an die supremste Form der Geistigkeit gestreift; diese ist die geniale Buffonerie. Mit Offenbach, mit Heinrich Heine ist die Potenz der europäischen Kultur wirklich überboten: in dieser Weise steht es den andern Rassen noch nicht frei, Geist zu haben... Die älteste und späteste Kultur Europas hat Paris: aber die verwöhntesten Pariser, solche wie die frères de Goncourt, haben Heinrich Heine die Ehre gegeben, zusammen mit dem Abbé Galiani und dem Fürsten von Ligne die sublimste Form des esprit parisien darzustellen (— drei Ausländer! merkwürdig!)

Unter Ausländern kann man hören, daß



die Juden noch nicht das Unangenehmste sind, was aus Deutschland zu ihnen komme.

*Die Unschuld des Werdens.  
Nachlaß.*

### MARGUERITE AUDOUX

Im strömenden Regen steht der Leichenwagen im Spitalhof. Hier ist er kein seltener Gast. Ohne Erregung öffnet der Pförtner dem schwarzen Gespann und hat längst vergessen die Mütze pietätvoll zu lüften. „Ins Krankenhaus geht man nur um zu sterben.“ Die grauen Wände, die alle Gebrechen, alle Krankheiten beherbergen, sehen den Tod oft von Angesicht zu Angesicht. So viel Leid er verursachen mag, hier ist er kein Gespenst, sondern die oft attestierte Bescheinigung: „Patient starb in der Nacht vom soundsovielten. Seine Leiche wird zur Bestattung freigegeben.“

Ein kleiner altmodischer, schwarzer Wagen. Ein schmaler, schmuckloser Sarg wird heruntergehoben, in die Totenkammer geschafft. Die Leiche eilig hineingelegt. „Hopp, hopp, geh fort Jean, die kann ich allein hineinlegen. Ist nicht sehr schwer das Fräulein.“ Während fachmännische Griffe für gute Verpackung sorgen, fragt der Beamte neugierig: „Wer ist sie denn?“ „Eine kleine Schneiderin“ antwortet die Krankenschwester leise.

Eine kleine pariser Schneiderin tritt ihre letzte Reise an. Kein Verwandter begleitet sie. Still und einsam geht sie den Weg, wie sie ihn während ihres ganzen Lebens ging. Am frischausgeworfenen Grab angekommen, grüße ich das letztemal ihre tote Hülle und bleibe noch lange stumm vor dem Grab versunken stehen. Hier wird sich bald, durch eine Kollekte der Freunde ein bescheidenes Kreuz aufrichten und die Inschrift tragen: *Marguerite Audoux, gestorben am 1. Februar 1937 in San Raphaël* Während ich ihren Namen ausspreche, der ein Leben arm, fremd, verstoßen, mühsam und klein, am Rande des Lebens, immer nur als Zuschauer, am Rande der Freude umschließt, steht sie noch einmal vor mir, die kleine pariser Schneiderin, die so laut- und klaglos starb, wie sie lebte, und unsere erste Begegnung verschmolz mit dieser letzten an ihrem Grabe: Es war im Jahre 1920, daß ich in der Bücherauslage eines Ladens eine Neuerscheinung fand „Marie-Claire“. Ich kaufte

das Buch und las es in einem Atemzug, ohne es aus der Hand legen zu können, bis die letzte Zeile ihres Lebensberichtes mit meinen Tränen verschwamm. „Marie-Claire“, das war die kleine Schneiderin Marguerite Audoux selbst. Als Waise von der städtischen Wohlfahrt bei katholischen Schwestern aufgezogen, bleibt sie immer eine Fremde unter Fremden. Arm ist dieses Leben. Ein Stück Brot zu erreichen, ist immer ein Kampf, der zu große Anforderungen an das seit Geburt kranke und schwächliche Mädchen stellt. Traurig ist dieses Leben, denn selbst wenn sie bei „guten“ Leuten Arbeit und Obdach findet, bleibt sie in der Ecke. Sie gehört zu niemandem, niemand gehört zu ihr. Herumgestoßen laufen kümmerliche, harte Jahre, bis sie in Paris landet und Schneiderin wird. Das Leid ist nicht zu Ende. Die Jugend verfliegt in der Jagd nach einem Mittagessen. Sie näht bei fremden Leuten, sie flickt Wäsche, sie geht ins Haus fürs blanke Essen, man kommt zu ihr, um sich für wenige Franken ein Kleid machen zu lassen. Die Hände ruhen nie, die Augen sind immer starr auf den Stoff gerichtet, bis der Armenarzt energisch das Nähen verbietet, weil ein langjähriges Augenleiden sie zu erblinden droht. Marguerite Audoux hatte lieblose Kindheit abgehärtet. Sie gibt den Kampf und das Leben nicht so schnell auf. Mit bewunderungswürdiger Energie kämpft sie gegen die Verzweiflung eines in der Welt bitter Alleinstehenden. Sie beginnt, fast erblindet, zu schreiben und so entsteht ihr erstes Buch „Marie-Claire“, dem kein geringerer als der Schriftsteller Octave Mirbeau das Vorwort schreibt.

„Marie-Claire“ erzählt in äußerst sparsamen Worten dieses einfache, schmerzreiche Leben. Die Geschichte selbst ist alltäglich. Leid und Hunger sind so alt wie die Ausbeutung. Lebensbeichten wie „Mich hungert“, „Schicksale hinter Schreibmaschinen“ und so fort, kennt der Büchermarkt in reichhaltiger Auswahl. Aber „Marie-Claire“, mit ihrer in dieser Welt banalen Lebensgeschichte, ist erschütternd. Hier schreibt ein Mensch seine Verlassenheit, seinen Jammer, seine Jugendjahre, ohne sie färben zu wollen, ohne ergreifen zu wollen, ja, selbst ohne zu suchen, warum es so war, ohne zu kritisieren, ohne anzuklagen. Und dieser erregende Bericht mit schlichter Anspruchlosigkeit geschrieben, wurde ein ungeheurer Aufschrei gegen die-

ses Leben, gegen seine religiösen Widersprüche, gegen die ungerechte materielle Güterverteilung. Marguerite Audoux hat sich nie aufgelehnt, sie hat ihr Leben unscheinbar und bescheiden getragen. Sie ging jeden Morgen von neuem an die Arbeit. Aber ihr Herz und ihre Feder haben ein unnachahmbares Denkmal den vielen namenlosen Existenzen, den Armen, den Verstoßenen gesetzt. Bescheiden beginnt diese Beichte und bescheiden endet sie. Aber der Leser bleibt aufgerührt zurück und kann das Buch nicht fortlegen, ohne den brennenden Wunsch, dieses Hungerleben abzuschaffen. Diese Wirkung ihres Buches ist ihm damals wie heute geblieben und bleibt ihm, solange Ausbeutung besteht. Hier schuf eine kleine, unscheinbare Schneiderin ein großes Kunstwerk, von dem Octave Mirbeau mit Recht sagt:

„Lesen Sie das Buch und wenn Sie es gelesen haben — ohne irgend jemand verletzen zu wollen —, fragen Sie sich: wer unter allen unseren Schriftstellern — und ich spreche von den glorreichsten — hätte ein solches Buch schreiben können, so tadellos maßvoll, mit dieser Reinheit und dieser strahlenden Größe.“

Jetzt ist Marguerite Audoux gestorben. Sie starb in einem pariser Spital, einsam, arm, ohne einen Pfennig. Der Armenwagen trug in strömendem Regen rasch den Sarg zur Grube. Eine kleine Schneiderin starb ohne leibliche Verwandte, doch trauerte die große Familie der Armen und Ausgebeuteten um eine der Ihren, deren Werk unvergessen bleibt und ihren Schwestern helfen wird, das Leben zu ändern.

Maria Arnold

## OH DU MEIN ÖSTERREICH!

Der Dichter, dessen Werk „Das Salz der Erde“ (Allert de Lange) von der Akademie der Unabhängigen in Polen mit Recht preisgekrönt worden ist, hat, wie Joseph Roth in seinem Vorwort vermerkt, Homer in die polnische Sprache übertragen. Und das merkt man diesem, seinem bisher einzigen Roman, dem zwei weitere folgen sollen, in mehr als erfreulicher Weise an.

Fast könnte man sagen, daß die 380 Seiten mit einem „Vorspiel im Himmel“ beginnen, nun, wenigstens nahe dem Himmel im kaiserlichen Palais. Franz Joseph unterzeichnet die Mobilmachungsordre. Schon das ist — in jeder Beziehung des

Wortes — ein Kabinetstück. Das gesamte Nebeneinander des Geschehens wird an wenigen Menschen ebenso wie an der Gesamtheit der Menschen geschildert. Breit, beinahe behaglich und untragisch. Wie ein Bericht in der Zeitung, nein, wie eine Zeitungsvision, magisch uns anziehend, ohne daß wir zuerst wüßten, weshalb, faszinierend in der Sensationslosigkeit der Darstellung, die eigentlich pedantisch zu sein scheint und doch seltsam ergreift.

Die Feder, geführt von der Greisenhand des seinen Tod schon überlebenden Kaisers, hat das *Franz Joseph* unter die Urkunde gesetzt. Und diese Unterschrift der Mumie eines Monarchen zerreißt die Welt, zersplittert jedes Privatleben in Atome, legt sich in wenigen Stunden über die ganze Monarchie, dringt in jeden kleinsten Winkel des Riesenreiches, dringt bis in die Huzrei, bis nach der Station Topory-Czer-nielitz, erfaßt selbst den Analphabeten, Gepäckträger und Bahn-Hilfsbeamten Peter Niewiadomski.

Nicht plötzlich stürzt es auf ihn, den Odysseus dieser Geschichte, es durchdringt ihn, setzt sich in ihm fest, und er selbst merkt es kaum, ist ein törichter Mensch, aber — im Gegensatz zu dem von „Übermenschens“ heraufbeschworenen Schicksal — ein Mensch, Mensch aus Österreich, Österreich selbst.

In ihm spiegelt sich das Geschehen der Zeit. Er erlebt den Krieg zuerst aus der Ferne in seinem Bahnwärterhäuschen Nr. soundsoviel, von dem aus er eine der Eisenbahnlinien bedient, die nach dem Osten führt. Sieht die Truppen mit Gesang hinausfahren, sieht sie schweigend zurückkehren, geschlagen von der russischen Armee. Aber der Heeresbericht meldet Siege, Siege, Siege!

Peter lebt sein Privatleben weiter, aber dieses kleine, höchst unscheinbare Leben ist verknüpft mit dem Gesamtgeschehen, kommt nicht mehr davon los. Das Gedächtnis des Staates hat es nicht vergessen, jetzt da es ihn braucht, ihn, den letzten Mann eines gewaltigen Reiches, ihn den Huzulen Peter Niewiadomski.

Nichts weiter passiert in dem ganzen Buch, diesem ersten Teil einer Trilogie (deren weitere Bände hoffentlich auch wieder von Dr. I. Berman — tadellos — übersetzt werden), als daß der Landsturmmann Peter eingezogen und eingekleidet wird. Aber um diesen einen, kümmerlichen Satz her-

um gruppieren sich in bewundernswerter, in verzaubernder Darstellung Österreich, Rom, die Erde und die Sterne.

Es stirbt Papst Pius X., er stirbt in der Nacht, die Peters Freundin Magda zum letztenmal zusammen mit dem Freund bringt, sie, die einzige, die ihn als einen Herren betrachtet, die ihn wirklich liebt, und über die der Mann Niewiadomski hinwegsieht, wenn nicht gerade sein Körper Verlangen nach ihr hat. Denn Peter hat nur eine Liebe, seinen Hund.

Vielleicht fällt dem Peter der Abschied von diesem Tier wirklich schwer. Wir wissen es nicht, erfahren es nicht, sehen nur die Tatsache, den Bahnhof mit dem Zug, der die Eingezogenen nach Ungarn bringen soll, hören das letzte Gebell des Hundes, verlassen Topory, in dem wir plötzlich heimisch geworden sind. Und auch das merken wir erst, wenn der Zug sich schon lange in Bewegung gesetzt hat.

Alle Menschensorten tauchen auf, werden gezeigt, verschwinden wieder in der Unmasse der Menschheit. Die Völker Österreichs, die Juden jeder Art, die Einzelnen, vielleicht Sonderbaren, aber wir wissen erst nachher, daß sie sonderbar waren, denn der Dichter bringt es fertig, daß auf einmal der Leser selbst Peter Niewiadomski, Peter, der „Niemand“, der „Unbekannte“, ist, der alles auf sich einwirken läßt und aus der Fülle der in einem einzigen Becken zusammenlaufenden, winzigen Bächlein kleiner Einzelleben den gewaltigen Strom eines brutalen Zeitgeschehens ohne Erstaunen entstehen sieht.

Im ungarischen Städtchen Andrasfalva landen wir zur Einkleidung, und plötzlich sind wir nicht mehr Peter, sind wir Patres der militärischen Subordination, lebender Militarismus, Stabsfeldwebel Bachmatiuk geworden, und wir sind es mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie wir vorher Peter waren. Wir „atmen“ mit ihm, „den süßen Geruch des Gehorsams und der Angst“, sind mit ihm, durch ihn, Soldaten geworden, österreichische, tschechische, kroatische, ungarische und wie die Länder der Monarchie alle noch hießen, Soldaten, die ebenso wenig wie Peter die Hand heben können, sobald der Feldwebel erscheint, der Stabsfeldwebel!

In diesem Augenblick bricht der Buch ab, und wir werden nach einiger Zeit wieder

die, die wir vorher waren, ehe uns der Zauberstab Joseph Wittlins verwandelte.  
*W. O. Somin*

## CARL VON OSSIETZKY IN SONNENBURG

*Authentische Darstellung  
von einem seiner Mitgefangenen*

Als Carl von Ossietzky in das Konzentrationslager Sonnenburg überführt wurde, wütete dort unumschränkt der Berliner Mordsturm 33. Dieser Sturm nannte sich selbst mit Stolz so. Seine Führer und Unterführer haben gegen die Arbeiter Berlins in den Jahren vor der Machtergreifung Hitlers blutige Provokationen durchgeführt. Ossietzky kam mit dem zweiten oder dritten Transport nach der Eröffnung des Lagers. Es war im April 1933. Die SA-Bewachungsmannschaften trieben ihren Zynismus und ihr verbrecherisches Spiel mit den Gefangenen auf die Spitze, indem sie Erich Mühsam, den Landtagsabgeordneten Willi Kasper, den Reichstagsabgeordneten Schneller und andere zwangen, ihr eigenes Grab zu schaufeln und dabei „Deutschland, Deutschland über alles“ zu singen. Als ihnen der Gesang nicht laut genug war, verlangten sie die „Internationale“. Es gehört zu den erschütterndsten Erlebnissen in der Sonnenburger Hölle, wie die Gefangenen dann das Lied der proletarischen Revolutionäre sangen und ihr Gesang erst erstarb unter den wütenden Schlägen der erschrockenen SA.

Carl von Ossietzky war mitten unter den Gefangenen. Rings um ihn waren kommunistische und sozialdemokratische Funktionäre, Arbeiter, Genossen, die ihm nie so nahe gewesen waren bis dahin. Carl von Ossietzky erlebte die starke Solidarität der Arbeiter, ihren Zusammenhalt gegen den faschistischen Feind, ihre revolutionäre Disziplin und ihre Fähigkeit, auf die einfachen SA- und SS-Leute, die nach der Ablösung des Mordsturms die Gefangenen bewachten, einzuwirken. Ossietzky hatte von der ersten Stunde seiner Haft an schwer zu leiden. Nicht nur deshalb, weil er einen bekannten Namen trug und die erfinderische Gemeinheit der SA-Chargen immer wieder mit Vorliebe gerade ihn herausuchte, um ihn zu quälen und zu schinden, sondern auch aus einem anderen Grunde. Ossietzky ist von schwächerer



körperlicher Konstitution, er ist kindlich hilflos in den praktischen Dingen und vor allem, die wenig soldatische Haltung ließ ihn immer wieder „auffallen“. Kaum ein Exerzieren, bei dem er nicht besonders vorgenommen wurde. Es ist unmöglich, den Zustand zu schildern, in dem sich Ossietzky nach den mörderlichen „Übungen“ auf dem Hof des alten Zuchthauses Sonnenburg befand, wenn selbst kräftige Arbeiter unter den Strapazen zusammengebrochen waren.

Einmal meldete Ossietzky sich krank. Krankmelden im Konzentrationslager, das wußte jeder, war eine gefährliche Sache. Dutzende von Schutzhäftlingen, die sich kaum von der Stelle bewegen konnten unter den Nachwirkungen von Prügeleien, schweren Erkältungen oder organischen Krankheiten schleppten sich mit auf das sogenannte Außenkommando, wo Hunderte von Schutzhäftlingen unter dem Kommando der schwerbewaffneten SA oder SS Schießstände für die Schwarze Reichswehr bauten. Ossietzky meldete sich krank, weil es absolut nicht mehr anders ging. Seine Hände waren aufgesprungen von der Winterkälte und der ungewohnten körperlichen Arbeit. Aber nicht nur Ossietzky hatte sich krank gemeldet, sondern gleichfalls 12 oder 14 Gefangene, die ebenfalls völlig erschöpft und schwer leidend waren. Das SS-Kommando, das damals den Dienst versah, erhielt den Auftrag, die Kranken eben wegen ihrer Krankmeldung in besonderer Weise vorzunehmen. Nach dem Ausrücken des Außenkommandos besetzte ein SS-Kommando den Schlafsaal, in dem die Kranken sich aufhielten und verprügelte der Reihe nach die Kranken. Jeder wurde nach dem Grund seiner Krankmeldung gefragt. Wenn er über Ohrenschmerzen klagte, schlug man ihm ins Gesicht. Klagte er über Rückenschmerzen, sausten ihm die Gummiknüppel über den Rücken. Ossietzky wurde in der schändlichsten Weise verprügelt und dann mit den anderen Gefangenen zu Exerzierübungen auf den Hof gejagt. Diese Übungen dauerten noch an, als das Außenkommando nach beendeter Arbeit wieder einmarschierte. Aber auch an diesem Tage er sann das Wachkommando eine besondere Quälerei für Ossietzky. Dem Verwalter der Bekleidungskammer, SS-Scharführer Winkel aus Frankfurt a.O., war bekannt ge-

worden, daß Ossietzky am Morgen einem Kameraden, der zum ersten Male mit ausgerückte, aus Gefälligkeit seinen von der Kammer empfangenen Brotbeutel und seine Feldflasche gegeben hatte. Der Kammerwachtmeister, der davon erfahren hatte, verlangte nunmehr von Ossietzky die Rückgabe der Sachen, um einen Grund zur Mißhandlung von Ossietzky zu erhalten. Hinter der verschlossenen Tür der Bekleidungskammer wurde Ossietzky an diesem Tage zum zweiten Male in der fürchterlichsten Weise mit dem Gummiknüppel mißhandelt, weil er mit staatlichem Eigentum leichtsinnig umgegangen sei.

Ossietzky genoß unter den proletarischen Schutzhäftlingen wegen seines bescheidenen Wesens und seines tapferen Auftretens gegenüber der ihn mißhandelnden SA und SS große und wachsende Sympathien. Die Genossen teilten das Wenige, was sie von draußen erhielten, mit Ossietzky, der während der meisten Zeit von draußen völlig abgeschnitten war. Es war Ossietzky anzumerken, wie wohl ihm die Fürsorge der Arbeiter tat und er mag manches, was ihm früher an der proletarischen Bewegung nicht gefallen hatte, später besser verstanden haben. Durch einen Vorfall im Sommer 1933 hat sich Ossietzky die besondere Achtung und den Beifall seiner proletarischen Leidensgefährten erworben. Damals kam eine Kommission der Geheimen Staatspolizei mit ausländischen Pressevertretern nach Sonnenburg, weil trotz aller Absperrungsmaßnahmen die Welt dennoch genug über die Zustände in Sonnenburg erfahren hatte, um sich für das Schicksal der dort Inhaftierten zu interessieren. Unter den ausländischen Journalisten befand sich u. a. der Amerikaner Knickerbocker. Das Lager wurde für diesen Besuch extra instandgesetzt, alles mußte gesäubert werden, die Gefangenen hatten fröhliche Mienen aufzusetzen und man hatte auch nicht vergessen, die Speisetafel, auf der das Essen für die Wachmannschaften angegeben war, in eine Speisekarte für Gefangene umzufälschen. Essen für Häftlinge: Erbsen mit Sauerkraut und zwei Würstchen leuchtete über den ganzen Hof der Kommission entgegen. Es versteht sich, daß die Besucher mit keinem Gefangenen unter vier Augen ein Wort sprechen konnten. Knickerbocker und andere Journalisten verlangten, neben anderen bekannten Gefangenen, vor allem Carl von

Ossietzky zu sehen. Ossietzky wurde gerufen. Man vermied es zu schimpfen, als er nicht schnell genug über den Hof lief. Nur wütende Blicke der Sturmführer trafen ihn, bis sie sich wieder dienstbeflissen den gefürchteten Journalisten aus dem Ausland, vor denen nun Ossietzky stand, zuwandten. Es erfolgten die stereotypen Fragen der Journalisten an Ossietzky, wie es ihm ginge, ob er gesund sei, ob das Essen schmecke usw. Alles verlief planmäßig, bis am Schluß Knickerbocker Ossietzky fragte, ob er noch einen besonderen Wunsch habe, ob er ihm vielleicht ein Buch schicken könne, wenn die Lagerleitung es gestatte (was mit einem übertriebenen „Selbstverständlich“ bejaht wurde). Darauf Carl von Ossietzky: „Ja, wenn Sie können, sehr gern. Schicken Sie mir bitte ein Buch über den Strafvollzug im deutschen Mittelalter“

H. M.

#### IN DEN KASEMATTEN VON THERESIENSTADT

Im Frühjahr und Sommer 1916 war die unter Maria Theresia erbaute Festung Theresienstadt (heute auf dem Gebiet der Tschechoslowakei) bis in die letzte ihrer Kasematten mit Angehörigen aller Nationen des alten Österreich vollgestopft. Das größte Kontingent der Festungssträflinge bestand aus Soldaten und Offizieren, unter ihnen Tschechen, Deutsche, Ungarn, Polen, Ruthenen, Serben und Slowaken. Die einzelnen Kasematten reichten bald nicht mehr aus, auch die Hunderte von der Zivilbevölkerung der Etappenzonen aufzunehmen, die unter Spionageverdacht festgenommen und eingekerkert worden waren, Leute aus Polen, Karpatorußland, Slawonien und Serbien. Sie wurden in Notbaracken gesteckt, die man im Festungsbereich errichtet hatte.

Eine besonders berüchtigte Kasematte war die unmittelbar bei der Festungswache. Ein Trakt unter dem hochaufgeschütteten mit Gras bewachsenen Erdball enthielt die Gemeinschaftszellen für die Militärsträflinge. Zu jeder, zirka zwanzig Mann fassenden Gemeinschaftszelle führte ein gesonderter Eingang. Zwischen je zwei Gemeinschaftszellen aber befand sich eine Einzelzelle. Die Gemeinschaftszellen hatten je zwei stark vergitterte Fenster, die außerdem mit engmaschigem Drahtnetz versehen waren und nach dem Hof zu führten. Die Ein-

zelzellen waren ohne Fenster, sie empfingen nur einen schwachen Schimmer des Tageslichtes durch eine Schießscharte, die von der Außenwelt nichts sehen ließ als die durch einen breiten Wassergraben getrennte hohe Umfassungsmauer, auf der stets ein Wachposten patrouillierte. Eine Handbreit vom blauen Himmel war alles, worin der Blick des Gefangenen sich verlieren konnte.

In einer solchen Einzelzelle verbrachte der serbische Student *Gabrinowitsch*, einer der Attentäter von Sarajewo, die letzten drei Jahre seines kurzen Lebens. Ein oft betrunkenen Profoß brachte ihm Tag für Tag das dürftige Essen. Die zwanzig Gefangenen in der Gemeinschaftszelle nebenan mußten jedesmal von den Fenstern weg, wenn Gabrinowitsch zum Luftgang in den Hof geführt wurde, fünf Schritte hinter ihm der Posten mit geladenem Gewehr, obwohl ein Fluchtversuch undenkbar war.

Gabrinowitsch war ein starker, junger Mensch, damals zwanzig Jahre alt. Sein Mittäter *Princip* befand sich in einer anderen Einzelzelle derselben Kasematte, aber beide sollten einander nie mehr sehen. Erst der Tod brachte sie im Sommer 1918 in einer verwilderten Ecke des Massenfriedhofs wiederum zusammen.

In jener Kasematte, von der hier die Rede ist, war es auch in den Sommermonaten empfindlich kalt, denn die ungeheuer dicken Mauern unter den Erdwällen ließen nichts von der Wärme der Sonnentage durch. Feucht und kalt waren die Verließe, deren Grundmauern Wasser umspülte und die schon vielen zum Grab geworden waren. Das alte Österreich kannte nicht die vollendeten Foltermethoden der deutschen Faschisten, aber es bewahrte dafür ein gut Stück der Traditionen mittelalterlichen Strafvollzuges, der ebenfalls nicht des Hanges zur Humanität verdächtigt werden konnte.

Eines Tages war es mir gelungen, ein paar Worte mit Gabrinowitsch zu wechseln, als dieser während des Spazierganges nahe am Fenster der Gemeinschaftszelle, in der ich lag, vorüberkam. Der Posten hatte nicht darauf geachtet und Gabrinowitsch bat flüsternd (er sprach gut deutsch) um eine Zeitung. Zwei Tage später war der Profoß dieser Kasematte wieder einmal gehörig angeheitert. Wie schon so oft vorher, brachte er das Essen für Gabrinowitsch,

diesmal aber nur bis in den Vorraum der Gemeinschaftszelle, schloß die Zelle auf, in der sich Gabrinowitsch befand und beauftragte mich, ihm das Essen hineinzu stellen. Rasch steckte ich eine alte Zeitung, die ich aufbewahrt hatte, unter das Hemd, trat mit dem Eßnapf in die dunkle Zelle und schob dem Gabrinowitsch die Zeitung unter das Strohkissen. Der angeheiterte Profoß skandalisierte inzwischen mit den Sträflingen nebenan und hatte nicht das geringste bemerkt.

Auf diese Weise erfuhr Gabrinowitsch das erstmal etwas von der Außenwelt, später auch davon, daß sein Mittäter Princip, der die Kerkerqualen nicht länger aushielt, sich während des Spazierganges im Hof beide Augen mit ungelöschtem Kalk ausgebrannt hatte und irrsinnig geworden war. Zweimal sahen wir Gemeinschaftshäftlinge, wie der erblindete Princip ins Lazarett geführt wurde — ein Anblick, der sich uns für immer einprägte. Gabrinowitsch und Princip erlebten den Zusammenbruch der Monarchie nicht mehr. Die österreichische Militärjustiz hatte sie vorher langsam auf „kaltem Wege“ erledigt. Der versoffene Profoß hatte einem der Gemeinschaftshäftlinge einmal verraten, daß beiden täglich „etwas ins Fressen gemischt“ werde, damit sie allmählich „krepieren“. Als im Oktober 1918 die österreichische Monarchie in Trümmer ging, öffneten sich auch die Tore der kalten Hölle von Theresienstadt für die Unglücklichen, die dort jahrelang geschmachtet hatten. Nur Gabrinowitsch und Princip, die Fanatiker und Terroristen, die glaubten, ihrem Volke, ihrer Nation zu dienen, indes sie unbewußt zu Werkzeugen der großserbischen Bourgeoisie geworden waren, sahen die Freiheit nicht mehr. Ihre Leichen wurden im Sommer 1919 ausgegraben und nach Serbien überführt, wo man sie als Nationalhelden feierlich beisetzte.

Hermann Paul

## ZWEI SCHRIFTSTELLER

Die „National-Zeitung“, Basel, schreibt am 2. März in ihrem Leitartikel „Menschenopfer unerhört“ folgende Zeilen:

„... Ein Mann vom Charakter *Ludwig Renns* (der ehemalige preußische Offizier, mit seinem richtigen Namen: Vietb von Golssenau, befehligt die Madrider Verteidigungsartillerie), mag er auch tausendmal Kommunist sein, ist ein Kronzeuge für diesen Idealismus. In der gleichen Truppe kämpft als Flieger ein anderer ausgezeichnete(r) Schriftsteller mit, der Franzose *André Malraux*, der Verfasser der berühmten „*Condition humaine*“ (Goncourt-Preis 1935). Können dagegen die Rebellen einen einzigen Ausländer von geistigem Rang nennen, der, kämpfend, ihre Sache zu seiner eigenen machte?“

## ZU DEN DICHTERISCHEN BEITRÄGEN IN DIESEM HEFT

„Das Waldfuhrwerk“ von *Anna Seghers* ist ein Kapitel aus ihrem neuen Roman „Die Rettung“, der demnächst im Querido Verlag Amsterdam erscheint.

„Dorfmenschen“ von *Oskar Maria Graf* ist ein Kapitel aus seinem neuen Roman „Sittlinger bleibt obenauf“, der demnächst im Malik-Verlag, London, erscheint.

„Ostelbien“ von *Maria Osten* ist ein Kapitel aus ihrem Roman „Kartoffelschnaps“. „Die Fahne“ von *Willi Bredel* ist ein Kapitel aus seinem neuen Roman „Dein unbekannter Bruder“, der demnächst im Malik-Verlag, London, erscheint.

## NEUE DEUTSCHE NOVELLEN

In einem der nächsten Hefte wird sich *Lion Feuchtwanger* ebenfalls zu Ulrich Bechers Novellen äußern.

## EIN NEUER TRAVEN

Wir bitten, nach der Lektüre der Besprechung des neuen Buches von Traven in diesem Heft noch einmal unsere erste Rezension in Heft 2, erster Jahrgang unserer Zeitschrift, nachzulesen. Zum Problem *Mittelstand in der antifaschistischen Literatur* müßte gegenüber der Auffassung Schwinghammers noch vieles gesagt werden. Wir erwarten Zuschriften.



ANTIFASCHISTISCHE PUBLIZISTIK  
JANUAR 1937

KULTURKRITIK

- Ernst Bloch.* Neuer Adel. NW 4  
*Siegfried Marck.* Grundfragen des religiösen Sozialismus. PT 6. I.

GESCHICHTE

- S. Kracauer.* Jacques Offenbach und seine Zeit. NZ 1., 5., 17., 24. I.  
*Anna Siemsen.* Von Heiligen, Ketzern und Propagandageheimnissen. DB 3

DAS ERBE

- Ernst Feder.* Ein unbekannter Brief Heinrich Heines. NZ 5.I.A.  
*G. Forster.* Seume. DVZ 24.I  
*Franz Leschnitzer.* Die Tragödie Schubart. IL 12 — Über Schubart vgl. auch NV 3.I.  
— Über *Nibelungenlied*. Pr Pr 10.I.  
— Über *Puschkin*. IL 12. vgl. auch RF 16.I.  
— Briefe *Franz Liszts* PT 3.I.  
*Walter Haenisch.* Marx und Engels über Literatur und Kunst. IL 12

DRAMA UND THEATER

- Hermann Kesser.* Europäisches Theater in Wien. NZ 15.I.  
*Alwin Kronacher.* Die Verjüngung der Comédie Française. PT 10.I.  
*Klaus Mann.* Ein Don Quichotte des Theaters. PT 24. I.

FILM

- m.G.* Zwei Russenfilme in Paris. („Frauen in der Revolution“ und „Zirkus“) PT 8.I.  
*L.R.* Ein Spanienfilm. NW 2  
*Friedrich Wolf.* Bela Balasz' Film „Karl Brunner“. DZZ 5.I.

LITERATURKRITIK

- Über *Vicki Baum*: Helene Wilfür. Vendredi 8.I. Über *Doris Hart*: Vendredi 1.I.  
Über *Max Brod*: Annerl. Rudolf Leonhard in NW 3  
Über *Georg Fink*: Schmerzenskinder PT 6.I.  
Über *H.v.Gerlach*: Von rechts nach links. Soz. 8.J

- Über *Ernst Glaeser*: Das Unvergängliche. Boh. 10.I. (L. W.)  
Über *Oskar Maria Graf*: Der Abgrund. A. Hoffer in „Weg und Ziel“ Januarheft; PrPr 15.I. „Der Kampf“ Januar.  
Über *Willi Bredel*: Der Spitzel. Balder Olden in NW 2  
Über *Ilja Ehrenburg*: Ohne Atempause. Anna Siemsen in DöD 1.I.  
Über *Klaus Hinrichs*: Staatliches Konzentrationslager VII. O.M. Graf in NW 1  
Über *John Heartfield*: Iswestija 16. XII. DZZ 28.XII.  
Über *Egon Erwin Kisch*: Landung in Australien. Th. Balk in NW 3; Wolf Franck in PT 20.I.; — in NV 10.I.; — in RF 2.I.  
Über *Heinrich Mann*: Es kommt der Tag. Soz 8.I.  
Über *Klaus Mann*: Mephisto. Balder Olden in NW 2  
Über *Thomas Mann*: NZ 24.I., 26.I.; PrPr 29.I.  
Über *Joseph Roth*: Beichte eines Mörders. Hermann Hesse in NZZ 6.I.  
Über *Sinclair Lewis*: Das ist bei uns nicht möglich. NFrPr 10.I.  
Über *Agnes Smedley*: China kämpft, China blutet. NZ 24.I.; PrPr 4.I.; Anna Siemsen in DöD 1.I.  
Über *W. Speyer*: Zweite Liebe. NZ 1.I.  
Über *U. Sinclair*: William Fox. Theo Balk in NW 4  
Über *Carl Sternheim*: Vorkriegseuropa. IL 12  
Über *Adrienne Thomas*: Dreiviertel Neugier. Vendredi 8.I. Über „Andrea“ PT 13.I.  
Über *Jakob Wassermann*: Vendredi 15.I.  
Über *A. Wedding*: Das Eismeer ruft. Morgenzeitung 10.I.  
Über *F.C. Weiskopf*: Die Versuchung. LW in Boh. 17. I.; Het Volk, Amsterdam 17. XII.; Telegraaf, Amsterdam 25. XI.; „Der Kampf“ Januar; „Volksrecht“, Zürich 1.XII.; Tagwacht, Bern 21.XII.; Lidové Noviny (Prag) 19.XII.; Bonniers Litt. Magasin (Stockholm) Nov.  
Über *H. Wendel*: Die Marseillaise. Balder Olden in N.W. 2

## Bibliographie

- Über *H.z.Mühlen*: Fahrt ins Licht. Emil Lucka in NWT 14.I.  
 Über *Wittlin*: Das Salz der Erde. Balder Olden in NW 2  
 Über *O. Zarek*: Mendelssohn. PrPr 10.I.  
 Über *Ossietzky*-Bücher von *Singer-Burger* und *Jacob* PT 13.I.  
 Über *Gide*: Romain Rolland in DZZ 12. I.  
*Willi Bredel*. Vier Jahre deutscher Literatur in der Emigration. DZZ 1.I.  
*G. Forster*. Vier Jahre — sie machten uns nicht stumm. DVZ 31.I.  
*Georg Friedmann*. Letzte Begegnung mit E. Dabit. IL 12  
*Lion Feuchtwangers* Begegnung mit seinen Lesern. DZZ 6.I.  
*R. Kern*. Die Presse in Frankreich. DZZ 4.I.  
*Eugen Braudo*. Das georgische Lied. DZZ 12.I.  
*Rudolf Leonhard*. Louis Aragon. PT 13. I.  
*Georg Lukacs*. Erzählen oder Beschreiben? IL 12  
*Heinrich Mann*: Anlässlich jüdischer Gedichte. PT 17. I.  
*Anselm Ruest*. In memoriam Georg Heym. PT 17. I.  
 Zum Tode *Gregor Jarchos*: PrT; Boh; Soz: 19. I. RF.

### DAS III. REICH

- Bruno Altmann*. Die Verkümmern der Führer-Idee. PT 3. I.

- Bernhard Forst*. Juden und Juristen NW 1  
*Stefan Pössonny*. Wissenschaftlicher Antisemitismus. DWa 1  
*Ernst Renaud*. Vier Jahre Film NW 5  
*E. D.* Zur Lage der deutschen Wissenschaft. NZZ 27. I.  
*Paul Westheim*. Vier Jahre deutscher Kunst. NW 5  
 — Der neudeutsche Religionskrieg DWa 1  
 — Deutsche Beeinflussungsversuche im ausländischen Verlagswesen. NZ 5. I. M.  
 — Kleine deutsche Chronik. NZ 16. I. M  
 — Der Meckerer von Stuttgart. NZ 15. I.  
 — Dichtung im totalen Staat. Neue Schweizer Rundschau. Januar. vgl. auch NZZ 20. I.

### ABKÜRZUNGEN

- Boh* — Bohemia, *DB* — Die Brücke, *DöD* — Der öffentliche Dienst, *DVZ* — Deutsche Volkszeitung, *DWa* — Die Wahrheit, *DZZ* — Deutsche Zentralzeitung, *IL* — Internationale Literatur, *NFrPr* Neue Freie Presse, *NV* — Neuer Vorwärts, *NW* — Neue Weltbühne, *NWT* — Neues Wiener Tageblatt — *NZ* — Nationalzeitung (Basel), *NZZ* — Neue Zürcher Zeitung, *PT* — Pariser Tageszeitung, *PrPr* — Prager Presse, *RF* — Rote Fahne (Prag), *Soz.* — Sozialdemokrat (Prag), *A* — Abendausgabe, *M* — Morgenausgabe.

# DAS WORT

---

L I T E R A R I S C H E   M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 6

Junl 1937

---

J O U R G A Z - V E R L A G   M O S K A U



# I N H A L T

	Seite
Bruno Frank: Der Antiquar . . . . .	3
Hans Natonek: Die Straße des Verrats . . . . .	9
Kurt Kersten: Freiwillige in Freiheitskämpfen . . . . .	15
Piter Sylt: Den unbekannten Genossen in Mussolinis Interventionsarmee . . . . .	28
Friedrich Burschell: in tyrannos . . . . .	30
Verse aus deutschen Zuchthäusern . . . . .	44
Arthur Koestler: Der Gladiatorenkrieg . . . . .	47
Bernhard Ziegler: Das Erbe Maxim Gorkis . . . . .	60
Maxim Gorki: Vor dem Antlitz des Lebens . . . . .	61
Percy Bysshe Shelley: Sie sind wenige — ihr seid viel! . . . . .	63
Robert David: Ballade, den schönen Damen gewidmet . . . . .	65
Carl Albert: Walther Rathenau . . . . .	66
Hans Mühlestein: Revolutionärer Humanismus . . . . .	77
Balder Olden: „Der falsche Nero“ . . . . .	82
Lion Feuchtwanger: „Der Abgrund“ . . . . .	86
Alfred Kurella: Thomas Mann und die Gegenwart . . . . .	88
Lola Sernau: „Erziehung vor Verdun“ . . . . .	93
Walther Rathenau: Aus seinen Schriften . . . . .	95
Fall Mühlestein. Gruß an die Internationale Brigade. Kleine deutsche Chronik aus der Tschechoslowakei. Literarische Hochstapler. Abschiedsrede von Ernst Toller an Paul Grätz. Heimweh nach Berlin. Kleine Rede über Brügel. Beim Schmökern gefunden. . . Paul Neubauers Werk. Ein gutes Kinderbuch. Brief aus Berlin . . . . .	98—109
Ein Jahr „Das Wort“ . . . . .	110

## DER ANTIQUAR

von

*Bruno Frank*

Wetzlar lebte nicht mehr.

Seit mehr als zwei Jahren folgten einander die Gesetze, die die Ausplünderung und wirtschaftliche Vernichtung der jüdischen Bürger zum Ziel hatten. Schließlich war auch eine Verordnung herausgekommen, die jüdischen Antiquaren und Kunsthändlern die Fortsetzung ihrer Geschäfte verbot. Juden, hieß es da, seien von Bluts wegen unfähig, das aufgesammelte Kulturgut im Geist des deutschen Volkes zu verwalten.

Die jüdischen Altertumshändler sahen sich also in die Notwendigkeit versetzt, ihr Eigentum zu veräußern. Da auf diese Weise der Markt überschwemmt wurde, hieß das Enteignung. Deutsche Volks- und Parteigenossen standen bereit, um die freiwerdenden Schätze für ein Läppergeld zu übernehmen. Daß einer vielleicht einen Rubens nicht von einem Böcklin unterscheiden konnte und einen Boulle-Tisch nicht von einer Kredenz aus dem Jahr 1900, verschlug dabei nichts. Sie waren von Bluts wegen legitimiert und befähigt, Kulturgut zu verwalten.

Die Maßnahme, wie viele ihresgleichen, wurde nur lückenhaft durchgeführt. Antiquare, die schon länger die kostspielige Ehre hatten, die Paläste der Anführer zu beliefern, wurden durch Protektion ausgenommen. Bestechungsgeld, in die richtigen Hände serviert, tat ebenfalls gute Dienste. In allen größeren Städten betrieben vereinzelte jüdische Antikenhändler auch weiterhin ihr Geschäft.

Wetzlar als ein eigensinniger alter Mann verschmähte die Schleichwege. Er tat, als wisse er nichts von der neuen Verordnung, und fuhr weiter jeden Tag von der Miquelstraße zum Roßmarkt. Eines Vormittags fand er seinen Laden versiegelt und sein Personal ratlos auf dem Trottoir. Er suchte den Zweiten Bürgermeister von Frankfurt auf, einen gebildeten Juristen, den er seit zwanzig Jahren kannte. Der empfing den blinden Greis mit Höflichkeit und versprach, seine Sache an entscheidendem Ort zur Sprache zu bringen. Drei Wochen später erhielt Wetzlar die formelle Erlaubnis, seinen Beruf weiter auszuüben. Wer die Ausnahme verfügt hatte, wußte er nicht. Er wußte aber auch nicht, daß seinetwegen ein Kompetenzstreit ausgebrochen war, und daß es „oben“ Leute gab, die ihm für die erlittene Niederlage Rache zugeschworen hatten.

Mehrere Monate lang ging alles gut. Zwar war von einem eigentlichen Geschäftsgang längst nicht mehr die Rede. Die öffentlichen Münzinstitute

konnten natürlich mit einem jüdischen Händler keine Abschlüsse wagen; im privaten Publikum war, mit anderen feineren Neigungen auch die Freude an schönen Altertümern im Versiegen; und die Verbindung mit Käufern im Ausland war durch die schikanösen und unerlernbaren Geldbestimmungen unterbrochen. Der blinde Mann konnte nicht seine Tage auf den Devisenämtern verbringen und Stunden hindurch vertrackte Formulare ausfüllen. Auch lag ihm an all dem wenig. Er war reich. Das geschäftliche Interesse hatte nie in ihm dominiert. Er war ganz zufrieden, sich weiter zwischen seinen Vitrinen zu bewegen und mit vereinzelt Kennern gelehrte numismatische Gespräche zu führen.

Um diese Zeit war seine Tochter längst ein erwachsener Mensch, ein zartes, schönes, ernsthaftes Mädchen. Ihre historischen und kulturhistorischen Studien hatte sie kurz vor der Doktorpromotion abbrechen müssen. „Sie können Ihr Studium an der hiesigen Universität nicht fortsetzen“, hatte es ohne Anrede und Formel auf dem offiziellen Wisch bündig geheißen, und damit hatte es sein Bewenden gehabt.

Sie beklagte sich keineswegs. Zu lernen, meinte sie, gehe es bei den neugebackenen Professoren ohnehin nichts, die da mit dem Parteiabzeichen geschmückt die Katheder mißbrauchten. Es sei ihr nur hochwillkommen, sich mehr als bisher dem Vater widmen zu können.

An ihm hing sie leidenschaftlich. Nie riß den beiden, die Neigungen und Interessen gemeinsam hatten, der Gesprächsstoff ab. Es kam nicht vor, daß Ruth einen Abend außer Haus zubrachte.

Wo hätte sie übrigens hingehen sollen! Die jüdischen Familien pflegten kaum mehr Verkehr miteinander. Mehrfach war in ihren Häusern mitten in der Nacht die Staatspolizei erschienen und hatte Gastgeber und Gäste verhaftet, unter der schreckenerregenden Anschuldigung, sie hätten „Moskau gehört“. Der Radioapparat war überhaupt nicht in Gang gesetzt worden, wenn aber, so hatte man vielleicht zur Musik aus dem Londoner Savoy ein wenig getanzt — doch wie war das zu beweisen! Ein Theater, ein Konzert zu besuchen empfahl sich ebenfalls nicht. Anrempelungen allerdings waren seltener geworden — jedoch man saß in Atemnähe des uniformierten Gelichters. Ruths Empfindlichkeit aber war außerordentlich. Ihren Vater schützte in gewissem Maß sein Gebrechen und die freundliche Apathie des Alters. Ihr Dasein aber war ein ununterbrochener Ekel. Der Blick in eine Buchhandlung mit „nationaler“ Literatur machte sie auf Tage krank. Gewöhnung stumpfte nicht ab. Sie reagierte auf die Photographie des Führers und Reichskanzlers, sie reagierte sogar auf das allgegenwärtige Hakenkreuz so heftig wie beim ersten Anblick. Sie brachte es nicht fertig, in einer deutschen Zeitung zu lesen, und zwar war ihr das gestelzte Geschwafel der sogenannten „besseren“ Blätter fast noch mehr zuwider als die platte Ordinärheit der populären Parteipresse. Der Gedanke, fern von diesem besudelten Lande zu leben, ganz gleich wo, im tristen Frieden der französischen Provinz in einem proletarischen Quartier in New York, war ein arkadischer Traum.



Doch eine solche Möglichkeit bestand nicht. Den Vater zu verlassen, konnte ihr nicht in den Sinn kommen. Und ebenso undenkbar schien es, den blicklosen und gebrechlichen Greis noch zu verpflanzen. Auch hätte er ja außerhalb der Reichsgrenzen keine Existenzmittel besessen. Durch seine verzweigten Verbindungen wäre es ihm gewiß möglich gewesen, zu gelegener Zeit Teile seines Vermögens ins Ausland zu schaffen. Aber bei der pedantischen Loyalität sogar gegen diesen Räuber- und Schandstaat, die sich gerade sehr viele Juden sinnwidrig zur Pflicht machten, hatte er solche Chancen immer weit von sich gewiesen. Jetzt war es zu spät dafür.

Er spürte, was in ihr vorging. Er wußte, daß sie litt. Er hatte oftmals versucht, sie wenigstens zu einem Erholungsaufenthalt draußen zu veranlassen. Endlich erreichte ers. Eine befreundete Genfer Familie, Eltern und zwei Töchter, forderte Ruth zu einer gemeinsamen Reise auf — nicht ohne sein Zutun. Diesmal also, nach vielem Zureden, nahm sie an. Man wollte von Triest aus die Adria hinunterfahren, ein paar Wochen auf Rhodos verbringen, Ägypten und die Heiligen Länder sehen und über Sizilien zurückkehren. Ruth war seit vierzehn Tagen unterwegs, da geschah das Unglück.

Es geschah als Folge eines neuen Gesetzes, das auf der Tagung der Hitlerpartei in Nürnberg zur Verkündung kam. Diese Parteitage, ungeheuerlich aufgeblähte Rummelfeste zu Ehren des Volkshelands, gipfelten regelmäßig in irgend einem politischen Blitz- und Donnereffekt. Der diesjährige Effekt bestand in der offiziellen Ausstoßung der Juden aus der Volksgemeinschaft. Die Merkmale rassischer Blutsreinheit wurden kodifiziert. In einem aberwitzigen Rechtskauerwelsch sonderte man deutsche Bürger, jüdische Mischlinge und eigentliche Juden voneinander ab. Da hieß es etwa:

„Staatsangehörige jüdische Mischlinge mit zwei volljüdischen Großeltern bedürfen zur Eheschließung mit Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes oder mit staatsangehörigen jüdischen Mischlingen, die nur einen volljüdischen Großelternanteil haben, der Genehmigung des Ministeriums.“

Es war, als ob, im Angesicht einer vor Angewidertsein schon ganz müden Welt, ein halbdressierter Gorilla die Gesetzgebertoga umnahm, um so angetan, Recht und Vernunft zu verhöhnen.

Aber diese Judengesetze hatten noch einen kleinen, raffinierten Anhang. Es wurde Juden verboten, „arische“ Dienstmädchen zu beschäftigen.

Es handelte sich um einen neuen niedrigen Trick, die jüdischen Männer zu infamieren. Tierisch hemmungslose Geilheit wurde ihnen zur Last gelegt: keine Kathie oder Lina vom Lande war sicher in Greifweite eines solchen orientalischen Satyrs! Nur die Kathies im kanonischen Alter durften weiterdienen.

Als die Nachricht davon in das Ausland drang, entstand Gelächter. Man hielt das Ganze für einen Witz. Es klang zu schamlos und albern. Aber es war ja die Stärke dieses einzigartigen Regimes, das Gelächter der Welt nicht zu scheuen. Eines Tages würde der Welt schon das Lachen vergehen.

Dann nämlich, wenn Deutschlands militärische Rüstung vollendet war...

Im Lande selber, unter den deutschen Juden, gab es Zähneklappern. Opfer an Menschenwürde hatten viele von ihnen achselzuckend gebracht. Aber nun ging es an den Komfort ihres Alltags! Für manchen war diese Entbehrung das erste Ungemach, das er wirklich empfand. Die Dienstmädchen weinten. Stellungen bei Juden waren begehrt gewesen. Man bekam da genug zu essen und wurde angedet wie ein Mensch. Einige erschienen bei den Behörden und fragten an, ob sie vielleicht weiterdienen dürften, wenn sie zum Judentum überträten.

Die neue Verordnung, aus ganz speziellen Gründen, wurde mit Strenge durchgeführt. Ausnahmen gab es diesmal nicht. Selbst Bestechung versagte. Die ausführenden Organe wußten, daß hier nicht zu spaßen sei. Denn dieses Dienstmädchengesetz war ein Herz- und Krongedanke des Führers.

Ruth also war auf ihrer Reise, als es erlassen wurde. Sie badete mit ihren Freunden auf Rhodos. Ohne allzu viel Sorge hatte sie den Vater zurückgelassen. Es war jemand im Hause, der ihre eigene Obhut und Pflege zu ersetzen imstande war, ein Mädchen, das seit zehn Jahren in der Familie lebte, herzlich an Wetzlar hing, jede seiner Gewohnheiten kannte. Eine kräftige Dreißigerin, immer freundlich und guter Laune, angenehm als Hausgefährtin. Sie aß meist mit bei Tisch. Ruth in ihrer südlichen Ferne konnte gewiß sein, daß der Vater wenigstens physisch wohl aufgehoben war.

In dem Haus an der Miquelstraße war von dem neuen Gesetz niemals die Rede. Möglicherweise kannte Wetzlar es gar nicht, da er sich deutsche Zeitungen nicht vorlesen ließ und jetzt niemand da war, um ihm englische vorzulesen. Sicherlich kannte das Mädchen Hermine es nicht; sie war nicht ohne Selbstbewußtsein, lehnte den Verkehr mit anderen Dienstboten ab und ging fast nie aus. Der Chauffeur Martis, der mit Frau und Kind in drei Zimmern über der Garage lebte, hatte den giftigen Schwachsinn wohl gelesen, ihn aber sogleich wieder vergessen oder doch keine praktische Nutzenanwendung daraus gezogen. Ein hilfsbedürftiger alter Herr und ein gesetztes, vernünftiges Mädchen, das halb zur Familie gehörte — den Fall konnte auch der befissenste Nazipolizist nicht in das Gesetz einbeziehen. Diese Überschätzung rächte sich, Martis hätte warnen sollen. Er warf sich später aufs bitterste vor, daß er es unterlassen hatte. Sein Leben lang kam er darüber nicht völlig hinweg.

Denn irgendein dienstwilliger oder bezahlter Schuft in der Nachbarschaft hatte die Geheime Staatspolizei auf „das Treiben im Wetzlarschen Hause“ aufmerksam gemacht, und eines Nachts um halb zwölf wurde der Antiquar aus seinem Bette heraus verhaftet. Er nahm das Begebnis erstaunlich gefaßt auf, leistete keinerlei Widerstand und folgte den Polizisten, die in Zivil erschienen waren, in das Untersuchungsgefängnis. Das Ganze ging so still und ohne Aufhebens vor sich, daß Martis und seine Frau in ihrer

Garagenwohnung nichts bemerkten und von dem Vorfall erst erfuhren, als alles vorüber war.

Es wurde wirklich Anklage erhoben. Der tierische Ernst, der ein Hauptmerkmal dieser Obrigkeit war, erlaubte es in der Tat, einem 68jährigen Blinden den Prozeß zu machen, weil er seine Pflegerin nach zehnjährigem Dienst weiter im Hause behalten hatte. Möglich immerhin, daß der Untersuchungsrichter sich schämte; jedenfalls erklärte er, daß bei dem hilflosen Manne keine Fluchtgefahr vorliege, und nach dreitägiger Haft wurde Jacques Wetzlar aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen. Die öffentliche Gerichtsverhandlung wurde anberaumt. Er kehrte nach Hause zurück.

Im Gefängnis war sein erster Gedanke gewesen, Ruth auf ihrer Erholungsreise die böse Nachricht zu ersparen. Er instruierte seinen Verteidiger. Seine Tochter blieb ohne Ahnung. Zwei Briefe aus Rhodos, die Wetzlar vorfand, atmeten Befreiung, Frieden, Glück.

Das Mädchen Hermine hatte natürlich das Haus verlassen müssen, sie lebte in ihrem hessischen Heimatort unter Polizeiaufsicht. So las ihm der Chauffeur Martis die Briefe vor. Plötzlich stockte er.

„Lies weiter, Martis“, sagte Wetzlar, „was ist denn?“ Da hörte er den Mann vor ihm weinen. Er tastete nach seiner Schulter. „Sei mal vernünftig, Martis, das muß eben durchgemacht werden. Seien wir froh, daß die Kleine nicht hier ist.“

Aber Martis war nicht mehr zu halten. „Oh Himmelherrgott!“ brach er aus — „ich muß fluchen, verzeihen Sie, Herr Wetzlar, ich kann mir nicht helfen. Man erstickt ja dran. Oh diese gottverfluchte, stinkende Saubande — ist denn die Möglichkeit, daß sich so was ein Volk gefallen läßt! Ja, was ist denn mit diesem Deutschland? Ist denn das hier ein Hyänenstall! Da steht doch jedem die stinkende Lüge in der Fresse geschrieben. Von denen ist ja keiner normal. Das hat ja Jauche im Hirn. Und das macht Gesetze! Das verfolgt und bedreckt einen Mann wie Sie — einen Herrn, der nichts ist als Gutheit und Klugheit. Und das soll unsereins aushalten! Da soll unsereins nicht auf die Straße rennen und den nächsten erschlagen, der daherkommt in einem scheißbraunen Hemd... Können Sie denn nicht fort, Herr Wetzlar, fort, weg, weit weg aus der Mistgrube, zu der die Deutschland gemacht haben! Unser Fräulein hält's ja auch nicht mehr aus, die weint ja vor Glück, daß sie fort ist... Ich geh mit Ihnen Herr Wetzlar! Wir gehen alle mit. Ich brauche kein Geld, ich kann arbeiten, ich bin geschickt. Ich lasse Sie nicht sitzen, Herr Wetzlar, ich nicht, Sie sollen es sehen. Und wenn Sie in *einem* Zimmer leben müssen irgendwo — es wird ein schönes Zimmer sein. Sie werden es schön haben. Sie können sich denen doch nicht hinstellen vor ihr Gericht! Das geht doch nicht an. Das darf doch nicht sein. Da kann man ja nicht mehr an Gott glauben, wenn so was passiert...“

Und dann weinte er wieder los, aber ganz hemmungslos jetzt, heulend, voller Wut und ratlosem Gram. Wetzlar reichte ihm die Hand hin und ließ ihn weinen.



„So“, sagte er schließlich, „und jetzt hol’ den Wagen heraus, Martis. Wir fahren zum Roßmarkt.“

Nun kam das Schwerste für Martis. Er mußte seinem Herrn die Mitteilung machen, daß, während er im Gefängnis saß, der Laden am Roßmarkt geschlossen, und alles, was er enthielt, behördlich beschlagnahmt worden war.

Jene Amtsstellen, die vor einigen Monaten knirschend hatten verzichten müssen, nahmen die neue bessere Gelegenheit wahr. Zwar hatte das Antiquariat Jacques Wetzlar mit jenem „Gesetz zum Schutz des deutschen Bluts und der deutschen Ehre“ nicht das allergeringste zu tun. Aber der Bemakelte war nun vogelfrei. Kein rechtskundiger Bürgermeister würde noch einmal wagen, für ihn Partei zu nehmen. Nun konnte man ihm endlich, endgültig, den Besitz und Stolz seines Lebens stehlen, konnte das kostbare Lager an die ungeduldigen germanischen Händler verschleudern, nachdem die ihrerseits ihre Schmiergelder verteilt hatten.

Unter dem neuen Schlag brach Wetzlar nieder. Diese rohe Sinnlosigkeit, dies hohnlachende nackte gemeine Unrecht, war zu viel für ihn. Er schloß sich zwei Tage lang ein, nahm nichts zu sich, niemand bekam ihn zu Gesicht. Aber in der Nacht vom zweiten Tag auf den dritten weckte er den Chauffeur und fuhr durch die ausgestorbenen Straßen zum Zentrum.

Ein paar Ecken vom Roßmarkt entfernt ließ er halten, verbot Martis kurz, ihm zu folgen, und begab sich auf einem rückwärtigen Wege, auf dem sein Fuß jede Bordschwelle kannte, zu seinem Geschäft. Er betrat den Laden von innerhalb. Da immer noch ein ganz schwacher Schimmer zu seinem Sehnerv drang, machte er Licht und tastete zwischen seinen Schätzen umher. Vermutlich wollte er sich überzeugen, ob noch alles vorhanden sei. Möglicherweise auch lag es in seiner Absicht, einzelne Stücke für sich zu retten, an deren Schönheit oder Seltenheit er hing; jedenfalls wurde später eine Münze, eine einzige, in seiner Rocktasche gefunden. Jeder Zollbreit Boden hier war ihm vertraut. Trotzdem stolperte er über einen Schemel, der unordentlicher und ungewohnter Weise im Wege stand. Das ergab ein lautes Geräusch. Er lauschte lange. Nichts im Hause schien sich zu rühren. Aber eine Viertelstunde darauf war die SA zur Stelle. Zu acht drangen sie ein, herbeizitiert von irgend einem parteifrommen Hausbewohner.

Aber diesmal ergab er sich nicht. Der sanfte alte Mann wehrte sich. Er hatte sich in eine Ecke geflüchtet und drosch ungeschickt, hilflos, mit seinen Fäusten auf die lachenden Parteisöldner ein.

„Jetzt laß es gut sein“, hörte er einen sagen, der gutmütig schien, „sonst kriegst Du noch eins über Dein auserwähltes Haupt, daß Dir’s reicht!“

„Das werden wir sehen“, schrie der Alte. „Mir kommt keiner zu nahe!“

Er war verwandelt, die Wut gab ihm Kräfte, er reckte sich in die Höhe wie ein rasender Simson. Unversehens packte er mit beiden Händen einen der schweren Schaukästen, hob ihn hoch auf und ließ ihn niederkrachen auf den nächsten der Knechte. Kein Unglück geschah. Der Münzkasten

sauste dem Mann auf den Rücken, warf ihn aufs Knie, aber verletzte ihn nicht. Man vergriff sich denn auch nicht an Wetzlar. Man band ihm einfach die Hände zusammen und schleppte ihn fort, in ein Haftlokal der SA. Martis, den man bei seinem Wagen wartend gefunden, war schon zuvor überwältigt worden.

Als sie am Morgen kamen, um den Alten zum Verhör zu führen, fanden sie ihn tot. Der Zellenboden schwamm in Blut. Wetzlar hatte sich mit einer kleinen, scharfen Feile, die er mit anderen Instrumentchen in einem Bündel stets bei sich trug, in der antiken Art die Pulsadern geöffnet.

## DIE STRASSE DES VERRATS

von

*Hans Natonek*

Peter Nyman hat in seinem „Prozeß“ mit Nazi-Deutschland — schuldig-unschuldig — Frau, Kinder, Freundin, sich selbst, alles verloren. In tragikomischer Verlorenheit irrt er durch Berlin...

Als die Aufforderung kam, sich auf dem Polizeirevier zu melden, mit Paß und Papieren, war Peters erste Regung: nicht hingehen, fliehen. Eine Ehrenurkunde werden sie mir schwerlich überreichen. Aber gehorsamer Bürger, der er war, und im Gefühl seiner seit dem Umsturz bewahrten Harmlosigkeit, ging er hin. Zwanzig Jahre preußischen Normaldaseins stumpfen die kühnen Instinkte der Auflehnung und des Abenteuers ab. Man hat vergessen, daß man einst, in der Zeit der Vorfahren, ein schutzloses, gejagtes Wesen war, das sich zwischen den drohenden Obrigkeiten listig und tapfer hindurchschlängeln mußte.

Schon der Geruch einer überheizten Amtsstube hat etwas Lähmendes, als wäre sie mit einem Gas angefüllt, das den Eintretenden sofort in Schuld- und Ohnmachtsgefühle stürzt. Peter hob zögernd und unbestimmt die Hand zum halbdeutschen Gruß, nur bis zur Brustwarze, weiter kam die Zeitlupenbewegung nicht — „Nu nich mehr nötig“ knurrte der Beamte halblaut — „ausgebürgert!“ Nur das *eine* Wort. Die Preußen sind von jeher sparsam.

Peter erstarrte, und alles wankte, — so einfältig war er. Das Wankende wankte noch einmal. Das Haus war schon eingestürzt, jetzt schmissen sie noch die übriggebliebene Scheibe ein, weil sie gründlich und systematisch waren. Nach dem Berufstod kam noch ein Stückchen Tod. Sie töten in kleinen Ratenzahlungen, dachte er, wie die chinesischen Scharfrichter, die den Delinquenten langsam zerstückten.

Trotz dieser Überlegung war er blöd genug, oder stellte sich nur so, zu sagen: „Pardon — oder vielmehr Verzeihung, warum, ich bin doch loyal, ich habe mir nicht das geringste zuschulden kommen lassen...“ — Zum Kotzen und lächerlich, was ich da sage, fühlte er. Und inmitten der Verdunkelung und Zerstörung ein kleines Aufleuchten der Bewußtheit, das ihn fast beglückte: Das Schlimmste ist, daß sie einem den Kopf und das Rückgrat zerschlagen und die Seele verdrecken. Er schnappte nach Luft, wie einer, der schon im Versinken und Ertrinken, sich wieder hochstößt.

„Det is uns ejal“, sagte der Beamte, „wir haben nur auszuführen, was uns von oben aufjetragen is.“ Er nahm Peter die Papiere ab, den Paß, den heiß umstrittenen, das angenehme Ferngefühl in der Brusttasche, den Schutzbrief der Bürgerschaft, die Zugehörigkeit, — wie lächerlich, wie vergeblich das alles, zu nichts waren die Ängste und Aufregungen nütze, als er ihn Margrets Händen entriß, — ob es nicht mit vielen Dingen so ist, hinter denen wir keuchend herjagen — ach, wie ich mich nach einem krampf- und illusionslosen, natürlichen Leben sehne...

Wiewohl ihm der Boden unter den Füßen davonglitt — die Konsequenzen dieser Amtshandlung waren noch nicht abzusehen — prüfte er die Schärfe seiner Beobachtung. Er betrachtete den Beamten, als wollte er ihn zeichnen; das war einmal ein strammer Sozialdemokrat, die Angst und das schlechte Gewissen sitzen in den Winkeln seiner trüben Augen — arme Hunde sind wir alle —, und jetzt ist er, ohne es zu wissen, das winzige Exekutionsorgan eines großen Prozesses. Immer klarer wurde es ihm, daß er mitten in einem Prozeß stehe, um dessen Sinn der Angeklagte Nyman rang, und er war auf das Urteil gespannt.

Wenn man das Polizeibüro verläßt, gelangt man linker Hand gleich auf den Kurfürstendamm. Peter mußte ihn überqueren, um nach Hause zu kommen. Man nennt es gewohnheitsmäßig immer noch „nach Hause“, die Sprache ist konservativ wie das Gefühl. Aber die Unterschicht des Bewußtseins ist ehrlicher und konsequenter. Er ging verkehrt, er hatte den Ortssinn verloren. Nachhause — wo war das? Nach dem hellen Augenblick der Besinnung schlug die Panik wieder über seinem Kopf zusammen. Wie ein Schwimmer, dessen Kräfte bei hohem Wellengang versagen, trieb er dahin, auf und nieder. Es war, als vollziehe er den Zustand der Heimatlosigkeit, der über ihn verhängt worden war. Er irrte umher, plan- und ziellos, landstreicherhaft hinausgestoßen in diesen fremden Weltstadsraum. Die Autobusse waren wie Mastodons, die durch diese steinerne Wildnis brausten. Das Pflaster wich unter seinen Füßen wie schwankender Morast.

Ein blaßblauer Winterhimmel verdämmerte. Ein breiter roter Streif des Sonnenuntergangs schloß im Westen eine unendlich lange Straße ab. Wenn ich immer geradeaus gehe, dachte er mit verstörtem Lächeln, komme ich nach Paris, zu Ruth. Auf welchem Weg aber komme ich zu denen, die ich verlassen mußte? Entblößt und preisgegeben, wie er war, stand er am Kreuzweg aller Kreuzwege, in der Ausweglosigkeit. Er blieb stehen und



blickte verloren um sich. Er hatte sich im Berliner Westen verlaufen, wie man, aus einem tiefen schrecklichen Traum hochgerissen, sich in seinem eigenen Zimmer nicht zurechtfindet.

Stundenlang war er seit seiner Staatenlosigkeit so herumgeirrt. Plötzlich fand er sich wieder am Kurfürstendamm, jenseits des Olivaerplatzes. Die Lichter und der rote Dunst über den Dächern taten ihm weh, es war sein obdachloses Heimweh, das ihn jedem Schmerz öffnete. Er erinnerte sich all der Abende vieler vergangener Jahre, und er ging sie, völlig verwandelt, noch einmal, diese Straße der Verantwortungslosigkeit, des Pseudogeistes, des Egoismus, des Luxus, des unechten Radikalismus, der Verspieltheit, des Zynismus — ach versprengt und hinabgeweht all dies und seine Repräsentanten, in Tod, in die Verschollenheit und ins Exil. Auch er war sie einmal geschlendert, ein deutscher Schriftsteller — er war es gewesen . . . Jetzt stand er an einer Ecke der Prachtstraße, im schlimmsten Exil, das es gibt: daheim entrechtet und fremd, in der inneren Emigration, ohnmächtig, sich zu regen. Übrigens war es ein stiller Trost, daß er sich hier, auf dieser öligen Stromschnelle, nie recht zu Hause gefühlt hatte. Nun also, jetzt bin ich so weit, das Kostüm fällt ab, und übrig bleibt der Fremdling, der ich im Grunde immer war . . . Bin ich jetzt unten durch und sehe die Welt von der anderen neuen Seite? Gehts nimmer tiefer und komme ich der Sache jetzt auf den Grund? Wirft mir Gott einen Strick zu, auf daß ich mich hinaufziehe oder aufhänge?

So komisch verloren als Fremdling an einer Ecke zu stehen, war die letzte Konsequenz der Vereinzelung und des Unvermögens, in Reih und Glied zu marschieren? Tut man es nicht, marschiert die Zeit über einen hinweg. Man muß es frühzeitig lernen, sich mit Kampfgefährten zu verbünden. Sein Sohn soll es draußen lernen; er soll unter den politischen Ideen die gerechteste und menschlich umfassendste wählen; er soll kämpfen lernen, wie man ein Handwerk oder eine Sprache lernt. Ich habe es versäumt — ist es schon zu spät, lern' ich es nimmermehr? Wie lange noch werde ich schweigen und mit den Schwachen schwach sein? So „frei“ herumzugehen, so verloren, so abgetrennt von seiner Bestimmung — ist das nicht fast ebenso schlimm, wie „Moorsoldat“ zu sein und „hinter Stacheldraht“? Er war im streitbaren Selbstgespräch bis zur Konditorei von Dobrin heruntergegangen, den die Juden mit dem ihnen eigenen häßlichen Talent zur witzigen Selbstverspottung „Jud Süß“ nannten. Vielen begegnete er, die die Straße des Verrats gingen: Ullstein- und Mosse-Redakteure, die ehemals für Bert Brecht und Breitscheid durchs Feuer gingen, in dem sie jetzt am liebsten die Zeitungsbände bis 1933 verbrannt hätten, um alle Spuren zu tilgen . . . Sie blickten ostentativ in die Luft, wenn sie Peter sahen. Keine Angst dachte er, ich grüß euch nicht unter den Linden. Ich bin zu ehrlich, um euch zu verachten, wie sichs gehörte. Ich möchte euch eher in die Kategorie der armen Hunde einreihen. Ihr habt mit Überzeugungen geflirtet, aber nie für sie gekämpft. Ihr werdet auch die Verräter eures neuen, allzu neuen Nazitums sein. Ich kenne den Prozeß der langsamen Abtötung des

Gewissens — hab alles selber durchgemacht und bin hindurchgegangen. Ich trage noch die schmähhichen Spuren der Unterwerfung. Ich weiß, wie die Sorge um die Seinen, die Angst vor dem Hunger, vor dem Nichts, die Drohung der Gewalt den Menschen korrumpiert. Ihr findet das Übel nicht so schlimm und möchtet ihm eine gute Seite abgewinnen, weil ihr eure Kurfürstendamm-Bequemlichkeit nicht aufgeben wollt, ihr ehemaligen „Linken“. Ihr seid der Dreck im Uhrwerk der Zeit; ihr könnt es verderben, aber nicht aufhalten.

Als ob sich aus dem imaginären Gesprächspartner, mit dem er sich unterhielt, ein realer herausgeschält hätte, stand plötzlich Richard Dierks vor ihm. „Sie sind nach Berlin emigriert?“ fragte er Peter, und seine Augen, zwei munter gesprenkelte, dunkle Vögel, zwinkerten unverwüsthche Schelmischkeit, die man seiner formelreichen, witzigen Prosa nachrühmte. „Kommen Sie, trinken wir irgendwo einen Kaffee — möglichst irgendwo, wo man nicht gesehen wird — wie ist das mit uns: sind Sie mehr belastet als ich, oder bin *ich* es mehr als Sie, so daß ich Sie oder Sie mich kompromittieren, falls wir zusammen gesehen werden?“ Er hatte wie immer die Situation erfaßt. „Wo wohnen Sie eigentlich?“

Ein Kurzschluß und eine leere Dunkelheit entstand in Peters Kopf, ähnlich wie vorhin, als er ausgebürgert aus dem Polizeibüro heraustrat, unter einem Himmel von ungeheurer Gleichgültigkeit, dessen große Freiheit er noch nicht erfaßte. Wo wohne ich eigentlich? „Nun?“, fragte Dierks und seine gesprenkelten Augen funkelten neugierig und spöttisch. Peter verzog die Stirn vor Anstrengung. Er hatte die Straße vergessen, vergessen, wo er wohnte, die Ereignisse hatten alles ausgelöscht. Es war mehr als eine Gedächtnisstörung, es war der symptomatische Ausdruck der Zerstörung jedes Daheimseins... „Es ist eine Nebenstraße des Kurfürstendamms, auf der linken Seite, in der Richtung nach Halensee...“

Dierks, der nicht wußte, was alles vorangegangen war bis zu dieser Stunde der Zerrüttung, tippte diskret an seinen Kopf und sagte leise: „Vollkommen weich... Aber unverzagt, das werden wir gleich haben“, und er begann mit großer Geläufigkeit alle Nebenstraßen des Kurfürstendamms aufzuzählen, bis er die richtige fand. „Wissen Sie die Hausnummer? Sollen wir dem verlorenen Kleinen ein Täfelchen mit der Adresse um den Hals hängen?“

„Daß wir noch dasitzen mit ziemlich heiler Haut, ist ein kleines Wunder“, sagte Dierks und rauchte winzige russische Zigaretten; in seiner Hand war ein unaufhörliches Vibrieren. (Ziemlich heile Haut? dachte Peter; nun, die meine ist hübsch durchlöchert, und er stellte im Stillen eine Liste seiner Verluste auf...) „Sie sind doch auch ein verbrannter Autor...“ — Dierks war einer der „Verbranntesten“ — „ich habe doch gelesen, daß man Ihre letzten beiden Bücher...“

„O nicht der Rede wert“, sagte Peter.

„Mich haben sie gründlich verbrannt, auf dem Gendarmenmarkt, ich

stand dabei und sah zu und brüllte mit, und so bin ich —“ er klopfte dreimal auf Holz — „durchgeschlüpft. Ich habe nicht das Zeug zum Märtyrer. Sogar mein Bankkonto hat die Gestapo wieder freigegeben.“

„Warum sind Sie nicht fortgegangen, ins Ausland? Bitte, das soll keine Vorwurfsfrage sein, zu der ich am wenigsten berechtigt wäre.“

„Das ist nicht mit einem Satz zu beantworten. Viele Gründe, oder vielmehr der eine und einfachste; ich habe mich an diese Straße so gewöhnt, sie hält mich fest, sie ist meine ‚Scholle‘ und sogar mein ‚Blubo‘. Ich werde vor Heimweh krank, wenn ich anderswo bin. Der bloße Gedanke an die Emigration in Paris oder Prag treibt mir den kalten Schweiß auf die Stirn.“ Er wischte sich ihn ab. „Die Emigration würde mir Herz und Hirn leersaugen. Für manche Menschen ist sie die wahre Hölle, ein langsam erstickender Tod — dann schon lieber die heimische Hölle. Ich könnte draußen nicht eine Zeile schreiben. Ich habe von der Linksgesinnung gelebt, und nicht schlecht“, sagte er mit zynischer Selbsterkenntnis, „aber es liegt mir nicht, dafür zu leiden. Darum habe ich mich unterworfen und feierlich gelobt, mich zu bessern und habe mein rein rheinländisches Blut bis zur Urgroßmutter nachgewiesen, alles tadellos, also hier gibt es nichts zu tippen. Sie haben mich — mit Bewährungsfrist — in den Verband aufgenommen, und dann haben sie mich wieder hinausgeschmissen. Sie haben mich zugelassen, damit ich in die tiefe Kniebeuge gehe und damit sie mir dann einen Fußtritt versetzen können.“ Er knirschte mit den Zähnen. „Daß man vor diesen Sadisten den Kotau machen muß . . ., daß man vor ihnen kriecht und scharwenzelt — und dann doch noch hinausfliegt. Wenn eines Tages die Sache umkippt“, flüsterte er, „werde ich als erster den ‚Reichsverband‘ stürmen und in der Kartothek das Aktenstück Dierks vernichten, und viele andere werden es ebenso tun.“ Mit spitzbübischem Behagen verweilte er bei der Vorstellung, wie die Belasteten von anno x die fatalen Spuren ihrer Gleichschaltung verschüttet werden.

„Können Sie denn so leben, ich meine, ganz abgesehen vom Seelischen, auch materiell?“

„Och, ja, es macht sich, man tarnt sich so durch, im Inland mit einem Strohmann, im Ausland zieht der gute Name Dierks.“

„Und Ihre Kritik an den deutschen Zuständen?“

„Ruht. Ein gebrannter Autor fürchtet die Gestapo. Ich habe mich entpolitisiert. Keine Zeile für das Dritte Reich wie die Poertschens und was sonst hier noch kreucht und fleucht. Lieber schreibe ich Pipi-Geschichten.“

Es entstand ein Schweigen. Die Zeitkritik war Dierks Stärke, dachte Peter — sie war seine Schwäche, wie man sieht . . .

Jetzt nahm Dierks das Fragen auf: „Warum sind Sie noch hier? Bei Ihnen liegt der Fall doch anders. Sie haben hier nichts zu verlieren“ (und überdies, dachte er, von der herrschenden Meinung schon angesteckt, ein Jude kann überall zu Hause sein).



Nein, nichts mehr zu verlieren, schon alles verloren, dachte Peter. „Ich habe noch einiges in Ordnung zu bringen, eine Ehescheidungssache und anderes“, sagte er. Davon abgesehen, hatte er eine ähnliche Angst vor der Fremde wie Dierks.

„Ich weiß“, sagte Dierks leise, „daß die draußen mich verachten. Ich habe von den Juden ungeheuer viel gelernt, wie Sie von den Deutschen — aber so wie Sie mit diesem Erworbenen hier nichts anfangen können, so würde ich mir in der Emigration furchtbar verloren vorkommen, und das, was ich den Juden verdanke, würde sich — wie eine Infektion, die virulent wird — gegen meine geistigen Väter und Lehrer wenden, und jedenfalls wäre ich sehr unglücklich, wie ein deutscher Jude, der ein Deutscher ist, hier unglücklich sein muß. Wenn Sie herauskommen, sorgen Sie für ein bißchen Verständnis für die, die, mehr oder weniger sauber, hier geblieben sind. Die draußen sollten auch einmal ihre Optik und ihren Standort revidieren, anstatt sich immerzu etwas darauf zugute zu halten, daß sie draußen sind... Es ist eine schreckliche Lehrzeit, und Völker und Individuen bekommen alle Jahrhunderte mal die Zuchtrute...“

# FREIWILLIGE IN FREIHEITSKÄMPFEN

von

*Kurt Kersten*

NIKOLAUS MUSCH UND BÖHM

Es war tief in der Nacht, als am 25. August des Jahres 1572 die Sturmglocken plötzlich die bange Stille, die seit Tagen beklemmend über Paris gelegen hatte, zerrissen, Bewaffnete aus dem düsteren Schatten der Häuser traten, und jene grauenvolle Schlächterei begann, die wie ein Blutstrom durch das Gedächtnis der Menschheit fließt. Ein Deutscher, Böhm, befand sich unter der Mörderschar, die ins Haus des Hugenottenführers Coligny eindrang, aber im Augenblick, da Böhm den Todesstreich gegen den wehrlosen alten Mann führte, sprang Colignys Dolmetscher, ein Deutscher namens Nikolaus Musch, herbei und suchte den Bedrohten zu retten. Zerschmettert lag Colignys Leichnam nackt auf den Fliesen des Schloßhofes, als Karl IX. ihn erblickte, mit der Fußspitze berührte und befriedigt lächelte: „Ein toter Feind riecht immer gut.“ Der deutsche Dolmetscher Musch, von deutschen Landsknechtstiefeln zertreten, war der einzige unter Colignys Begleitern gewesen, der sich nicht verkrochen hatte, als die Mörder brüllend die Türen sprengten und Böhm den Todesstreich führte.

Musch und Böhm sind nicht zufällig nach Paris geraten, um in jenem furchtbaren, jahrzehntelangen Ringen um Glaubens- und Gewissensfreiheit ihre Plätze einzunehmen: tausende, zehntausende Musch und Böhm kamen nach Frankreich und boten ihre Dienste an, freiwillig und unfreiwillig, gemietet und opferbereit. Viermal zogen in Deutschland aufgestellte Heere über den Rhein und unterstützten die Hugenotten, halfen Condé und Heinrich von Navarra gegen die Guise und Karl IX. wie Heinrich III. Im Jahre 1562 erschienen die ersten Fähnlein deutscher Reiter, 1587 und 1592 waren es Heere in Stärke von 25 000 Mann; Fußvolk, Reiter und Artilleristen. Aus Sachsen und Brandenburg, aus Hessen und Pommern, aus dem Rheinischen und Thüringischen sind sie zu den Fahnen geeilt. Viele Adlige boten den Hugenotten freiwillig ihre Dienste an und ein märkischer Junker, Fabian von Dohna, führte sie. Der Pfalzgraf vom Rhein, Johann Casimir, rüstete Hilfsexpeditionen aus, bis zur Loire und Vienne marschierten die deutschen Freiwilligen, bei Chartres schlugen sie sich mit dem Guise herum, manches Treffen entschieden sie zugunsten Heinrichs, manches Treffen ging verloren, und der Rückzug im Jahre 1588 war von tragischer Bitternis. Es gab in diesen Zügen nichts an Hab und Gut zu gewinnen, der Sold war kärglich, die Mühe groß und der Kampf schwer. Manchen unter diesen Deutschen lockte die Lust am Abenteuer, aber die meisten zogen für die Rettung der Glaubensfreiheit nach Frankreich. Die Buch und Putlitz, die Stein und Schomberg wußten, worum es damals ging, und keiner

von ihnen hat die Partei gewechselt, wie es sonst in diesen Zeiten oft üblich war, von den Landsknechten im Heere Karls V. und der Guise unterschieden sich scharf diese Streiter für den Glauben.

Wider des Kaisers Gebot marschierte 1587 Fabian von Dohna nach Frankreich, und als ihm der Kaiser befahl, seine Brigaden aufzulösen, verweigerte Fabian den Gehorsam und publizierte ein Flugblatt, in dem er erklärte, nichts könne ihn bewegen, seine Mission preiszugeben, denn er kämpfe in Frankreich auf Navarras Seite für den Frieden Europas, den die Guises und Valois im Bunde mit Philipp von Spanien zerrütteten; ihr Sieg werde Deutschland nur Gefahr und Untergang bringen, er aber wolle „alles Übel und alle Gefahr“ vom Reiche abwenden. Warum verwehre ihm der Kaiser das Recht, das den Truppen Albas erlaubt sei, denen man gestattet habe, sich im Rheinland festzusetzen, um die Freiheit der Niederlande zu bekämpfen, das ungeschützte Reichsgebiet zu besetzen, Dörfer, Städte zu brandschatzen...?

Es war nicht der Kaiser allein, der die Werbungen und Züge deutscher Freiwilliger nach Frankreich verbot, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Sachsen erließen gleiche Befehle, trotzdem Navarras Sache ihre Sache war; im Jahre 1582 wurde es bei Verlust des Vermögens und Rechtloserklärung verboten, sich den Hugenotten zur Verfügung zu stellen. Die Drohungen waren in den Wind gesprochen, denn Adlige wie Bürger und Bauern glaubten, dem Reich besser nützen zu können, wenn sie den Hugenotten, wie Niederländern in ihrem Kampf gegen die spanischen und französischen Könige zu Hilfe kämen, um das Unheil abzuwenden, das in jener Geheimkonferenz zu Bayonne beschlossen war, auf der Alba mit den Abgesandten Katharinas von Medici den Kreuzzug gegen das reformierte Bekenntnis vereinbarte, das man mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte.

Den Hugenotten wie Wilhelm von Oranien in den Niederlanden eilten deutsche Reformierte zu Hilfe, Schweizer aus Zürich, Bern und Basel schlossen sich an, es kamen auch Engländer, Dänen und Schweden. Ein deutsch-französisches Korps unter Condés Befehl operierte an der flämischen Grenze gegen die Truppen Albas, und wir hören von der tragischen Geschichte eines jungen von der Schulenburg, der nach Rückkehr von langen Fahrten durch die damals bekannte Welt sich sofort nach den Niederlanden begab, um gegen die Inquisitionsgenerale und den Henker von Brüssel, den blutigen Alba, zu kämpfen. Er wurde das Opfer eines Überfalls in der ersten Nacht seines Eintreffens auf dem Kriegsschauplatz.

In Flandern und den Niederlanden, bei Moncomto und bei Ivry, den entscheidenden Siegen Heinrichs, ließen viele deutsche Reiter ihr junges Leben; vergessen sind ihre Namen, ihre Taten, verweht sind ihre Spuren, kein Grab ist geblieben, in dem mancher märkische Junker und Bauernsohn in der Touraine bestattet wurde; ein englischer Bericht aus dem Jahre 1568 rühmt ihnen ehrend nach: „some for hindred, some for religion“. In verschollenen Chroniken taucht zuweilen der Name eines jener Kämpfer auf, die wie Nikolaus Musch ihr Leben in einem Ringen hingegeben haben, des-



sen zweifelhafter Ausgang im 17. Jahrhundert die furchtbaren Folgen für Deutschland hatte, vor denen Fabian von Dohna im Jahre 1587 den Kaiser vergebens gewarnt hatte.

## BEAUMARCHAIS UND STEUBEN

Im alten „Hôtel de Hollande“, mitten in Paris, etablierte sich im Frühsommer des Jahres 1776 eine Firma „Roderigue Hortalez u. Cie“, sehr geheimnisvoll und sehr geschäftig. Das riesige Gebäude wurde ein einziges Lagerhaus, unaufhörlich fuhren schwer bepackte Lastwagen durch das große Portal des Hotels und passierten die Stadt. Bald wußten die Aufpasser des englischen Gesandten in Paris, was in diesem Hause am Vendômeplatz getrieben wurde, und wer sich den Namen „Roderigue Hortalez“ gegeben hatte. Gewiß hatte dieser Hortalez einst etwas mit Spanien zu schaffen gehabt, in Deutschland spielte man sogar das Schauspiel eines Herrn von Goethe, der die Affäre des Journalisten Clavigo dramatisiert hatte und der Mann, der die Ehre seiner Schwester zu rächen suchte, sah sich mißvergnügt dies Drama an, sah sich selbst auf der Bühne dargestellt — sich, Herrn Beaumarchais.

Als die bostoner Bürger im Jahre 1773 den Tee der englischen Ostindien-Kompagnie demonstrierend ins Meer warfen und sich weigerten, die von der englischen Krone befohlenen Einfuhrzölle zu bezahlen, begann das lange, schwere Ringen um die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Kolonisten. Die ganze Welt blickte erregt auf diesen Freiheitskampf des jungen Bürgertums. In Deutschland kaufte die englische Krone von sechs Fürsten dreißigtausend Menschen zum Heeresdienst und zahlte pro Kopf 30 Taler. Wie Vieh wurden die unglücklichen Opfer übers Meer gesandt, so daß die Legende verbreitet war, Friedrich II. von Preußen habe von den durch sein Gebiet ziehenden verschachteten Landeskindern der sechs deutschen Fürsten den Viehzoll verlangt. Der Schriftsteller Seume wurde als blutjunger Mensch auf der Landstraße von hessischen Werbern aufgegriffen und nach Amerika geschickt. Friedrich Schiller ließ später in „Kabale und Liebe“ seinen Kammerdiener berichten, wie die Unglücklichen beim Ausmarsch die Hüte schwenkten und in den Schmerzensruf ausbrachen: „Juchhee, nach Amerika!“ Seume schildert in seinen Lebenserinnerungen, wie sein Zug auf dem Marsch von Kassel nach München von Reitern und schwer bewaffneten Infanteristen wie eine Gefangenenschar eskortiert wurde. Dreißigtausend Deutsche mußten auf amerikanischem Boden gegen die Freiheit kämpfen, nur die Hälfte dieses Expeditionskorps hat die Heimat wiedergesehen, tausende sind gefallen und Krankheiten erlegen, tausende desertierten, tausende weigerten sich, in ein Land zurückzukehren, in dem Menschenleben wohlfeiler als Vieh waren. Mirabeau hat von Holland aus einen flammenden Aufruf an die verschachteten Soldaten gerichtet und gegen die Menschenhändler auf deutschen Thronen Anklage erhoben. Die Flugblätter wanderten von Hand zu Hand, und der

Landgraf von Hessen-Kassel fühlte sich veranlaßt, dem Emigranten in Amsterdam in einer Broschüre zu antworten, der vor den Nachstellungen seiner Regierung geflohen war, die holländische Regierung brach das Asylrecht und lieferte auf Betreiben des hessischen Landgrafen Mirabeau aus, trotzdem er in Paris wegen seiner Angriffe auf die Mißwirtschaft der Bürokratie in contumaciam zum Tode verurteilt worden war. Man sandte den Ankläger nach der Felseninsel vor Marseille und hielt ihn sechs Jahre lang im Kerker eingesperrt. Aber die Flugblätter übten ihre Wirkung aus.

Fünftausend Mann des deutschen Expeditionskorps sind desertiert und fochten in den Reihen der amerikanischen Armee für die Unabhängigkeit Amerikas, für die Grundsätze der großen Proklamation Washingtons im Jahre 1776, für die Menschenrechte, deren erster Satz lautete: „Alle Menschen sind gleich und haben von Natur die gleichen unveräußerlichen Rechte.“ Die Verkündung dieser Rechte versetzte alle fortschrittlichen Elemente Europas in Bewegung, in Frankreich bildeten sich zahlreiche Gruppen zur Unterstützung Amerikas, die Hauptgruppe schuf Beaumarchais, dem es in Verbindung mit einem Amerikaner Lee gelang, die französische Regierung zu bestimmen, die Partei Washingtons zu ergreifen. Beaumarchais entwarf Memoranden, drängte den Kriegsminister Vergennes zu energischen Schritten, setzte eine Audienz beim König durch und erhob Vorstellungen, im Interesse der Verhinderung eines Kriegs mit England illegal die amerikanischen Truppen zu unterstützen, ihnen Waffen und Munition, Geld und vor allem militärische Spezialisten zu senden. Nach langen Unterhandlungen erhielt Beaumarchais Geld, es war eine Million Livres. Als Privatmann gründete er unter dem Namen „Roderigue Hortalez u. Cie.“ eine Firma, trieb Händler auf, charterte Schiffe, sandte Waffen, Uniformen, Kriegsmaterial aller Art nach Nordamerika. Auch aus Spanien verschaffte er sich Mittel, stürzte sich in Schulden, geriet in Gefahr, bankrott zu machen, erhielt unter unendlichen Schwierigkeiten neue Mittel, sandte seine Agenten aus, um die englische Spionage zu vereiteln, armierte eigene Schiffe, um die Blockade der französischen und amerikanischen Küste zu durchbrechen. Was er auch immer unternahm, geschah auf eigene Verantwortung und unter Wahrung strengster Illegalität, die Krone entschloß sich nicht, ihn zu decken, ließ ihn sogar im Stich, als die Amerikaner ihre Warenlieferungspflichten nicht erfüllten. Dann erschien der alte Franklin als Unterhändler Washingtons in Paris, enthusiastisch begrüßt; der junge Weltreisende George Forster, der von seiner Südseereise auf dem Schiffe Cooks in jenen Tagen nach Europa zurückkehrte, traf damals Franklin in Paris und hat den Eindruck des alten, ehrwürdigen Mannes nie vergessen, der das Evangelium der bürgerlichen Freiheit verkündete — derselbe Forster, der siebzehn Jahre später im Pariser Konvent die Freiheitserklärung rheinischer Bauern und Bürger verlas. Franklin erhielt eine Anleihe, und Beaumarchais erreichte durch ein Manifest, das dem König zur Unterschrift vorgelegt wurde, die offizielle An-

erkenntnis der Vereinigten Staaten durch die französische Regierung. Es war der Triumph, der Höhepunkt der Aktion des Schriftstellers Beaumarchais, der noch Zeit fand, während seiner Tätigkeit im „Hôtel de Hollande“ das Schauspiel zu schreiben, das die Revolution von 1789 verkündete: „Figaros Hochzeit“.

Im Büro Beaumarchais' drängten sich junge und alte Männer aus Europa, um in amerikanische Dienste zu treten. Der 19jährige Marquis von Lafayette fuhr auf eigenem Schiff nach der neuen Welt und wurde General in Washingtons Armee. Es kam der fränkische Bauernsohn Kalb und ließ sich für die Sache der Freiheit werben. Dieser Kalb war einst Kellner gewesen, war aus seiner Heimat geflohen, Soldat in der französischen Armee geworden und hatte unter dem Marschall von Sachsen gekämpft; jetzt „drängte ihn seine Freiheitsliebe, die alte Welt zu verlassen, um den Bürgern der neuen Welt im Kampf für ihre Unabhängigkeit beizustehen“, wie man auf seinem Grabstein liest. Mit Lafayette fuhr Kalb nach Amerika, übernahm den Befehl einer Brigade und fiel in offener Feldschlacht bei Camden, wo man ihm ein Denkmal mit der Inschrift errichtete: „Ein Deutscher von Geburt, aber ein Weltbürger durch seine Grundsätze.“

Im „Hôtel de Hollande“ erschien eines Tages ein nicht mehr junger Deutscher, breit und gesetzt; Vergennes hatte ihn empfohlen; er sprach ein Französisch mit leichtem sächsischem Akzent; den Namen „Steuben“ auszusprechen, bereitete Beaumarchais Schwierigkeiten. Dieser Mann war Offizier im Heere Friedrichs II. gewesen, hatte die beste Schule genossen, die ein Militär jener Zeit durchmachen konnte, hatte im Siebenjährigen Krieg eines jener neuartigen Freiheitsbataillone kommandiert, die für den Kleinkrieg erforderlich geworden waren und sich vortrefflich bewährten. Nach dem Krieg konnte Steuben, wie Lessings Tellheim, gehen, man brauchte ihn nicht mehr; jahrelang saß Steuben verbittert müßig herum, 1776 tauchte er in Paris auf und ging ins „Hôtel de Hollande“. Mit einem Empfehlungsschreiben Franklins fuhr Steuben nach Amerika und schrieb Washington: „Mein lebhaftester Ehrgeiz ist es, Ihrem Land alle Dienste zu leisten, die in meinen Kräften stehen, und mir den Namen eines Bürgers von Amerika zu verdienen, indem ich für die Sache Ihrer Freiheit fechte“, er wolle verdienten Offizieren kein Mißvergnügen bereiten und werde auch als einfacher Soldat dienen, forderte keine Entschädigung im Falle einer Niederlage und stehe für jeden Dienst zur Verfügung.

Steuben war damals 47 Jahre alt, kriegserfahren, umsichtig, gescheit. Washington überließ ihm die Reorganisation der jungen Armee, die sich nach den Niederlagen der ersten Kriegsjahre in trostlosem Zustand befand.

Steuben brachte nicht nur die Erfahrungen eines langen Kriegs, sondern die Schule der friderizianischen Armee mit, er hatte als Freikorpskommandeur die Taktik des Guerillakrieges, der aufgelösten Schwarmlinien gelernt, es war die wesentlichste Voraussetzung für die Taktik des Kampfes



in den Wäldern und Steppen Amerikas. Steuben formierte als Generalinspekteur die junge Armee, führte eine einheitliche Bewaffnung durch, brachte den unwissenden Soldaten die notwendigen Prinzipien ihres Handwerks bei, schuf eine ausgebildete kampffähige Truppe, und es war Steuben zu danken, wenn bei Yorktown der entscheidende Schlag gegen die englische Armee geführt werden konnte, Steuben hatte die Voraussetzungen für diesen Sieg schaffen helfen. Washington bekannte später: „Keinem verdankt man so viel wie Steuben.“

Beaumarchais sollte recht behalten, als er von Steuben, dem er die Gelder für die Überfahrt lieh, sprach: „Sein Ruhm ist der Zins für mein Geld, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß er mir sogar Wucherzinsen zurückzahlen wird.“

Steuben traf in der Armee Washingtons nicht nur französische und deutsche Offiziere, sondern auch Iren und Polen, Schweden und Dänen, er traf den jungen Polen Kosziusko und seinen Landsmann Pulawski, der eine Brigade kommandierte, er traf Deutsche wie Herkheimer, der wie Kalb im offenen Kampfe fiel, er traf als Oberaufseher der Bäckereien im Felde den Preußen Christoph Ludwig, der auch ein Soldat Friedrichs II. gewesen war, er traf Peter Mühlenberg, den Sohn eines Pastors, der in Heidelberg studiert hatte und Brigadengeneral geworden war, er traf den Iren Conway, den französischen Rochambeau, er traf tausende deutscher, französischer, irischer, polnischer Soldaten; schon im Mai 1776 errichtete man deutsche Bataillone, es gab ein Jägerkorps Ollendorf, die hessischen Deserteure bildeten zeitweilig eigene Formationen. Waffen und Munition kamen aus Preußen, die berliner Firma Splittergerber, deren Chef der Pächter der preußischen Gewehrfabriken war, hatte durch die Vermittlung Beaumarchais' und mit stillschweigender Einwilligung Friedrichs II. das Kriegsmaterial für die Freiheitsarmee Washingtons geliefert. Als Frankreich in den Krieg eintrat, befanden sich unter den Expeditionstruppen geschlossene deutsche Formationen, deutsche Kolonisten in Pennsylvania und New York bildeten Milizabteilungen.

Der Krieg gegen die deutschen Söldner auf englischer Seite wurde nicht nur mit dem Gewehr geführt, sondern auch mit der Feder; von Philadelphia aus wurden Flugschriften verbreitet, in denen die Hessen aufgefordert wurden, sich der Freiheitspartei anzuschließen. Es wurden Schriften an die deutschen Kolonisten gesandt, in denen man las: „Gedenkt und erinnert die Eurigen daran, daß ihr, der Dienstbarkeit zu entgehen und die Freiheit zu genießen, unter den größten Beschwerden und Ungemach nach Amerika gegangen seid. Erinnert euch, wie bitter die Knechtschaft in Deutschland war!“ Seume bekennt, daß viele seiner Kameraden dem Ruf der Freiheit folgten, und er selbst mit einem Freunde entschlossen war, endlich den aufgezwungenen Dienst zu verlassen und überzugehen, als der Waffenstillstand geschlossen wurde und die Unabhängigkeit der Staaten errungen war, um die sich so viele Freiwillige aus Europa verdient gemacht haben.

LORD BYRON

Als an einem Sommertag des Jahres 1824 der greise Lafayette sich anschickte, in einem englischen Hafen an Bord des Schiffes zu gehen, das den „Helden zweier Welten“, den Kämpfer aus dem Unabhängigkeitskrieg zum Besuch seiner alten Freunde nach Amerika bringen sollte, lief ein Segler ein, dessen Flagge auf Halbmast wehte; er kam aus Griechenland und brachte, was von Lord Byron sterblich war.

Am 19. April 1824 war der Dichter des „Don Juan“ inmitten der Vorbereitungen für den Angriff auf die türkischen Stellungen bei Lepanto gestorben. Jetzt grüßte der Kämpfer von Yorktown auf englischem Boden den dahingeschiedenen Kämpfer von Missolonghi. Fast ein halbes Jahrhundert war seit dem Durchbruch der Fregatte des jungen Lafayette durch die englischen Blockadeschiffe verstrichen. Die Welt hatte ihr Antlitz völlig verändert. Amerika war frei. Die Revolution hatte in Europa Throne vernichtet, einem König den Kopf gekostet, unter den Gesängen der Marseillaise waren die revolutionären französischen Freiwilligen in den Kampf für die Freiheit gezogen, die Republik war in Frankreich erstanden, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Polen, Iren fanden in Paris den Anschluß an die Revolution, George Forster sprach im Konvent, die jungen französischen Revolutionssoldaten trieben die Heere des Feudalismus vor sich her aus Frankreich hinaus, ein junger General war erschienen und errang glorreiche Siege in Oberitalien, aus dem Sieger von Arcole und Rivoli wurde der Mann des 18. Brumaire, wurde der Kaiser, der sein Heer bis Moskau führte und bei Waterloo seine letzte Schlacht verlor. Freiwillig hatten in Napoleons Heer die Polen gedient und auf allen Schlachtfeldern gekämpft. Freiwillig stießen in Spanien zu den Truppen der nationalen Befreiung deutsche Offiziere und Soldaten. Freiwillig gingen preußische Offiziere, wie Clausewitz, in russische Dienste, weil sie mit der Unterwerfung unter die Bedingungen des Tilsiter Friedens nicht einverstanden waren. Was einst ein revolutionärer Krieg gewesen war, hatte sich in einen Eroberungs- und nationalen Unterdrückungskrieg verwandelt, was Recht war, wurde Unrecht, und was die Welt einst vorwärts gebracht hatte, wirkte sich im Laufe der Entwicklung zu ihrem Schaden aus.

Die Sieger von 1815 ernteten nicht die Früchte ihrer Anstrengungen, ihres Opfermuts, betrogen von den Herren um Einsatz und Verheißung, sahen sie sich in die Opposition gedrängt, die Freiheit, die sie erkämpfen wollten, wurde die Freiheit, sich zu erniedrigen: die Freiheit, die sie meinten, die ihre Herzen erfüllte, glühte mit ihrem Scheine nicht in den Kabinetten der Männer der „Heiligen Allianz“. Jetzt hieß es, daß das Volk gar nicht zum Sturm gegen die Unterdrücker aufgestanden wäre, sondern die Herrschen hätten die Erhebung „befohlen“, die Männer, die sich 1813 zu den Fahnen gedrängt hatten, waren nur Feuerwehrmänner, die ihre Pflicht zu erfüllen hatten, um einen Brand zu löschen, der Major Schill, der im Jahre 1809 auf eigene Faust ein Freikorps ins Feld geführt hatte und in den Gassen

Stralsunds erschlagen war, hieß in Berlin nun der Mann, der „das erste ausübende Beispiel der Lehre eigenwilliger Erhebung der bewaffneten Gewalt für Zwecke, denen sie nur gehorchend dienen soll, gegeben hat“. Die preussischen Freikorps, die immer an gefährlichsten Stellen eingesetzt waren, wurden vom König 1814 wie eine Bande Straßenräuber angesehen und in schroffster Form desavouiert. In den Sitzungen des Deutschen Bundes schmähte ein Überläufer, der General von Hörmann, die Freiwilligen von 1813 als Freibeuter. Niemand unter den Anwesenden erhob Protest.

Alles war umsonst gewesen, zum Dank erhielt man nicht nur Hohn und Verachtung, sondern Metternich setzte in Mainz die „Zentraluntersuchungskommission“ ein, breitete ein engmaschiges Netz von Spitzeln und Provokateuren über ganz Europa aus. Divisionen von Spähern durchzogen die Länder. Furchtbar waren die Verfolgungen, furchtbar die Strafen, und in den Kerkern verhallten die Schreie der Eingesperrten.

Aber nach fünf Jahren begann es, sich im Süden Europas zu regen. Die Kirchhofsruhe, die in Deutschland, Österreich, Frankreich und Rußland herrschte, wurde aufgestört. In England kam es zu Erhebungen der Weber, in Italien, Spanien und Portugal brachen Aufstände der Volksmassen gegen die restaurierten Regimes aus, in Griechenland erhob sich das Volk gegen die türkische Unterdrückung. Der Kampf des Volkes, der 28 Jahre lang dauern wird, beginnt. Und aus allen Ländern ziehen die Männer nach dem Süden Europas, bilden Freischaren, stellen sich auch einzeln zur Verfügung. Sie kommen aus Skandinavien, England, Deutschland, Polen, Frankreich, aus der Schweiz und aus Österreich, Irland und Dänemark. Die Welle der Freiheitsbewegung schlägt hinüber nach Südamerika, wo sich unter Bolivars Führung die spanischen Kolonien freimachen wie fünfzig Jahre zuvor die dreizehn Staaten Neuenglands.

Im Vordergrund dieser Freiwilligen steht die Gestalt Lord Byrons.

In der Taverne „Krone und Anker“ zu London konstituierte sich im Jahre 1823 ein Komitee, das für die Befreiung Griechenlands zu wirken suchte. es bemühte sich, Gelder aufzutreiben, Waffen zu beschaffen, Transportschiffe zu chartern, vor allem aber auch Techniker, Offiziere, Soldaten zu gewinnen, die den Griechen zu Hilfe eilen sollten. In diesem Kreise fiel eines Abends auch der Name Lord Byrons. Man lachte zuerst, der Lord galt als ein exzentrischer, seltsamer junger Mann, der seit dem Jahre 1816 fern von England lebte, verfolgt von den Gerüchten einer infamen, haßerfüllten Clique innerhalb der londoner Gesellschaft; verfeimt wegen seiner Lebensweise, besonders aber wegen seiner freiheitlichen Ansichten. In der Taverne „Krone und Anker“ wußte man, daß Byron schon im Jahre 1819 den Carbonari nahegestanden war, zur Gruppe „Società Romantica“ gehörte, man wußte, daß der Minister Castlereagh dem Fürsten Metternich hatte mitteilen lassen, man solle den in Bologna lebenden Dichter scharf überwachen. Der Wink war befolgt worden, die Polizeiberichte liegen vor, sie vermerken mit besonderer Empörung: „Er verläßt nie sein Haus und schreibt unaufhörlich.“



Im Jahre 1820 war Byron Mitglied der Carbonari-Gruppe in Ravenna geworden; als die Revolution in Spanien und Neapel ausbrach, betrieb Byron die Ausrüstung seiner Gruppe in Ravenna, richtete Waffenlager ein, besorgte Pulver und Gewehre, organisierte geheime Sitzungen, gab taktische Ratschläge für die Erhebung im Norden. Damals brach Byron in die Worte aus: „Bedenken Sie nur, ein freies Italien! Das gab es seit den Tagen des Augustus nicht!“ Der Aufstand in Neapel brach zusammen. Byrons Freunde wurden verhaftet und verbannt. An ihn selbst wagte man sich nicht heran. Trotz fuhr er auf:

*„Wenn möglich, will ich selbst die Steine lehren,  
Sich gegen dieser Erde Zwingherrn zu empören!“*

Zum erstenmal tauchte jetzt der Gedanke in Byron auf, nach Griechenland zu gehen: „Wahrscheinlich werde ich dort sterben.“

Das Griechenfieber erfaßte die europäische Jugend. Französische, englische Offiziere, deutsche Studenten, schweizer Handwerker gingen nach Griechenland. Ein junger Deutscher namens Franz Lieber, von der Metternich-Polizei gehetzt, wanderte zu Fuß nach Marseille, verdingte sich als Matrose, um nach Griechenland zu kommen. Italienische Carbonari, spanische Freiheitskämpfer fuhren übers Mittelmeer nach Attika. Schweden tauchten in Missolunghi auf, die Taverne „Krone und Anker“ schickte Ingenieure und Offiziere, sandte im Jahre 1823 auch einen gewissen Edward Blaquiere nach Ravenna, um mit Byron zu verhandeln. Die Mission war erfolgreich. Byron willigte ein: „Der erste Mann eines Landes zu sein, (nicht ein Diktator) nicht Sulla, sondern Washington oder Aristides, Führer kraft der Begabung und Wahrheit, das heißt, der Gottheit nahekommen.“ Unter den Papieren Byrons jener Zeit fand man ein Blatt mit den Versen:

*„Die Toten stehen auf, und ich soll weiter schlafen?  
Krieg den Tyrannen, tönt's — und ich dulde die Schmach?  
Die Ernte reift, und ich soll nicht mitschaffen?“*

Byron erklärte seinen Beitritt zum Komitee, verpflichtete sich zur Sendung von Pulver und Medikamenten auf eigene Rechnung. In langen Diskussionen entwarf er die Pläne für die Unterstützung der griechischen Armee, entwickelte überraschend praktischen Sinn für die Bedürfnisse des täglichen Gebrauches einer Feldtruppe und bewies ein erstaunliches organisatorisches wie kaufmännisches Talent, machte Waffenhändler, Agenten, Seekapitäne ausfindig, wies nach, was man angesichts der besonderen geographischen Verhältnisse und des Klimas besonders brauchte, verlangte Gebirgsartillerie, Pulver, Gewehre und vor allem auch Ambulanzen, forderte Ärzte an, heuerte Matrosen, ging bei den Aufstellungen bis in die kleinsten Details und übersah das große Ziel nie. Im Herbst 1823 glaubte Byron, fertig zu sein. Auf dem „Herkules“ fuhr er über die Adria, durchbrach die türkische Blockade, brachte Pferde, Gewehre, Munition und zwei

Geschütze mit, in der Brieftasche 50 000 spanische Dollars. Auf einer der Inseln vor der Küste setzte er sich fest, nahm Verbindung mit englischen Offizieren auf und ermöglichte es dem griechischen Führer Maurohordatos, zu Schiff nach Kephallonia zu kommen, besprach mit ihm die nächsten Aufgaben und übersetzte nach dem Festland, quartierte sich in Missolunghi, einem kleinen Fischerort, ein, rekrutierte dort eine Truppe, die meist aus Schweden und Deutschen bestand, und bereitete eine Aktion gegen die Festung Lepanto vor.

Der Feuerwerker Parry, ein Engländer, leitete den Transport von Kanonen, Byrons Adjutant war ein schwedischer Leutnant Saß. Die Vorbereitungen vollzogen sich unter den größten Schwierigkeiten, die eingeborenen Griechen, die Sulioten, wehrten sich gegen die Ausbildung; die Versorgung mit Munition und Waffen stockte, Byron gab Geld und immer wieder Geld, das Komitee in der Taverne „Krone und Anker“ war säumig und verstand wenig von den Erfordernissen eines Feldzuges. Endlich am 9. April 1824 traf die Nachricht in Missolunghi ein, die Hilfssendungen seien in London abgegangen. Da erkrankte Byron, das Fieber packte ihn. Der deutsche Arzt Mittingen ließ Byron zu Ader. Die Lage war hoffnungslos. Im Fieber, mit dem Tod ringend, entwarf Byron noch die Pläne für den Vormarsch gegen Lepanto, traf Anordnungen für die Ausbildung seiner Brigade. „Ich muß sterben, ich fühle es, ich habe Griechenland mein Geld und meine Fähigkeiten gegeben, jetzt gebe ich ihm mein Leben.“ In der Abendstunde des 19. April 1824 starb Byron. Ein Gewitter stand unheimlich über der Stadt, die Donner rollten, der Sturm peitschte den Hagel gegen die Fenster der kleinen Stube, in der einer der größten Dichter, „ein verirrter Geist, gestürzt vom Sternenzelt“, das Leben verlassen mußte, 37 Jahre alt, mitten im Kampf, in großen Plänen, sich opfernd für die Befreiung eines Volkes.

#### DEUTSCHE ILLEGALE GRIECHEN-KOMITEES

Das londoner Komitee in der Taverne „Krone und Anker“ war nicht die einzige Vereinigung, die den griechischen Aufstand unterstützte, es genoß den Vorteil der Unterstützung der Regierung, des Premierministers Canning, der gegen Metternich und die „Heilige Allianz“ den Aufstand in Griechenland förderte. Es gab in Frankreich ein Komitee, dem sich Chateaubriand trotz seiner Spanienpolitik anschloß, es gab zahlreiche illegal wirkende Komitees in Deutschland.

Das englische Komitee verfügte über das meiste Geld, das französische Komitee über bedeutende Namen, das deutsche Komitee über den ehrlichsten Enthusiasmus. Das pariser Komitee schickte Offiziere, Waffen und Vorräte, konnte eine französisch-deutsche Brigade auf Nauplia aufstellen und entsandte einen Vertreter, General Roche, zur griechischen Regierung. Die Komitees in London und Paris vermochten Banken zu mobilisieren und im Laufe des langjährigen Aufstandes trotz größter Schwierigkeiten immer wieder hohe Geldbeträge flüssig zu machen.

Die deutschen Vereine wirkten, von Metternichs Spitzeln verfolgt, illegal, konstituierten sich vor allem in mittel- und süddeutschen Universitätsstädten, in Jena wurde im Jahre 1821 eine „Zentrale für Griechenkämpfer“ gegründet, in Frankfurt am Main wurden erfolgreich, trotz Verbotes, Sammlungen veranstaltet und Aufrufe verbreitet, der preußische Offizier Heinrich Schmidt bereitete die Aufstellung einer deutschen Legion vor. In den Akten der mainzer „Zentraluntersuchungskommission“ befinden sich die Vernehmungen von Männern, die wegen ihrer Werbetätigkeit für den griechischen Freiheitskampf verhaftet und zu vieljährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden.

Daß Byrons Tätigkeit in Missolunghi nicht nutzlos gewesen ist, bewies der hartnäckige, schwere Kampf um die von Parry angelegten Forts, die gegen türkische Übermacht lange zum Staunen aller Fachmänner verteidigt wurden; nach zweijähriger Belagerung unternahm die erschöpfte Besatzung einen Ausfall aus den Werken und schlug sich in blutigem Kampf durch die türkischen Reihen durch.

Der piemontese Offizier Colegna verteidigte gegen eine Übermacht das befestigte Navarin und erlangte am Ende furchtbarer Kämpfe einen ehrenvollen freien Abzug. Englische und irische Seeoffiziere, bayrische Soldaten und Offiziere, Amerikaner und Schotten, Franzosen und Schweden kämpften in Morea und Attika; die Vereinigten Staaten schickten eine Fregatte, die Engländer unterstützten mit allen Mitteln die Operationen im Ägäischen Meer. Der preußische Hauptmann Stahl fiel in den schweren Kämpfen um Navarin, der Schweizer Meyer zeichnete sich in Missolunghi aus, wo zahlreiche junge Deutsche die Werke „Washington“ und „Wilhelm von Oranien“ tapfer verteidigten.

Viele, die in Griechenland kämpften, waren aus Spanien und Italien gekommen, hatten an den Kämpfen gegen die französische Interventionsarmee, die „Soldaten des Heiligen Ludwig“, teilgenommen. Der Hauptmann Stahl gehörte zu dem Stab des General Pepe, der die Aufständischen Neapels gegen Ferdinands Schreckensregiment führte, nahm später an den Kämpfen in Piemont gegen die österreichische Unterdrückung teil. Stahl versuchte in Neapel und Piemont nach Scharnhorsts Vorbild eine Landwehr zu organisieren, ehemalige Offiziere der Armee Murats, des Königs von Neapel, der 1815 als Rebell auf dem Sandhaufen standrechtlich erschossen war, unterstützten Stahl. Man erhielt Waffen aus England. Die spanischen Kriegsschiffe der Riego-Regierung demonstrierten im Golf von Neapel und retteten die Kämpfer nach dem Zusammenbruch des Aufstandes; Stahl entkam auf einem spanischen Schiff nach Genua und kämpfte in Piemont, bis er sich entschloß, nach Griechenland zu gehen, wo er gefallen ist.

In Neapel und Piemont kämpften Studenten aus Tübingen, denen man später in Griechenland begegnet, manche gingen nach Spanien, und in ihren Tornistern lag Byrons „Don Juan“, der ihnen zurief: „Die Revolution allein kann von der Hölle Kot die Welt befreien!“



SPANISCHE FREIHEITSBRIGADE 1837

Es war im März 1837, als ein preußischer Aristokrat, Felix von Lichnowsky, im Quartier der Carlisten auftauchte und sofort dem Infanten Don Carlos vorgestellt wurde, der als Führer der spanischen Reaktion das fortschrittliche Regime der jungen Christine niederringen und Spanien wieder zum festen Bundesgenossen der Heiligen Allianz machen wollte. Der Fürst Lichnowsky kam nicht aus eigenem Antrieb, sondern im geheimen Auftrag des berliner Hofes und versah zugleich Metternich wie den Zaren mit Informationen über die Lage in Spanien, repräsentierte den Sonderbotschafter der Heiligen Allianz im Lager des Don Carlos und erteilte ihm politische wie militärische Instruktionen. Mit Lichnowsky erschienen zahlreiche ehemalige Offiziere der preußischen Armee und kommandierten carlistische Abteilungen; wir finden bekannte Namen vom altpreußischen Adel unter ihnen — die Plessen und Goeben sind vertreten, aus Böhmen kam ein Schwarzenberg. Bei Huesca ist der preußische Gardeulanenoffizier Rappard gefallen, Bernhard von Plessen befehligte die carlistische Artillerie vor Madrid, erfolglos, denn die Carlisten holten sich vor Madrid nur blutige Köpfe. Ein Herr von Swiderski fungierte als Lichnowskys Adjutant im katalonischen Feldzug.

Die Hilfe, die die preußischen Aristokraten den Rebellen Carlos' brachten, ist nicht von Erfolg gekrönt worden. Lichnowsky selbst hat Spanien noch vor dem Zusammenbruch der Carlisten enttäuscht verlassen; zehn Jahre später ist der Fürst, der in der Paulskirche zu Frankfurt am Main als ultrarechter Abgeordneter durch sein arrogantes, hochfahrendes Wesen die Volksvertreter bis aufs Blut reizte, von der empörten Menge im Septemberaufstand getötet worden.

Während auf Seiten der Carlisten nur adlige Offiziere kämpften, hat für die liberale und rechtmäßige fortschrittliche Regierung Christines ein Freikorps gefochten, das sich aus deutschen und französischen Freiwilligen zusammensetzte, in Frankreich aufgestellt werden konnte und 6000 Mann stark war. Ihr Führer war der Franzose Bernelle, in den Reihen seiner Brigade befanden sich viele alte Kämpfer aus Griechenland, Italien und Polen, auch aus der Zeit der spanischen Interventionskriege; es waren deutsche Emigranten dabei, die von den Spitzeln Metternichs verfolgt waren, die Rheinlande und Württemberg hatten die meisten deutschen Freiwilligen entsandt; Lichnowsky, der in seinen Aufzeichnungen seine spanische Verschwörertätigkeit geschildert hat, muß zugeben, daß diese Deutschen „sehr brauchbare, unermüdliche Soldaten“ waren und „ihre Waffen stets in bester Ordnung“ hatten. Ein anderer Beobachter, Rodan, erzählt, daß man der Legion das glänzendste Lob erteilen müsse, sie sei jahrelang der Schrecken der Carlisten gewesen und habe in ihren Reihen manche furchtbare Lücke gerissen. Im Treffen bei Huesca verlor die Legion am 24. Mai 1837 fast zwei Drittel ihres Bestandes und fünfundzwanzig

Offiziere. Eine polnisch-deutsche Ulanenabteilung entschied den Sieg zugunsten Christines.

Bernelles Nachfolger war der Elsässer Conrad, der auf einem arabischen Schimmel ins Gefecht ritt und für kugelfest gehalten wurde. In einem weiten Überrock, roten Hosen, einen mächtigen Hut auf dem Haupte, sah man ihn ins Gefecht reiten, ein Stöckchen schwingend, Befehle gebend. Am 2. Juni 1837 wurde er bei Barbastro von einer Kugel ins Herz getroffen.

Genannt wird in vergilbten Papieren ein Österreicher Herig, ein Mann von vierzig Jahren, Kompanieführer, der hatte sich von seinem Bauernhof in Österreich getrennt und war aus Freiheitsliebe und Haß gegen die Reaktion nach Spanien geeilt. Er hinkte, trug den Arm in der Binde, weil er fast immer verwundet war. Im März 1837 verteidigte dieser Herig bei Lavaur eine Feldbefestigung mit schwachen Kräften gegen Carlisten, die mit vierfacher Übermacht ausrückten. Herigs Abteilung erlitt die schwersten Verluste. Seine Offiziere und Unteroffiziere fielen. Seine Soldaten verzagten. Herig rief: „Unser Name wird niemals sterben!“ Die Carlisten, von ihren Offizieren mit Säbelhieben vorwärtsgetrieben, sprangen schon in Herigs Gräben. Im Bajonettkampf trieb Herig den Feind aus den Gräben heraus und in die Flucht. Bei Barbastro traf die Legion mit der reaktionären Fremdenlegion zusammen. In den Reihen der Carlisten kämpften Überläufer, im Handgemenge erkannte man sich und kämpfte mit furchtbarer Erbitterung, deutsche und französische Schreie mischten sich in den Schlachtenlärm, einstige Kameraden brachten sich gegenseitig um. Das carlistische Bataillon wurde damals aufgerieben.

Schilderungen der Brigade Bernelle-Conrad verdankt man dem Ingenieur Höfken, einem Westfalen, Sohn eines reichen Kaufmannes. Seine politische Betätigung brachte ihn nach dem Ehrenbreitstein in längere Haft. 1837 ging er nach Spanien und wurde Conrads Adjutant, die Legion hatte, nach Höfkens Zeugnis, das Bewußtsein, für eine höhere Sache zu kämpfen, und erwarb sich die größten Verdienste um die Freiheit Spaniens. Nach Kriegsende kehrte Höfken nach Deutschland zurück, wurde wegen seiner Teilnahme am spanischen Krieg verhaftet und eingesperrt, tauchte später im Rheinland auf, saß in der Redaktion der „Rheinischen Zeitung“ und 1848 als Abgeordneter in der Paulskirche.

Drei Deutsche, deren Namen mit den spanischen Freiheitskämpfen verbunden sind, saßen in der Paulskirche, als das deutsche Volk sich 1848 eine demokratische Verfassung geben wollte: Höfken, Lichnowsky und Ludwig Uhland. Lichnowsky, der Reaktionär, büßte seine Taten mit dem Leben und erfuhr den Zorn des Volkes, ihn hatte die Reaktion ins Parlament geschickt. Höfken und Uhland wurden vom Volke nach Frankfurt geschickt. Uhland hatte einst die unsterbliche Ballade vom spanischen Freiheitskämpfer Mina auf der Bidasivabrücke gedichtet und im Frankfurter Parlament hielt der Dichter des Kameraden, der keinen besseren findet, bis zum bitteren Ende in Stuttgart aus, als er mit seinen Freunden den Reitern des Königs von Württemberg mutig entgegenging.

# DEN UNBEKANNTEN GENOSSEN IN MUSSOLINIS INTERVENTIONSARMEE

VON

*Piter Sylt*

*Ihr wart am Werk. Wir haben es geahnt.  
Man hat euch hergeschickt und nicht gesagt,  
für wessen Fahne ihr die Waffen tragt,  
wem euer Sieg die dunklen Wege bahnt.*

*Doch ihr begannt vom ersten Tage an  
den zähen Kampf um eure Kameraden.  
Ihr habt sie heimlich zu euch eingeladen,  
ihr trugt die Rebellion von Mann zu Mann.*

*Euch drohte mehr als der Soldatentod,  
mehr als die Kugel, die wir euch gesandt.  
Denn hinter jedem der Genossen stand  
das Urteil, das den Meuterer bedroht.*

*Ihr wußtet es und tatet eure Pflicht,  
und unser Sieg war eurer Arbeit Frucht,  
der weißen Truppen regellose Flucht,  
der Tod in euren Reih'n. Ihr fragtet nicht.*

*Am Abend nach der Schlacht, als wir euch fanden,  
von euren Offizieren feig erschossen,  
den Mund, der uns gerufen, fest verschlossen,  
als wir vor euren toten Leibern standen —*

*da wußten wir: Der Tod, der euch gefällt,  
war unsres — eures Sieges hoher Preis.  
Mit eurer Tat, von der die Menschheit weiß,  
gabt ihr das große Beispiel für die Welt.*





Este é o Deus dos feixistas

Castelao: Der Gott der Faschisten

## IN TYRANNOS

### Der junge Schiller auf der Stuttgarter Akademie

VON

*Friedrich Burschell*

Ende 1775 wurde die Militärakademie nach Stuttgart verlegt. In feierlichem Zug, vom Herzog persönlich geführt, eskortiert von Offizieren und Wärtern, marschierten die Fürstenschüler, während Blumen aus den Bürgerhäusern auf sie niederregneten, von einem Gefängnis ins andere. Denn auch in der neu eingerichteten Kaserne hinter dem Residenzschloß blieben sie genau wie im Park der Solitude streng von der Außenwelt abgesperrt.

Zur Feier des Einzuges beschenkte der Herzog die Akademie mit einem neuen Lehrfach, der Medizin. Zu den ersten Eleven, die sich zur neuen Fakultät entschlossen, gehörte Friedrich Schiller. Als Jurist hatte er versagt. Die grundsätzlich mißtrauische Haltung der Jurisprudenz, die formalistischen, pedantischen Lehrer waren ihm derart fremd, daß er überhaupt nichts mehr lernen wollte.

Der damals erst sechzehnjährige Knabe flüchtete sich in das medizinische Studium wie in einen unverhofft geöffneten Ausweg, der ihm, wenn auch nicht Rettung, so doch größere Freiheit versprach, eine Aussicht, die auf der Stelle an ihm ihre wohltätigen Folgen zeigen sollte. Bei dem damaligen Stand der medizinischen Forschung konnte er nämlich glauben, eine Wissenschaft gewählt zu haben, die kühner und damit der Poesie verwandter war als alle übrigen. In noch unbestimmter Form reizte den exaltierten Jungen an der Medizin das spekulative Element, die Aufklärung im weitesten Sinn. Er sah sich als Adepten einer noch ganz von der Philosophie bestimmten Wissenschaft, die ausschließlich um den Menschen und sein Geheimnis sich kümmerte und in ihm die Brücke sah, die das Tierreich mit der Geisterwelt verband. Auf den jungen Schiller konnte noch der Klang eines Wortes wie „Pathologie“ mit allen Schauern des Entzückens wirken. Denn die Pathologie war damals keine Sonderdisziplin, sondern dem ursprünglichen Sinn gemäß so etwas wie eine Analyse und Erforschung der menschlichen Leidenschaft und aller ihrer Affekte. Nicht zum wenigsten aber reizte ihn das Grauen des Anatomiesaals, die Leichenöffnung mit Blutwasser, Eiter, Kot und Gekröse, der blasphemische Blick hinter die Kulissen göttlicher Ordnung und Schönheit, der ungeheure, Schwindel erregende Gegensatz zu der körperlosen Welt seines Kinderglaubens.

Mit diesem feurig gefaßten Entschluß wurde der junge Schiller ein anderer Mensch. Er hatte sich an den Zwang der Anstalt noch immer nicht gewöhnt, aber seine Reaktion schlug aus melancholischem Dulden, Verstummen und Lähmung in einen gewitzigten Haß und eine Geschmeidigkeit um, der er zu

verdanken hatte, daß er von nun an keine einzige Strafe mehr bekam. Selbstbewußtsein begann in ihm zu erwachen, sein körperliches Befinden besserte sich. In seinen Zeugnissen tauchten auf einmal wieder gute Noten auf, obwohl sein Fleiß sich vorläufig nur auf die Anatomie erstreckte. Er hatte wichtigere Dinge im Kopf.

Schon auf der Lateinschule in Ludwigsburg hatte er zu dichten begonnen, aus der gleichen Freude an überströmender Mitteilung und Imitation heraus, die ihn getrieben hatte, auf einem Stuhl zu predigen und Papierpuppen auszuschneiden. Mit dreizehn Jahren hatte er bereits ein Trauerspiel geschrieben, von dem man nur den Titel weiß, „Die Christen“. Noch einen Titel kennt man: „Absalon“.

Das ist die Welt, die Schiller in sich trug, als er auf die Solitude kam, Klopstocks messianisch verwirrte, sentimentale Welt, die Welt des Anfangs und der hemmungslosen Begeisterung, dröhnend von neuen und angenehm unbestimmten Idealen, von Entzückungen überfließend, „satzungslos Dithyramben donnernd“, die Zeit der Pubertät an sich.

Es ist die Welt des zum Klassenbewußtsein noch nicht ganz erwachten, dämmernden Bürgertums, das, ohne eigne Parolen, von den Ekstasen des Pietismus eine vage, schwärmerische Gläubigkeit übernahm und mit der chaotischen Masse ihrer unverbrauchten Gefühle sich gegen die müde, spielerische Welt des höfischen Absolutismus stellte.

O Rausch der Jugend, Verzückung und Ahnung, schwere, schwüle, zwischen Scham und Schermut und üppigen Träumen wechselnde Zeit!

Seht diesen jungen, früher so braven und zarten Schwaben, mit dem eine neue revolutionäre Generation beginnen will! Er ist nicht mehr fromm wie seine Väter, nicht mehr kindlich genug, um uneingeschränkt in Klopstocks selbstzufriedene Verzückung einzustimmen.

Seht ihn, wie er die Fäuste ballt, Verwünschungen murmelt, in allen Äußerungen gehemmt, im Innern maßlos! Seht ihn an seinem Platz vor den Gitterstäben seines Fensters, vor den weißen, pathetisch unschuldigen Lilien, die er sich in Scherben zieht und mit seinen Tränen düngt!

Hier hat Schiller fünf Jahre hindurch die glühendsten, schrecklichsten Stunden verbracht, heimlich über Bücher und Papiere gebeugt, die er unzählige Male mit fliegender Hand und immer gleicher Empörung vor nahenden Schritten verstecken mußte, schwankend zwischen der erhabenen Wollust der ersten schöpferischen Arbeit und der zitternden Angst des von Verfolgern bedrohten Verbrechers.

Seht ihn abends nach der Runde der Wärter, wie er bei trübem, gestohlenem Licht auf seinem Bettrand sitzt und an Schlaf nicht denkt, neben sich seinen Freund, den hymnisch, hektisch geliebten Scharffenstein, an den er zärtliche Oden richtet, von literarischen Mustern entflammt, in denen die Freundschaft mehr gilt als Liebe. Fast jeden Abend, zwei Jahre hindurch, sitzen sie nebeneinander, flüsternd, tuschelnd, Haß und Trunken-



heit im Herzen, zwei junge Verschwörer. Schiller liest vor, was er unter Tags verstohlen am Fenster oder in den Unterrichtsstunden oder gelegentlich auch unter der Bettdecke im Krankenzimmer gekritzelt hat. Er liest mit krächzender, vor Erregung zischender Stimme, stolz über sich und über den Beifall des Freundes, mit der Monomanie eines Dilettanten oder eines Genies.

Schon auf der Solitude hatte er sein drittes Drama geschrieben, diesmal ein realistisches Stück, dessen Stoff er einer Zeitungsnotiz entnommen hatte. Es scheint so etwas wie ein dramatisierter Werther gewesen zu sein. Wir kennen wieder nur den Titel „Der Student von Nassau“. Denn der Versuch entsprach den Forderungen, die er an sich stellte, so wenig, daß er das Manuskript vernichtete.

Von Entmutigung war bei ihm keine Rede. Er suchte gierig nach einem neuen Stoff, nach einem Stoff für eine große Tragödie. Er beschwor seine Freunde, ihm suchen zu helfen. Er setzte Belohnungen aus, er hätte, sagt er später, damals seinen letzten Rock und sein letztes Hemd für ein passendes dramatisches Thema hergegeben.

Seine Besessenheit hatte Schule gemacht. Drei Freunde vor allem schlossen sich Schiller an, außer Scharffenstein der Ludwigsburger Jugendfreund Hoven und der Pfarrerssohn Petersen aus der Rheinpfalz. Sechs weitere Freunde kamen im Laufe der Zeit hinzu.

Der Dichter galt ihnen, wie lange Zeit hindurch allen jungen begeisterten Leuten im engen, kleinstaatlichen Deutschland, als der einzig freie und vollkommene Mensch. Sie wußten von keinem anderen Ideal, und wenn sie von Revolution, von Tyrannenmord, von großen Taten und dem Lorbeer des Ruhmes träumten, sahen sie keinen anderen Weg, kein besseres Mittel als Verse, tönende Schreie und die stammelnde, schwelgerische Prosa des neuen Romans.

Schiller und seine Freunde waren sechzehn, siebzehn Jahre alt. Sie hatten sich, außer zum Tyrannenhaß, noch für keine Richtung entschieden. Sie nahmen auf, was ihnen in die Hände fiel. Sie lasen um so gieriger, weil jede Privatlektüre verboten war. Die Konterbande, die ihnen von besonders geschickten Kameraden und von bestochenen Wärtern in die Stube geschmuggelt wurde, bestand aus Tabak zum Schnupfen und Rauchen, aus Knackwürsten, Hefenknöpfen und aus Büchern und Zeitschriften. Ihr Geist war ebenso hungrig wie ihr Magen. Sie verschlangen alles, den schlüpfri-gen, eleganten Wieland, selbstverständlich alle Werke des jungen Goethe, die sanften Dichter des Hainbunds, die tollen Dramen Klingers, den träumerischen Ossian und den melancholischen Young, Bürgers wilde Gedichte und die zornigen, etwas holprigen Artikel ihres in der Verbannung lebenden Landmanns Schubart.

Schillers Vorbild ließ die Freunde nicht ruhen. Sie begannen mit ihm um die Wette zu dichten. Hoven braute einen Roman nach den neuesten Rezepten zusammen, Petersen schrieb ein sentimentales Schauspiel, Scharffenstein ein Ritterstück nach dem Muster des Götz.

Schiller selber machte sich an die große Tragödie. Er verfaßte sein viertes Stück „Kosmus von Medici“, in dem er das große Thema des Sturms und Drangs behandelte, den Brudermord. Auch dieses Drama ist nicht erhalten. Aber es schafft die Brücke zum nächsten Stück, das nicht mehr vernichtet zu werden braucht.

Denn das Fieber ließ nicht nach. Ein poetischer Taumel war unter den von Schillers Feuer angesteckten Kameraden ausgebrochen. Sie rächten ihre beleidigte Menschenwürde in gestammelten Versen und versuchten sich über ihren getretenen Stolz mit dem süßen Wahn der Autorschaft zu trösten. Ihre Pubertät ergötzte sich an halb pornographischen Wettgesängen, an geilen, lüsternen Phantasien. Der einstmals so brave Schiller machte es ihnen vor. Sie hätten daneben nicht schwäbische Kadetten sein müssen, wenn sie nicht auch darum gestritten hätten, wer unter ihnen am kräftigsten schimpfen und fluchen könne. Auch hierin war Schiller unbestrittener Meister. Wir wissen von einem Elaborat eines jungen Eleven, worin die Göttin der Grobheit von den Wolken herab unsern Schiller segnet: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“

Um diese Zeit wurde Schiller zum erstenmal gedruckt. Er und seine Freunde hatten sich mit ihren Arbeiten schon früher an Verleger gewandt, aber bisher kein Glück gehabt, zum Teil schon darum nicht, weil sie an Verlagshäuser geschrieben hatten, die nicht mehr existieren oder deren Inhaber gestorben waren. Nun gab es an der Akademie einen Professor für Logik und schöne Wissenschaften mit Namen Balthasar Haug. Er war ein braver, mittelmäßiger Mann und gehörte zu den freundlichen Lehrern, die in einem für den Geist der Zeit sehr bezeichnenden Gegensatz zu der Roheit und der Strenge der militärischen Aufsicht standen. Haug war gleichzeitig Herausgeber des „Schwäbischen Magazins für gelehrte Sachen“. Er veröffentlichte gerne gelegentlich in seiner Zeitschrift Gedichte seiner Zöglinge, um sie, wie er sich ausdrückte, „in den Tempel des Ruhms und des Geschmacks“ einzuführen. Er hatte von Schiller ein paar melancholische Landschaftsphantasien gebracht, nicht unbegabte, aber noch kindliche Imitationen Klopstocks.

Da erschien 1777 das erste große Gedicht des Siebzehnjährigen unter dem Titel „Der Eroberer“.

Es will nichts besagen, daß der liebenswürdige, auf junge schwäbische Talente versessene Haug den jungen Schiller einen zu Großem berufenen Dichter, ein „os magna sonaturum“ nannte. Denn das sagte er mit fast denselben Worten von allen seinen jungen Schützlingen. Aber heute noch ist in diesen Versen der ungeheure, hinreißende Schwung des Anfangs zu spüren, die Besessenheit eines Redners und Pathetikers, der nicht laut, nicht flammend genug verkünden kann, daß er gekommen ist, um anzuklagen.

So leidenschaftlich hat sich selten die Jugend gemeldet, die immer zu glauben bereit ist, daß mit ihr eine neue Welt beginne. Schiller glaubte es nicht nur so obenhin. Er hatte es im Blut, er wußte schon damals, daß

Schmach und Bedrückung ihm nur deshalb auferlegt wurden, um sie vor einer Menschheit zu rächen, die er, er allein mit seiner mächtig tönenden Stimme, hinreißen könnte, Glück und Freiheit sich zu erkämpfen. Er hatte seinen Kinderglauben verloren, aber er glaubte mit der Philosophie der Zeit an ein höchstes, allvernünftiges Wesen, an ein Weltgewissen und an ein letztes Gericht. Er glaubte an einen Gott, den er, jawohl er, ein vom Schicksal erlesenes Werkzeug, überreden könnte. Diesen Gott beschwor er, mit diesem Gott verschwor er sich, um die Tyrannen, die Eroberer, die Geißeln der Völker zur verdienten Hölle hinabzustoßen.

Auf den jungen Schiller hat nach Klopstock, der ihn in dieser Selbstgewißheit bestärkte und ihn mit dem Öl der dichterischen Sendung salbte, niemand stärker gewirkt als Rousseau, begreiflicherweise. Denn erst Rousseaus barbarisches, fanatisches, mit stärkster Sprengkraft geladenes Genie gab ihm wie vielen jungen Deutschen die besondere Glut der schwärmerischen Zuversicht. Schiller hatte damals weder die Möglichkeit noch den Willen, den Rousseauismus, eines der zentralen Probleme des Jahrhunderts, zu analysieren. Rousseau war bei ihm ganz einfach an Stelle der pietistischen Heilslehren getreten. Er war ihm als ein neues Evangelium erschienen, das sowohl das Arkadien der klassischen Mythologien wie das verlorene Paradies der Unschuld und Freiheit zu bringen versprach. Er hatte diese Lehre als ein gläubiger Schüler in sich aufgenommen. Er konnte nicht sehen, wie Rousseaus ungeheurer, revolutionierender Einfluß schon vom Sturm und Drang, jener typisch deutschen, scheinbar wilden, aber in ihren Zielen um so vageren Bewegung paralysiert und abgeleitet war. Er erkannte einstweilen noch nicht die Bedeutung des Kampfes, die sich zwischen den verschiedenen Formen des Rationalismus und den neuen, religiös, national und überhaupt irrational gefärbten Vorstellungsarten abspielte. Er bemerkte noch kaum diese Kämpfe selber, geschweige denn ihre Kulissen und Masken, die besondere deutsche Lage, wo die Kämpfe noch in den eigenen Reihen und in der Brust jedes einzelnen tobten.

Mit der glückseligen Blindheit der Jugend sah Schiller nur, was er sehen wollte. Er fühlte sich in Rousseau bestätigt. Wenn er sich die weißen, unschuldigen Lilien zog, die biblischen Blumen auf dem Felde, so war das sein erster, sichtbarer, von Rousseau ihm eingegebener Protest gegen die verhaßten Attribute der zum Untergang bestimmten feudalen Macht, gegen die tändelnden Amoretten, gegen die unverbindlichen Schnörkel, gegen Perücken und Gips und das ganze eitle Arsenal der blaß und hohl gewordenen Allegorien.

Gegen diese Welt mußten Männer aufstehen, so kühn und stolz, so begierig nach Freiheit und Abenteuern, wie sie nur je einer Knabenphantasie entsprochen hatten. Was er bei Rousseau vermißte, waren Helden. Er fand sie bei seinem geliebten Plutarch. Schiller war zu naiv, um dahinterzukommen, daß der Erzieher des römischen Thronanwärters Hadrian aus pädagogischen Gründen Idealgestalten geschaffen hatte. Er glaubte an die erhabene Größe dieser für das Gemeinwohl kämpfenden, heroischen und morali-



schen Charaktere. Er glaubte an eine prästabilisierte Harmonie zwischen Tugend und männlicher Kraft. Aus den Biographien Plutarchs wehte ihn zum erstenmal der Atem der Geschichte an, und gleich bei der ersten Lektüre wußte er, daß er für sie bestimmt war.

In derselben Zeit hatte er noch ein Erlebnis, von dem zu sprechen sich lohnt. Unter den Lehrern an der Akademie war ein gewisser Abel, ein noch junger Mann, der fast wie ein Freund mit den Schülern verkehrte. Dieser Abel hatte in langen Gutachten den Herzog davon zu überzeugen versucht, daß die Philosophie die Krone der Wissenschaft sei und ihr Unterricht einer gründlichen Reform bedürfe. Die Eleven wurden daraufhin nicht mehr ausschließlich mit den Sätzen aus der formalen Logik geplagt. Abel, der gutmütigste und eifrigste aller Lehrer, war bemüht, mit einem etwas zusammenhanglosen, aber stofflich interessanten Wissen zugleich ihr Gemüt und ihren Verstand zu bilden. Um seinen Unterricht lebendig zu machen, brachte er das Neueste aus dem Gebiet der Philosophie und der Literatur in seine Stunden mit. Schiller vor allem verdankte ihm viel. Bei ihm hörte er zum erstenmal von Shakespeare. In einer Vorlesung über Psychologie trug Abel ein paar Stellen aus dem Othello in der Prosaübertragung Wielands vor. Abel hat später die Szene beschrieben: „Schiller war ganz Ohr, alle Züge des Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war. Kaum war die Vorlesung beendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er es mit ununterbrochenem Eifer.“ Das Ergebnis dieses Studiums ist für das Bild, das man sich von dem jungen Schiller zu machen hat, von entscheidender Bedeutung. Der reife Schiller, der keine Zeit und wahrscheinlich auch keine Lust mehr hatte, seine Jugend und den Gang seiner Entwicklung zu schildern, hat es doch für wichtig genug gehalten, über sein erstes Zusammentreffen mit dem größten aller modernen Dramatiker eine kurze Darstellung zu geben. Danach ist kein Zweifel, daß ihm bei aller Bewunderung Shakespeare fremd blieb. Schiller hat es so ausgedrückt: „Ich konnte den Poeten in Shakespeare gar nirgends fassen.“ Diese höchst seltsame Äußerung riecht nach dem Shakespearepamphlet des alten Tolstoi. Was Schiller an Shakespeare dennoch großartig fand, die Freiheit der Form, die Fülle und Leidenschaftlichkeit der Gestalten, das überraschte ihn nicht, das hatte er schon bei Klinger kennengelernt, der wie jeder Schüler die Eigentümlichkeiten des Meisters übertrieb und sie gewissermaßen modernisierte. Der Shakespeare, den der junge Schiller freilich noch recht unvollständig kennenlernte, war ihm deshalb fremd, weil er in seinen Dramen eine in sich geschlossene, allein vom Genius des Dichters geschaffene Welt erblickte, in der kein Rangunterschied zwischen Helden und Narren und keine ihm faßbare Tendenz zu spüren war. Er begriff nicht, sagte er später, wie Shakespeare im höchsten Pathos scherzen konnte. Mit andern Worten, er wußte nicht, was Shakespeare wollte. Er war einem Genie begegnet, das eine Welt gestaltete, die ausschließlich vom Prinzip der Objektivität und des

Lebens selber beherrscht zu sein schien. Diese Welt zu erfassen, besaß er kein Organ.

Er wollte die Welt, wie er sie sah und erlebte, verändern und vorwärtstreiben. Er wollte unmittelbar sagen, was er empfand. Er hatte keine andere Sprache als die seines Herzens, und wenn er wirklich ein Dichter war, wollte er es nur sein, um den großen Zwecken der Menschheit zu dienen.

An diesem Punkt war Schiller mit achtzehn Jahren angelangt.

Er war so versponnen in seinem eigenen Reich, in den Ekstasen der Freundschaft, der Lektüre und dichterischer Arbeit, daß ihm, wie früher die Jurisprudenz so jetzt die Medizin vollkommen gleichgültig geworden war. Doch wenn er der Tyrannei der Schule entrinnen wollte, war es höchste Zeit, an das Studium und die bald drohenden Prüfungen zu denken. Um sicherzugehen, tat er sich mit seinem Jugendfreund Hoven zusammen und faßte gemeinsam mit ihm den feierlichen Entschluß, eine zweijährige „Pause in der Poeterei“ eintreten zu lassen, was freilich nur hieß, daß sie in diesen zwei Jahren das Dichten als „Nebensache“ behandeln wollten.

Dieser Entschluß war Schiller gerade damals sehr schwer gefallen. Denn er hatte kurz vorher den dramatischen Stoff gefunden, der ihn ganz erfüllte. Hoven hatte ihn auf eine Erzählung ihres Landsmanns Schubart aufmerksam gemacht, die unter dem Titel „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ im „Schwäbischen Magazin“ erschienen war. Es war eine flüchtig geschriebene Skizze, sehr moralisch und sentimental gehalten, die das Thema des Sturms und Drangs, den Kampf zweier ungleicher Brüder, wieder aufgriff. Die Novelle schilderte die Ränke und die Entlarvung eines heuchlerischen Frömmelings, der seinen älteren, edlen und abenteuerlustigen Bruder bei ihrem Vater, einem reichen Edelmann, verleumdet hatte. Schubart hatte seine Skizze mit der Aufforderung geschlossen, es möge ein Genie sich finden, das aus diesem Stoff einen Roman oder eine Komödie machen könne.

Als Schiller diese Zeilen las, fühlte er sich mit einer heute kaum noch vorstellbaren Begeisterung aufgerufen, nicht nur der Erbe und Erfüller, sondern auch der Rächer eines Mannes zu sein, dem gerade eben der Herzog ein furchtbares Schicksal bereitet hatte.

Schubart war einer der ganz wenigen deutschen Schriftsteller, die nicht bloß unverbindlich, sondern offen und namentlich gegen ganz bestimmte Methoden des herrschenden Systems sich empörten. Dabei war Schubart mehr ein Musikant als ein Dichter, ein saftiger, aber haltloser Mensch, allen Verführungen preisgegeben, ein schwerer Säufer und Wirtshaushocker, unfähig zu jeder Konzentration und beharrlichen Arbeit, ein Großsprecher, ein Stegreifritter, wechselnd zwischen tränenvollen Selbstanklagen und Ausbrüchen eines Genies, das mit dem Funken sich begnügt. Schubart hatte Württemberg wegen einiger Skandalaffären und seiner Angriffe auf den Herzog verlassen müssen. Von Augsburg und später von Ulm aus hatte er in der von ihm begründeten Deutschen Chronik weiter gegen den

Herzog und jede Art von Despotismus geschrieben. Mit einer heute wieder beliebten Methode wurde Schubart Anfang 1777 durch einen gefälschten Privatbrief auf württembergischen Boden gelockt und bei der Ankunft verhaftet. Ohne Gerichtsverfahren wurde er auf dem Hohenasperg eingesperrt. Was die Eleven der Akademie sich schauernd von der unmenschlichen Behandlung Schubarts erzählten, war nicht übertrieben, wenigstens nicht für die ersten Jahre. Der junge Schiller hatte Schubarts Schicksal immer vor Augen. Er mußte vorsichtig sein, das wußte er von Anfang an. Er mußte doppelt vorsichtig sein, seit sein Vater durch die Gnade des Herzogs Intendant der Hofgärtnerei auf der Solitude geworden war. Er mußte sich der herzoglichen Gnade würdig erweisen und durch Leistungen und ein gutes Examen seine Ergebenheit bekunden. Das neue Drama, die Rache für Schubart, mußte warten.

Ein gesunder Ärger half ihm, sich auf das leidige Studium umzustellen. Die Freundschaft mit Scharffenstein war in die Brüche gegangen. Scharffenstein hatte sich in der letzten Zeit enger an einen anderen Eleven namens Boigeol angeschlossen. Der neue Freund mochte ihn gegen Schiller aufgebracht haben, jedenfalls ließ sich Scharffenstein, der zwei Jahre hindurch Schiller überschwänglich bewundert hatte, auf einmal von ihm nicht mehr imponieren. Er begann sich über ihn lustig zu machen, er verhöhnte ihn vor anderen Freunden und suchte Streit mit ihm. Es kam zu ärgerlichen Auftritten und wütenden Szenen, in denen Schiller immer dasselbe zu hören bekam: daß er ein Egoist und ein renommierender Phantast sei, ein Mensch ohne wahres Gefühl, dem nichts ernst sei als die eigne Person, ein Anempfinder, der sich an Klopstocks Versen und großen Worten be-rausche und sich Gefühle verschaffe, nur um sie nachher zu Papier zu bringen.

Das sind ungefähr die gleichen Vorwürfe, die fast jeder von einem Werk besessene Mensch irgendwann einmal über sich ergehen lassen muß. Derartige Anklagen sind immer gesund, sie bringen das Blut in Wallung, fördern Besinnung und Einkeln. Sie waren auch für den jungen Schiller gesund. Es kommt nicht darauf an, wieviel oder wie wenig an diesen Vorwürfen richtig war. Einiges war schon richtig. Es kommt darauf an, wie Schiller reagierte.

Zwei lange Briefe, einer an Scharffenstein, einer an Boigeol, liegen vor. Es sind die ersten wichtigen Briefe Schillers, die sich erhalten haben. Schiller ist damals immerhin schon neunzehn Jahre alt. Man sollte es kaum glauben, wenn man die Briefe liest. Es hat im achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, in einer Zeit, die mehr als jede andere Frühreife begünstigte, viele junge Menschen gegeben, die mit neunzehn Jahren an Kenntnissen, Bestimmtheit der Sprache und Ausbildung der eigenen Fähigkeiten sich mit begabten Erwachsenen messen konnten. Schiller wirkt dagegen zurückgeblieben und unentwickelt. Er ist noch sehr naiv und ungeschickt. Er spricht in schablonenhaften Ausdrücken und



ewigen Wiederholungen, noch ohne intellektuelle Schärfe, noch ohne seelische Tiefe. An ihm ist noch alles bloßes Gefühl, fliegende, hitzige Empfindung.

Dringt man durch den Nebel seiner Phrasen hindurch, so bleibt als einzig festes Motiv der tief getroffene Geltungstrieb. Man darf dem jungen Schiller ohne weiteres glauben, wenn er Gott zum Zeugen dafür anruft, wie ernst es ihm sei. Aber den einen Satz „Du hast nichts auf mich gehalten!“ hätte er nicht zu unterstreichen brauchen. Man fühlt auch so, daß hier der Kern seines Wesens verletzt ist.

Damit wird Schiller aufs neue als Jünger Klopstocks bestätigt, der für sich Achtung verlangt, weil er keine Unterscheidung zuläßt zwischen der eigenen Person und dem ihm auferlegten Beruf. Bei Schiller kam noch eine besondere, durch die Bedrückung der Schule verschärfte Reizbarkeit hinzu und ein sehr empfindliches Gefühl für Menschenwürde.

Er war nicht imstande zu begreifen, wie Scharffenstein sein Freund hatte bleiben können, wenn er so gering von ihm dachte. Schiller war empört, weil Scharffenstein immer nur im Affekt seine Vorwürfe hingeworfen hatte. Er glaubte von einem Freund erwarten zu dürfen, daß er sich „in Liebe und Kälte“ mit ihm auseinandersetze und ihn zu bessern versuche. Er schien noch jetzt zur Versöhnung bereit. Aber der Bruch war nicht mehr zu heilen. Schiller blieb während der Jahre, die er noch auf der Akademie zu verbringen hatte, von dem einst so geliebten Freund getrennt.

Um diese Zeit begann der Herzog auf Schiller aufmerksam zu werden.

Es hatte sich nicht vermeiden lassen, so sehr der junge Mediziner nach außen hin seine Passion zu verbergen suchte — die Gedichte im „Schwäbischen Magazin“ waren selbstverständlich nur unter einer Chiffre erschienen —, daß Serenissimus, der in alles seine Nase steckte, auch von den poetischen Gaben Schillers erfuhr. Poesie, oder was der Herzog darunter verstand, war gestattet als nicht zu ernst genommener Nebenberuf und sogar erwünscht, wenn sie höfischen Zwecken diene. Jedes Talent, das auf der herzoglichen Akademie sich entwickelte, war bestimmt, den Ruhm des Stifters zu erhöhen. Die zahlreichen, pompösen Schulfeiern gaben dem Herzog Gelegenheit, mit seinen Eleven wie früher mit seiner Oper und seinen orgiastischen Festen zu paradien. Der Herzog hatte Verwendung für jede Begabung, für Schauspieler, Sänger, Maler, Dekorateure, Redner und Dichter. In dem Augenblick, wo es dem Herzog zu Ohren kam, daß sich der Eleve Schiller zum Redner und Dichter eigne, wurde er auch schon herangezogen.

Aus dieser Tatsache hat man so etwas wie eine Tragödie des jungen Schiller zu machen versucht. Einige der früheren Biographen gingen sogar so weit, Schillers Charakter zu verdächtigen und ihm Zweideutigkeit vorzuwerfen. Dazu liegt keinerlei Anlaß vor. Schiller hatte gleich vielen anderen gleichgesinnten Eleven einen Befehl erhalten und führte ihn aus wie die übrigen. Er hatte sich dem Zwang der Fürstenschule fügen und sich in allen

Stücken ihrer Etikette unterwerfen müssen. Die schmeichlerischen, kriecherischen, schematisch devoten Reden und Gedichte, die er zu verfassen hatte, gehörten zu dieser Etikette, zum Zwang der Zeit und der Umstände. Man muß so unhistorisch denken wie jene sentimental, liberalistischen Biographen, um von einem einzelnen, macht- und rechtlosen und noch durchaus nicht repräsentativen jungen Menschen eine Art Palastrevolution zu erwarten, aus der nichts entstanden wäre als ein *privates Malheur*.

Anderswo ist das Merkwürdige an diesen Reden zu suchen. Man kann aus ihnen ersehen, daß die Sprache, wie sie der Herzog wünschte, und die Sprache des jungen Schiller, dessen Feuer sich auch bei so unerquicklichen Gelegenheiten nicht dämpfen ließ, sich kaum voneinander unterscheiden. Dieser Punkt wird für die Entwicklung Schillers und nicht nur seiner Person allein von größter Bedeutung. Sowohl die herrschende Schicht der kleinen absolutistischen Höfe wie die Avantgarde der Jugend werden um diese Zeit nicht müde, von der „Tugend“ zu reden, nach Tugend zu rufen, der Tugend schlechthin als dem „wahren Abglanz der unendlichen Gottheit, dem einzigen Weg zur Vollkommenheit der Geisterwelt“. Wie verschieden auch immer diese Phraseologie gemeint sein mag, die bei den Höfen der Maskierung und Beschönigung diente, bei der Jugend den leidenschaftlich empfundenen, aber undurchdachten Drang bezeichnete, die bestehende Welt zu ändern und sie dem paradiesischen Endzustand der Freiheit und der „reinen und guten Natur“ entgegenzuführen: die nach außen hin kaum zu unterscheidende Sprache konnte den Höfen ebenso gefährlich werden wie der Jugend. Der französische Hof sollte es bald erfahren. Was die Jugend in Deutschland an sich erfuhr, dafür stehe Schillers Beispiel.

In diesem Jahr wurde die Stiftungsfeier im großen Saal der Akademie besonders festlich begangen. Hohe Gäste waren zugegen, der junge Weimarer Herzog Karl August und sein Freund Goethe. Sie kamen von der Schweiz und machten, von Karl Eugen eingeladen, einige Tage in Stuttgart Station.

Bei der Feier stand Goethe links vom württembergischen Herzog neben dem Thron. Viermal durfte Schiller die Stufe emporsteigen. Er hatte seinen Vorsatz erfüllt und war in diesem Jahr besonders fleißig gewesen. Zur Belohnung durfte er vier Preise aus der Hand des Herzogs entgegennehmen und ihm den Rockzipfel küssen.

Viermal stand Schiller unmittelbar vor dem größten, bezauberndsten Dichter seines Jahrhunderts.

Nur Menschen, die in einer Zeit gelebt haben, wo der Dichter noch als eine geweihte Person galt, unsichtbar angetan mit den Attributen des Hohepriesters und Sehers, können ermessen, was diese Begegnung für einen ehrgeizigen, von der Außenwelt abgeschnittenen und einer ähnlichen Begabung gewissen Jüngling bedeuten mußte. „Wie gerne hätte ich mich ihm bemerkbar gemacht“, erzählte Schiller viele Jahre später. Dieser kurze Satz enthält alles, sein Herzklopfen, seine Spannung und zugleich den Be-

ginn eines Kampfes, der sich zu einem der denkwürdigsten Dramen innerhalb der Geschichte der Dichtung entwickeln sollte.

Goethe war damals nach einem Wort aus dem Kreis um Schiller der „Gott“ der Akademie. Er war für Schiller selbst nicht der einzige und bestimmt nicht der höchste Gott. Aber auch er mußte in ihm den unwiderstehlichen, vom Ruhm und Glück umglänzten Dichter erblicken, der eine neue Sprache, eine neue Welt der Gefühle und selbst eine neue Mode geschaffen hatte.

Dieser Dichter war knapp zehn Jahre älter als er.

Wenige Schritte entfernt, doch unermesslich weit, unermesslich erhöht stand Goethe vor ihm. An diesem Abend konnte Schiller vergessen, wer in Württemberg herrschte.

Freilich wußte er nicht, daß der Herzog Karl Eugen den Herren seines Gefolges verboten hatte, sich mit diesem Goethe in Gespräche einzulassen. Der bürgerliche Federfuchser war ihm verdächtig, und wahrscheinlich fürchtete er, wegen der Schubartaffäre belästigt zu werden.

Derselbe Herzog aber war damals dem jungen Schiller recht wohlgesinnt. Lange vor der Stiftungsfeier hatte Schiller bereits seine erste Prüfungsarbeit vorgelegt. Sie trug den kühnen Titel „Philosophie der Physiologie“. Von dieser Arbeit, einer langen ursprünglich lateinisch geschriebenen Abhandlung in einundvierzig Paragraphen, ist nur ein Bruchstück erhalten. Eine bestimmte jugendliche Unbekümmertheit fällt darin auf und eine ebenso unbekümmert scharfe Polemik gegen die höchsten Autoritäten der Medizin und Physiologie. Gerade dieser Ton, in dem Schillers Lehrer mit höchster Mißbilligung einen gefährlichen Hang zur Besserwisserei erblickten, hatte dem ahnungslosen Herzog besonders gefallen. Mit der ihm eigenen Eitelkeit und einer Bemerkung über „das vorzügliche Genie des jungen Mannes“ reichte er die Arbeit herum. Dann schloß er sich aber doch dem sonst recht wohlwollenden Gutachten der Professoren an, die diese Arbeit noch nicht für druckreif erklärten.

Der Herzog entschied, daß Schiller weiter studieren solle und schloß sein Reskript mit den bemerkenswerten Worten: „Daher glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann.“

Der herzogliche Bescheid bedeutete nicht, daß Schiller durchgefallen war. Alle Mediziner seines Jahrganges teilten auf allerhöchst wohlmeinende Anordnung mit ihm das gleiche Los.

Das letzte Jahr in der Akademie diente hauptsächlich der praktischen Ausbildung, der Beobachtung und Aufsicht in den Krankenzimmern. Infolgedessen hatte Schiller jetzt mehr Freiheit. Sie war keineswegs dazu angetan, sein Feuer zu dämpfen.



Er nahm den Entwurf zum „Verlorenen Sohn“ wieder vor, der Tragödie, die er Schubarts Skizze verdankte. Als die Tendenz des Stückes ihm klarer wurde, gab er ihm den Titel, unter dem es die Welt erobern sollte. Er nannte es „Die Räuber“.

Schiller hat die Arbeit oft unterbrechen müssen. Aber selten ist ein Drama mit solcher Anspannung und in solchem Taumel geschrieben worden. Schon früher hatten einige Eleven sich über Schiller beklagt, weil er in der Nacht nicht ruhig schlief, manchmal mitten in der Nacht in die Höhe fuhr, über die Betten seiner Stubengenossen turnte und beim Licht einer geschmuggelten Kerze las oder schrieb.

Jetzt, nach der langen Pause, bei der Arbeit an den Räubern zeigt sich zum erstenmal deutlich die manische, dunkle, übernächliche Besessenheit, die Schiller nie mehr verlieren wird.

Eleven, die ihn nicht näher kannten, glaubten oft, daß er betrunken sei, wenn sie ihn bei den Appellen oder beim Marschieren schwanken sahen. Gewiß hatte Schiller damals schon Stimulantien nötig. Aber die Stille der Nacht genügte ihm, wenige Becher Wein oder noch besser der Rausch, den er künstlich erzeugte und steigerte, mit dem Taumel seiner Begeisterung und mit Stampfen und Schnauben.

Der zuverlässigste Augenzeuge erzählt eine Geschichte, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist: „Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten . . . über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schillern einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, geriet der Dichtende in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen sein.“

Was Schiller in solchem Taumel geschrieben hatte, konnte er nicht für sich behalten. Bei den Schulspaziergängen schlug er sich mit seinen Freunden abseits in ein Wäldchen. Dort deklamierte er unter donnerndem Beifall mit seiner erregten, überschnappenden Stimme und in reinstem Schwäbisch die großartigen Tiraden seiner noch immer unvollendeten Räuber. Dort wurde zum erstenmal jenes Lied probiert, bei dem über ein Jahrhundert hindurch die deutschen Studenten von ihren Sitzen im Theater sich erhoben, um in den Chor einzustimmen:

*Stehlen, morden, huren, balgen,  
heißt bei uns nur die Zeit zerstreun,  
Morgen hangen wir am Galgen,  
Drum laßt uns heute lustig sein.  
Ein freies Leben führen wir,  
Ein Leben voller Wonne.  
Der Wald ist unser Nachtquartier,  
bei Sturm und Wind hantieren wir,  
Der Mond ist unsre Sonne . . .*

Daneben gab es freilich noch einen anderen Schiller, einen jungen Menschen, der erschüttert mit ansehen mußte, wie einer seiner Freunde starb, wie ein anderer Selbstmord begehen wollte. Damals konnte Schiller mitunter sagen, daß die Welt keinen Reiz mehr für ihn habe und daß ihm selbst der so innig ersehnte Tag des Abschieds von der Akademie kein frohes Lächeln abgewinnen könne.

Aber der Weltschmerz hatte ihn nur gestreift. Er machte ihn nicht produktiv, oder nur insofern, als er von ihm wußte und von ihm sprechen konnte. Er lag ihm nicht, er lag nur in der Zeit, die aus Mangel an äußeren Erlebnissen ihre Gefühle übersteigern mußte.

Viel wesentlicher ist ein anderer Zug, der sich merkwürdig von der Nativität, der Verträumtheit und Besessenheit des jungen Dichters abhebt. Früher schon war es aufgefallen, wie geschickt es Schiller verstanden hatte, sich dem Zwang der Schule anzupassen, allen Strafen zu entgehen, alle Wärter zu täuschen und selbst das allerhöchste Wohlwollen nicht irrezumachen. Einen besonderen Beweis für seine Geschicklichkeit lieferte Schiller wenige Monate vor seiner Entlassung.

Schiller hatte von seinen Vorgesetzten den Auftrag erhalten, den kranken Eleven Grammont zu überwachen und über den Verlauf seiner Krankheit einen schriftlichen Bericht zu erstatten. Das war derselbe Freund, der von Schiller Gift erbeten hatte, und nur mühsam, in langen, erregenden Gesprächen vom Selbstmord zurückgehalten werden konnte. Schiller war sich im klaren, daß Grammonts Krankheit nur in der Verzweiflung eines sehr sensiblen und zum Nihilismus neigenden Jungen bestand, der im Gefängnis der herzoglichen Akademie schwermütig geworden war. Grammont hatte nur den einen Wunsch, aus der Akademie entlassen zu werden. Schiller unterstützte ihn darin. Aber er hatte mit zu deutlichem Nachdruck um größere Freiheiten und um eine vorübergehende Entlassung für seinen Patienten gebeten. Daraus entstand der Verdacht, Schiller konspirierte mit dem Kranken gegen die Interessen der Anstalt und bestärke ihn in seiner aufsässigen Gesinnung. Er mußte entdecken, daß er bespitzelt wurde.

Dagegen wehrte er sich erfolgreich in einem Brief an den Oberst von Seeger, den Leiter der Akademie. Dieser Brief ist erstaunlich. In keiner Zeile erinnert er mehr an das ungeschickte, mit Phrasen sich behelfende Schreiben, das Schiller zwei Jahre früher an Scharffenstein gerichtet hatte. Der Brief an Seeger ist ein Meisterstück an Diplomatie, ganz sicher in der Sprache, von einer solchen Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Tons, daß er sich sogar erlauben darf, von „Kreaturen eines höheren Winks“ zu reden, ohne an Überzeugungskraft zu verlieren.

Mitte Dezember 1780 mit über einundzwanzig Jahren wurde Schiller endlich aus der Akademie entlassen.

Er hatte diesmal zwei Prüfungsarbeiten vorgelegt, eine rein medizinische, lateinisch geschriebene Abhandlung über den Unterschied der Entzündungs- und der Faulfieber, die nicht erhalten ist, und eine längere, philoso-

phisch gemeinte Untersuchung, die bei Cotta in Druck erschien. Die Arbeit führt den Titel „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“. Sie ist um vieles geschickter und besser als die noch unreife, großsprecherische „Philosophie der Physiologie“. Von einem jungen Studenten war freilich angesichts eines so heiklen Themas nichts anderes zu erwarten als eine gewandte Kompilation der zeitgenössischen, recht primitiv anmutenden Forschungsergebnisse auf dem Gebiet des psychophysischen Parallelismus. Voller Stolz breitete er darin seine Kenntnisse der dramatischen und epischen Literatur in zahlreichen Belegstellen aus. Er konnte sich den Scherz nicht verkneifen, auch ein Zitat aus seinen Räubern einzuschmuggeln. Alle Professoren: mitsamt dem Herzog ließen anstandslos einen englischen Dichter mit Namen Krake passieren als den Verfasser der berühmten Tragödie „Life of Moore“, der das Zitat entnommen war.

Beim mündlichen Schlußexamen und der sich daran anschließenden feierlichen Abendtafel wurde Schiller von dem jungen Musiker Andreas Streicher beobachtet. Streicher wußte damals von Schiller noch nichts. Aber Schillers Auftreten und seine ganze Art machten ihm einen tiefen Eindruck. Schiller opponierte dem examinierenden Professor gewandt und lebhaft. Er blinzelte dabei schnell mit stolz blickenden Augen, und während des Sprechens lächelte er.

Bei der Abendtafel neigte der Herzog sich über Schillers Stuhl und unterhielt sich längere Zeit mit ihm. Auch dabei lächelte und blinzelte Schiller mit der gleichen unerschrockenen Miene.



## VERSE AUS DEUTSCHEN ZUCHTHÄUSERN

Die nachfolgenden anspruchslosen Gedichte haben deutsche Antifaschisten aus den Zuchthäusern geschickt. Sie wurden so geschrieben, daß sie die Briefzensur der Zuchthausverwaltungen passieren konnten und sind ein Beispiel dafür, wie die gefangenen Freiheitskämpfer trotz aller Schwierigkeiten und behördlichen Schikanen Wege finden, den Genossen draußen ihren ungebrochenen Kampfesmut mitzuteilen. Das Gedicht „Dem, der aus dem Zuchthaus kommt“, ist auf einen entlassenen Kameraden geschrieben und wurde in einer illegalen berliner Zellenzeitung veröffentlicht.

### GEDANKEN...

*Mit dem letzten Strahl  
schenkt mir die Sonne  
an der Zellenwand einen hellen Schein.  
Ich bin in Gedanken bei dir,  
streich durch dein feines Haar  
und möchte ganz nah'  
bei dir sein.  
Ich liege auf der Bank  
und find' keine Ruh'.  
Ich schaue dir zu,  
seh', wie an den Tisch du dich setztst,  
rechnest und zählst die Sechser und Groschen.  
Da — silbert noch eine Mark.  
Dein weiches Lachen hör' ich jetzt,  
und deine Arme spannen sich stark.  
Du machst die Betten dann zurecht,  
ich bin in Gedanken bei dir,  
du streichst leicht über mein Kissen hin.  
Dunkel wird es in meinem Sinn.  
Die Mauern sind hoch,  
das Gitter ist fest.  
Sie trennen mich lange von dir.*

### WIEDER WIRD ES DUNKEL

*Wieder wird es dunkel,  
wieder ist ein Tag vorbei  
mit dem ewigen Einerlei  
dieses Kerkers.  
An den Mauern,  
Schatten  
wie Gespenster lauern.  
Langsam kriecht die Nacht heran.*

## AM ZELLENFENSTER

*Ich habe mich auf den Schemel gestellt,  
so kann ich durchs kleine Fenster seh'n.  
Da steht eine hohe, rote Mauer —  
dahinter liegt weit die Welt.  
Laubengelände.  
Freundlich die Blumen herüberblüh'n,  
bunte Fähnchen,  
Kinder kreischen und lachen.  
Erntefest.  
Die Bäume sind herbstlich braun  
und dunkelgrün.  
Vor Tagen  
hielten die Schwalben schon Flugschau ab,  
beim „Bärentanz“ hab' ich's gesehen.  
Sie flogen so frei ins Land hinaus,  
weil für sie keine Mauern stehen.  
Durch die gekreuzten Gitterstäbe  
scheint der letzte Sonnenstrahl.  
Ich steige von dem Schemel,  
die Zelle ist grau  
und die Wände sind kahl.  
„Freut euch des Lebens“,  
spielt eine Kapelle im Laubengelände.  
Der Wind trägt die Töne her,  
ich stütz' meinen Kopf in die Hände  
und meine Gedanken gehen schwer.  
Sie steigen über die Mauer, weit  
und gehen und gehen in die Zeit.*

## ICH DANKE DIR, MÄDEL

*Du hast mir eine große Freude gebracht  
mit deinem Brief und den goldgelben Blumen.  
Wie das hier die Zelle freundlich macht.  
Ich habe gewartet, lange gewartet  
und oft habe ich an dich gedacht.  
Zwischen den kahlen Wänden  
schleichen die Stunden langsam dahin;  
fünf Schritte her, fünf Schritte hin.  
Eine Glocke schlägt.  
Da wird die Tür aufgeschlossen,  
Brot kriege ich in die Hand;*

in die Schale wird schwarzer Kaffee gegossen.  
Die Tür schlägt zu, es zittert noch etwas die Wand.  
Dann klappen noch viele Türen auf  
und schlagen zu,  
weiter hinten auf dem Gang,  
und ich gehe wieder die fünf Schritte lang.  
So wird es Abend,  
dann kommt die Nacht;  
unendlich langsam schleicht die Zeit dahin.  
Im Hof unten  
habe ich Unkraut aus den Steinen gezupft  
und in die Schale auf den Tisch hingestellt  
nur eine Blüte, blau betupft;  
aber es hat die trüben Gedanken erhell't.  
Nun hast du die goldgelben Blumen gebracht,  
wir können uns nicht seh'n.  
Du schreibst:  
Die Freunde lassen alle grüßen  
und du willst den Kopf auch oben behalten.  
Ich danke dir, Mäd'el:  
du hast mir eine große Freude gebracht.

## DEM, DER AUS DEM ZUCHTHAUS KOMMT

Tausend Augen grüßen dich,  
Genosse,  
der du aus dem Zuchthaus kommst!  
Die Augen der Häuser,  
die Augen der Gasse,  
die Augen deiner Stadt,  
die tausend Augen deiner Klasse  
fragen dich,  
Genosse:  
Bist du der alte noch,  
oder müde und zerbrochen?  
Wir  
sind verbißner, härter geworden.

Unser Wühlen  
läßt die Herren toben  
und ihre Lakaien keifen.  
Wir  
sind die Hefe,  
die die Zeit vorwärtsdrängt.  
So, wie das Eis den Fels zersprengt,  
wie das Wasser den Berg durchrieselt,  
wie es schwillt zum Strom,  
so sammeln wir uns, Mann zu Mann.  
Dich sehen tausend Augen an.  
Genosse!  
Bist du der alte noch?



# DER GLADIATORENKRIEG

von

*Arthur Koestler*

Der Aufstand des Spartacus, 73—71 v. Chr., fällt in die Periode der schwersten Zerrüttung der römischen Republik. Die sozialen Explosionen folgen einander in kurzen Abständen, mit wachsender Heftigkeit: Sklavenaufstand in Sizilien: 134—33; die tragischen Reformversuche der Gracchen: 132—23; zweiter sizilianischer Sklavenaufstand: 104—01; Aufstand des Spartacus: 73—71; schließlich, kaum ein Jahrzehnt später, die Verschwörung Catilinas. Alle Anzeichen deuten auf einen unvermeidlichen und baldigen Untergang der von der Agrarkrise erschütterten, bis ins Mark korrumpierten römischen Zivilisation.

Die soziale Struktur des Landes erfährt eine entscheidende Umformung. Der Bauernstand, Rückgrat des römischen Staates, verblutet in den endlosen Kriegen, wird ruiniert durch die Konkurrenz des billigen Korns aus den eroberten Provinzen, wird aufgekauft durch den Großgrundbesitz und die neue Finanzaristokratie. Die Bauernhöfe werden durch die Latifundien verdrängt, landwirtschaftliche Großbetriebe, die fast ausschließlich Sklaven beschäftigen; die freien ländlichen und städtischen Arbeiter werden erwerbslos, wandern in die Städte ab, wo sie als Lumpenproletarier von den staatlichen Kornlieferungen leben; die expropriierten Bauern und Kleinpächter hausen als Banditen in den Wäldern, in der Nähe ihrer Scholle, und warten nur auf die Gelegenheit, um gewaltsam wieder in den Besitz ihrer Güter zu gelangen. Der Gladiatorenaufstand findet einen günstigen Boden. Als Spartacus mit 50 Kollegen aus der Fechterschule eines gewissen Lentulus in Capua ausbricht, und es ihm gelingt, sich auf den Krater des Vesuvs durchzuschlagen (der in der Antike, bis zum Ausbruch von 70 n. Chr. als erloschener Vulkan galt), verbreitet sich Spartacus' Ruf sehr rasch durch Campanien; Sklaven und Besitzlose, Fremde und Italier strömen ihm in Massen zu. Es erfolgt der schwindelnde Aufstieg zum Beherrscher ganz Süditaliens und zum Führer einer 120 000 Mann starken Armee; seine unwahrscheinlichen Siege über die besten Feldherren Roms; der Versuch der Gründung eines utopischen Rechtsstaates in Süditalien. Der Bruch mit Crixus — seinem Kollegen von der Gladiatorschule und späteren Unterfeldherren — ist der Beginn des Untergangs; Crassus und Pompejus vernichten nach dreijährigem Feldzug die in zwei Teile gespaltene Sklavenarmee; die überlebenden sechstausend Mann werden längs der appischen Heerstraße gekreuzigt, die Kreuze stehen, in regelmäßigen Abständen von Rom bis Capua.

Über die Jugend des Spartacus und über seine Schicksale bis 73 v. Chr. ist wenig bekannt; er war Thraker, entstammte einem nomadisierendem Jägerstamm, war, nach Appians (wohl legendenhaften) Angaben ein fürstlicher Nachkomme des bithynischen Generals Zpardokos. Er geriet während des mazedonischen Feldzuges von Appius Claudius in römische Gefangenschaft und wurde als Gladiator verkauft. Man muß daraus folgern, daß er ursprünglich keinerlei Schulung und Bildung besaß; gebildete Sklaven wurden nicht für die Arena bestimmt, sondern als Hauslehrer, Verwalter, Schreiber und dergleichen verwandt, es herrschte starke Nachfrage nach ihnen. Andererseits zeigt der junge Barbar auf dem Gipfel seiner Macht erstaunlichen politischen Weitblick und erläßt Gesetze (wie die Erklärung Thuriams zum Freihafen, Abschaffung der Edelmetallwährung, Festsetzung gebundener Lebensmittelpreise, Versuch der Zusammenschweißung seiner babylonisch-bunten Gefolgschaft zu einer spartanischen Gemeinde), die ein Vertrautsein zumindest mit der Lykurgischen Verfassung, mit Plato und der Stoa, unbedingt voraussetzen. Der Widerspruch löst sich auf, wenn man in Betracht zieht, daß er, während des lawinenartigen Wachstums seiner Rotte, mit Kriegsgefangenen aus allen Ländern und aus den verschiedensten sozialen Schichten in Berührung

kam. Er wurde zum Brennpunkt der mannigfachsten Schicksale und Ideen, sein Horizont wuchs und nahm sie auf. Grundfalsch wäre die Annahme, er sei von Anfang an als revolutionärer Agitator aufgetreten, das Endziel im Auge. Er wollte zunächst seine Haut retten, sonst nichts; von der Flucht aus Capua bis zum ersten Sieg über Claudius Glaber bestand seine Tätigkeit in planlosen Raub- und Plünderzügen, die nichts an antiker Grausamkeit vermissen lassen. Erst als er die ungeheuerlichen Folgen, die immer weiteren Kreise sah, die sein Abenteuer nach sich zog, wurde er sich allmählich bewußt, worum und wohin es ging. Und darin eben besteht seine subjektive Größe, daß er befähigt war, mit der Aufgabe zu wachsen, die ihm zufiel, daß die Entwicklung seiner Persönlichkeit Schritt hielt mit der Entwicklung der Ereignisse — einer Entwicklung, die innerhalb dreier Jahre den jungen Barbaren zu einer der markantesten Persönlichkeiten der Geschichte werden ließ.

Das nachstehende Kapitel des Romans spielt in der Frühzeit des Aufstandes: die Rotte des Spartacus, bisher als merkwürdige Räuberbande eingeschätzt, hat vom Krater des Vesuvs aus ihre erste ernsthafte Schlacht geliefert, die Armee des Prätors Claudius Glaber besiegt.

Es ist die Nacht nach dem Sieg.

Der besoffene Crixus wurde ihm immer unerträglicher. Er lag seitlich auf der Matte, stützte seinen schweren, verlausten Kopf in die Linke, sein Arm war nackt, der Bizeps blau und rot geädert. Spartacus lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Nacken verschränkt; die Ritze im Zeltdach gab einen Streifen vom Rande des Trichters frei und ein paar Sterne darüber. Ihre Matten lagen parallel, dazwischen der Tisch; mehr Raum war nicht in dem Zelt des Prätors Claudius Glaber.

Crixus schlang immer noch. Ohne seine Lage zu verändern, langte er von Zeit zu Zeit mit der Rechten über die Tischplatte, die höher lag als sein Kopf, ertastete ein Fleischstück, schob es in den Mund, kaute, goß in großen Schlucken Wein aus der Kanne nach. Ein Fettbach tropfte langsam von dem Tisch auf seine Matte.

Draußen die Rotte war stiller geworden, dann ganz still. Mit kurzen Pausen, öfter als notwendig, riefen die Wachen sich an, gaben die Losung — so im Zelt klang das merkwürdig seriös. Die Rotte spielte „Legion“.

Selbst Crixus wurde auf die Rufe aufmerksam, horchte, wurde der Stille gewahr. Er schmatzte, rieb langsam das Fett an der Matte von den Fingern. Spartacus wandte den Kopf herüber, ihre Blicke begegneten sich unter der Tischplatte.

Er zwang sich zu einem Lächeln. Crixus kniff die Augen ein, holte mit der Zungenspitze Speisereste aus den Zähnen. Der Blick des anderen war ihm lästig, er wandte sich ab.

„Man müßte die Leichen verbrennen,“ sagte Spartacus. „Es liegen noch viele herum, sechshundert oder achthundert. Sie stinken wie die Pest.“

„Laß sie verbrennen“, sagte der Gallier. Sie schwiegen.

„Ich weiß, an was du denkst“, sagte Spartacus, „an Alexandria.“ Der Gallier schwieg.

„Glaber rennt bis Rom“ sagte Spartacus. „Bis Rom ohne stehenzubleiben. Dann alarmiert er den Senat und schickt uns die Legionen auf den Hals.“

Crixus schwieg.

„Ich weiß, was du denkst“ sagte Spartacus. „Vielleicht ist das, was du denkst, richtig und was wir tun, ist falsch. Aber wir haben mit dem Falschen Erfolg. So wird das Falsche richtig.“

Crixus richtete sich ein wenig auf: „Du bleibst?“

„Ich weiß es noch nicht,“ sagte Spartacus. „Übrigens verstehe ich nicht, warum du nicht für dich das Richtige tust und dich davonmachst; die Huren in Alexandria warten schon. Brauchst du mich um zuzuschauen?“

Crixus schob ein Fleischstück in den Mund, schmatzte, kniff die Augen zusammen:

„Du bleibst?“

„Gegen die Huren sage ich nichts“, sagte Spartacus. „Früher glaubte ich, man lebt wirklich nur im Schoß der Frau und alle andere Zeit ist verschlafen und vertan. Als wir dem Lentulus davongingen, waren wir siebzig und hatten dreißig Talente mitgehen lassen, wir beide hatten das Geld, und die Huren in Alexandria warteten auf uns. Wir blieben und teilten. Heute sind wir fünfhundert und haben den Prätor geschlagen und er ließ sechshundert Tote oder achthundert und rennt bis Rom.“

„... Und schickt uns die Legionen auf den Hals“, sagte Crixus. Er richtete sich wieder auf, legte sich über den schmalen Tisch, den schweren Seehundskopf dringlich dem Liegenden nähernd, blies ihm den fusligen Atem ins Gesicht: „Du bleibst?“

„Und dann?“ fragte Spartacus gedehnt. „Du gehst?“

„Wir beide“ sagte Crixus „könnten noch heute nacht unten sein. Wir haben genug, da fragt kein Kapitän nach dem Paß.“

„Und die Rotte? ...“

Crixus zuckte die Achseln, ließ sich zurück auf die Matte fallen. Sie schwiegen. Nach einer Weile sagte er:

„Gut, wir bleiben.“

Er nahm einen großen Schluck, grinste bei einem Einfall, den er für sich behielt, schien sich abgefunden zu haben. Schwaden des schweren Falnerweins stiegen langsam in ihm hoch, umnebelten sein Hirn, wölkten Schleier vor seinen Blick. Der Blick wurde starr. Er döste. Trank wieder, lallte.

„Sei verflucht, Spartacus; die Hunde mögen deinen Phallos fressen.“

Durch die Ritze sickerte Mondlicht, der Trichterrand bekam scharfe Schlag Schatten. Die Losungen fielen spärlicher, Crixus schnarchte. Er wälzte sich auf dem Lager, sprach aus dem Schlaf. Erst verstand Spartacus die Worte nicht, Crixus sprach vielleicht gallisch, dann hörte er nach einem schweren Ächzen deutlich:

„Wir bleiben.“

Nach einer Weile:



„Bei der Rotte.“

Rücksichtslos schrie er zur andern Matte hinüber:

„Und dann? ...“

Crixus fuhr auf. Er fand sich nicht zurecht. Er reckte sich, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, gähnte:

„Dann kommen die Legionen.“

„Und dann?“ sagte Spartacus.

„Wir fressen sie“ sagte Crixus.

„Und dann?“

„Dann kommen noch mehr Legionen.“

„Und dann?“

„... und fressen uns.“

„Und dann, du Narr?“

„Dann, du Narr“, wiederholte Crixus abwesend. „Dann, du Narr...“ Er gähnte, schloß die Faust, der Daumen wies ausgestreckt zum Boden, die Faust glitt langsam vor Spartacus Augen herab. „Das ist dann.“

Da war es wieder, das Zeichen, das Menetekel der Gladiatoren. Es gab kein Entrinnen vor dem Zeichen. Es entehrte das Leben und entwürdigte den Tod zu einem clownischen Gezappel unter dem Netz. Der zu Boden gekehrte Daumen, runzlig, schlaff, beringt, ragte noch in die Träume hinein, bohrte sich in den Augapfel, in den Nabel, in den After, zerriß die Eingeweide.

Crixus hatte sich wieder hingelegt.

„Wer sagt dir denn, daß ich bleibe?“ sagte Spartacus.

Crixus schwieg.

„Wer sagt dir, daß ich bleibe? Wer gejagt wird, rennt; wenn er weit genug gerannt ist, schnauft er aus. Ein Narr, der immer weiter rennt...“

Crixus schwieg, schlief aber nicht.

„Ein Narr, der immer weiter rennt, bis ihm der Schaum aus dem Mund quillt und der Dämon ihn zwingt, alles niederzumachen, was ihm begegnet. Wir hatten so einen bei uns, drüben...“

„Wo — drüben?“

„Drüben, in den Wäldern. Er hatte krumme Beine, wie ein Kind, und abstehende Ohren und Schweinsaugen. Wir nannten ihn das Schwein und zwangen ihn, auf allen Vieren zu kriechen und zu grunzen, zu unserer Belustigung. Einmal sprang er auf und begann zu rennen. Alles machte er nieder und rannte immer weiter. Man hat ihn nicht gefangen.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Das ist es, daß man es nicht weiß. Vielleicht rennt er immer noch.“

„Krepiert ist er im Wald“, sagte Crixus, „oder man hat ihn gefangen und ans Kreuz gehängt.“

„Man weiß es eben nicht“, sagte Spartacus. „Aber vielleicht ist er irgendwo hingelangt. Das kann man nicht wissen. Irgendwohin.“

Nach einer Pause sagte Crixus: „Irgendwohin — ans Kreuz.“ Und wieder nach einer Weile, trübe:

„Narren sind wir, Spartacus.“

„Ja, Narren“, sagte Spartacus. „Warum gehst du nicht nach Alexandria? Ich war nie in Alexandria. Schön muß es dort sein. Ich lag einmal bei einem Mädchen, das sang. So muß es in Alexandria sein; geh hin, Crixus, und laß deinen Phallos weiden... Wer sagt dir, daß ich bleibe?“

„Wie sang sie“, fragte Crixus, „wild oder leise?“

„Leise.“

Crixus schwieg, dann sagte er:

„Morgen ist es vielleicht zu spät.“

„...Morgen, morgen“, sagte Spartacus. „Morgen gehen wir vielleicht davon.“ Er gähnte. „Nach Alexandria.“

Sie verstummten. Der rasselnde Atem Crixus ging wieder in Schnarchen über, sein Kopf lag immer noch auf dem nackten linken Arm mit dem unzünftig schwellenden Bizeps.

Spartacus äugte durch die Ritze, schloß die Augen, öffnete sie wieder. Er langte sich ein Stück Fleisch, kaute, trank Wein aus der Kanne. Die Wachen waren endgültig verstummt. Er trank noch einmal Wein, erhob sich und trat vor das Zelt.

Die Küste unten war von weißem Mondrauch überdeckt. Der Krater hatte eine sonderbare Form, die tags nie in Erscheinung trat; er hob sich mit scharfer Kontur von den Sternen ab, wie ein schwarzer Scherenschnitt. Die dürren Olivenbäume standen wie Krüppel im Tal, mit grotesk verrenkten Gliedern.

Er passierte die schlafenden Wachen, entfernte sich vom Lager. Geriet an einen steinigen Hang, das Geräusch seiner Sandalen im Geröll nahm sich übertrieben laut aus. Oben, wo der Abhang in einer schmalen horizontalen Matte endete, lag, in einem Gestrüpp von verdorrtm Gras, Wurzeln und Unterholz, ein Mann in seine Decke gewickelt. Nur sein Kopf ragte aus der Decke heraus, er war glattrasiert, kugelrund, sehr friedlich. Die Augenbrauen waren hochgezogen, als wunderte sich der Mann über einen Traum. Der Mund war schmallippig, asketisch, aber die Nase fleischig und im Schlafen krausgezogen, wie die eines vergnügten Fauns.

Spartacus betrachtete ihn eine Weile, dann stieß er ihn mit dem Fuß in die Hüfte. Der Mann schlug die Augen auf, war keineswegs erschrocken. Seine Augen waren schwarz, die Augenhöhlen mit violetten Schatten gefüllt. Das Mondlicht trog offenbar.

„Wer bist du?“

„Einer aus deinem Lager“, sagte der Mann und setzte sich langsam auf.

„Weißt du denn, wer ich bin?“

„Zpardokos, thrakischer Fürst, Befreier der Sklaven, Führer der Entrechteten. Friede und Segen, Zpardokos. Setz dich auf meine Decke.“

„Narr“, sagte Spartacus. Er lachte, aber sein Lachen war gezwungen und erstickte resonanzlos in der Nacht.

Er verstummte, stand unschlüssig herum, stieß den Sitzenden mit dem Fuß:

„Schlaf weiter. Morgen kommt Glaber zurück und hängt dich ans Kreuz und uns alle dazu . . . Kannst du in den Sternen lesen?“

„Nein“, sagte der Kugelköpfige, „aber in den Augen und in den Büchern.“

„Wenn du lesen kannst“, sagte Spartacus, „dann bist du ein davongelaufener Hauslehrer. Dann bist du also der elfte. Wir haben jetzt in der Rotte elf Hauslehrer, sieben Buchhalter, sechs Ärzte, drei Poeten. Wenn uns der Senat leben läßt, gründen wir eine Universität auf dem Vesuv.“

„Ich bin aber kein Hauslehrer, sondern Masseur.“

„Dann wärest du der fünfte Masseur, aber du lügst. Wer lesen kann, wird nicht Masseur, sondern Hauslehrer.“

„Ich war bis vor drei Tagen Masseur im vierten städtischen Bad von Stabixae. Als sie mich verkauften, habe ich nämlich verschwiegen, daß ich lesen kann.“

„Warum?“

„Damit sie mich nicht zwingen, Lügen zu lehren“, sagte der Kugelköpfige.

„. . . Wieder so eine verrückte Geschichte“, sagte Spartakus. „Täglich hört man jetzt solche Geschichten, eine verrückter als die andere. Ich habe früher nie gewußt, daß es soviel Verrücktheit in der Welt gibt.“

„Und daß es so viel Leid in der Welt gibt“, sagte der andere, „das wußtest du früher auch nicht.“

Spartakus schwieg, peinlich berührt. Er hatte schon da und dort solche Redereien gehört, von allen möglichen Sektierern, Poeten und Weltverbessern. „Das Leid in der Welt . . .“ Ihn dünkte das Gerede kindisch und penetrant. Aber er konnte nicht weggehen, er hatte jetzt keine Lust, allein zu sein.

Der andere hüllte sich fröstelnd in seine Decke, denn aus dem Mondrauch stieg jetzt weißer, kalter Nebel empor mit dem Nahen des Tages. Spartacus wurde immer komischer zumute, wie er immer noch so herumstand und der andere liegend zu ihm auf sah, aus seinen schwarz beschatteten Augenhöhlen. Der hatte so die Art, in ein Schweigen allerlei Tiefsinn hineinzudeuten. So waren diese Intellektuellen. Sie boten ihre Gefühle jedem Vorübergehenden feil, ihr Innerstes kroch aus dem Gehäuse wie der schlüpfrige Leib der Schnecken . . .

„Ich habe dich gestern nicht gesehen“, sagte Spartacus. „Wo warst du während der Schlacht?“

„Ich habe deine Helden massiert“, sagte der Kugelköpfige und zog die Nase kraus. Spartacus mußte lachen. „Ein Feigling bist du.“

Der andere dachte nach: „Feige bin ich nicht. Aber wenn einer mit einem Spieß auf mich losgeht, dann erschrecke ich.“

Spartacus setzte sich amüsiert zu ihm nieder. Der andere schob ihm einen Zipfel seiner Decke hin.

„Narr“, sagte Spartacus. „Ich bin dem Lentulus davongegangen und wurde Prätor einer Narrenlegion. Hast du mich deshalb so närrisch angesprochen:



„Befreier der Sklaven, Führer der Entrechteten?“ Er bemühte sich um eine ironische Betonung, aber seine Augen lauerten.

„Nicht deshalb“, sagte der andere. „Es steht geschrieben: ‚Die Gewalt der vier Raubtiere war zu Ende und ich sah, es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn, bis zu dem Alten, und der gab ihm Macht, Ehre und Reich ohne Ende‘ . . .“

„Das ist purer Blödsinn“ sagte Spartacus enttäuscht.

„Die vier Raubtiere“ sagte der Kugelköpfige, „sind der Senat, die Großgrundbesitzer, die Legionen und die Gerichtsvollzieher.“ Er zählte sich die vier an den Fingern ab.

„Raubtiere“ sagte Spartacus, „gibt es in der Arena.“

„Es ist bildlich gemeint“ sagte der andere.

„Das einzige, was paßt, sind des Himmels Wolken“, sagte Spartacus, denn der Nebel wurde immer dichter um den Berg. „Und der Alte, der die Macht gibt?“

„Das ist mehr poetisch gemeint“, sagte der Kugelköpfige. „Oder Gott.“

„Götter gibt es viele“, sagte Spartacus gelangweilt.

„Es steht auch geschrieben: ‚Er übt Gewalt gegen die Hoffärtigen; er stürzt die Hohen und erhebt die Niedrigen; er sättigt die Armen mit Gütern und läßt die Reichen leer.‘ Und es steht geschrieben: ‚Der Geist des Herrn ist auf mir; er hat mich gesalbt und gesandt, den Armen die frohe Botschaft zu künden, die gebrochenen Herzen zu heilen, die Gefangenen zu trösten, den Blinden die Augen zu öffnen, die Niedergedrückten zu befreien.‘“

„Das klingt besser“, sagte Spartacus. „Glaubst du an Prophezeiungen?“

„Eigentlich nicht“, sagte der Kugelköpfige und zog die Nase kraus. Aber bei allen Faxen und Grimassen blieb sein Mund schmallippig, hart.

„Ich auch nicht“, sagte Spartacus. „Die Propheten und Auguren sind alle Schwindler.“

„Es gibt solche und solche. Es gibt solche, die reden, was zu hören den Mächtigen das Ohr juckt und solche, die schreien ihren Zorn und Kummer in die Nacht.“

„Aber was sie reden ist klebrig und dunkel.“

„Das gehört zum Geschäft. Ein guter Schneider macht Kleider, die vielen passen.“

Spartacus dachte nach, er wollte eine Frage stellen, aber es war eine peinliche Frage und er schämte sich. Schließlich stellte er sie doch:

„Warum nanntest du mich dann den, von dem die Prophezeiung spricht — des Menschen Sohn? . . .“

„Ich?“ sagte der Kugelköpfige, „ich nannte dich nicht so. Ich sagte: es steht geschrieben, es wird Einer kommen . . .“ Er fröstelte, zog die Decke enger um sich.

„Es ist mit den Prophezeiungen wie mit den Kleidern. Da hängen sie also, vor des Schneiders Geschäft, viele gehen vorbei, manchem würden sie passen. Einer kommt und nimmt das Kleid. Dann ist es eben für ihn gemacht — denn er hat es umgehängt . . . Wichtig ist nur, daß das Gewand der Mode

der Zeit entspricht, dem Geschmack der Zeit, den Wünschen vieler — dem Bedürfnis und der Sehnsucht vieler...“

Er zog die Nase kraus, schloß die Augen und wandte sich ab. Spartacus schwieg, betrachtete den Mond, die Sterne, den Krater, seine Fingernägel. Sagte unvermutet, feindselig:

„Vorhin sagtest du selbst, du glaubtest nicht an Prophezeiungen.“

„Ich glaube überhaupt an nichts Gesagtes“, sagte der Kugelköpfige, „sondern an seine Wirkung. Worte sind Luft, aber Luft wird zu Wind und treibt die Schiffe.“

Spartacus schwieg. Der Mond schien ihm jetzt voll in das Gesicht, er schloß die Augen, das Licht war so stark, daß er es durch die geschlossenen Lider silbrig durchschimmern fühlte.

Er wußte nicht, wie lange er so saß, vielleicht war er im Sitzen eingeschlafen. Er reckte die Glieder, gähnte, fror.

„Bist du immer noch da?“ sagte Spartacus. „Gib mir die Decke.“

Der Kugelköpfige stand auf, schüttelte die Decke aus, reichte sie Spartacus, der sich gleichfalls erhoben hatte. Jetzt, wo sie nebeneinander standen, zeigte es sich, daß der andere einen Kopf kleiner als er und schwächling gebaut war. „Du solltest doch lieber Hauslehrer statt Masseur sein“, sagte Spartacus, während er sich in die noch warme Decke wickelte und gähmend auf den Rücken legte. „Kannst dableiben und mir was erzählen.“

Der andere setzte sich fröstelnd auf einen Stein, zwei Schritte von Spartacus Kopf. „Du solltest lieber schlafen“, sagte er.

„Das ist es gerade, daß ich nicht schlafen kann“, sagte Spartacus. „In meinem Kopf summen lauter Fliegen.“

„Das kommt von der Übermüdung“, sagte der Kugelköpfige. „Soll ich dich massieren?“

„Erzähl lieber was“, sagte Spartacus, „du sprichst aus dem Gaumen, also bist du ein Syrier oder Jude.“

„Ich bin Essäer.“

„Was ist das?“

„Das ist eine lange Geschichte“, sagte der andere.

„Erzähle.“

„Gut“, sagte der Essäer. „Es steht geschrieben: ‚Es gibt vier Arten unter den Menschen. Eine sagt: Was mein ist, ist mein, und was dein ist dein, — das ist die Art der mittleren Klasse oder wie manche sagen Sodoms; eine andere sagt: was mein ist, ist dein, und was dein ist mein, — das ist die Art des gemeinen Volkes; eine andere sagt: was mein ist, ist dein, und was dein ist auch dein — das ist die Art der Frommen; wieder andere sagen: was mein ist, ist mein und was dein ist auch mein — das ist die Art der Bösen.‘ So steht es geschrieben. Dazu bemerken die Doktoren: der erste unter den Menschen, der den Standpunkt vertrat: mein ist mein, dein ist dein, war Kain, der seinen Bruder Abel erschlug und die erste Stadt gründete. Daher ist dieser Standpunkt verwerflich, wenn auch in unserer Zeit sehr verbreitet, und wird die Art Sodoms genannt. Die dritte Art, die der Frommen, ist

gleichfalls verwerflich. Weil sie an Gütern benachteiligt sind, benachteiligen sie sich freiwillig noch mehr, um zu beweisen, daß ihre Not eine Tugend ist. Das ist eine besondere Art von Heuchelei, die man auch den Hochmut der Schwachen nennen kann und die vor allem dumm ist. Die vierte Art ist die der Großgrundbesitzer und Wucherer. Sie ist ganz und gar verworfen. Es bleibt also die zweite Art, und das ist die unsere.“

„Ihr lebt mit gemeinsamem Eigentum?“

„So ist es.“

„Und eure Sklaven sind auch gemeinsames Eigentum aller?“

„Wir haben keine Sklaven.“

„Dann seid ihr also ein Stamm von Jägern und Hirten?“

„Nein, Bauern und Handwerker. Aber wir arbeiten selbst und teilen den Ertrag.“

„Komisch“, sagte Spartacus, „wenn ihr Freie seid und trotzdem arbeitet, dann seid ihr also eure eigenen Sklaven. So etwas habe ich nie gehört.“

„Das kann sein“, sagte der Essäer und wiegte den Kopf hin und her. „Da hast du vielleicht das Richtige getroffen.“

„Siehst du“, sagte Spartacus, „da redest du und redest und bleibst in deinen Worten kleben wie in einem Brei. Sein eigener Sklave — das ist eben so, wie wenn ein Mann seine eigene Frau wäre. Die Hirten und Jägervölker brauchen keine Sklaven, weil sie nicht arbeiten. Aber wo man ackert und Handwerk treibt und handelt, muß es auch Sklaven geben, und es muß so sein, daß der Mann befiehlt, und die Frau gebärt, und der Sklave arbeitet, und das ist die Ordnung. Und alles andere ist klebriges Geschwätz, gegen die Vernunft und gegen die Ordnung.“

„Meinst du?“ sagte der Essäer und wiegte den Kopf hin und her. „Hast du nicht auch Unordnung angerichtet in der Campania?“

„Schweig“, sagte Spartacus. „Wer gejagt wird, kann nicht nach der Ordnung fragen. Das hat aber nichts mit deinem Geschwätz zu tun.“

„Meinst du?“ sagte der Essäer. Er nahm einen Stein, wog ihn in der Hand, ließ ihn den Abhang hinunterrollen. Der Stein kollerte und kam bald außer Sicht, denn der Nebel verschluckte ihn in der Tiefe, aber das Geräusch seines Aufschlags klang noch nach. Als es verstummt war, sagte der Essäer:

„Wenn du diesen Stein gefragt hättest, wohin er rollt, er hätte dir geantwortet, daß er gestoßen worden ist. Der Stein glaubt eben, daß es nur auf den besonderen Stoß ankommt, den er erhielt und weiß nichts von dem allgemeinen Gesetz, das alles nach unten zieht.“

„Du willst sagen, auch ich gehorche einem Gesetz, wie?“ sagte Spartacus. Wieder versuchte er, der Frage einen ironischen Klang zu geben, und wieder klang es lauernd, unsicher. Er wußte nicht, woher dieses Lauern in seine Stimme kam; es stieg empor aus dem dunklen Bodensatz seiner Übermüdung, wie aus einem hohlen Schacht. Er war zu müde, um einen Gedanken festzuhalten, er war auf das Gerede des Kugelköpfigen weiß Gott nicht neugierig, aber sein Inneres sog sich voll damit wie ein Schwamm ... Indes, der Kugelköpfige achtete gar nicht auf seine Frage. Er schien Spar-



tacus vergessen zu haben. Er saß zusammengesunken auf dem Stein wie ein kluges, furchtsames Tier, sein Kopf pendelte langsam hin und her, er schien mit sich selbst zu sprechen und hatte wohl die Nase wieder krausgezogen, denn in seiner Stimme war ein leises Lachen:

„... Es wird sie ihr Silber und Geld nicht erretten können am Tage des Zornes Jahwes, sondern das ganze Land soll durch das Feuer seines Eifers verzehrt werden. Heulet, die ihr an der Mühle wohnt, denn das ganze Krämervolk ist dahin, und alle, die Geld sammeln, sind ausgerottet. Wehe den Hirten, die sich selbst hüten, anstatt die Schafe zu weiden. Wehe denen, die Haus an Haus an sich ziehen, einen Acker an den anderen rücken, bis kein Raum mehr ist, so daß sie allein das Land besitzen. Wehe den Schriftgelehrten, die ungerechte Gesetze machen und ungerechtes Urteil niederschreiben, um das Recht der Besitzlosen zu beugen. Wehe, denn eure Richter urteilen um Geschenke, eure Priester lehren um Lohn und eure Propheten wahrsagen um Geld. Wehe, denn sie spielen auf der Harfe und dichten Lieder, trinken Wein aus Schalen und salben sich mit Balsam, aber kümmern sich nicht um die Übelstände des Volkes.

Aber es wird verhängt das Urteil Jahwes über sie, über alles Hoffärtige und Hohe, daß es erniedrigt werde, über die Zedern des Libanon, über alle Eichen in Basan; über die Kauffahrer zur See, über die Herren des Senats und über die Veranstalter der blutigen Spiele und über alles Luxuswerk; denn der Herr wird kahlscheren die Töchter Roms und abreißen ihr Geschmeide. Und ein lautes Geschrei wird sich erheben vor dem Fischtor und ein Geheul vor dem anderen Tor und ein großes Gejammer vor den sieben Hügeln. Denn Er ist gekommen, den Jahwe gesandt mit Schwert und Netz und dreizackigem Speiß; den er gesalbt hat, den Enterbten die frohe Botschaft zu künden, die Sklaven zu befreien, die gebrochenen Herzen zu heilen...

Aber das kennst du schon...“ schloß der Kugelhöpfige mit jäh geändertem Tonfall und hielt auch mit dem Wiegen des Kopfes inne — woraus man erkennen konnte, daß er wohl doch nicht nur für sich allein gesprochen hatte.

„Sprich weiter“, sagte Spartacus.

„Mich friert“, sagte der Essäer, gib mir meine Decke zurück.“

„Ja“, sagte Spartacus und lag weiter da, mit offenen Augen.

Der Essäer schien aber die Decke vergessen zu haben. Er saß schweigend auf seinem Stein und starrte in die Nebelwand, die langsam den Hang hinaufkroch.

„Ich habe nie von einem Gott gehört, der so schimpft wie dein Jahwe“, sagte Spartacus. „Er hat eine Wut auf die Reichen, daß man meinen sollte, er ist ein Sklavengott.“

„Jahwe ist tot“, sagte der Kugelhöpfige. „Er war kein Sklavengott, sondern ein Wüstengott. Er verstand sich nur auf die Dinge der Wüste: Quellen zu öffnen im Stein und Brot regnen zu lassen. Aber von den Dingen in den Städten und von der Industrie und vom Ackerbau verstand er wenig. Er

konnte den Weinberg nicht befruchten, und den Ölbaum und den Weizen, er war kein üppiger und fruchtbarer Gott, er war streng und gerecht wie die Wüste. Deshalb schimpft er auf das moderne Leben und findet sich nicht zurecht.“

„Siehst du“, sagte Spartacus enttäuscht. „Wenn er tot ist, dann gelten die ganzen Prophezeiungen nichts.“

„Prophezeiungen gelten nie was“, sagte der Essäer, „das habe ich dir schon einmal erklärt, aber inzwischen hast du geschlafen. Nicht die Prophezeiung gilt, sondern der, der sie aufnimmt.“

Spartacus dachte nach. „Der sie aufnimmt, dem geht es schlecht“, sagte er nach einer Weile.

„Ja“, sagte der Essäer, „dem geht es schlecht.“

„Wer sie aufnimmt“, sagte Spartacus „der muß immer weiterrennen, bis ihm der Schaum aus dem Mund quillt und er alles niedermacht in seinem großen Zorn. Er rennt und rennt und das Zeichen läßt ihn nicht los, und der Dämon des Zornes zerreißt ihm seine Eingeweide.“

„Ja, ja“, sagte der Essäer, „die Zeichen sind rar geworden, heutzutage . . .“ Er fror sehr und schielte wieder nach der Decke.

„Aber wo er hingelangt, das weißt du auch nicht zu sagen.“

„Wer?“ fragte der Kugelköpfige.

Spartacus schwieg.

„Ich kann es dir sagen“, sagte der Kugelköpfige nach einer Weile, „denn es hat schon manchen gegeben, der das Zeichen gesehen und die Worte aufgenommen hat.“

„Und du weißt, wo sie hingelangt sind?“

„Ich kann es dir sagen, denn es gab ihrer viele und keiner war der erste. Nimm zum Beispiel einen gewissen Agis, der König war in Lakonien. Dieser Agis erfuhr von seinem Hauslehrer, daß es einstmals ein Zeitalter der Gerechtigkeit und des gemeinsamen Besitzes gegeben hatte, das man das ‚Goldene Zeitalter‘ nennt, und dieses wollte er wieder erwecken. Die Reichen und Aristokraten waren natürlich dagegen, aber der König verschenkte sein ganzes Vermögen an das Volk und führte jene alten Gesetze wieder ein.“

„Und was geschah mit ihm?“ fragte Spartacus.

„Er wurde aufgehängt. — Dann gab es zum Beispiel einen gewissen Jambulos, der mit seinem Freund eine weite Seereise unternahm und dabei eine Insel im Ozean fand, auf der heute noch das goldene Zeitalter herrscht. Die Einwohner der Insel heißen Panchäer und sind, infolge ihrer gerechten Lebensweise, von wunderbarer körperlicher Beschaffenheit. Sie teilen nicht nur Besitz, Nahrung, Wohnung, sondern auch die Frauen untereinander, so daß kein Mann weiß, welches seine Kinder sind. Auf diese Art vermeiden sie nicht nur die Hoffart des Besitzes, sondern auch den Hochmut des Blutes. Um aber sich dem guten Beispiel zu verschließen, haben die Reichen seines Landes den Jambulos erschlagen, Friede und Segen seinem Andenken, so daß heute keiner weiß, wo die Insel der Panchäer liegt . . .“

„Sprich weiter“, sagte Spartacus.

„Es ist immer dasselbe. Immer ist *einer*, der aufsteht und das Zeichen erkennt, und das Wort aufnimmt und losgeht, mit dem großen Zorn im Leib; und der weiß um das Heimweh des Volkes nach der versunkenen Frühzeit, in der Recht und Freundlichkeit regierte. Wie gut war Israel und wie schön seine Zelte, solange es noch in der Wüste hauste, gegliedert in Stämme auf freundlichem Fuße mit Jahwe stand...“

„Laß deinen Jahwe und erzählt weiter. Was geschah noch?“

„Vieles geschah. Zum Beispiel, vor gar nicht so langer Zeit lebte in Sizilien ein gewisser Eunus, ein Sklave. Er hatte einen Freund, einen gewissen Kleon, der war auch ein Sklave, aus Makedonien. Die beiden gingen ihrem Herrn davon, einem Latifundienbesitzer und Sklavenschinder, sie sammelten einige andere Sklaven um sich und lagerten in den Wäldern oder auf irgend-einem Berg. Sie schlugen sich mit den Söldnern herum und dachten sich anfangs wohl nicht viel dabei...“

Der Kugelköpfige machte eine Pause, wiegte den Kopf, schien abseitigen Gedanken nachzuhängen. Aber Spartacus hatte sich aufgesetzt und drängte, sehr ungeduldig, nach der Fortsetzung.

„Ja, ja“, sagte der Essäer. „Aber was sie sich dachten, tut ja nicht viel zur Sache. Ihre Zahl wuchs, wuchs schneller als sie es fassen konnten, hundert, tausend, zehntausend, siebzigtausend wurden sie. Siebzigtausend — lauter Sklaven, eine Sklavenarmee, alle Sklaven auf Sizilien schlossen sich ihnen an...“

„Weiter“ sagte Spartacus.

„Der Senat sandte eine Legion nach der anderen gegen sie; und sie schlugen eine Legion nach der anderen und vernichteten sie. Sie beherrschten fast ganz Sizilien, drei Jahre hindurch. Sie wollten, wenn Rom sie erst in Ruhe ließ, einen Sonnenstaat errichten, einen Staat der Gerechtigkeit und des freundlichen Sinns...“

„Und dann?“ sagte Spartacus.

„Dann wurden sie besiegt“, sagte der Essäer. „Zwanzigtausend wurden an das Kreuz geschlagen, Friede und Segen ihrem Angedenken. Es gab mehr Kreuze in Sizilien als Bäume, und auf jedem Kreuz hing ein Sklave und starb und verfluchte den Syrer Eunus und den Makedonier Kleon, die die Schuld an ihrem Tode hatten.“

„Schuld?“ sagte Spartacus. „Was war ihre Schuld?“

„Daß sie sich besiegen ließen“, sagte der Kugelköpfige und wiegte den Kopf.

„Weiter“ sagte Spartacus heiser.

„Es gibt kein Weiter“, sagte der Kugelköpfige, „denn diese letzte Geschichte hat sich erst vor einem oder höchstens zwei Dezennien zugetragen. Aber du siehst, daß ich recht hatte zu sagen, daß das Heimweh des gemeinen Volkes nach der verlorenen Gerechtigkeit immer währet, und daß immer einer sich findet, der aufsteht und das Wort aufnimmt und losgeht mit dem großen Zorn im Leib.“



Und so er besiegt wird von der Macht Sodoms und endet auf dem Kreuz, so steht, nach einer Zeit, wieder ein anderer auf, und etwas später wieder ein anderer; und sie reichen sich weiter, einer dem anderen, das Wort und den großen Zorn von Hand zu Hand, durch alle Dezennien; und es ist wie ein großer Stafettenlauf, der begonnen hat im Dunkel der Vorzeit, da der üppige Gott der Städte und des Ackerbaus, den Gott der Wüste und der Hirten erschlug . . .“

Allmählich hatten die pendelnden Bewegungen seines Kopfes den ganzen Oberkörper des Essäers ergriffen, er schwang und wiegte sich vor und zurück auf seinem Stein und als jetzt endlich das erste Morgenglühen den Nebel durchbrach, sah Spartacus, daß der gelehrte Masseur ein alter Mann war. Die violetten Schatten waren aus seinen Augenhöhlen verdunstet, er hatte schwere Tränensäcke unter den erstaunt gewölbten Brauen und die dicke Faunsnase war auch nicht mehr gekräuselt, sondern hing betrübt auf die schmalen, strengen Lippen herab. Sein Körper schwang und schwang, immer vor und zurück, als wäre ihm das Hüftgelenk zerbrochen.

Spartacus erhob sich, rückte das Fell an der Schulter zurecht, reckte die Glieder, daß sich ein mächtiges Krachen in den Gelenken erhob. So stand er eine Weile mit erhobenen Armen, sehr groß, sehr malerisch in dem losen Fell, bückte sich dann und reichte die Decke dem Alten hinüber, der sofort im Schaukeln innehielt und sich in die Decke zu wickeln begann.

Spartacus half ihm, trat an den Rand des Gerölls, sah nochmals nach dem Glühen im Osten und auf den Berg, der wieder seine normale, alltägliche Form anzunehmen begann; dann schritt er, den Gruß des Alten überhörend und ohne ihn zu erwidern, mit großen, geräuschvollen Schritten über das steinige Geröll zum Lager hinab.

Die Rotte war zum Teil schon wach, aus den Zelten stieg verworrener gedämpfter Lärm. Über seinem Kopf, im fahlen Zwielficht, kreisten unförmig schwarze Vögel; er dachte daran, daß er jetzt sofort die Leichen verbrennen lassen würde, die zurückgeblieben waren, sechshundert oder achthundert von der geschlagenen Armee des Prätors Claudius Glaber . . .

## DAS ERBE MAXIM GORKIS

Es war Maxim Gorki, der, als Henri Barbusse starb, sagte, der Tod solcher Männer sei nicht nur ein Ende, sondern auch ein Anfang: der Anfang eines neuen Lebens des hinterlassenen Werkes, das nun erst ganz verstanden wird.

Das Jahr, das uns von dem Tage trennt, an dem Maxim Gorki starb, war der Erschließung des hinterlassenen Werkes des Dichters wenig günstig. Gewaltige Ereignisse hielten unsere Aufmerksamkeit gebannt. Aber ein Jahr ist auch wenig für die Erforschung und Neubelebung eines Werkes wie der Hinterlassenschaft Gorkis, die wie eine unübersehbare Landschaft mit gewaltigen Bergen, versteckten Tälern, unberührten Wäldern, kunstvoll erbauten Städten, Dörfern und Feldern vor uns liegt.

Es gibt wohl heutzutage niemanden, der sagen könnte, daß er dieses ganze Werk überblickt und versteht. Die Geschichte der Kultur zeigt uns, daß das wirkliche Verständnis eines großen Künstlers lange Zeit braucht. Jahrhunderte waren nötig, bis Homer im ganzen Umfang seines Genies begriffen wurde. Mit Jahrhunderten muß man rechnen, um die Wiedererweckung Dantes zum neuen Leben zu verstehen. Fast ebenso lange Zeit hat die Renaissance Shakespeares gebraucht. Und auch das Werk eines Goethe oder Balzac ist erst Jahrzehnte nach ihrem Tode annähernd verstanden worden.

Die Erwerbung des Werkes Gorkis wird uns, die wir es besitzen wollen, leichter fallen. In der Vergangenheit haben die Klassen, als deren Herolde die großen Dichter und Denker auftraten, die Ideen und Ideale ihrer Anfangsperiode schnell wieder aufgegeben. Sie durften diese Ideen, die über den historischen Rahmen ihrer Klasseninteressen hinausstießen, nicht mehr in ihrem ganzen Umfang anerkennen.

Die sozialistische Gesellschaft, in deren Beginn und als deren Herold Gorki wirkte, hat nichts von ihrer Jugendzeit aufzugeben. Ihr Mannesalter ist nicht die Absage an ihre Jugend, sondern deren Erfüllung.

Man hat Gorki mit Recht einen großen Humanisten genannt. Aber man wird ihn nicht verstehen, wenn man mit den Maßstäben des alten klassischen Humanismus an ihn herantritt. Die Auffassung vom Menschen, die das ganze Werk Gorkis durchzieht, ist eine vollkommen neue. Bei Gorki ist der Mensch zum erstenmal in der Dichtung in vollem Umfang als Produkt seiner eigenen Arbeit und durch die Arbeit hindurch verstanden. Größe und Schwächen der Charaktere, die Gorki gestaltet hat, sind immer aus der Beziehung der Personen zur Arbeit innerhalb ihrer Zeit bestimmt. Wir finden eine ähnliche Einschätzung der Arbeit überall zu Beginn der großen Epochen des bürgerlichen Humanismus. Latini und Pontano definieren den Menschen durch seine Arbeit. Diese Definition kehrt wieder bei Ricardo, Smith, bei Saint-Simon und Hegel. Aber die bürgerliche Ge-

sellschaft ließ in dem Maße, wie sie ihre Existenz auf der Nicht-Arbeit der Herrschenden und der Ausbeutung der Arbeit Fremder aufbaute, diese Definition wieder fallen oder bewahrte nur einem matten Abglanz, wie wir ihn in Goethes „Wilhelm Meister“ und im Ende des „Faust“ finden.

Gorki hat zum erstenmal mit dieser Auffassung des Menschen wirklich ernst gemacht und seine ganze Kunst auf sie aufgebaut. Hin und wieder hat er sie auch theoretisch formuliert, so in der fast unbemerkt gebliebenen, 1933 geschriebenen kleinen Arbeit über die Kinderliteratur, in der er einen kurzen Abriß der Geschichte des Werdens des Menschen durch die Arbeit gegeben hat.

Die entstehende neue sozialistische Gesellschaft, die in allen ihren Taten von eben dieser Auffassung des Menschen ausgeht, ermöglicht es uns, das prophetische Schaffen Gorkis in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe zu verstehen. Was das wirkliche Verständnis und die wirkliche Nachfolge Goethes nur möglich von einer Opposition gegen die Gesellschaft aus, die die Zeit nach Goethes Tode beherrschte, so wird, wer Maxim Gorki verstehen und ihm nachfolgen will, mit der Gesellschaft, die er vorbereiten half, gehen können und müssen.

Hier beginnt unsere Aufgabe, zu der wir uns am Jahrestag des Todes des großen Meisters verpflichten. Es ist in unsere Hand gegeben, die Entfaltung des zweiten Lebens des Dichters, die, wie Gorki sagt, nach seinem Tode beginnt, zu beschleunigen und der Menschheit das Erbe zu erschließen, das Maxim Gorki hinterlassen hat.

*Bernhard Ziegler*

## VOR DEM ANTLITZ DES LEBENS

VON

*Maxim Gorki*

Vor dem Antlitz des strengen Lebens standen zwei Menschen, welche beide mit ihm unzufrieden waren. Auf die Frage: „Was erwartet ihr von mir?“ antwortete der eine mit ermüdeten Stimme: „Mich empört die Grausamkeit deiner Widersprüche; mein Geist sucht vergebens den Sinn des Lebens zu erfassen, und meine Seele ist voll dunkler Zweifel. Mein Selbstbewußtsein sagt mir, daß der Mensch das beste aller Geschöpfe ist...“

„Was willst du von mir?“ sagte leidenschaftslos das Leben.

„Glück... Für mein Glück ist es notwendig, daß du zwei Hauptwidersprüche meiner Seele aussöhnst: mein ‚Ich will‘ mit deinem ‚Du mußt‘.“

„Wünsche das, was du für mich mußt“, antwortete streng das Leben.

„Ich will mich für dich nicht opfern!“ schrie der Mensch. „Ich will der Herr des Lebens sein und muß nun unter der Last seiner Gesetze leiden. Wozu?“

„Sprechen Sie doch einfacher!“ sagte der zweite, welcher dem Leben näher-



stand. Der erste aber fuhr fort, ohne auf die Worte seines Kameraden Rücksicht zu nehmen:

„Ich will Freiheit haben, mit meinen Wünschen im Einklang leben und will aus Pflichtgefühl für meinen Nächsten weder Bruder noch Knecht sein; ich werde das sein, was ich will, Sklave oder Bruder; ich will kein Stein der Gesellschaft sein, welchen sie hinlegt, wohin und wie sie will, indem sie die Gefängnisse ihres Wohlbefindens baut. Ich bin ein Mensch, ich bin Geist, ich bin Vernunft des Lebens, ich muß ja frei sein.“

„Halt!“ sagte das Leben, hart lächelnd, „du hast schon viel gesprochen, und alles, was du weiter sagen wirst, ist mir bekannt. Du willst frei sein? Nun denn! Sei es! Kämpfe mit mir, bekämpfe mich und sei mein Herr, und dann werde ich dein Knecht sein. Du weißt, daß ich leidenschaftslos bin und mich meinen Besiegern immer leicht ergab. Aber besiegen muß man mich! Hast du die Kraft, um für deine Freiheit mit mir den Kampf aufzunehmen? Ja? Bist du für diesen Kampf stark genug, und verläßt du dich auch auf deine Kräfte?“

Und der Mensch sprach mutlos: „Du hast mich in den Kampf mit mir selbst hineingezogen. Du hast meine Vernunft geschärft wie ein Messer, welches ich mir in die Seele stieß und sie zerstörte!“

„Sprechen Sie doch härter mit ihm, klagen Sie doch nicht“, sagte der andere.

Und der erste fuhr fort: „Ich will mich von deinem Joche erholen. O, laß mich das Glück genießen!“

Das Leben begann wiederum mit eisigem Lächeln:

„Sage: wenn du sprichst, verlangst du oder bittest du?“ ...

„Ich bitte“, erwiderte wie ein Echo der Mensch.

„Du bist wie der gewohnheitsmäßige Bettler; aber mein Lieber, ich muß dir sagen: das Leben gibt keine Almosen. Und weißt du noch etwas? Der Freie bittet nicht, — er nimmt selbst meine Gaben ... Aber du, du bist nicht mehr als ein Sklave deiner Wünsche. Frei ist derjenige, welcher die Macht hat, allen Wünschen zu entsagen und *einen* Wunsch erfüllen will. Hast du begriffen? Fort von mir!“

Er verstand es. Wie ein Hund legte er sich zu Füßen des leidenschaftslosen Lebens hin, um ruhig die Brocken und die Überbleibsel vom Tisch des Lebens aufzufangen.

Dann schauten die farblosen Augen des zarten Lebens auf den zweiten Menschen — das war ein rohes, aber gutmütiges Gesicht:

„Um was bittest du?“

„Ich bitte nicht, sondern fordere.“

„Was?“

„Wo ist die Gerechtigkeit? Gib sie her! Alles übrige nehme ich später; zunächst aber muß ich die Gerechtigkeit haben. Ich wartete lange, geduldig habe ich gewartet, ich führte ein arbeitsvolles Leben, ohne Rast, ohne Licht! Ich wartete ... Nun ist es genug! Wo ist die Gerechtigkeit?“

Und das Leben antwortete ihm leidenschaftslos: „Nimm sie!“

## SIE SIND WENIGE — IHR SEID VIEL!

von

*Percy Bysshe Shelley*

Vor kurzem wurde aus England gemeldet, man habe eine große Zeitdichtung entdeckt, die vermutlich von Shelley herrühre. Aber dieses Werk war THE MASQUE OF ANARCHY und ist in den vollständigen Shelley-Ausgaben enthalten, freilich nicht in allen anderen. — Im folgenden bringen wir den letzten Teil dieses Poems, übersetzt von ALFRED WOLFENSTEIN.

*Auf! in löwenstarker Zahl!  
Werft der Unterdrückung Qual  
Ab, die euch im Schlaf befiel:  
SIE SIND WENIGE — IHR SEID*

*VIEL!*

*Freiheit! — Was ist Freiheit? Wißt  
Ihr, was eure Knechtschaft ist?  
Prägt es euch noch einmal ein,  
Und ihr werdet euch befreien.*

*Knechtschaft: Arbeit so entlohnt,  
Daß euer Leben gerade noch wohnt  
In des Körpers letztem Kern  
Wie im Kerker, für die Herrn.  
So, als wäre es genug,  
Ihre Hand zu sein, ihr Pflug,  
Und für sie zum Schwert gemacht,  
Sie zu schützen in der Schlacht.*

*Knechtschaft: hilflos anzuschau'n,  
Wie erfrieren eure Frauen,  
Toll von ihrer Kinder Not —  
Während ich spreche, sind sie tot!  
Knechtschaft: daß man hungern kann,  
Weil viel Kost der reiche Mann  
Braucht, und auch sein lieber Hund  
Wird vor seinen Augen rund.*

*Knechtschaft: daß das Geld belaubt  
Heut die Welt und viel mehr raubt,  
Als dem bloßen Gold gelang  
Einstens unter Folterzwang.*

*Scheine-Schmiede, die den Wert  
Hämmert auf Papier, gequert,  
Und mit Stempeln sich verleiht  
Dieser Erde Fruchtbarkeit!*

*Vögel haben Nester; Rind,  
Schaf und Schwein im Winterwind  
Haben ihr gewärmtes Haus,  
Pferde ruhen satt sich aus:  
Ihr nur habt es nicht. Kein Wild  
Und kein Wilder bliebe mild,  
Ihr nur! Das ist Sklaverei.  
Was ist Freiheit? Sklave, schrei,*

*Antwort schrei aus deinem Loch —  
Und wie Traum schon wankt das  
Joch!*

*Freiheit! Das ist Wirklichkeit,  
Alles andre Lärm der Zeit!  
Kehrt der Arbeiter so matt  
Heim an seinen Tisch vom Rad,  
Sie vertreibt des Menschen Not,  
Freiheit ist des Arbeiters Brot.*

*Stößt der Reiche, sie ist groß,  
Sie allein, zum Gegenstoß,  
Zeugt ihm Schlangen an den Hacken,  
Tritt er auf der Armen Nacken.  
Und der Freiheit hilft der Klang  
Des Gedichts, denn minder bang  
Fühlt der Arme sich verschandelt,  
Wenn die Kunst die Schöpfung  
wandelt*

*Aber nicht nur Worte — Taten  
Sollen diesen Kampf beraten,  
Hört: beruft die Mutigen ein  
Zu gewaltigem Verein —*

*In dem Saal der Ebenen sei's  
Deren Rand der Erde Kreis,  
Deren Decke ist Azur  
Und der Boden grün Natur,  
Sie, die ewig sich nicht beugen,  
Seien der Versammlung Zeugen —  
Und von letzten Grenzen her  
Kommt! Von Städten, Bergen, Meer.*

*Kommt! auch aus den Kerken kalt,  
Wo die Menschen jung und alt,  
Männer, Frauen, Kinder, bleichen,  
Weinende noch lebende Leichen,  
Kommt! Vom täglichen Gerüst  
Wo ihr euch vermieten müßt,  
Weil die Not ins Herz euch Zähren  
Sät, ein Korn, das nicht kann nähren.*

*Aber kommt auch ihr vom Schloß,  
Aus der weichen Sessel Schoß,  
Wo die Trübsal heimlich rinnt  
Wie ein sehr entfernter Wind,  
Wo man sich nur leicht erzählt,  
Was die Leute draußen quält,  
Doch die Schwermut zarter Seelen  
Wird sich manchmal zu uns zählen.*

*Kommt zusammen! Schalle weit,  
Daß ihr frei geboren seid!  
Solcher Wahrheit blanker Schrecken  
Soll euch wie ein Schild bedecken.  
Mag dann der Bedrucker Heer  
Euch sogleich umstellen, Meer  
Finstre Waff'n, hohler Wappen,  
Die des Volkes Platz umschwappen:*

*Huf und Räder laßt heran  
Rollen auf der dumpfen Bahn,  
Ihr Geschütz, ihr Bajonett  
Wie auf weißes Wollustbett  
Ziele auf die Brust euch stumm,*

*Laßt der Reiter Säbel krumm  
Kreisen, Sterne ohne Sphären,  
Lichtlos wie der Hölle Schwären,*

*Stellt euch unbesorgt. Gestalt  
an Gestalt, ein dichter Wald  
Mit verschränkten Armen hin  
Und mit Blicken voll vom Sinn  
Euer Unbesieglichkeit —  
In des Volkes Phalanx reiht  
Keine Flucht sich ein, die leicht  
Jedes andre Heer durchschleicht.*

*Hand bei Hand, ein treu Geschlecht,  
Steht! Euch hilft ein altes Recht,  
Regel selbst für diesen Streit:  
Denn ihr seid der neuen Zeit  
Herolde, geheiligt jetzt,  
Und wer Herolde verletzt,  
Komme auf sein Haupt das Blut  
Solcher Sünde! Ihr bleibt gut.*

*Und wenns die Bedrucker wagen,  
Wenn sie schießen, stechen, schlagen  
Niederreiten, Mensch mit Tier,  
Ungeheures duldet ihr,  
Mit gefalteten Armen steht,  
Weil des Mords Gelenk, verdreht,  
Von sich selbst ermattet sinkt  
Und zum Rückzug alles winkt.*

*Denn sie werden fliehn. Sie fliehn  
Heim, wo sie verachtet ziehn —  
Vom vergoßnen Blute spricht  
Ihr gerötetes Gesicht,  
Frauen lieben sie nicht mehr,  
Rings von Freunden wird es leer,  
Keiner grüßt, doch jeder zeigt  
Sie dem andern, nickt und schweigt.*

*Auch der ehrliche Soldat,  
Der Gefahr bestanden hat,  
Schämt sich der Gemeinschaft, stellt  
Lieber sich zum Volk der Welt,  
Und am Volk der feige Mord*



Wird bekannt von Ort zu Ort,  
Und der Zorn facht feurig an  
Den erkrachenden Vulkan.  
Überall — es läutet — flammt  
Das Gericht — das verdammt  
Die Bedrückung — sie stürzt nieder

Hört es wieder, wieder, wieder:  
Auf! in löwenstarker Zahl!  
Schüttelt nun wie Tau die Qual  
Ab, die euch im Schlaf befiel:  
SIE SIND WENIGE — IHR SEID  
VIEL!

## BALLADE, DEN SCHÖNEN DAMEN GEWIDMET

von

Robert David

Dieses Gedicht, übersetzt von F. C. Weiskopf, ist die zweite der „52 bitteren Balladen des ewigen Studenten Robert David“, eines neuen, unbekannten Autors, der seinen Ende 1936 erschienenen Gedichtband dem Meister François Villon gewidmet hat.

Wenn dir die lieben Groschen fehlen  
Dann ist es schwer, den Held zu spielen.  
Und nur ein Schritt trennt dich vom Stehlen,  
Spürst du im Bauch den Hunger wühlen  
Seit einer Woche, nein seit vielen.  
Der Witz wird stumpf, die Worte lahmen.  
Auch ich möcht mich als Vater fühlen,  
Ach glaubt mir, glaubt mir, schöne Damen.

Kannst du dir nach der Karte wählen,  
Kannst du das Huhn mit Wein bespülen,  
Kannst du mit Muße nach Adelen,  
Die dir den Kaffee brachte, schielen —  
Dann träumst du leicht von höhern Zielen,  
Dann sagst du fromm und brav das Amen,  
Dann fängt's erst an mit den Gefühlen,  
Ach glaubt mir, glaubt mir, schöne Damen.

Was nützt das beste Maschenzählen,  
Wenn Woll' und Nadel längst verfielen?  
Es läßt sich leider nicht verhehlen:  
Nackt bleibt der Fuß, die Hand kriegt Schwielen.  
Noch keiner sah mich Geld verspielen,  
Ich hatte keine Liebesdramen  
Und möcht doch meine Sehnsucht kühlen;  
Ach, glaubt mir, glaubt mir, schöne Damen.

### BOTSCHAFT

Zu langsam mahlen Gottes Mühlen.  
Mein Wunsch ist ohne Maß und Rahmen,  
Ich geh' noch drauf in seinen Sielen.  
Ach glaubt mir, glaubt mir, schöne Damen.

# WALTHER RATHENAU

Zum fünfzehnten Jahrestag seiner Ermordung

von

*Carl Albert*

## I

Rathenau brauchte nicht schicksalsgläubig zu sein, um sein Ende unter den Händen von Mördern vorauszuahnen und um ein solches Ende für unentrinnbar zu halten. Man weiß, das Rathenau den Schutz, den ihm sein Freund, der Reichskanzler Wirth, angeboten hatte, müde abgelehnt hat. Resigniert wußte er: die Mörder, die man auf seine Fährte gesetzt hatte, würden ihn erreichen — heute oder morgen, hier oder dort, im Grunewald oder auf dem Reichskanzlerplatz, in Freienwalde oder in Genua.

Rathenau sprach manche klugen Erkenntnisse aus, die nicht nur durch die Person ihres Verkünders, durch die außerordentliche Stellung, die er im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben einnahm, ihr Publikum fanden. Die Auflage seiner Schriften spricht deutlich genug für die Verbreitung der Gedanken Rathenaus, die bei aller Individualität gerade für breite gebildete Schichten Ausdruck eigener Sehnsüchte und Bestrebungen, Hoffnungen und Erwartungen waren. „Von kommenden Dingen“ sprach man überall 1918. Die Schriften Rathenaus haben, abgesehen von den „Gesammelten Schriften in fünf Bänden“, folgende Auflagen erreicht: „Zur Kritik der Zeit“ 15 Auflagen, „Zur Mechanik des Geistes“ 9 Auflagen, „Von kommenden Dingen“ 65 Auflagen, „Deutschlands Rohstoffwirtschaft“ 39 Auflagen, „Probleme der Friedenswirtschaft“ 25 Auflagen, „Streitschrift vom Glauben“ 11 Auflagen, „Vom Aktienwesen“ 20 Auflagen, „Die neue Wirtschaft“ 40 Auflagen. Rathenau hat selbst gesagt, daß seine Schriften „Mode“ waren.

Der Mann, der seiner sozialen Stellung nach zu den Spitzen der Gesellschaft gehört, der Reiche, der Kapitalist, der Großaktionär und Großinteressent spiegelt in seinen Schriften auch manche der Stimmungen wider, die in den Tiefen der Gesellschaft vor sich gingen. Und wer Rathenau nicht mit engem Maßstab mißt, um triumphierend festzustellen, was der Mann alles nicht gesagt und nicht gewußt und nicht gesehen hat, der wird gewiß in seinen Schriften vieles finden, das nicht nur als Zeitbild und als biographisches Detail eines deutschen und internationalen Wirtschaftsfürsten interessiert, sondern sich auch heute des Nachdenkens lohnt. Namentlich heute, fünfzehn Jahre nach der Ermordung Walther Rathenaus, nach fünfzehn Jahren poli-

tischer Entwicklung in Deutschland und in der ganzen Welt — einer Entwicklung, die nicht nur den Sieg des Faschismus in Deutschland, sondern auch die Besinnung zu einer wahrhaften kämpferischen, alle wirklich demokratischen und fortschrittlichen Kräfte zusammenfassenden Demokratie gebracht hat. Was Rathenau 1917, zu einer Zeit, als er deutlicher als mancher andre die drohende Katastrophe voraussah, sagte: „Der Volksstaat wird kommen, seinen Gegnern und selbst denen zum Trotz, die eine besondere deutsche Freiheit predigen und nachweisen, daß sie in gewollter erblicher Abhängigkeit bestehe“, erscheint uns heute nach 20 Jahren durchaus wesentlich und aktuell.

## II

Der Name Rathenaus ist mit vielen entscheidenden politischen Momenten der deutschen Geschichte verbunden. Sprechen wir nicht von Emil Rathenau, dem Vater, unter dessen Leitung die AEG jenes gewaltige Unternehmen wurde, daß vor dem Weltkriege an die zweihundert Gesellschaften beherrschte, über ein Kapital von etwa anderthalb Milliarden Mark verfügte, das Aktiengesellschaften und Vertretungen in mehr als zehn Staaten hatte, dessen Kapitalanlagen im Auslande sich auf zwei- bis dreihundert Millionen beliefen.

An der Spitze dieses Unternehmens stand Walther Rathenau seit 1915. Aber schon vorher war seine Rolle so entscheidend, daß gesagt werden konnte, bei Kriegsausbruch 1914 habe der Name Walther Rathenau neben den Namen der deutschen Heerführer gestanden. Sei es Legende oder nicht, daß Rathenau am Tage des Kriegsausbruches geweint habe, weil er das Unheil kommen sah — Tatsache ist, daß er eine ganz entscheidende Rolle gespielt hat, um die Kriegswirtschaft in Deutschland zu organisieren.

Er sah Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Kriegsführung voraus, an die damals noch niemand dachte. Nicht ohne Eitelkeit sprach er darüber in einem Vortrag, den er im Dezember 1915 hielt: „Drei Tage nach der Kriegserklärung trug ich die Ungewißheit unsrer Lage nicht länger, ich ließ mich melden bei dem Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, dem Oberst Scheüch und wurde am 8. August abends freundlich von ihm aufgenommen. Ihm legte ich dar, daß unser Land vermutlich nur auf eine beschränkte Reihe von Monaten mit den unentbehrlichen Stoffen der Kriegswirtschaft versorgt sein könne. Die Kriegsdauer schätzte er nicht geringer ein als ich selbst, und so mußte ich an ihn die Frage richten: was ist geschehen, was kann geschehen, um die Gefahr der Erwürgung von Deutschland abzuwenden?“

Es war sehr wenig geschehen, und es geschah dennoch viel; denn das Interesse des Kriegsministeriums war geweckt. Als ich bekümmert und sorgenvoll heimkehrte, fand ich ein Telegramm des Kriegsministers von Falkenhayn, das mich auf den nächsten Vormittag in sein Amtszimmer bestellte.“ Und weiter: „Es war ein beklommener Vormittag, als ich dem Stellvertretenden Kriegsminister diese Erwägung unterbreitete und ihn um die Erlaub-



nis bat, eine beliebige Zahl von chemischen Fabriken bauen zu lassen, nämlich so viele, als die Chemie leisten könne.

Der Kriegsminister, Exzellenz von Wandel, in seiner großzügigen, ruhigen und entschlossenen Art gab sofort die Autorisation, mit der chemischen Industrie zu verhandeln.“

„Eine maßgebliche Stelle fragte ich: Wie ist es, kann man eine Statistik über diese Sachen bekommen? ‚Jawohl‘, sagte man mir, ‚diese Statistik ist zu schaffen.‘ Wann? ‚Etwa in sechs Monaten.‘ Und wenn ich sie in vierzehn Tagen haben muß, weil die Sache drängt? Da antwortete man mir: ‚Da gibt es keine.‘ Ich mußte sie aber haben und hatte sie in vierzehn Tagen.“

Als er 1915 diesen Vortrag hielt, hatte der Mohr allerdings schon seine Schuldigkeit getan. Der jüdische Zivilist war den Militärs ein Dorn im Auge und mußte deshalb gehen. Im Frühjahr 1915 glaubte er erreicht zu haben, was sein Ziel gewesen war: „Als Exzellenz von Falkenhayn im Frühjahr nach Berlin kam und nach dem Stande unsrer Versorgung fragte, konnte ich ihm sagen: Wir sind in allen Wesentlichen gedeckt, der Krieg ist von der Rohstoffbeschaffung unabhängig.

Dem Reichstage hat der Kanzler dies bestätigt. Die Deckung ist zum Teil eine absolute: es wird soviel geschaffen, wie verbraucht wird; bei allen anderen Produkten reicht sie aus für eine Kriegsdauer, deren Länge im Belieben unserer Gegner steht. Auf einzelnen Gebieten haben wir überdies die Versorgung unserer Bundesgenossen übernehmen können.“

Rathenau selbst spricht mit unverkennbarem Stolz von seiner Leistung für die Kriegswirtschaft 1914/15: „Ich habe unsere Rohstoffwirtschaft geordnet, weil ich den Zusammenbruch unsres Landes verhindern wollte, weil ich hoffte, daß nach der Herstellung des Gleichgewichts Besinnung kommen würde. Wir waren blockiert, wir hatten nur wenig Rohstoffe im Lande, Salpeter kaum für sechs Monate, Kupfer, Wolle, Gummi, Jute, Zinn und viele andere bei sparsamstem Verbrauch kaum für ein Jahr. Nur Zwangswirtschaft, nach vollkommen neuen Grundsätzen, konnte uns retten, nur neugeschaffene Organe, Kriegsrohstoffgesellschaften nannte ich sie, konnten den gewaltigen Verbrauch ordnen. Die Rohstoffwirtschaft war die einzige Organisation dieses Umfanges, die nicht versagte. Selbst die von ihr schwer betroffenen Produzenten haben sie anerkannt. Ein ernster Gegenvorschlag ist nie gemacht worden. Wenn man von den Mängeln der Zwangswirtschaft spricht, so denkt aber ein jeder nicht an die Rohstoffversorgung, sondern an die Lebensmittelversorgung, wenn von Kriegsgesellschaften die Rede ist, so meint man die Nahrungsmittelgesellschaften. Diese Verwechslung machen sich meine Gegner zunutze.“

Der Krieg nahm also Rathenau zunächst ganz gefangen. Er hoffte auf Hohenzollern-Deutschlands Sieg, er wollte diesen Sieg, er hat das seine getan, um diesen Sieg erringen zu helfen. Spätere antisemitische Agitation hat Rathenau zum Defaitisten stempeln wollen. Er habe gesagt: Nie werde der Tag kommen, an dem Wilhelm II. mit seinen Paladinen siegreich durchs Brandenburger Tor reite. Richtig ist, daß Rathenau klug genug war, um nicht das

Schicksal Deutschlands und seiner kapitalistischen Wirtschaft mit dem Schicksal und Wohlergehen des Hauses Hohenzollern zu identifizieren. Rathenau wollte den Sieg der deutschen Waffen mit allen Konsequenzen. Und wo er zur Mäßigung riet, da war es vor allem Klugheit, die seine Gedanken bestimmte.

Die Reaktionäre, die Mordorganisatoren der „OC“, der Freikorps und der faschistischen Verbände ignorierten die wertvollen Dienste, die Rathenau der kapitalistischen Wirtschaft und Gesellschaft leistete, sie ignorierten seine Verdienste um die Kriegswirtschaft — sie hetzten gegen den Rathenau, in dessen Schriften viel von Forderungen des Volkes stand, sie stellten Rathenau hin als den heimlichen Revolutionär und bestochenen oder verblendeten Diener Frankreichs. Ihnen galt der Mensch und das Menschenleben Rathenaus nichts — sein Leben mußte vernichtet werden, um den Leichnam zu einer Stufe auf den Gipfel der Macht zu machen, nach der die faschistischen Reaktionäre strebten. Rathenau hätte der Republik noch große Dienste leisten können — Grund genug, ihn zu den „Verrätern“ zu zählen, die der Feme verfallen.

### III

Rathenau sah weit, aber er vermochte nicht weit genug zu sehen. Er war in den bei aller Weite beschränkten Kreis seiner Herkunft, seiner Erfahrung, seines Interesses gebannt. Interesse hier nicht im Sinne von AEG-Aktien, aber es ist klar, daß die Stellung Rathenaus in der kapitalistischen Produktion sehr bestimmend auf sein ganzes Denken eingewirkt hat. Bilder und Vorstellungen aus der Produktion wirken in einem fort. Seine Gedanken über Wirtschafts- und Staatsaufbau, seine Vorschläge für die neue „Autonome Wirtschaft“ sind bei aller Eigenwilligkeit der philosophischen Ableitung doch wesentlich durch das Bild der von ihm „wissenschaftlich“ beherrschten Produktion bestimmt. Von dieser Seite her erhielten die konstruktiven Vorschläge Rathenaus sogar einen gewissen reaktionären Charakter, nämlich durch die Betonung der Bedürfnisse „der Wirtschaft“ zu einer Zeit, wo die Massen nach Brot, nach Frieden und Sozialismus riefen.

Rathenau sah mehr das Produkt als den Arbeiter, er sah mehr den Effekt, als die Anstrengung. Die gesellschaftlichen Widersprüche der kapitalistischen Produktion hat Rathenau gekannt, aber nicht erkannt. Die umwälzende Marxsche Mehrwerttheorie hat er durch Zahlenexperimente widerlegen zu können geglaubt, die wenig geistreicher sind, als der Einfall Rockefellers, der ausrechnete, daß bei einer Teilung seines Vermögens jeder nur um einen Schilling reicher werden würde. Gewiß hat Rathenau, der, wie kaum ein anderer, die Allmacht des Kapitals gekannt und geschildert hat, sie auch verurteilt, aber nie von einem revolutionären Standpunkt aus.

Für die Arbeiter waren Rathenaus Bemerkungen über die Wirtschaft nicht geschrieben. Rathenau hat das Primat der Industrie, mit dem er aufgewachsen ist, nie vergessen. Er wandte sich auch in seinen radikalsten Entwürfen immer noch gegen die „Sozialisierung, wie die Arbeiter sie for-

derthen“. Er identifiziert seinen beschränkten individuellen Standpunkt mit dem allgemeiner menschlicher Vernunft und Zweckmäßigkeit nicht aus Berechnung oder aus Geiz, sondern weil es ihm unmöglich war, im Geistigen wie im Politischen die Schranke zu übersteigen, die ihm gesellschaftlich gesetzt war. Der gesellschaftliche Produktionsprozeß selbst ist es gewesen, der Rathenau sozusagen außerhalb der Geschäftsstunden zu seinen spekulativen Träumereien und konstruktiven Planungen von autonomer Wirtschaft, neuem Staat usw. Anregung gab.

Rathenau war stets ein Mann der großen Projekte. Er, der um die höchsten Probleme der Philosophie und des gesamten schöpferischen Lebens rang, er, der zugleich Wirtschaft, Staat und öffentliches Leben planvoll gestalten wollte, verfiel trotz aller Proteste gegen die „Entseelung“ unvermeidlich einem konstruktiven Schematismus. Denn er hatte eines nicht und konnte es den ganzen Umständen nach nicht haben: die Föhlung mit der Masse, mit den besten Kräften des Volkes.

Rathenau sah in den untersten Schichten, von denen er häufig sprach, und denen er große elementare und für die Zukunft bestimmende Qualitäten zu- maß, eigentlich nur den zu formenden Urstoff der gesellschaftlichen Rege- nation, nach der er sich sehnte. Die Fähigkeit der Ordnung, der geistigen Durchdringung der von der Geschichte dargebotenen Massen sah Rathenau bei den wenigen Großen. Denen fühlte er sich geistesverwandt. Für ihr Schicksal hielt er jene Einsamkeit, aus der er sich selbst nicht befreien konnte.

Walther Rathenau kannte die Masse nicht. Er suchte ihr Gewicht abzu- schätzen, ihre Rolle für die Zukunft aus der Geschichte abzulesen. Er emp- fand dunkel, daß von der Seite der Masse etwas Neues herannahte. Die Re- signation seiner Einsamkeit war nicht die vielberufene Einsamkeit des Ge- nies, sondern die Isoliertheit des nach Höchstem strebenden ahnungsvollen Bürgers, des Mannes, der, wie jemand gesagt hat, der Kopf eines Kauf- manns und das Herz eines Lyrikers hatte.

Exklusiver Reichtum, jüdische Kultur, vielseitigste weltbürgerliche Bildung, eine im Dienste eines der größten deutschen Wirtschaftsgiganten geschulte wirtschaftliche und gesellschaftliche Erfahrung, mehr oder weniger inten- sive Teilnahme an wichtigsten Entscheidungen vieler Jahre des Kaiserreichs und dann der Republik, angeborene Sensibilität und künstlerische Emp- fänglichkeit — all das verflücht sich in Rathenau zu einem widerspruchs- vollen Weltbild.

Seine Isolierung vom Herzen der Massen machte er zum System seiner Ge- sinnung. Er verliebte sich in seine Einsamkeit und kam so unvermeidlich zur Überschätzung seiner eigenen Wirkung. Einmal drückte er das so aus: „Die Führung unserer Zeit ist nicht die offenkundige und persönliche in den Stra- ßen und Sälen, die ist zuckender Reflex, sondern es ist die anonyme und ein- same in den Stuben der Schreiber.“ Er wollte Führer sein in diesem Sinne. Und wenn es eine Tragik gibt im Leben Walther Rathenaus, so ist es diese.



IV

Rathenau konnte sich in seiner unabhängigen Stellung auch als Schriftsteller vieles leisten. Und so wie er sich lange vor dem Kriege nicht gescheut hatte, in seinen Reflexionen das Judentum durch wahrhaftig nicht philo-semitische, sondern im Gegenteil von „nordischer“ Sehnsucht angekränkelte Bosheiten (auch manche Wahrheiten) zu sagen, die er später allerdings abschwächte, so sagte er aus der bitteren Einsamkeit der letzten Kriegsjahre und der Revolutionsjahre Monarchie und Republik manche Wahrheit und Bosheit, — was ihn später nicht hinderte, sich ganz in den Dienst der Republik zu stellen.

Übereifrige Verehrer Rathenaus hatten in einem Telegramm an die in Weimar tagende Nationalversammlung Walther Rathenau zum Reichspräsidenten vorgeschlagen. Mit bitteren Worten quittierte Rathenau die Art, wie diese Versammlung den Vorschlag aufnahm. Rathenau prophezeite dieser Republik Unheil: „Am Tage der Wahl des Reichspräsidenten war von Auslandsdeutschen ein gutgemeintes, doch unbedachtes und höchst abwegiges Telegramm in Weimar eingelaufen, das mit dem feierlichen Vorgang meinen Namen in ungereimte Verbindung brachte.

Es wäre leicht gewesen, diese Äußerung, wie es täglich mit vielen anderen geschieht, beiseitezulegen. Sie wurde verlesen.

Das Parlament eines anderen Kulturstaates hätte aus Achtung für jeden beliebigen Vertreter geistiger Arbeit es angemessen erachtet, die abgeschmackte Verlesung einer abgeschmackten Kundgebung zu überhören oder stillschweigend zu erledigen.

Das erste deutsche republikanische Parlament, das bestimmt war, sein Siegel unter die deutsche Schmach zu setzen, zur Sitzung vereint in dunkelster Zeit, in feierlichster Stunde, schüttete sich aus vor Lachen. Minutenlang Heiterkeit verzeichnen die Blätter, und Augenzeugen erzählen, daß Männlein und Weiblein zum Gruß an einen Deutschen, dessen geistige Arbeit sie kannten oder nicht kannten, sich beseligt auf ihren Sitzen kugelten. Als ich es las, war ich erstaunt, doch nicht um meinwillen betrübt. Ich mußte an das sardonische Gelächter des Unheils in der Burg von Ithaka denken, wie es Homer beschreibt.“

Mochte er als Philosoph und Gesellschaftskritiker resignieren oder gar verzweifeln, er war Chef der AEG, er mußte ordnen, was der Krieg und die Kriegsfolgen verwirrt hatten. Die Wirtschaft mußte laufen, koste es, was es wolle.

Er träumte neuen Aufschwung inmitten der Resignation, an der er krankte. Er hätte gern Rußland mit AEG-Methoden kultiviert. Aber er ahnte zugleich dumpf, daß dort im Osten eine Macht wuchs, stärker, planvoller, ausdauernder und im Grunde kräftiger, als alles, was man an Staat und Organisation kannte, weil sie sich auf die Massen stützen konnte, wie kein anderer Staat.

Es ist fünfzehn Jahre nach dem Tode Rathenaus, 20 Jahre nach der siegrei-

chen Revolution der russischen Arbeiter und Bauern gewiß nicht ohne Interesse zu sehen, wie auf Rathenau die Rätebewegung gewirkt hat, jene von den Massen selbstgeschaffene Form revolutionärer Selbstverwaltung, die auf einem Sechstel der Erde die Grundlage des sozialistischen Staatsaufbaus bildet. Rathenau schrieb:

„Das Rätewesen ist berufen, den westlichen Parlamentarismus abzulösen, dessen Bankrott, zum mindesten für Deutschland, durch die Nationalversammlung offenkundig geworden ist.

Wir waren parlamentsmüde, bevor wir Parlamentarismus kannten, doch hofften viele, eine echte Verantwortung werde die Substanz der Parlamente bessern. Das Gegenteil geschah. Wir sind so unpolitisch, unser Parteiwesen ist so tief in Biertisch- und Vereinsklügelei, in den Kult von Ortsgrößen, Wirtshausrednern und öffentlichen Phrasendreschern versunken, daß allgemeine Volkswahl in mehrjährigem Abstand, von Parteimaschinen geleitet, Versammlungen zutage fördern muß, die tief unter der Ebene europäischer Parlamente stehen. Solchen Häusern und ihren beauftragten Ministern kann das Schicksal des Landes nicht anvertraut werden, ebenso gut könnte man es einer Börse der Vereine und Verbände überlassen.

Die Räte sind Wahlkörper, die dauernd lebendig bleiben, Fühlung mit den Massen behalten und auf Grund eines fortwährenden Wettkampfes ihre befähigteren Elemente in die jeweils engeren Körperschaften aufsteigen lassen. Sie sind dem Parteiwesen zugänglich, dem starren Vereinswesen jedoch nicht unterworfen, Anciennitätsrechte der Trägheit und Beliebtheit finden nicht statt. Die Räte, in ihrer primitiven Entstehung und Form, in ihrer ungeschulten Methode und unzulänglichen Erfahrung haben in sechs Monaten in Deutschland mehr Initiative, eigene Gedanken und Richtkraft gezeigt, als die deutschen Parlamente in fünfzig Jahren, von der Komitragik der Nationalversammlung zu schweigen.“

Und das schrieb er über deutsche Räte, in denen die Revolutionäre nicht das Übergewicht zu erringen vermochten, die von der Reaktion ausgenutzt und schließlich unterdrückt wurden!

Als Außenminister ging Rathenau mit kaufmännischer Geschlossenheit an die Regelung der Beziehungen zu Frankreich, als der für Deutschland wichtigsten Versailler Vertragsmacht. Er verständigte sich mit seinem Kollegen Loucheur, Minister und Großindustriellen wie Rathenau selbst, über Sachlieferungen im Rahmen des Versailler Vertrages. Rathenau handelte gewiß nach den besten Interessen des Staates und der Wirtschaft, die er vertrat.

Rathenau war deutscher Unterzeichner des Vertrages von Rapallo — jenes Vertrages, der den Ring diplomatischer Isolierung um die junge Sowjetrepublik durchbrach. Der Vertrag erfüllte nicht nur die deutschen Arbeiter, sondern alle an Frieden und Fortschritt interessierten Menschen mit wirklicher Hoffnung auf eine brüderliche Zusammenarbeit mit dem Land der Sowjets.

Eine billige antisemitische Hetze sah ihr Ziel darin, Rathenau als heimlichen Bolschewiken hinstellen, der nach dem Rezept der „Weisen von

Zion“ das deutsche Volk mal an Frankreich, mal an Sowjetrußland verschachere. In der Tat war der Vertrag von Rapallo ein kühner Entschluß, einer jener ganz wenigen glücklichen Griffe, die die Geschichte der Außenpolitik der deutschen Republik zu verzeichnen hat. In den Massen war Rapallo populär. Die Reaktion aber haßte diesen Kurs der Außenpolitik — wenigstens fürchtete sie seine möglichen Konsequenzen.

So „verfiel“ Rathenau der faschistischen Feme, die sich damals zum Endsturm gegen die schwache Republik rüstete und den Coup systematisch durch terroristische Mordanschläge vorzubereiten suchte.

## V

Daß Rathenau Jude war, hat seine Empfindlichkeit, seine moralische und intellektuelle Sensibilität ungemein gesteigert. Mochte es für ihn im gesellschaftlichen Verkehr auch scheinbar keine Grenze geben — Walther Rathenau erhielt durch Bülow Aufträge von Wilhelm II., der ihn auch einmal zusammen mit dem Grafen Arco zum Vortrag über technische Erfindungen empfing —, so fühlte sich Rathenau in der Monarchie stets als Staatsbürger zweiter Klasse.

In seiner Schrift „Staat und Judentum“ sagte Rathenau 1911: „In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: Wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“ Er nennt Deutschland vor dem Kriege das „klassische Land des Antisemitismus“.

Rathenau glaubte mehr an sein Schicksal, als an seine Mission. Die antisemitische Hetze gegen ihn erreichte schließlich einen solchen Grad, daß er die reaktionäre Politik, die ihn fällen wollte, für das Schicksal halten mußte. Die Gewalt über die Wirtschaft und die Ohnmacht gegenüber der Gesellschaft — in diesen Kreis von Widersprüchen blieb Rathenau zeitlebens gebannt. Nur ein Revolutionär hätte diesen Kreis durchbrechen können.

Der Beherrscher der AEG, der Schöpfer vieler edler und großer Gedanken, der Träger einer großen ordnenden Vernunft und der Sehnsucht nach kommenden besseren Dingen fiel durch die Hand von Mördern, die, indem sie sich ihrer Mordtat rühmten, mit zynischer Offenheit erklären, daß Rathenau sterben *mußte* — weil er Jude war. In einem Artikel „Politische Attentate in Deutschland“ schreibt der berühmte Freikorpsführer F. W. Heinz:

„Der Jude Rathenau auf dem Platz, der einst das Vorrecht Bismarcks gewesen war, verletzte die heiligen Gesetze des Reiches. Die Antike kennt den Begriff dieser Schicksals herausforderung und nennt ihn Hybris. Die Hybris bedeutet keine ethische oder moralische Schuld, sondern sie stellt eine moralisch schuldlose Verletzung der metaphysischen Ordnung dar, sie ist eine bewußte Empörung des unfreien Menschen wider die ewigen Mächte, die den schicksalhaften Ablauf aller Geschehnisse bewirken. Wer diese



Schicksalsherausforderung begeht, der macht sich weder des christlichen Begriffes des Verbrechens schuldig, sondern er frevelt wider den inneren Rang der Werte. In Walther Rathenau und durch die Ministerschaft Walther Rathenaus wurde der Mythos des Reiches verletzt. Deshalb mußte der deutsche Außenminister jüdischer Rasse und jüdischen Seelentums Walther Rathenau fallen.“

Der Mann, den die Faschisten ermordeten, weil er Jude war, hat oft genug darunter gelitten, daß er es war. Der Widerspruch zwischen der mit wirtschaftlicher Machtstellung verbundenen gesellschaftlichen Rangstufe und der empfundenen jüdischen Inferiorität fand in den Schriften Rathenaus einen doppelten Niederschlag. Einmal in scharfen kritischen Bemerkungen gegen den Kastengeist der Monarchie, gegen die Exklusivität der junkerlich feudalen Hierarchie; zum andern in krampfhaften Versuchen, durch eine Rassenbetrachtung sonderbarer Prägung dem Germanenmythos durch geistige Auslegung gewissermaßen die antisemitische Spitze zu nehmen — oder mindestens doch sich unempfindlich zu stellen. Daß dieser Versuch mißlungen ist und Rathenau diesen Irrweg aufgegeben hat, konnte die faschistischen Mörder nicht hindern, den von ihnen ermordeten Juden Rathenau zum Kronzeugen ihrer rassischen Hetze aufzurufen. Der Blut und Boden-Minister des Dritten Reiches, Herr Walter R. Darré, hat in den Jahren 1926 und 28 ganze Artikel geschrieben, in denen er als faschistischer Leichenfledderer aus den Schriften Rathenaus zusammenklaubte, was ihm für seine rassische Pseudothorie nur irgend brauchbar schien.

## VI

Der Juni 1922 begann mit frechen faschistischen Attentaten. Die Mordorganisation Consul („OC“), Kapitänleutnant Ehrhardts verruchte Bande trieb ihr Unwesen. Vor Jahresfrist war ihnen Erzberger erlegen, des Reiches Finanzminister. Der faschistische Mord flackerte in Deutschland überall auf. Die Not der Massen, die von Angst vor herannahender Inflation gepackt waren, galt der Reaktion als Deckung für ihre Bestrebungen, dem leidenden Volke auch noch das letzte zu rauben, die errungenen demokratischen Rechte zu vernichten und die Hohenzollern- oder Wittelsbacher Dynastie wieder aufzurichten. Marodeure der Volksnot, Bestien der Schlachtfelder des letzten Krieges vereinigten sich mit Bürgersöhnen, die in Haß gegen die Republik aufwuchsen, da die Republik ihnen die Karriere versaute und man nicht wissen konnte, ob sie nicht nur der Anfang einer noch schlimmeren, einer wirklichen sozialistischen Republik sein werde. 17jährige Gymnasialisten richteten ihre Mordwaffen gegen den Minister Rathenau. Sie erschossen ihn auf dem Wege zum Außenamt — am 24. Juni 1922.

Die Mordanstifter erschrakten über die Wirkung ihrer Tat. Das ganze deutsche Volk war aufgewühlt und erschüttert. Was weiter?

War Rathenau nicht umsonst gefallen, raffte die Republik sich auf, gelang es dem Volk, seinen Willen gegen die Mordbanditen, ihre Dulder und För-

derer durchzusetzen? Nie gab es so gewaltige Demonstrationen, gemeinsam unter roten und schwarz-rot-goldenen Fahnen, wie an jenen heißen Junitagen, als die Massen marschierten — um einen Toten zu ehren, der ein Republikaner, ein Kapitalist und ein Minister war, den die finsterste Reaktion sich als Opfer auserwählt hatte. Die Massen marschierten in dem Gefühl, daß alles auf dem Spiele stehe — sie meldeten ihre Forderungen an, sie verfluchten die Mörder und gedachten der langen Reihe unvergeßlicher Opfer, deren letztes sie besonders erschütterte, weil dieser Mord enthüllte, was bisher verborgen lag.

Die Massen marschierten. Sie marschierten gegen die Mörder und ihre Hintermänner. Die Massen verstanden, daß sie selbst getroffen werden sollten. Die Massen verstanden auch, daß die Kugel der Mörder von Kriegsverbrechern gelenkt war, die alles auf die Karte blutiger reaktionärer Kriege setzten.

Die Massen fühlten, daß die Faschisten durch die Ermordung Rathenaus nicht nur die physische Vernichtung des der Reaktion verhaßten Außenministers bezweckten, sondern einen Schlag gegen eine Politik der friedlichen Verständigung und der engen Zusammenarbeit mit dem Sowjetland.

Einer jener Augenblicke schien gekommen, wo das Volk erschreckt und empört inne wird, welchen Gefahren es sich gewachsen zeigen müsse, und wie es sich ihrer erwehren könne. Für einen Moment waren die Kulissen, aus denen die feigen Mörder hervorgetreten waren, erleuchtet. Die Fäden liefen in das Hauptquartier der Kriegsverbrecher, der Monarchisten, der Staatsstreicher, der Ludendorff, Ehrhardt, Escherich. Das Volk verlangte Sühne, ja Rache. Arbeiter, Angestellte und Beamte, einig in einer Front wie nie (nur der Bauer fehlte, schlimm genug).

Die Massen erreichten ihr Ziel nicht. Die alte Kluft tat sich auf zwischen denen, die vertrauten und denen, die mißtrauten, zwischen denen, die an die sichtbare Schwäche der Republik nicht glauben mochten und denen, die in einer neuen wirklichen Revolution den Ausweg sahen. Die erst feige zurückgewichene Reaktion reckte sich wieder auf. Die Putschvorbereitungen und Mordkomplotte gingen weiter, diese Republik marschiert dem Jahre 1923 — und dem Ende, 1933 — entgegen.

Alles verlief im Sande. Noch schlimmer: der sichtbare Verzicht der Republik, sich selbst und das Leben ihrer höchsten Funktionäre zu schützen, ermunterte die Reaktion, forderte ihr immer frecheres Auftreten geradezu heraus, und so brachte trotz aller Hoffnungen, von denen die Junitage des Jahres 1922 erfüllt waren, der Mord an Rathenau nicht eine Besinnung für die fortschrittlichen und demokratischen Kräfte gegen die Reaktion.

Die Republik fürchtete ihre eigenen Verteidiger mehr als ihre Todfeinde. Sie ließ ihre Minister wie Hasen abknallen und belohnte die Mörder: manchmal hintenherum, manchmal offen. Die Republik, die sich in ihrer Geburtsstunde mit der Blutschuld an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Kurt Eisner, Gustav Landauer belastete, ward die Geister, die sie zum Schutz

gegen die „begehrliche Masse“ gerufen hatte, nicht mehr los: aus der Pest der Freikorps und der geheimen reaktionären und monarchistischen Verbände wuchs der tierische Faschismus.

Hier mag daran erinnert werden, daß wenige Monate nach dem Tode Rathenau Gumbels verdienstvolles Buch „Vier Jahre politischer Mord“ erschien, dieses, bei aller Nüchternheit der Tatsachen so aufwühlende und anklagende Dokument. Faschistische Mordverbrechen, faschistische Brutalität, moralische Feigheit und Nichtswürdigkeit triumphieren heute in Deutschland. Gumbel hat schon vor fünfzehn Jahren der Republik den Spiegel vorgehalten: „Die Mörder entkommen. Die großen Überschriften in den Zeitungen klingen ab. Die ‚Gesetze‘ zum Schutz der Republik werden von überzeugten Antirepublikanern ihren Zwecken leicht dienstbar gemacht. Die Zeitungen sprechen von den ‚vom kommunistischen Ausland‘ gedungenen Mördern: ‚Ein Deutscher kann so etwas nicht tun‘... Bald ist die nötige Stimmung erreicht. Nicht die Mörder, die man vergißt, sind die Feinde der Republik, sondern die ‚Hetzer‘, die zum ehrlichen Schutz der Republik riefen. Dann ist es nur gerecht, daß man die Mörder in Ruhe läßt und die Demonstranten einsperrt. Dieses Verfahren hat sich mit widerwärtiger Eintönigkeit bei jedem der letzten politischen Morde wiederholt und ist beinahe empörender als die Morde selbst.“

Rathenau kann uns kein Führer sein, aber sein Werk erhellt ein Stück unsres Weges, wenn wir es recht betrachten. Rathenaus Andenken muß uns viel gelten. Er starb von der Hand jener Banditen, die nicht nur einzelne edle und tapfere Menschen getötet haben und töten, sondern die das ganze deutsche Volk knebeln, auspressen, aussaugen und zum furchtbarsten Krieg vorbereiten. Die Faschisten haben zum Zeichen ihres schlechten Gewissens die Denktafel von der Mordstelle im Grunewald entfernt.

Rathenau hat Wege zeigen wollen, er hat von kommenden Dingen gesprochen. Viele haben aus seinen Werken Hoffnung und Zuversicht, Glauben geschöpft an eine wirkliche Demokratie für das deutsche Volk und durch das deutsche Volk. Für manchen mögen Rathenaus Worte eine Brücke sein, um zu den Volkskräften vorzustoßen, deren Zusammenwirken allein das Schicksal des deutschen Volkes entscheidet.

Wir hadern nicht mit dem Schicksal, wir glauben nicht an blinde Mächte und gehören nicht zu denen, die meinen, es hat alles doch nicht anders kommen können, als es gekommen ist. Für uns ist Geschichte nicht die Registrierzentrale toter unbeweglicher Fakten, sondern ein lebendiges Gewebe lebendiger Kräfte, die gestern geruht haben, heute wirken und morgen wirken werden. Deshalb sagen uns manche Worte Rathenaus heute vielleicht mehr, als jener Zeit, in der sie gesprochen wurden.



# REVOLUTIONÄRER HUMANISMUS

von

Hans Mühlestein\*

Motto: „Ein Zeitalter versinkt, ein neues dämmert herauf; im Zwielficht werden die dunklen Geschäfte besorgt.“

Das größte Schreckgespenst, das die bürgerlich-kapitalistische Kritik dem Sozialismus entgegenzuhalten pflegt, ist die Drohung mit dem Untergang des sich selbst bestimmenden Individuums, der freien Persönlichkeit, des autonomen Menschen, als der Quelle aller Kultur. Mit der Aufhebung des Privateigentums, ja, bereits mit der bloßen Einfügung der Privatinitiative in irgendeine sozialistische Planarbeit — so sagt man — werde jede persönliche kulturschöpferische Kraft in der Wiege erstickt. Der konsequente Kommunismus gar sei der Todfeind, ja *ipso facto* der Tod aller und jeder Kultur. Der einzige Hort der freien Persönlichkeit und damit die Quelle aller Kulturleistung sei daher das Bürgertum, speziell sein Liberalismus — der vor hundert Jahren seine revolutionäre Epoche hatte —; denn er habe das Individuum als schöpferisches Prinzip entdeckt und es zum Motor alles Kulturfortschritts gemacht. Ja, so weit dieser gutgläubige bürgerlich-kapitalistische Kritiker, mit dem wir uns hier in der Idee auseinandersetzen, noch nicht selber Faschist geworden ist, wird er mit besonderem Nachdruck den Anspruch erheben, der einzige berufene Verteidiger des autonomen Menschen und seiner Kulturleistung gegenüber dem Faschismus zu sein. Zwei Dämonen also gelte es heute abzuwehren, wenn man den autonomen Menschen und seine Kultur vor dem Sturz in den Abgrund der Hölle retten wolle: den Sozialismus und den Faschismus. Gegen beide müsse der Kampf auf der ganzen Linie aufgenommen und unerbittlich ausgefochten werden: im Namen der Freiheit, im Namen der Kultur!

Nun hat sich aber, seit dieser Anspruch des bürgerlichen Liberalismus durch seine Leistungen in der Geschichte gerechtfertigt war, eine grundlegende Gesellschaftsumwälzung innerhalb des bürgerlichen Lagers selbst vollzogen, die unser wohlmeinender Bürger — den wir hier voraussetzen wollen als den Typus, mit dem wir es hierzulande vor allem zu tun haben — auch bis heute noch nicht zur Kenntnis genommen hat; eine Umwälzung gewissermaßen unter den Füßen dieses mit dem Haupt in die Wolken ragenden „Idealisten“, der seiner Ideologie noch nicht nachzukommen vermochte, und die er darum nicht für wahr hält, so wirklich sie auch sein mag. Er hält es gewissermaßen unter seiner Würde, von solchen „materialistischen“ Dingen Kenntnis zu nehmen. Es handelt sich nämlich um eine grundlegende Umgruppierung der wirtschaftlichen Kräfte, eine Umgruppierung, der zwar der *Wirtschaftsmann* in diesem Bürger längst selbst dient — auch wenn er nur von den Aktien lebt, um sich im übrigen „höheren Din-

\* S. Notiz auf S. 98.

gen des Geistes“ zu widmen —, die aber das *Denken* in diesem Bürger *einfach nicht wahr haben will*. Und dies zwar aus guten Gründen: wenn nämlich dieser „liberale“ Bürger diese faktische Umgruppierung der Kräfte im kapitalistischen Lager auch im Denken vollzogen hätte — *dann wäre er auch vor sich selber bereits Faschist!* Wie sollte er auch anders, als faktisch Mitwirkender oder als Nutznießer eines monopolkapitalistischen Wirtschaftssystems, das in seiner nationalen und internationalen Verflechtung über faschistische und nichtfaschistische Staaten hinweg längst sein ehernes Netz der „gebündelten“ Machtinteressen auch über das Wolkenhaupt des größten bürgerlichen „Idealisten“ geworfen hat. Dann aber, wenn dieser es sich *zugabe*, was da mit ihm geschehen ist: *dann wäre es mit seiner schönen Rolle des Beschützers der Geistesfreiheit des Menschen, der Autonomie seiner Wissenschaften, Künste und aller übrigen Kulturleistungen mit einem Schlage aus!*

*Und so ist es in der Tat: mit dieser Rolle des bürgerlichen „Idealisten“ ist es ein für allemal aus.*

Einer der größten lebenden Schriftsteller englischer Sprache, der sich nicht nur durch hervorragende Dichtungen, sondern auch durch erstaunlich begriffsscharfe Kulturkritik hervorgetan hat, *Aldous Huxley*, hat einmal — in einer Rede auf dem Gründungskongreß des „Weltbundes der Schriftsteller zur Verteidigung der Kultur“ im Juni 1935 in Paris — die Rolle der Wissenschaften in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft unter die Lupe genommen. Er kam zu folgendem vernichtendem Schlußurteil:

„Die Kenntnis der Spezialwissenschaften, und vor allem das wissenschaftliche Verhalten in allen Dingen sind wesentliche Elemente in unserer Kultur. Eines der größten Unglücke unserer Epoche nun ist dies: in allen Staaten, vor allem aber in den totalitären Staaten, wird die Wissenschaft nur insoweit geachtet, als sie sich entweder nur mit Problemen rein technischer Art, oder aber mit Problemen von so allgemeinem Charakter befaßt, daß sie nicht den geringsten Bezug auf menschliche Angelegenheiten hat. *Sobald es sich jedoch um die großen sozialen und politischen Fragen handelt, ist es der Wissenschaft auf das strengste verboten, sich einzumischen.* Die gegenwärtige Lage ist die: Außerhalb der Domäne des Nicht-Menschlichen ist die Wissenschaft nichts anderes als die Magd der Interessen und der Passionen“ (des Monopolkapitals natürlich, so wie sie im Mittelalter die Magd der Monopolkirche war, nur in noch viel universellerem Ausmaß.) „Die Funktion, die man dem Gelehrten zuweist, ist die, Mittel ausfindig zu machen, um Zwecke zu erreichen, die von mehr oder minder verbrecherischen Verrückten ausgeheckt worden sind.“

Das gilt, wie Huxley ausdrücklich sagt, von allen kapitalistischen Staaten, nicht nur von den totalitären, wenn auch in den letzteren die Fratze der versklavten Wissenschaft uns offen anbleckt, während sie in den noch nicht totalitären Staaten „demokratisch“ getarnt ist. Faschistisch ist sie, wie daraus klar hervorgeht, auch hier. Wie sollte sie auch anders, da die Macht, die auch hier alles regiert, das „gebündelte“ Monopolkapital ist! Diese Fest-

stellung Huxleys trifft die große Illusion des Bürgerlichen von heute mitten ins Herz, dort wo es am verwundbarsten ist, wo es nämlich am stolzesten auf seine Leistung ist: ich meine den edlen Wahn des echten bürgerlichen Idealisten von heute, daß er *immer noch* der Hort der Freiheit, der Wissenschaft, der Bildung, der Künste und aller übrigen Kultur überhaupt sei. Der Faschismus aber — der kalte bei uns in der Schweiz wie der hitzige im Dritten Reich — ist nichts anderes als *die absolute Verneinung des autonomen Menschen auf der ganzen Linie*. Er muß danach streben, diese Verneinung auf geistigem Gebiet noch totalitärer zu machen als auf politischem. Denn *der Geist der Autonomie* ist es, der gegen das ganze System, auch gegen das politische, das Dynamit erzeugt. *Der Geist der Autonomie ganzer Völkermassen aber, der für Millionen Ausgebeuteter und Geknechteter die Selbstbestimmung, die Geistesfreiheit, die wahre Demokratie und als Grundvoraussetzung dazu, die Freiheit vom Kapital, fordert: das ist der Sozialismus, das ist die Revolution!*

Bei uns in der Schweiz hat der Faschismus auf *geistigem* Gebiet den Vorsprung genommen — um auf politischem wenigstens noch eine hohle Fassade von demokratischen Scheinrechten stehenlassen zu können, mit denen man das Volk, da sich am Äußeren scheinbar so wenig ändert, recht lange bei der Stange halten, d. h. dumm machen zu können hofft. Es soll nicht merken, daß der neue faschistische Geist nichts anderes ist als der unter besonderen Bedingungen hervorgetriebene Exponent der stärksten Macht, die, seit sie die Französische Revolution abgestoppt hat, die Welt beherrscht hat: des Finanzkapitals. Das Volk soll durch Verbot und Beschlagnahmung der ernsthaften sozialistischen Literatur, der marxistischen — am liebsten durch deren völlige „Ausrottung“ — der Selbstbildungs-, der *Selbstbestimmungsmöglichkeit* beraubt werden: denn aus dieser Literatur würde es lernen, daß das Kapital selbst einmal eine Weltrevolution gemacht hat, die es in Besitz der politischen Macht und schließlich aller Bildungsgüter gesetzt hat, von denen es dann, eben durch das Kapital, die besitzlosen Klassen in raffiniert „demokratisch“ getarnter Weise in steigendem Maße ausgeschlossen hat. Das Volk würde aus dieser Literatur ferner lernen, daß selbst diese Revolution des Kapitals, eben weil sie eine Revolution war, eine Revolution gegen überholte, veraltete Gesellschaftsformen, die Weltentwicklung gewaltig *vorwärtsgetrieben* — dann jedoch, als sie ihren revolutionäre Geist selbst verriet, um die Beute zu konservieren und für sich zu monopolisieren, diese Weltentwicklung ebenso gewaltig *gestaut* hat. Ja, das Volk würde daraus schließlich lernen, daß es möglicherweise an der Zeit sei, abermals zu einer Revolution zu schreiten, die nun natürlich von anderen Leuten gemacht würde, von Leuten, die nun ihrerseits dieses Kapitalsystem für überholt und veraltet halten und es für dieselben Sünden verantwortlich erklären, für die ehemals die Liberalen die Feudalen beschuldigten: für den Raub an Gut und Bildung des Volkes, für die Abwürgung seiner Freiheiten, seiner Selbstbestimmung, seiner materiellen und ideellen Aufstiegsmöglichkeiten zu einer wahren, allgemeinen und allen gehörenden Kultur!



Die nun — mit dem faschistischen Cauchemar — drückend auf die Völker zurückgefallene Last der endgültig ans Kapital verratenen liberalen Revolution von ehemals, die die Menschheit ehemals so mächtig vorwärtsgetrieben hat, wie sie sie heute als Revolutionskadaver staut: diese ungeheuerliche Last ist es, die uns aller Autonomie, aller Selbstbestimmung, aller Geistesfreiheit, aller wahren Demokratie beraubt. Brutal tritt zutage, daß damit *das Menschliche* im Menschen und mit ihm *die Wurzel aller Kultur* ausgerissen wird. Mit dem menschlichen Urrecht der Autonomie, einmal entrisen, ist alles weg, was den Menschen zum Menschen macht: freie Forschung, freie Dichtung, freie Rede, Recht und Gerechtigkeit, Humanität und Humanismus, politische Freiheit und jeder Hauch von echter Demokratie — alles ist weg! („Das Zeitalter der Humanität ist geschlossen“ — proklamierte Hitler im Jahre 1933; wir brauchen nur die sinngemäße Ergänzung hinzuzufügen: „Das Zeitalter der Barbarei ist eröffnet“ — um sofort das Richtige dieser Tendenz zu treffen.)

Aber gerade diese radikale Ausreifung der Sünden eines ganzen überlebten Systems treibt ja auch die Gegenkräfte des Neuen endlich siegreich hervor. Aus den Katakomben des überreifen Römischen Reiches ist das Urchristentum durch unnennbare Martyrien zur Weltmacht aufgestiegen, auch es im Namen der Freiheit und einer neuen Gerechtigkeit, auch es ursprünglich ein Riesenaufstand der Erniedrigten und Beleidigten — auch es längst zur weltgeschichtlichen Leiche geworden, die der Menschheit eine unsagbare Last aufgeladen hat. In derselben Weise, sagt *Jean-Richard Bloch*, breitet sich seit einigen Generationen „eine geistige Bewegung als Grundwasser innerhalb der heutigen Gesellschaft aus wie das Christentum unterhalb der antiken Gesellschaft“; und auch diese Bewegung „zieht im stärksten Maße die Möglichkeiten des Geistes ins Spiel“. Heute aber „raffen sich die Menschen zur riesenhaften Anstrengung auf, die Zwischenstrecken abzukürzen. Schließlich erblicken sie darin auch die Erfüllung des tausendjährigen Traums von der Vereinigung der Menschen“. Lange Zeit anonym und illegal, dann immer ausgebreiteter, massenmäßiger und ungestümer drängen die neuen Gegenkräfte ans Licht eines neuen Weltalters. Sollte es dabei ohne Martyrien abgehen können? Rußland hat die seinen erlebt — wir werden die unsern erleben! Jeder auf seine Weise. Das gewaltigste Martyrium der Geburt des neuen Weltalters aber erleidet heute für uns alle schon Spanien. (Daher die mimosenhafte Empfindlichkeit aller heutigen Machthaber bürgerlicher Staaten allem gegenüber, was auch nur nach Sympathie mit den spanischen Freiheitskämpfern aussieht! Daher aber auch die gewaltige Sympathie der Völker mit dem spanischen Volk, das sich die feudalen Räuber und die faschistischen Erpresser des Kapitals zugleich vom Leibe schütteln muß und will!)

Das ist ein riesenhafter Vorgang in den innersten Gefügen der menschlichen Gesellschaft, über den weder Diktaturen noch Bundesräte auch nur die geringste Macht haben. Dieser innere Prozeß der Ausreifung der Gegenkräfte gegen den faschistischen Geist des Finanzkapitals, der *Ausbruch* dieser

*Kräfte der Selbstbestimmung* der Millionenmassen der betrogenen Völker, mit einem Wort: die Revolution — *nichts anderes wird die neue Kultur der wahren Autonomie, die wirkliche Demokratie der ungeheuren Mehrzahl stiften!*

Kultur ist ja nichts sich gleich Bleibendes und ebenso wenig etwas für sich Existierendes. Sie kann nicht auf einer Insel von ein paar (mit Scheckbüchern) Seligen gezüchtet und von ein paar Monopolinhabern dieser Seligkeit beliebig reproduziert werden. Sie kann auch nicht stationär bleiben, ohne abzusterben. *Das Lebensgesetz der Kultur ist das der lebendigen menschlichen Gesellschaft selbst.* Was hier abstirbt, stirbt auch dort ab. Was in der Gesellschaft an neuen Kräften ans Licht drängt, stößt sofort auch ihre Kulturleistungen auf neue Bahnen. Was in ihr aber durch künstliche Institutionen oder Gewalteingriffe gehemmt, unterdrückt oder abgewürgt wird — genau soviel keimendes Leben der Kultur wird in der Wiege erstickt. Die zahllosen Erfindungen, die von der Konkurrenzangst aufgekauft werden, nur um ihre Ausführung zu verhindern, sind nur ein Symptom der selbstmörderischen Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft, die ja noch tausendmal mehr *Ideen der wahren Autonomie* in dem Blutsumpf ihrer Selbstzersetzung ertränkt, solange sie die Macht hat.

Keine andere Hoffnung für den autonomen Menschen, sein Reich der Freiheit — den Traum der Jahrtausende — wirklich aufgerichtet zu sehen, seine Kultur wirklich zum Blühen auf diesem Planeten zu bringen, als der allgemeine Durchbruch der neuen Kräfte der menschlichen Gesellschaft. Er wird die weltweite Diktatur des Finanzkapitals hinwegfegen, von der die faschistischen Diktaturen nur die am weitesten vorgetriebenen Sturmtrupps sind. Er wird das wahre Joch der Menschheit, den hundertprozentigen Gessinnungs-Materialismus des Profits, zerschlagen, eines Jochs, das heute wie nichts anderes mit vernichtendem Gewicht auf der Geistesentwicklung der Menschheit lastet.

Eine solche Umwälzung aus dem innersten Gefüge der menschlichen Gesellschaft heraus wird alle *humanen* Kräfte — nach furchtbaren Martyrien im Kampf gegen die heute triumphierenden antihumanen — auf allen Gebieten menschlicher Schöpfung entfesseln. Damit wird auch dem verlogenen „Humanismus“ des Bücherstaubes, den die bürgerlichen Intellektuellen in ihrem Elfenbeinturm sorgsam vor den Stürmen der Zeit zu bewahren versuchen, das Gesicht energisch aus der Vergangenheit in die Zukunft gewendet werden.

Wer aber heute schon mit seinem Denken und Wirken dieses Ganze des Schicksals unseres Menschengestes erfaßt und ihm ohne Rücksicht auf sein persönliches Schicksal dient — der und der allein hat heute das Recht, sich einen Humanisten zu nennen. Sein Humanismus ist unter dem Druck des Faschismus zwangsläufig *revolutionärer Humanismus*.

„Ich hab's gewagt!“ sang in der Geburtsepoche des schon einmal revolutionär gewesenen Humanismus *Ulrich von Hutten*.

## DER FALSCHER NERO

*Lion Feuchtwanger:*

„Der falsche Nero“

Querido Verlag, Amsterdam

Ort der Handlung dieses neuen historischen Romanes von Lion Feuchtwanger ist Mesopotamien, Zeit 80 n. Chr. Cejon, der eben ernannte kaiserlich-römische Gouverneur der Provinz Syrien, wurde in Knabentagen „Streckmännchen“ geheißen und ist ein Streckmännchen geblieben. Dank einer überbetonten Zackigkeit seines Äußeren, die nicht ganz imstande ist, die echte Breiigkeit seines Wesens zu verbergen, hat er mit fünfzig einen wichtigen Posten im Weltreich erklettert und tritt ihn an mit der Absicht, „diesen Orientalen“ zu zeigen, was römische Zucht und Ordnung ist. Der Römer Varro, sein Antagonist schon aus Schülertagen, tausendmal begabter als er, aber auch phantastischer, intuitiv, mit Bewußtsein amoralisch, mit frischen Sinnen allem Laster zugetan, hat eine große Zukunft hinter sich. Er war Senator, ein Intimer des Kaiser Nero, sein Vertrauter bei weltumspannendem Planen. Aber nach Neros Ermordung kam unter dem bauerlich-strengen Regiment Vespasians sein Stern ins Niedergehen. Vor dem Sturm der Militärrevolte hatte er sich fluchtartig nach Syrien begeben, ohne jedoch die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Aber in absentia wurde ihm eines belanglosen Bordellskandals wegen die Senatorenwürde aberkannt, seine Stellung in Rom erschüttert. So blieb er in Syrien, erwarb zu seiner alten römischen etliche orientalische Staatsbürgerschaften. Er machte Geschäfte, wurde ein Wirtschaftskapitän der Kolonie und damit eine Säule des Imperiums, das er in seiner Repräsentation Titus haßte, wie er den früh verstorbenen Vespasian gehaßt hatte. Nun stand er — Großkapitalist und Empörer zugleich — dem Streckmännchen von der ersten Stunde an mit lauerndem Blick und gefletschten Zähnen gegenüber. Seine Tochter Marcia, weiß, schön, streng, nun zwanzig Jahre alt, hatte als Kind davon geträumt, Vestalin zu werden, jenes Leben voll Keuschheit und Größe zu führen, das nur Töchtern der würdigsten Römer offenstand. Jetzt schritt sie einsam durch den Straßenwirbel des Orients, der ihr schmutzig schien, mied jede Berührung, durchschaute, verachtete, liebte und bewunderte ihren Vater.

Der Töpfer Terenz ist als Leibeigener Varros geboren, der ihn später freigab. Mit dreißig sah er Nero so ähnlich, seine Gestalt, Haut und Haar, jeder Zug seines Gesichtes, daß Varro ihn dem Kaiser vorführte, und es war ein Vergnügen des verspielten Tyrannen, ihn als menschlichen Affen um sich zu halten, sich von ihm studieren, seinen Gang, seine Stimme, sein Gehabe imitieren zu lassen. Er trieb den Spaß so weit, daß er Terenz an seiner Stelle eine Botschaft an den Senat verlesen ließ, im kaiserlichen Purpur, und freute sich kaiserlich, daß die Komödie völlig gelang, Terenz seine Rolle



würdig spielte, der Senat keinen Verdacht schöpfte. Als die Garde Nero ermordete, entging sein Doppelgänger nur um Haaresbreite dem gleichen Schicksal. Im Kielwasser Varros flüchtete auch er nach Syrien, mit Caja, seiner nüchtern-ehrlich-energischen Frau und seinem Leibeigenen Knops. Sie kamen als Bettler an, aber der reiche Varro bot ihm die Hand, und in kurzem entstand die keramische Fabrik Terenz, sie wurde — dank Cajas und Knops' Fleiß — groß und einträglich. Terenz selbst stieg empor zum Zunftmeister der Töpfer von Edessa, der Hauptstadt des souveränen Staates Edessa.

Dieser Terenz ist ein begabter Mann. Das Handwerk interessiert ihn nicht, er hat es — trotz niedrigster Herkunft — zur vollen Bildung seiner Epoche gebracht, spricht römisch, griechisch, und aramäisch mit Wucht und Wohlklang, kennt die griechischen und römischen Klassiker wie ein Gelehrter oder Schauspieler, liebt Theater und Künste und ist ein Volksredner von gewaltiger Wirkung. Einem Unbegabten hätte auch Nero nicht die eigene, kaiserliche Rolle anvertraut, einen Nur-Affen hätte er nicht um sich geduldet. Wirklich ist Terenz dem Nero nicht nur ähnlich sondern tief verwandt, und das ist — wie Feuchtwanger den Nero sieht — nichts Geringses. Groß und grausam, ein Politiker, der in Weltteilen denkt, der über die Brücke Mesopotamien hinüber den Alexandertraum verwirklichen will, Rom mit dem Fernen Osten zu vereinen — und verspielter Knabe zugleich —, ein Künstler, ein der Leidenschaft fähiger Liebender, so wird uns Nero geschildert, auch fähig, heroisch zu sterben. Einen Mann von solchem Format wieder auferstehen zu lassen, als leibeigen geborener Töpfer durch Jahre und unter den Augen der ganzen Welt einen Nero glaubhaft zu spielen, vermag nur ein Genie.

Varro ist es, der ihm die Rolle aufdrängt, — zunächst, um dem Streckmännchen das Leben sauer zu machen, mehr noch, um dem verhaßten Titus einen Knüppel in die Speichen seiner Quadriga zu werfen, vielleicht sogar, um den Alexander-Nero-Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Aber Feuchtwangers Psychographie läßt die Frage offen, ob es sich überhaupt nur um die Laune eines gelangweilten Hasardeurs handelt, der bereit ist, das eigene Schicksal, Blut und Leben von Tausenden auf eine Karte zu setzen, nur weil der Augenblick höchster Spannung ihm überirdisch scheint.

Nun erfährt die Welt, Terenz sei ein falscher Töpfer. Terenz sei der echte Nero! Der vor elf Jahren als Nero erschlagen, eingeäschert und beigesetzt wurde, war der echte Töpfer Terenz!

Wie Varro dies Märchen glaubhaft macht, seiner Kreatur eine mächtige Plattform baut, mit orientalischen Fürsten und Priestern um seine Legende ringt und sie durchsetzt, hat Feuchtwanger subtil geschildert. Marcia selbst, die reine, das einzige Wesen, das Varro liebt, wird seiner Kabale geopfert. Sie muß zu Terenz ins Brautbett, als Beweis, daß Varro selbst an Nero glaubt. (Das Brautbett aber ist die erste Szene, in der Terenz seiner Rolle nicht gewachsen ist.)

Noch ist der wiedererstandene Kaiser für Rom ein Schwindler, ein Ver-

brecher, den König Philipp von Edessa in seinem Hoheitsgebiet duldet, den er aber — nach internationalen Verträgen — ausliefern muß, wenn Rom durch seinen Statthalter in Syrien den Antrag stellt. Aber nicht immer werden Verträge zwischen Staaten erfüllt, wenn die militärische Lage ein Ausweichen ermöglicht. Rom hat in Syrien starke Garnisonen, aber auf einen Krieg mit Edessa will es die Regierung nicht ankommen lassen, denn es ist ein dritter wichtiger Faktor im Spiel, der Partherkönig Artaban. Zwischen Römern und Parthern ist schon viel Blut vergossen worden, Krieg gegen Edessa könnte zugleich Krieg gegen die Parther bedeuten. Da König Philipp seinen Gast Nero nicht ausliefern will, liefert er ihn also trotz aller Verträge nicht aus. Mit Varros List und Varros Gold ist der falsche Nero schon jetzt eine Macht, er kauft sich den römischen Hauptmann Trebon mit seinen dreihundert Legionären, andere römische Truppen laufen zu ihm über, und da er nun im Heer befehligt, nennt er sich König von Römisch-Syrien und Mesopotamien. Er besitzt keinerlei Macht über diese Länder, einstweilen genügt der Titel...

Der Partherkönig verspricht ihm Anerkennung, Truppen und Anleihen, wenn er nachweist, daß Syrier und Mesopotamier ihn zum König wünschen. Mit dreißigtausend Mann bester Parthermiliz und zweihundert Millionen Sesterzen würde die römische Macht im Osten dann wohl zu bestehen sein...

Aus Terenz' Leibeigenem Knops ist ein Staatssekretär seines noch nicht existierenden Staates geworden, ein windig-tückischer Geselle, der finsterste Schliche ersinnt und als Klimax aller Staatskunst die These gefunden hat: „Je dicker eine Lüge ist, desto sicherer wird sie geglaubt.“ An der syrischen Grenze wohnen zahlreiche Christen. Feinde Neros, denn der echte Nero hatte ihre Glaubensbrüder in Rom grausam verfolgt. Wenn man jetzt in Syrien ein großes nationales Unglück geschehen ließe — wenn durch Zerstörung einer Euphratschleuse etwa eine Wasserkatastrophe verursacht würde — und wenn man die Christen beschuldigen könnte, dies Verbrechen begangen zu haben, angestiftet vom römischen Stadthalter Cejon — dann wären die Syrier gewonnen! Sie würden an die Gefahr glauben, die Christen vernichten, und der Flut könnte Kaiser Nero als Erlöser entstehen.

Hauptmann Trebon, ein Haudegen mit Cäsarenwahnsinn, so ruchlos wie eitel, und Knops sind Hand und Hirn bei diesem Werk. Ein Teil der Euphratstadt Apamea geht unter Sturzfluten zugrunde, wenige Stunden später ist es Gewißheit, daß die Christen, Abschaum der Menschheit, Feinde des Eigentums und der Familie, im Solde der Verbrecherregierung Titus' dies Attentat begangen haben, „Nero aber stand groß vor der untergehenden Stadt, ihr Sänger, ihr Erretter, und ließ sein Angesicht über sie leuchten.“ „Ein Leibeigener macht einen Kaiser nach, ein schlechter Schauspieler einen anderen schlechten Schauspieler, und die Welt fällt auf diesen traurigen Komödianten eines Komödianten herein, jubelt ihm zu, entfesselt zu seinen Ehren eine Flut, die Tempel, Städte und schließlich die Menschheit selber

vernichten muß. Was für ein Triumvirat des Ekels: dieser Töpfer, der den Kaiser nachäfft, zu seiner Rechten der feiste, größtenwahnsinnige Feldwebel, zu seiner Linken der kleine, gerissene, ehrgeizzerfressene Betrüger, der alle Kraft aus der Überzeugung schöpft, die Menschen seien immer noch dümmmer, als selbst der abgebrühteste Skeptiker es wahrhaben will. Und das Scheußlichste: vor diesem dreiköpfigen Höllenhund wälzt sich wirklich in Staub und Ekstase die Welt.“

Feuchtwanger nennt dies Buch zwar „Roman“, aber er setzt als Motto ein Zitat aus dem Buch der Prediger voraus, das beginnt: „Was gewesen ist, das gleiche wird sein, und was geschehen ist, das gleiche wird geschehen, und es geschieht nichts neues unter der Sonne.“ In einem Nachsatz schreibt er: „Nachrichten über einen Falschen Nero und Hinweise finden sich bei Tacitus, Sueton, Dio Cassius, Zonaras und Xiphilin, außerdem in der Apokalypse des Johannes und im Vierten Buch der Sybille.“ So ist der Prozeß seines Schaffens klar erkenntlich: er läßt zugleich Gerippe aus den Grüften Mesopotamiens mit Fleisch und Blut von Heutigen, mit ihren Worten sogar und Gesten wandeln und kleidet die heute Agierenden in Gewänder des ersten Jahrhunderts. Vor allem kommt es ihm darauf an, in dem — zweifellos historischen — Ausklang der tragischen Terenz-Harlekinade darzutun, wie das Ende jeder Epoche sein muß, in der Menschen-Ungeziefer sich zu entsetzlicher Macht emporgaunert, Schrecken sinnt und Vernichtung sät. Der Rachegeist wird sie zu Schutt und Moder zertreten.

Auf der Höhe seiner finsternen Herrlichkeit, nachdem er durch Blutbäder gewatet ist, den Begriff Recht in sein Gegenteil verwandelt, alles sittliche Denken aus seinem Staate gerodet hat, stürzt den Tyrannen Terenz plötzlich ein zynisches, böses, seiner spottendes Lied. Er ist erkannt, der Terror wirkt nicht mehr, die Getretenen erkennen die Erbärmlichkeit dessen, der ihnen langezeit ein Gott schien. Plötzlich, noch Schwert und Geißel schwingend, ist er ihnen ein böser Narr. In diesem Augenblick, ohne daß die Erde bebt, ohne daß Armeen in Marsch gesetzt werden, bricht das Podium ein, auf dem der dreiköpfige Höllenhund thront! Plötzlich auch versagt der Kehlkopf des redemächtigen Falschen Nero — in dem Augenblick, in dem er den höchsten rednerischen Trumpf ausspielen will, kommt ihm kein Ton, nur mißbötendes Gekrächze. Das Fluidum seines Glaubens an sich selbst versagt, schlotternd flieht er ins Dunkel, er und seine Gesellen. Sie fallen, fast ohne gestoßen worden zu sein. Ihr Ende ist das Ende, das sie vielen bereitet haben, Pranger, Peitsche, Qual —, dann sterben sie am Kreuz.

Feuchtwangers Buch ist eine zwingende Demonstration, daß es nicht so kommen kann, sondern daß es so kommen muß, wenn auf einem Unterbau von Lügen und ideenloser Ideologie eine Realität der Gewalt errichtet wird. Mit Bedacht hat er seinen Terenz viel glänzender ausgestattet, als es der Terenz-Epigone unserer Tage ist — musisch und menschlich begabt oder nicht, Gelehrter oder Analphabet, wer von der Lüge lebt, muß an der Lüge ersticken.



Ein Roman? In Jahrzehnten vielleicht wird man dies Buch als Roman lesen können. Für uns ist es eine mit aller Kunst des großen Romanciers geschriebene Diagnose. Wie in Röntgenbildern erkennen wir den Herd der Krankheit unserer Zeit, sehen wir ihr Ansteigen zur Krisis, den Ablauf. „Wie kann ein kleiner Fisch so stinken!“ sagt Kaiser Titus, als er die Berichte aus Mesopotamien liest. Dies selbe Staunen bleibt dem Diagnostiker *unseres* Zwischenstromlandes.

Balder Olden

## DER ABGRUND

Oskar Maria Graf:  
„Der Abgrund“,  
Malik-Verlag, London

Oskar Maria Graf hat sich nie damit abgegeben, lange zu stilisieren. Seine starke Wirkung rührt gerade daher, daß er unverziert und unerbittlich hinschreibt, was ist. Er stammt ab von bäuerlichen Bäckern der oberbayrischen Hochebene. Die oberbayrischen Menschen kenne ich sehr genau, und ich weiß also, wie sehr Oskar Maria Graf zu ihnen gehört, wie typisch seine Form ihrem Inhalt entspricht. Es sind das Menschen von unbestreitbarem Sinn für die Realität, unsentimental und unbeirrbar durch Phrasen. Schon der Tonfall des Bayrischen macht jede Phrase lächerlich, und Oskar Maria Graf beherrscht dieses Bayrisch wie kein zweiter. Unsentimental wie seine Menschen sieht er die Welt, bildhaft und derb wie sie. Was er hinschreibt steht da, klar und fest wie die bayrischen Berge unter dem bayrischen Himmel.

Drei Darsteller zeitgenössischer oberbayrischer Menschen verzeichnet die deutsche Literaturgeschichte. Ludwig Ganghofer ist der erste; seine geschickte, reißerische Technik täuschte viele, die sich gerne täuschen lassen wollten, über die Rührseligkeit und Verlogenheit seiner Romanhelden hinweg; (er selber glaubte übrigens ehrlich an die Wahrhaftigkeit seiner Figuren, an das „Gute“ im Menschen). Allein als dann Ludwig Thoma erschien, wurde Ganghofer mit seinen Konditorfiguren lächerlich. Ludwig Thoma seinesteils wirkte gerade auf dem Hintergrund des Ganghoferschen Zuckerbackwerks wie die schiere, reine Natur. Es bedurfte der Bücher Oskar Maria Grafs, um die Verlogenheit der Thomaschen Welt aufzudecken. Vor Grafs Treue in der Wiedergabe des wirklichen Oberbayern, vor der brutalen Sachlichkeit seiner Geschehnisse, seiner Menschen und vor allem seiner Sprache wirkt nun wieder Thomas Welt als verlogenes Theater, süßlich und arrangiert. Bei Oskar Maria Graf ist alles so erschreckend echt, daß er sich zu Thoma verhält wie Thoma zu Ganghofer.

Bei all seiner Sachlichkeit ist der bayrische Mensch auf derbe Art musisch. Er versteht zu sehen und plastisch wiederzugeben, was er sieht. (Man halte um Gottes willen nicht etwa Adolf Hitler für einen Typ dieses bayrischen Menschen. Zweifellos hat Hitler etwas Musisches an sich, aber es ist viel dumpfer, verquollener als das Derb-Musische des Bayern, die slawische und bayrische Mischung hat da kein gutes Ergebnis gezeitigt.)

Was die Oberbayern an Kunst produzieren, ist Bauernkunst. Sie sind nicht groß in der Gestaltung verästelter nuancierter Dinge, aber wenn sie etwas Gradliniges, Einfaches wiedergeben, dann sind sie derb und wahr. Am stärksten also wirkt diese bayrische Kunst in der Darstellung von Anekdoten und Episoden. Da arbeiten sie das Wesentliche mit ein paar kräftigen Strichen heraus. Weniger eignet sich ihre Kunst zur Wiedergabe weiter, großer Gegenstände; denn die großen Zusammenhänge interessieren sie nicht, das Ferne interessiert sie nicht, sie interessiert nur das Nahe, sehr Gegenständliche.

Oskar Maria Graf ist denn auch am stärksten in der Darstellung einzelner Episoden, novellistischer Stoffe. Mehr als sein berühmtes Buch „Wir sind Gefangene“ haben mich viele seiner „Kalendergeschichten“ gepackt. Wenn endlich einmal die klassische Anthologie deutscher Kurzgeschichten zustande kommen wird, dürfen diese Kalendergeschichten nicht vergessen werden. Mehrere unter ihnen gehören zum besten, was die Gattung überhaupt hervorgebracht hat.

Vielleicht hat ein Gefühl dieser seiner Stärke und seiner Schwäche Graf dazu bewogen, seinen letzten Roman „Der Abgrund“ in zwei Teile zu zerschneiden, die er erster und zweiter „Torso“ nennt. Dabei gehört dieser Roman zum Geschlossensten, was er gemacht hat.

Der erste „Torso“ spielt in München und stellt dar die letzten Jahre der Weimarer Republik, wie ein kleinbürgerlicher sozialdemokratischer münchener Stadtrat und seine Familie sie sieht und erlebt. Außerordentlich plastisch ist dieser wackere Sozialdemokrat Josef Hohegger, seine Bravheit, seine Biederkeit, sein guter Wille und seine Beschränktheit. Die Notwendigkeit des deutschen Schicksals, das Versagen der deutschen Sozialdemokratie wird in der Gestalt dieses einen Sozialdemokraten, wie Graf ihn hinstellt, anschaulicher als in hundert langen Aufsätzen.

Und ebenso plastisch wird im zweiten „Torso“ das Schicksal Österreichs, Österreichs Weg in den katholischen Faschismus hinein. Dieser zweite Teil gibt das Leben Hoheggers und seines Sohnes in der wiener Emigration. Hier ist nichts gemacht, nichts arrangiert. Die wiener Ereignisse, der Zusammenbruch des Roten Wien, verursacht durch den selbstgefällig behaglichen Bürokratismus der Sozialdemokraten, werden mit grausamer Nüchternheit photographiert, und gerade dadurch, daß dieser Zusammenbruch so dargestellt wird, wie emigrierte Deutsche ihn erleben, wird er doppelt anschaulich in seiner grausigen Tragikomik. Es ist erschütternd, empörend und lächerlich, wie die Österreicher bis zum Zusammenbruch die deutschen Fehler nachmachen, und gerade dadurch, daß Graf kaum etwas hinzufügt,

sondern sich im wesentlichen darauf beschränkt, seine deutschen Emigranten auf dem Hintergrund der österreichischen Tragödie zu photographieren, kommt die bittere Komik des sozialdemokratischen Versagens doppelt scharf heraus.

Der junge Josef Hohegger, der den Weg vom bürokratischen zum kämpfenden Sozialismus geht, scheint mir nicht immer so rund und plastisch wie der alte, und seine illegale Tätigkeit vollzieht sich in einer Atmosphäre der Romantik, in der Graf nicht so zu Hause ist wie in der Wirklichkeit des alten Hohegger. Immerhin ist auch er da, und so rundet sich der Roman „Der Abgrund“ zu einem starken, bleibenden Bild von der Trostlosigkeit, dem Heroismus, dem Kampf und der Hoffnung des Emigrantenlebens.

*Lion Feuchtwanger*

## THOMAS MANN UND DIE GEGENWART

*Thomas Mann:*

„Freud und die Zukunft“

Bermann-Fischer Verlag, Wien 1936

Thomas Mann hat der Kritik mit seinem letzten großen epischen Werk, der Joseph-Trilogie, eine harte Nuß zu knacken aufgegeben. Uns ist bisher noch kein Versuch einer Würdigung dieses großen Werks bekannt, der unser Bedürfnis, seine eigentliche Bedeutung sowohl für das Schaffen des Dichters selbst als auch für das deutsche Schrifttum, für die Entwicklung des deutschen Geistes besser zu verstehen, in befriedigender Weise gestillt hätte.

Nun ist Thomas Mann uns selbst zu Hilfe gekommen. Er hat den Zipfel des Vorhangs gelüftet, der die Geburt des „Joseph“ verdeckte, und läßt uns einen Blick in die Werkstatt seines Geistes tun, aus der dieser uns zunächst so fremd anmutende Koloß der Trilogie hervorgegangen ist.

Man kann das, was Thomas Mann in seiner zu Ehren des 80. Geburtstags von Sigmund Freud in Wien gehaltenen Festrede über sich und den Josephroman sagt, nicht ohne eine gewisse Ergriffenheit lesen. Der Dichter spricht über seine Person mit dem gleichen Abstand, den er immer zwischen sich und die Dinge legt, von denen er berichtet. Auch gegenüber diesem ihn so unmittelbar berührenden Gegenstand hat er die Haltung der Überlegenheit, des „Von-oben-Hineinblickens“, die in fast alles, was er schreibt, jenen besonderen, bis in die Wortwahl und den Satzbau hineinreichenden Zug von Ironie bringt. Ironie liegt auch über dieser Rede und die Rechtfertigung



der Ironie als Haltung gegenüber dem Leben — das eigne mit eingeschlossen — bildet sogar eines ihrer Themen.

Aber wir hören auch eine neue Note anklingen.

Die Ironie selbst ist eine andere geworden. Zwar beruft der Dichter sich auch hier noch auf jene Geister des 19. Jahrhunderts, deren pessimistische Skepsis seine Bildung beeinflußt hat. Er stellt Freud als einen Fortführer und Vollender der Entwicklungslinie des deutschen Geistes hin, die durch die Namen Schopenhauer und Nietzsche bezeichnet wird. Aber in der Art, wie er das darstellt, was ihm am Werk Freuds das Wesentlichste zu sein scheint, kündigt sich ein Wandel an. War die Ironie, die aus der psychologischen Auflösung des Bildes vom Menschen bei Kierkegaard, Schopenhauer, Nietzsche und Ibsen hervorging, pessimistisch begründet, so bricht aus der psychologischen Analyse des menschlichen Verhaltens, wie Freud sie angebahnt hat, für ihn ein neuer Optimismus durch. Einmal wirklich und, wie es jedem bei der ersten Bekanntschaft mit Freuds Neurosenlehre erscheinen kann, bis in die letzten Winkel durchschaut, verliert die menschliche Psyche das Unheimliche und Abschreckende, das sie für die ehrlich der ganzen Wahrheit ins Gesicht blickenden, aber an der Oberfläche der Erscheinungen bleibenden Psychologen des 19. Jahrhunderts haben mußte. Nachdem die „dunklen Triebe“ einmal durch die Aufdeckung der Neurose als eines nicht im engeren Sinne krankhaften, sondern „normalen“ Bildungsfaktors des Ich bei seiner Auseinander- und Wiederausammensetzung mit der Umwelt „erklärt“ worden waren, wurden sie dem Bereich des Dämonischen, Schicksalhaften, Verbotenen, schamhaft zu Verhüllenden, Unmenschlichen entzogen und konnten positiv in das Bild des geschichtlich werdenden Menschen einbezogen werden. Schon die bloße Entdeckung eines neuen Naturgesetzes gibt dem Menschen die Gewißheit, daß er es beherrschen kann. An die Stelle der bitteren Ironie eines Kierkegaard tritt so eine überlegen lächelnde, gutmütige Ironie, die vertrauensvoll in die Zukunft des Menschen blickt, nicht weil sie den Menschen in naiver Unwissenheit für seinem Wesen nach „gut“ hält, sondern weil sie den Menschen als einen Prozeß versteht und mit Recht darauf vertraut, daß der Mensch, in dem Maße, wie er die Gesetzmäßigkeit seines geschichtlichen Werdens, des individuellen wie des gattungsmäßigen, erkennt, über sein ganzes Leben mit Einschluß aller seiner wilden Widersprüche Herr zu werden imstande ist. Diese neue Einstellung dem Menschen und dem Leben gegenüber, die in dem Dichter ein Gefühl von „Zukunftsahnung und Zukunftsfreude“ entstehen läßt, führt ihn eigentlich über die Ironie hinaus zum Humor, einem spielerischen Humor, der nicht nur subjektiv reifer ist als der, der in manchen Abschnitten des „Zauberberg“ durchbricht, sondern auch objektiv, geschichtlich reifer: reifer als der romantische Humor Jean Pauls, der resignierte Humor Kellers, der im Grunde misanthropische Humor Raabes oder Wilhelm Buschs. Schon dieses Bekenntnis, das eine große Wandlung im Schaffen Thomas Manns bezeichnet, würde genügen, um jene Ergriffenheit zu erklären, mit der man diese Rede liest. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu.

Der Unterton der Ironie und selbst des Humors fehlt da, wo der Dichter unmittelbar von seinem Schaffen spricht. Thomas Mann berichtet — und wir können es ihm unbesehen glauben —, daß er nicht von Freud „beeinflußt“ worden ist, sondern daß er bereits lange, ohne es zu wissen, „in einem heimlichen Verhältnis zur analytischen Sphäre“ gestanden hat. Seine eigene innere Entwicklung als Erzähler hat ihn zu einem Punkt geführt, wo er Freud begegnen mußte. Er bezeichnet selbst genau die Richtung dieser Entwicklung, wenn er von dem „Schritt vom Bürgerlich-Individuellen zum Mythisch-Typischen“ spricht, den er getan hat. Dieser „Schritt“ ist der Joseph-Roman. „Schritt“ ist hier unzweifelhaft ein metaphorischer Ausdruck und es handelt sich um eine Unzahl von Schritten, um einen ganzen Weg, den Thomas Mann während der jahrelangen Arbeit an diesem monumentalen Werk zurückgelegt hat. Das Buch selbst spiegelt einen ganzen Prozeß wider.

Erst eine gründliche kritische Würdigung des Joseph-Romans wird uns erlauben, diesen Prozeß ganz zu begreifen. Im Augenblick halten wir die zwei Enden des durchlaufenen Weges in Händen, die zwei Pole, zwischen denen sich diese Entwicklung vollzogen hat. Es sind das der Prolog der Trilogie, die „Höllenfahrt“, und die vor uns liegende Rede zu Ehren Freuds. Ich weiß nicht, ob Thomas Mann sich des Abgrundes — man kann es kaum anders sagen — bewußt ist, der diese beiden Marksteine seines Schaffens der letzten zehn Jahre trennt. Die „Höllenfahrt“ zeigt uns den Ausgangspunkt der Wendung vom „Bürgerlich-Individuellen zum Mythisch-Typischen“, der Aufsatz „Freud und die Zukunft“ bezeichnet das bisher erreichte Ziel. Gerade im Lichte der Rede über Freud wird das Befremden verständlich, das die in der „Höllenfahrt“ niedergelegten Gedanken bei vielen Bewunderern des Dichters und des Denkers — der sich damals gerade nach längerer Pause auch wieder politisch geäußert und unmißverständlich zur sozialen Demokratie bekannt hatte — ausgelöst haben. Aber eben jetzt, rückblickend, wird die Engstirnigkeit einer Einschätzung jener Etappe im Schaffen Thomas Manns erkennbar, die nur das Fremde an der theoretischen Begründung des „Schritts vom Bürgerlich-Individuellen zum Mythisch-Typischen“ im Prolog sah und nicht schon im ersten Bande des Buches, den der Prolog einleitete, den Sinn der poetischen Wandlung erkannte. So fühle ich heute das Bedürfnis, sozusagen Abbitte zu tun für die scharfen Worte, in die ich seinerzeit, im ersten Zorn, meine Kritik an den rein theoretischen Voraussetzungen der „Höllenfahrt“ gekleidet habe. Thomas Mann wird heute, denke ich, mit uns der Meinung sein, daß die krausen Hypothesen eines Daqué in das Gebiet der „moralischen Erkrankung“ gehören, die „durch die Anbetung des Unbewußten, die Verherrlichung seiner allein lebensfördernden ‚Dynamik‘, die systematische Verherrlichung des Primitiven und Irrationellen erzeugt wird“, also feindliches Gebiet sind, aus jenem faschistischen „Haß auf den Geist und die Wahrheit“ geboren, gegen den das Schaffen des deutschen Dichters und Antifaschisten Thomas Mann und insbesondere auch die Rede auf Freud gerichtet sind.

Aber wir sehen heute, daß Daqués Theorien über Vorzeit, Mensch und Mythos für Thomas Mann nur ein äußeres Moment seiner eigenen inneren Entwicklung, nur ein Sprungbrett waren, das ihm half, sich von der bürgerlich-individuellen Weltbetrachtung abzustoßen, und das hinter ihm zurückblieb, während er selbst sich nach eigener innerer Gesetzmäßigkeit in den freien Raum des dichterischen Schaffens schwang.

Es war ein Sprung ins Ungewisse, wenn der Künstler in der Reife seiner Jahre eine solche radikale, „eine Epoche im Leben des Erzählers machende“, Wendung in seinen Schaffensmethoden vornahm, wie den Übergang zum „Mythisch-Typischen“; und zwar nicht eigentlich planmäßig und überlegt, sondern in der uneingeschränkten Hingabe an eine dichterische Gestalt, an diesen jungen Joseph, der — so läßt Thomas Mann durchblicken — mehr seinen Schöpfer geführt hat, als er sich von ihm hat führen lassen. Dieser Sprung ließ den Dichter an einem Ufer landen, wo die „Religiosität des Unbewußten“, die „unterweltliche Dynamik“, der sich die faschistischen Barbaren verschrieben haben, keine Macht mehr hat.

Thomas Mann hat in der Rede über Freud, die den Landungsort markiert, auch den Versuch gemacht, die Gesetzmäßigkeit des zurückgelegten Weges aufzudecken und das Erreichte mit den Traditionen des deutschen Geistes, wie er sie sieht, zu verbinden.

Und hier geschieht das Merkwürdige:

Die erste Reaktion auf die bei dieser Gelegenheit geäußerten Gedanken ist Ablehnung. Es gibt in diesen Absätzen der Rede fast keinen Satz, der nicht unseren lebhaften Widerspruch hervorriefe.

Thomas Manns Auffassung von der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, nach der die Wirklichkeit als Werk der Seele erscheint; sein Einverständnis mit der Gleichsetzung von Wahrheit und Wissen mit Psychologie; seine Zustimmung zu der Definition des Menschen als „krankes Tier“; seine Wertschätzung der Psychoanalyse als Erkenntnismethode gerade auf nicht-medizinischem Gebiete; seine Bejahung des Gedankens vom „Willen als Kern und Wesensgrund der Welt“; seine — als Polemik gegen Freud vorgetragene — Meinung über die Rolle des Gedankens und des Wortes bei der Änderung der Welt und über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft; seine (auf Unkenntnis beruhende) Leugnung der Auflösung des Widerspruches Subjekt-Objekt in einer höheren Einheit durch die abendländische Philosophie; seine einfache Übertragung des mythischen Denkens und Verhaltens auf die Jetztzeit: seine einseitig beengende, nur die Bereicherung des Menschenbildes durch die Psychoanalyse bemerkende Auffassung vom neuen Humanismus; — alles das erscheint uns fern und fremd. Noch selten haben wir so stark wie auf diesen Seiten Thomas Mann als Sohn des 19. Jahrhunderts, richtiger der bürgerlichen Geistesentwicklung in dessen zweiter Hälfte, und uns selbst als eine neue Generation empfunden, die in jenem Jahrhundert ganz andere Traditionen als positive sieht.

Und doch:



Jedesmal, wenn der Dichter von den Resultaten spricht, zu denen er gekommen ist, erkennen wir die Verwandtschaft und stimmen ihm freudig zu.

So, wenn er im Gegensatz zu gewissen literarischen „Schülern“ Freuds nicht in der Analyse als Selbstzweck steckenbleibt, sondern die „Erkundung und Erhellung des Unbewußten“ als „Eroberung für die Humanität“ bezeichnet und damit gerade die Überwindung der eng individualistischen Psychologie des 19. Jahrhunderts bejaht, zu der die Entdeckung Freuds führt oder hätte führen können;

wenn er Freuds Theorie des „Ich“ rationalistisch deutet, das Ich zum Vertreter der Außenwelt gegenüber dem Unbewußten macht, ihm das Realitätsprinzip zuordnet, mit dem es seine Überlegenheit über das Triebhafte durchzusetzen hat;

wenn er den Menschen zum Schöpfer Gottes macht und „Gottes Heiligwerden und das des Menschen“ als „Doppelprozeß“, als zwei „auf das innigste aneinander gebundene“ Vorgänge darstellt;

wenn er das „vermeintlich ganz Individuelle“ als Widerspiegelung eines „Immerseienden, Gültigen, eines Schemas“, eines Vor- und Außerindividuellen enthüllt;

wenn er schließlich das wesentliche Resultat der Entdeckung des Unterbewußten darin sieht, daß wir es nun kennen, daß wir es nicht mehr angstvoll leugnen, sondern es lächelnd beherrschen und Bescheid wissend verwenden, sei es vorerst auch nur in seiner spielenden „Fruchtbarmachung für feierliche Lebensproduktion“ im Werk der Kunst.

Das sind, so sehr auch in diesen Gedanken noch fremde Elemente mitschwingen, Auffassungen, die sich zum Greifen nahe berühren, ja, die fast ganz zusammenfallen mit jenen Traditionen des deutschen Geistes, die für uns durch die Namen Goethe, Hegel, Feuerbach, Marx und Engels bezeichnet sind.

Es ist kein Zufall, wenn eben diese Gedanken Thomas Mann zur scharfen Ablehnung der „Geistes“- oder Geisterwelt des Faschismus führen, zu einer Ablehnung, die der Dichter wohl nur in Rücksicht auf den Ort, an dem die Rede gehalten wurde, in so gemäßigte Form gekleidet hat.

Tief erstaunlich, ja eigentlich erschütternd ist dabei, auf welchem geistigen Umweg — so muß es uns erscheinen — der Dichter an dieses Ziel gekommen ist. Aber dies Schauspiel der Entwicklung eines Geistes aus der Gedankenwelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die historisch den Faschismus mitgeboren hat, zum Antifaschismus hat zugleich etwas Beruhigendes und Ermutigendes: es zeigt, wie selbst aus jener Verwirrung heraus — fragen wir nicht unter welchen Wehen — die Wahrheit geboren werden kann.

Zugleich aber ist die Entwicklung Thomas Manns durch den Joseph-Roman hindurch zur Wiener Rede ein neuer Beweis für die gewaltige künstlerische Kraft des Dichters, die ihn im Krieg und Frieden mit den Gestalten seiner Einbildungskraft zur Wahrheit der Wirklichkeit geführt hat.

*Alfred Kurella*

## ERZIEHUNG VOR VERDUN

Arnold Zweig:  
„Erziehung vor Verdun“  
Querido Verlag, Amsterdam

„Immer auf der linken Seite der Menschheit“, mit diesen Worten schloß eines der früheren Bücher von *Arnold Zweig*. Sie könnten als Motto vor seinem neuen Roman „Erziehung vor Verdun“ stehen, der in der Reihe der Kriegeromane Zweigs zwischen der „Jungen Frau von 1914“ und dem „Streit um den Sergeanten Grischa“ seinen Platz hat.

Dieses neue Buch verbindet, ebenso wie der *Grischa*, zwei künstlerische Vorzüge, die man selten in *einem* Roman vereinigt vorfindet.

Zweig weiß um die eigentliche Aufgabe des Erzählers: daß es darum geht, den Ablauf einer Handlung darzustellen. Er gibt also als festes Gerüst des Buches eine klare, geschlossene, klug ersonnene und einheitlich durchkomponierte Fabel. Außerdem aber versteht er es, ein zweites, höheres Ziel zu erreichen: er schildert einen sozialen Körper, die deutsche Armee des Krieges, in allen seinen nebeneinanderstehenden Schichten und Typen, vom Arbeitssoldaten bis zum Kronprinzen.

Dieses Zweite, die Darstellung eines sozialen Organismus in seinen Gliederungen und Zusammenhängen, ist die Aufgabe, die die Entwicklung der letzten hundert Jahre dem Roman gestellt hat. Die Schwierigkeiten der Aufgabe liegen auf der Hand. Eine Handlung kann sich nur in einem Nacheinander abwickeln. Die Schilderung des Zustandes einer Gesellschaft aber erfordert fast immer Gleichzeitigkeit, da ja das Nebeneinander verschiedener Gruppen und Beziehungen gezeigt werden muß. Der Versuch, dieser zweiten Aufgabe gerecht zu werden, hat häufig Künstler dazu verführt, eine lose Reihe von Bildern zu geben, die die geschlossene Wirkung des Buches, die künstlerische Form der Erzählung, sprengen und zerstören und im Leser den Eindruck einer anarchischen Reihe von Momentaufnahmen hinterlassen. Zweig ist es geglückt, diese Gefahr zu vermeiden. Er erfindet eine Handlung, die ohne Gewaltsamkeit und Willkür auf natürliche und folgerichtige Art durch die verschiedenen Schichten hindurchführt, sie alle in sich einbezieht und zu notwendigen Trägern eines einfachen und klaren, dabei starken und bedeutenden Geschehens macht. Bei dem „Streit um den Sergeanten Grischa“ konnte man noch glauben, daß es der zufällige glückliche Fund eines besonders geeigneten Stoffes war, der ihm die Erfüllung beider Aufgaben, der spannenden Erzählung und der Schilderung eines gesellschaftlichen Zustandes, ermöglichte. Jetzt jedoch, nachdem dieselbe Vereinigung auch in dem neuen Buche gelungen ist, wird es klar, daß hier überlegene künstlerische Weisheit am Werke ist, die die dauernden Gesetze der Kunstgattung mit den Forderungen, die die lebendige Teilnahme an den Problemen und Kämpfen unserer Zeit stellt, in Einklang zu bringen versteht.

Wie die Form, so ist auch das bewegende Motiv beider Bücher verwandt, so verschieden ihr Inhalt ist. Beide Werke haben zum Gegenstand einen Kampf um Gerechtigkeit. Aber sie zeigen nicht etwa ihren Triumph. Zweig ist wahrheitsliebend und mutig genug, den *vergeblichen* Kampf um das Recht darzustellen. Auch in „Erziehung vor Verdun“ schildert er einen der unzähligen Fälle, in denen unter den Bedingungen der europäischen Gesellschaft von 1914 und der rohen Sinnlosigkeit ihres Krieges das Recht unterliegt, das Böse die Oberhand behält.

Allein Zweig ist stark genug, der Wahrheit ins Auge zu sehen, ohne sich entmutigen zu lassen. Trotzdem die gerechte Sache unterliegt, ist der Ausgang nicht düster. Es bleibt die Atmosphäre des lebendigen Kampfes für das Gute, eines Kampfes, dessen Kraft durch den vorläufigen Mißerfolg nicht gebrochen wird. Nicht Depression ist die Grundstimmung des Buches, sondern Zorn, Kampf, Trauer und bei all dem die unverminderte Liebe zum Leben und seinen aufwärtsführenden Kräften.

In einem wichtigen Punkt weist „Erziehung vor Verdun“ einen entscheidenden Fortschritt gegenüber den früheren Werken Zweigs auf. Zum erstenmal schildert der Dichter hier den organisierten, geschulten deutschen Arbeiter. Diese Proletarier in ihrer wunderbaren Mischung von kluger Sachlichkeit, Trockenheit und völligem Erfülltsein von der Idee sind die gelungensten Figuren des Buches. Ohne daß diesen Menschen auch nur das Geringste von schematischer rein konstruktiver Darstellung anhaftet, spürt man hinter ihnen die gesamte Arbeiterklasse, deren typische Vertreter sie sind. Ihre Art zu denken und zu fühlen, wird klar durch den Gegensatz zu einem jungen Intellektuellen, der besten Willens ist, sich aber nur schwer von seiner Gutgläubigkeit gegenüber der früheren Bourgeoisie zu befreien vermag, von seiner Blindheit für die wirklich maßgebenden Kräfte und Motive des Krieges. Die Überlegenheit der einfachen Arbeiter, die instinktive Sicherheit, mit der sie hinter den Lügen der Regierung die realen Triebkräfte erkennen, hebt sich doppelt scharf ab von der naiven Verblendung, mit der dieser jüdische Schriftsteller und Jurist immer wieder den Angaben der Behörden Glauben schenkt. Wie dieser junge Mensch durch das Zusammenwirken der äußeren Tatsachen des Krieges und der Erkenntnisse, die ihm die Arbeiter, seine Schipperkameraden, vermitteln, zum Verständnis der wahren Triebkräfte des Krieges, nämlich der Klasseninteressen, geführt wird, das ist die innere Handlung des Buches.

Diese ganzen gegeneinanderstehenden Kräfte und Menschen, der Kampf gegen die Gewalt der Klassenherrschaft, ist von Zweig mit großer künstlerischer Objektivität dargestellt. Zweigs innere Stellung kommt überall scharf zum Ausdruck, ohne daß er irgendwo der Wirklichkeit Zwang antäte.

So ist eines der wenigen schönen Bücher entstanden, in denen ohne tendenziöse Verzerrung der Weg der Menschheit zu einer besseren Zukunft in künstlerisch gemeisterter Form beschrieben ist.

Lola Sernau



Walther Rathenau

(1867—1922)

## AUS SEINEN SCHRIFTEN

Wir haben Innerlichkeit, Sachlichkeit, Fleiß, Pflichtgefühl, edle Erbteile der germanischen, der slawischen und der unbekannten Urseele. Haben wir Willen? Wir wissen es nicht. Wir hatten den Willen unserer Herren, glaubten ihm blind und führten ihn aus. Haben wir Willen, den gleichgerichteten, additiven, den unabhängigen, der nach innen als Volkscharakter, nach außen als Würde erscheint? Wir haben gehandelt als solche, die Mut und Zähigkeit, doch keinen Willen haben. Unsere Staatsverfassung war uns gleichgültig, wir beriefen uns auf Autoritäten, wir haben niemals revolutioniert, wir waren gute Untertanen und brave Soldaten. Die Urväter ließen sich von ihren Fürsten verkaufen, von ihren Herren prügeln und Kanaille nennen, küßten Rockzipfel und Schleppensäume und knirschten nicht, sondern glaubten daran. Wir kannten uns nur als Untergebene und Vorgesetzte und wunderten uns nicht, daß unser geistiges Land das einzige war, wo Menschen grob behandelt wurden und grob behandelten.

(*Kritik der dreifachen Revolution*, S. 49)

Wer hat in diesen Jahrzehnten der Mechanisierung, wer hat auf bürgerlicher Seite, wer von Staatsmännern, Professoren, Großbürgern, vor allem von Geistlichen, wer hat sich der *Not des Proletariats* erbarmt? Die Staatsmänner haben um des lieben Friedens willen Versicherungsgesetze ausgearbeitet, die Professoren haben in betonter Börsenabneigung und unbetonter Liebe zum eigenen Pfründenmonopol Kathedersozialismus gepredigt, die Geistlichen haben eine gottgewollte Abhängigkeit gepriesen, das Großbürgertum, das sich selbst in der Gier nach Macht, Geld, Gnade, Titeln und Beziehungen wälzte, hat über die Begehrlichkeit des Arbeiters gezetert. Die stumme Unterjochung des Brudervolkes war durch Erblichkeit gesichert, seine Führer schlug das Sozialistengesetz in Ketten, die Koalitionsfreiheit wurde hintertrieben, das preußische Wahlrecht mit Hohn abgelehnt, Forderungen des Lebensunterhalts, über deren Geringfügigkeit wir heute lächeln, wurden mit Gewalt erstickt. Dabei hätten die Kosten eines Kriegsjahres, ein kleinster Bruchteil der Kriegsentschädigungskosten ausgereicht, um alle Not für ewig aus dem Lande zu treiben. Zum Schluß wurden die Millionen der Wehrlosen und Getäuschten in den Krieg der Dynastien und der Bourgeoi-

sien getrieben, den der Unverstand der Jahre, die Verblendung der Wochen und die Hilflosigkeit der Stunden entfesselt hatte.

(*Die Neue Gesellschaft*, S. 63)

Da nun das *preußische System*, das den mittelalterlichen Namen Deutsches Reich führte, kein nationaler Volksbau war — trotz aller Katheder —, sondern ein dynastisch militärischer Zwangsverband mit konstitutioneller Frontbekleidung, so nahm der interessierte Nationalismus die bekannten widerlichen und unehrlichen Formen an. Die Hauptbeteiligten, nüchtern und machtbewußt, die preußischen Vertreter des Militär- und Beamtenadels, hielten sich von Deklamationen fern und griffen nur ein, wenn Interessen gefährdet waren. Das Großbürgertum verkaufte sich. Eine höhere Mittelschicht, gekennzeichnet durch einzelne Kreise von Oberlehrern und Subalternbeamten aber machte Ernst und schuf, um des nüchternen Daseins quitt zu werden, jene verlogene Atmosphäre von Sozialistenhaß, Huldigungsdepeschen und Machtkoller, die uns moralisch und intellektuell vor der Welt unmöglich machte. Statt eines geistigen Deutschlands sah man plötzlich eine brutale, stupide und machtgerige Gesellschaft von Interessenten vor sich, die sich als Deutschland ausgab, dessen Gegenspiel sie war, die, unfähig, sich auf irgendeine Leistung, irgendeinen Gedanken zu berufen, sich mit vorgespielter, vom eigenen Aussehen widerlegter Rasereinheit brüstete, die nichts kannte als Ranküne, Vereinsklüngel und Subordination und mit diesen Eigenschaften unter der Bezeichnung Kultur die Welt zu beglücken beanspruchte.

(*Die neue Gesellschaft*, S. 64 f.)

Man hat ein Mißtrauen gegen Autodidakten, als ob sie nichts rechtes lernen könnten: obwohl das geschriebene Buch, an dem sie sich bilden, nicht dümmere noch schlechter ist als die Kathederrede des Professors, die ihnen mangelt.

Warum? Weil Lernen nicht Geistesbildung ist. Sie ist organisches Lernen. Auch das Lernen muß gelernt werden. Methodologie. Ein Haufen Bausteine ist kein Haus.

(*Kritik der dreifachen Revolution*, S. 32)

Was ist es denn, das die Leser an meine Schriften fesselt? Sind es wirklich „bestechender Stil“ und „geistvolle Einfälle“? Versucht es doch, mit solchem Zeug ein halb Dutzend Bände zu füllen, versucht es, einen kümmerlichen Gedanken mit Bildworten aufzublasen! Kein denkender Mensch erträgt das zwanzig Seiten lang. Oder ist es die kahle Neugier, zu wissen, was ein Industrieller über Gott und die Welt zu sagen hat? Die Neugier ist

bald gestillt, und weder im innersten Deutschland, wo die besten Kenner meiner Schriften sitzen, noch im Ausland kümmert sich ein Mensch um die Nebenumstände meiner Person.

Was meinem Schreiben Kraft gibt, die eine, die es hat, das ist, daß es nicht aus den Fingern gesogen und nicht ergrübelt ist. Es ist erlebt und vom Leben geschenkt, im Leben stehe ich, weil ich Pflichten darin habe. Jeder mag es auf seine Art treiben; daß meine Art ein Unrecht ist, bestreite ich.

(*Kritik der dreifachen Revolution*, S. 85)

Meine Verbundenheit mit dem Judentum, die mir von den Tadlern meines Ehrgeizes in einem Atem vorgeworfen wird, war stets eine geistige. Die Synagoge band mich nicht. Wenn ich von jeher, in einer für den preußischen Staat so anstößigen Weise auch die äußere, konfessionelle Zugehörigkeit betonte und angebotene Kompromisse schroff abwies, so lag darin nicht eine Vorliebe für irgendeine jüdische Kirchengemeinschaft — die ich aus dem Wesen der Religion ablehne —, sondern ein politischer Protest gegen die verfassungswidrige Unduldsamkeit des Staates.

(*Kritik der dreifachen Revolution*, S. 96)

Ich kämpfe gegen das Unrecht, das in Deutschland geschieht, denn *ich sehe Schatten aufsteigen, wohin ich mich wende*. Ich sehe sie, wenn ich abends durch die gellenden Straßen von Berlin gehe; wenn ich die Insolenz unsres wahnsinnig gewordenen Reichtums erblicke; wenn ich die Nichtigkeit kraftstrotzender Worte vernehme oder von pseudogermanischer Ausschließlichkeit berichten höre, die vor Zeitungsartikeln und Hofdamenbemerkungen zusammenzuckt. Eine Zeit ist nicht deshalb sorgenlos, weil der Leutnant strahlt und der Attaché voll Hoffnung ist. Seit Jahrzehnten hat Deutschland keine ernstere Periode durchlebt als diese; das stärkste aber, was in solchen Zeiten geschehen kann, ist das Unrecht abtun.

Das Unrecht, das gegen das deutsche Judentum und teilweise gegen das deutsche Bürgertum geschieht, ist nicht das größte, aber es ist auch eines. Deshalb mußte es ausgesprochen werden. Das beste aber wird sein, wenn jeder von uns in sein menschliches, soziales und bürgerliches Gewissen hinabsteigt und Unrecht abtut, wo er es findet.

(*Staat und Judentum*, 1911, Ges. Schriften Bd. I, 206 f.)

Unsere Nachkommen werden lächeln, wenn sie lesen, mit welchen Gespenstern wir uns schlugen, welche Selbstverständlichkeiten wir ersahen.

(*Zeitliches*, S. 35)



# „FALL MÜHLESTEIN“

Die Basler „National-Zeitung“ (Nr. 98), sowie in der Folge eine Reihe anderer Schweizer Zeitungen brachten folgendes Telegramm aus Paris unter der Rubrik „Eidgenossenschaft“:

„Eine Kundgebung für Hans Mühlestein

An den Schweizerischen Bundespräsidenten,

Bern

Im Namen der Internationalen Schriftsteller-Vereinigung für die Verteidigung der Kultur gestatten sich die französischen Intellektuellen, feierlich Protest gegen die Verurteilung Dr. Hans Mühlesteins zu einem Monat Gefängnis, unter Verlust seiner bürgerlichen Rechte, zu erheben, dessen einziges Verbrechen die Verteidigung der Sache der spanischen Republik gewesen ist. Wir ersuchen seine Exzellenz, der Jahrhunderte alten Freundschaft seines Landes mit der ältesten Demokratie der Welt eingedenk zu sein und in der Schweiz die Äußerung freier Meinung nicht unterdrücken zu lassen.“

Von den rund 75 Unterzeichnern der Kundgebung führen wir die folgenden Namen an: André Malraux; Aragon; Romain Rolland; Paul Langevin, professeur au Collège de France; Jean Cassou; René Arcos; Le Corbusier; Jean Cacheno.“

Hans Mühlestein antwortete in einem längeren Schreiben, das wir hier gekürzt wiedergeben:

„An die Internationale Schriftsteller-Vereinigung für die Verteidigung der Kultur“

Liebe Freunde,

meinen tiefsten, allerwärmsten Dank für den herrlich solidarischen Brief, den René Blech im Auftrag des Generalsekretariats unserer „association“ (Aragon, J. R. Bloch, A. Chamson, A. Malraux) am 3. März an mich gerichtet hat; insbesondere aber auch für das mir durch diesen Brief zur Kenntnis gegebene Telegramm an den schwei-

zerischen Bundespräsidenten, das von über 70 hervorragenden Namen der französischen Literatur, Kunst und Wissenschaft gezeichnet war. Beides zusammen, Brief und Telegramm, — welch letzteres in der Basler „National-Zeitung“ veröffentlicht wurde —, ist für mich wie für alle meine Freunde in der Schweiz und weit darüber hinaus ein unvergeßliches Monument wahrer internationaler Solidarität im Kampfe um die Wahrung der Freiheits- und Persönlichkeitsrechte, deren Eroberung die europäische Menschheit Jahrhunderte geistigen und blutigen Ringens gekostet hat. So verschwindend unwichtig mein persönlicher Fall neben den heroischen Martyrien unserer deutschen, italienischen, spanischen Freunde und aller anderen Opfer des Faschismus auch ist, so wichtig ist es doch grundsätzlich, daß Eure Solidarität alle andern nationalen Sektionen der 38 Kulturländer, die in unserem Weltbund vereint sind, über meinen Fall informiert und alarmiert hat —, wenn auch solche Herren wie unsere Bundesräte mit Mißachtung auf unsere Republik des Geistes herabsehen mögen.

Wie Ihr vielleicht durch die Presse erfahren habt, hat das Kassationsgericht — der oberste militärische Gerichtshof der Schweiz — inzwischen durch Entscheid vom 15. März (genau an meinem 50. Geburtstag) mein Kassationsbegehren abgelehnt. Damit ist das Urteil, das auf einen Monat Gefängnis und zwei Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte lautet, definitiv rechtskräftig geworden. Man hat also — wie man Recht und Freiheit des Geistes und seines öffentlichen Ausdrucks bereits im erstinstanzlichen Urteil mit einem wahren Lianengeschlinge von Lügen und Verdrehungen erdrosselt hat — auch in dem höchstinstanzlichen Urteil den Mahnruf des Geistes nicht hören wollen, den Ihr alle an die oberste Spitze des Staates gerichtet habt und der gleichzeitig ein erschütternder Mahnruf war, „der Jahrhunderte alten Freundschaft“ Frankreichs mit der „ältesten Demokratie der Welt eingedenk zu sein!“ Man hat mir für meine, der uralten eidgenössischen Tradition hundertprozentig entsprechende öffentliche Be-

kennerschaft zu der heiligen Sache der Völkerfreiheit, zum beispiellos erhabenen Freiheitskampf des spanischen Volkes, die *Ehre abgesprochen* — obwohl Euer Mahnruf an unseren Staatschef von der *Blüte der Ehrenträger* des gesamten französischen Geistes unterzeichnet war! (Aber selbst Namen, wie die von Romain Rolland, Paul Langevin, Henri Walloux und Le Corbusier, oder wer es auch sei, verfehlen ihren Eindruck auf unsere heutigen Landesherren eben deshalb vollständig, weil und insofern sie die Namen von Führern zur Geistes- und Völkerfreiheit sind!) Das ist ein furchtbarer symbolischer Akt, der für mich und meine Freunde in der ganzen Schweiz und weit über ihre Grenzen hinaus die *Abdankung* der offiziellen Schweiz als „älteste Demokratie der Welt“, als Schildhalterin der Völkerfreiheit, bedeutet. Was wäre aber anderes zu erwarten von einer Regierung, die als einzige der Welt es für möglich gehalten hat, den blutigen Raub Abessinians submisses de jure anzuerkennen? . . .

Liebe, verehrte Kollegen — laßt mich Euch zum Schluß in Versen aus meinem neuen Drama die Verpflichtung versichern, die ich oben Euch gegenüber übernommen habe. Im letzten Akt, der eine groteske Gerichtsszene darstellt, sagt die Hauptfigur, der Ideenträger des Stückes, zum autoritären Gewalthaber seines Landes, der sich selbst natürlich auch zum Großrichter des Landes gemacht hat und der für die Ehrabschneidung und den Tod der Hauptfigur plädiert:

*Die Ehre geb' ich leicht! Denn eure Ehre — wie könnt's die meine sein? Die meine wäre noch stolzer in viel ärmerem Gewand! Sie zieht ja doch umher, ruft Stadt und Land zur Tat auf, eure Ehre abzuschaffen!*

Und wenn dies auch heute bei uns zulande noch nicht sein wird — an einem Tag einer nicht allzufernen Zukunft wird es gewiß sein!

Allerdings — Viktor Hugo hat einmal von der Schweiz gesagt: „La Suisse aura le dernier mot dans l'histoire“ — und das wird diesmal wohl im umgekehrten als dem wohlgemeinten Sinne Viktor Hugos der Fall sein: Wenn alle anderen Völker

bereits mitten im Sturm um die Er kämpfung ihrer vollen und endgültigen Freiheit sein werden oder sie bereits erkämpft haben — wird die „älteste Demokratie der Welt“ vielleicht eben dabei angelangt sein, ihre Freiheit wegzuwurfen!“

## GRUSS AN DIE INTERNATIONALE BRIGADE

*Ihr seid die Vorhut künftiger Befreiung  
Und jeder Fußbreit Land, den ihr gewinnt,  
Schlägt Breschen in die einstige Parteilung,  
Da euer Blut für eine Freiheit rinnt.*

*Ob sie von Renn, ob von Malraux uns melden,  
Von Unbekannten aus dem Saargebiet:  
Ihr seid uns Freunde, seid die Volksfront-  
helden.  
Es wird Geschichte, was durch euch geschieht.*

*Die Radiolügner brüllen durch die Gassen  
— von Schrecken bleich — ihr hättet  
schon „versagt“,  
Weil sie euch fürchten und zutiefst euch hassen,  
Weil ihr sie Schritt um Schritt vernichtend schlägt!*

*Ihr könnt nicht sterben, laßt ihr auch das Leben.  
Und eh die Front, die Front des Volkes wankt  
Sollt ihr die Waffen an uns weitergeben.  
Inzwischen, Kampfgenossen, seid bedankt!*

Karl Schnog

## KLEINE DEUTSCHE CHRONIK AUS DER TSCHECHOSLOWAKEI

In Prag fand die Gründungsversammlung des „Deutschen Bühnen-Volks-Bundes“ statt, einer fortschrittlichen Theaterorganisation, die über hundert Spieltruppen und Theatervereine umfaßt.

In der Tschechoslowakei fehlte bisher eine gute, linke Buchgemeinschaft (nachdem die Universumbücherei eingegangen war). Jetzt wurde als Parallelorganisation zu der

tschechischen „Lidová kultura“ die „Volks-Bücherei“ geschaffen, die als erste Bände Werke von Kersten, Graf, Ehrenburg und Conroy herausbringt.

Im Rahmen der Veranstaltungen des „Bert-Brecht-Klub“, Prag, fanden Gedenkfeiern für Puschkin, Börne und Büchner statt, ein Vortrag von Kisch über sein Australienbuch, eine Reihe von Kritikabenden, gewidmet den neuen Büchern von Graf, Brügel, Wedding, Weiskopf, Feuchtwanger.

Die von der Gewerkschaft der Glas- und Keramarbeiter in Gablonz veranstaltete „Arbeiter-Akademie“ hatte in diesem Jahr erstmalig Kurse über Kunst und Literatur. Der Erfolg war so groß, daß für das nächste Jahr eine Vermehrung der Kultur-Themen geplant ist.

Die prager „Sozialistische Akademie“ veranstaltete eine Vortragsreihe über deutsche Literatur der Gegenwart. Vortragende: Rudolf Fuchs und F. C. Weiskopf.

Eine Studie über „Tschechische und deutsche Dichtung in der Tschechoslowakei“ (nach dem Text eines im „Bert-Brecht-Klub“ gehaltenen Vortrags) von Rudolf Fuchs erschien tschechisch im Verlag F. Borový. Diese Publikation wurde von der „Zeit“, dem Organ der Henleinpartei, in grösster Weise angegriffen, weil sie angeblich dem tschechischen Publikum ein falsches, jüdisch-marxistisch verzeichnetes Bild der sudetendeutschen Literatur vermittelte. In einer Reihe von Erwiderungen (u. a. in der „Prager Presse“, „Roten Fahne“) erhielt die „Zeit“ wohlverdiente Backpfeifen. Es wurden ihr Fälschungen nachgewiesen, Unkenntnis der Übersetzungsliteratur, Mißhandlung der deutschen Sprache u. a. m.

Der große tschechische Verlag „Družstevní Práce“ macht den Versuch, nun auch deutsche Bücher herauszubringen, und zwar Übersetzungen tschechischer Romane und Erzählungen. Bisher erschienen Karel Čapeks „Krieg mit Molchen“ und V. Vančuras „Bäcker Marhoul“, beide in der Übersetzung von Julius Mader.

Ein Kinderbuch des deutschen emigrierten Schriftstellers Max Zimmering „Die

Jagd nach dem Stiefel“ wurde in tschechischer Sprache herausgebracht.

Im „Progreß-Club“, Bratislava, sprachen vor großem Auditorium Rudolf Fuchs über den Dichter Wolker, Friedrich Thorberg über Sport und Literatur, F. C. Weiskopf über Balzac.

In den ersten Monaten des Jahres 1937 erschienen tschechisch Bücher von Anna Seghers („Aufstand der Fischer“), Egon Erwin Kisch („Vier Kontinente“), Lion Feuchtwanger („Der falsche Nero“).

H. W.-h

## LITERARISCHE HOCHSTAPLER

*Streitfrage im Dritten Reich:*

*War Joseph Conrad ein Jude?*

„Deutsches Volkstum“, die in Hamburg erscheinende Zeitschrift „für deutsches Volkstum“, bringt eine Notiz von ihrem Herausgeber Dr. Wilhelm Stapel über dessen „wissenschaftliche“ Arbeit: „Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918 bis 1933“. Diese Arbeit war, wie er mitteilt, sein Schlußvortrag auf der Arbeitstagung der Forschungsabteilung des Reichsinstituts für Geschichte.

Was hat Herr Stapel über die Vorherrschaft der Juden in Deutschland „erforscht“? Er hat „erforscht“, daß der in Deutschland viel gelesene englische Schriftsteller *Joseph Conrad* ein Jude ist und daher in Deutschland ausgetilgt werden muß. Gegen dieses Forschungsergebnis protestierte der Verlag Joseph Conrads, S. Fischer, der sich, dem Zwang gehorchend, eingehend mit den Stammbäumen seiner Autoren beschäftigt hat und Conrads makellose Rasse kannte.

Herr Stapel ist genötigt, in seiner eigenen Zeitschrift zu diesem strittigen Problem Stellung zu nehmen. Er schreibt:

„Ich hatte in dem Vortrag den englischen Schriftsteller Joseph Conrad als Juden bezeichnet, nicht nur weil er weithin in Deutschland als solcher galt, sondern weil ich auch von englischer Seite dasselbe hörte. Nun schreibt mir der Verlag S. Fischer: Conrad sei *nicht* Jude. Er stamme aus dem polnischen Kleinadel.



Der Großvater, Gutsbesitzer in Podolien, war Offizier in der napoleonischen Armee, er beteiligte sich an dem polnischen Aufstand 1831. Conrads Vater, Apollo NelecZ Korzeniowski, war Pächter, verarmte, wurde Schriftsteller in Warschau, beteiligte sich an der Vorbereitung des Aufstandes von 1863, wurde aber festgenommen und verbannt. Später erhielt er die Erlaubnis, nach Galizien auszuwandern. Er ging nach Lemberg, von dort nach Warschau. Der Sohn wurde in Berditschew an der Grenze Wolhyniens und Podoliens geboren. Auch die Familie seiner Mutter, die Bobrowskis, seien begüterte Grundbesitzer in Podolien gewesen. Der früh verwaiste Joseph Conrad wurde bei seinem Onkel Thaddäus Bobrowski erzogen.“

Was hat der „Forscher“ Dr. Stapel auf diese Feststellungen des deutschen Verlags Conrads zu antworten? Der Forscher und Referent im Reichsinstitut für deutsche Geschichte schreibt: Schön, also Joseph Conrad ist kein Jude. Wer hat Schuld, daß ich mich irrte? Niemand anders als der S. Fischer-Verlag. Er allein hat mich in meinen Forschungsstudien irritiert. Hören wir, was Herr Stapel wörtlich dazu sagt:

„Aber wie konnte die Meinung entstehen, er sei jüdischer Abkunft? Nur durch die Tatsache eines Pseudonyms und durch die Herkunft aus Gegenden(!!!), aus denen so viele literarische Juden kommen.“

Als zweiten Grund seines Irrtums führte der „Forscher“ Dr. Wilhelm Stapel an:

„Eine Ursache ist auch in der Art der Reklame zu finden, die für diesen Schriftsteller gemacht wurde. Vor mir liegt ein Joseph-Conrad-Prospekt des S. Fischer-Verlages, er enthält vier Stimmen aus Deutschland: Richard Beer-Hofman, Thomas Mann, Arnold Ulitz (der Conrad als ‚Europäer‘ feiert), Jakob Wassermann. Also zwei Juden und zwei Schriftsteller der Linken.“

Das überzeugt restlos. Natürlich muß dergleichen einen Forscher vom Format Dr. Wilhelm Stapels auf die falsche Fährte locken. Er kann daher ruhig in seiner Antwort auf die bewiesene Fälschung, die er begangen, abschließend feststellen;

„Es scheint mir, daß auch die Art, wie man über Conrad schrieb, dazu beigetragen hat, zumal bei seiner polnischen (!) Herkunft, ihn als einen Schriftsteller jüdischer Abstammung erscheinen zu lassen.“

Das ist der „Literaturforscher“ Dr. Wilhelm Stapel, Herausgeber der Monatszeitschrift „Deutsches Volkstum“, Referent der Forschungsabteilung des Reichsinstituts für deutsche Geschichte. Julius Streicher wird ihn noch in die Redaktion des „Stürmer“ aufnehmen und Göring ihn auf Grund seiner Forschungsergebnisse zum Staatsrat ernennen.

*Storman*

#### ABSCHIEDSWORTE VON ERNST TOLLER AN PAUL GRÄTZ

Schmal ist der Grund, auf dem wir, ein Häuflein Vertriebener und freiwillig Emigrierter, atmen und leben. Der Heimat, die uns nährte, entfernt in zwiefachem Sinne: durch die Zufallsmächte, die heute Deutschland regieren — und durch den Wahn, der Millionen seit vier Jahren gefangenhält. Jeder Freund, der mit uns den schmerzlichen Weg des Exils geht, ist mehr als ein Freund. Wenn wir ihn verlieren, verlieren wir ein Stück Heimat. Die Welt wird ärmer, und die Erde wird enger. Viele der Besten sind in diesen vier Jahren von uns gegangen: Kurt Tucholski und Erich Mühsam, Hans Otto und Theodor Lessing und die Tausende von Namenlosen, mit denen uns eine geheime Bruderschaft verband.

Heute stehen wir an der Bahre eines Toten, den wir liebten, weil er der treueste Kamerad war; den wir bewunderten, weil er ein großer, ein besessener Künstler war; und dem unsere Herzen in Zärtlichkeit zuschlügen, weil in seinen Augen, seiner Stimme, seinem Gefühl und seinem Geist eine uns zärtlich vertraute Stadt lebte: Berlin.

Ich erinnere mich daran, wie ich mit Paul Grätz durch Berlin fuhr. Durch die Straßen, den täglichen Geschäften zugewandt, hasteten die Menschen, aber wenn ihr Blick sich erhob und auf meinen Begleiter fiel, lächelten sie, und sie winkten ihm zu und sie nannten ihn bei seinem Namen: „Paule“, sagten sie, „Paule.“

Dieser Anruf, heiter und beschwingt, war der Dank des Volkes für die Heiterkeit und Beschwingtheit, die er ihm geschenkt. Ihm war die Gabe verliehen, den Menschen aus der Misere des Tages zu lösen, daß er über seiner privaten Not nicht die allgemeine vergesse, sich nicht „so wichtig nehmen“, und über sich lache, über sich, seine Torheit, seine Eitelkeit, seine abgründige Dummheit.

„Mutterwitz“ nannten die Berliner diese Gabe, und sie wollten damit sagen, daß dieser Witz nicht gelernt werden könne, daß man ihn besitzen müsse als eine natürliche hellsichtige Stimme des Geistes.

Dieser berliner Mutterwitz des Toten war nie gewöhnlich und billig, nie verspottete er die echte Liebe, die echte Not. Er war scheu, und er neigte nicht zur Entblößung des Herzens. Wenn die Stimme von Tränen verschleiert war, lächelte der Mund; und wenn die Stimme lachte, weinte das Herz. Aber wo er Unechtes witterte, Pose und Betrug, entlarvte er mit der Unbedingtheit geistiger Leidenschaft die Lüge und den Mißbrauch des Gefühls.

Das Schicksal von Paul Grätz war das Schicksal von Zehntausenden. Als er die Grenze überschritt und die Fremde ihn aufnahm, mußte er neu beginnen. Das Haus, das er errichtet, war zerfallen, das Volk, zu dem er sprach, und das ihm antwortete, lebte in undurchdringlicher Ferne.

Er fand die Kraft, ein neues Leben aufzubauen — wer weiß, ob er sie gefunden hätte ohne die wärmende Liebe der treuesten Lebensgefährtin.

Der Schauspieler lernte eine fremde Sprache. Er schuf Gestalten in dieser fremden Sprache. Er hatte Erfolg. Aber ihm, dem Künstler, dem heilig Besessenen genügten Erfolge nicht. Ihm fehlte eines: die geliebte Vertrautheit des deutschen Wortes, des sprechbaren und unsprechbaren, des hörbaren und unhörbaren.

Die Sprache war seine Erde, in ihr wurzelte und wuchs und reifte er, ihren feinsten Pulsschlag nahm er wahr, und wenn die Herzen der Hörer erzitterten, spürte er die Schwingung.

Seine Erde ward ihm geraubt, der Blutstrom unterbrochen — und er starb. Ärzte mögen die Krankheit benennen, die ihm jäh den Lebensatem nahm — wir aber

wissen die echte Krankheit und wir nennen sie in der Sprache der Volkslegende: Er starb an gebrochenem Herzen. Er konnte den Nachtmahr, der auf Deutschland lastet, nicht ertragen. — „Es ist ja nicht möglich“, wiederholte er immer wieder, „daß meine Berliner das Geschwätz ernst nehmen und Ja und Amen sagen zu all dem Unmenschlichen. Das kann mir niemand weismachen, ich kenne sie doch alle, die Jungens aus Moabit und vom Wedding, die Mädels von Wertheim und Tietz, die Portiers, und die Zeitungsverkäufer, die Budiker und Zillebrüder! ... Mensch, wenn die erwachen!“

Aus solchen Worten sprach die Liebe, die keine Enttäuschung, keine grausame Erfahrung, auch nicht der Haß und das Gelfel der Verfolger töten kann.

Wenn in die Häuser Berlins, wenn in die Konzentrationslager und Gefängnisse Deutschlands die Nachricht dringt, daß Paul Grätz gestorben ist, werden seine zahllosen alten Freunde an ihn denken, erschüttert und dankbar — und voll zorniger Scham.

Leb wohl, Paul!

Wir danken Dir.

## HEIMWEH NACH BERLIN

*Un da jehste nu ieba de Schangselisee,  
So von'n Arc de Triompf bis Kongkorde,  
Un uff eenmal, da spierste so'n komi-  
schet Weh,  
So'n Weh von besondere Sorte.  
Un denn denkste nach, wie det denn  
nu is,*

*Un uff eenmal weeßte, wieso:  
Et is ja ne herrliche Stadt, diss Paris,  
Mit all seine Winkel un so —*

*Doch sach, wat de willst — det is  
jar keen Splien:  
Paris is Paris und is nich Berlin!*

*Wenn de so in de Foburch Säng Hono-  
ree jehst*

*Oda rieba ieba de Seene,  
Oda wenn de an die Tülierien so stehst,  
Dann sachste doch: Mensch, is det  
scheene!*

*Jewiß is det scheen — det is ja ganz  
klar,*

*Un doch fehlt dir einfach de Spree.*

Mensch, ob det woll damals ne Sache  
war:

So Sonntachs nach Jottwedeh!

Denn sacht, wat de willst — det is  
jar keen Splien:

Paris is Paris un is nich Berlin!

Na nu sieh ma: ferste nur eenfach ma  
wech

For zwee Wochen un bloß zum Vajnie-  
jen —

Ja, denn wer det wat andret, Des is ja  
det Pech,

Det de mußtest — daran wird't woll  
liejen.

Paris is ne Stadt, die't eenmal nur jibt,  
De kannst woll nischt scheeneret finden;

Und doch steht janz fest da wird nich  
dran jetippt:

Dir fehlen Neikelln un de Linden!

Un sacht, wat de willst — det is  
jar keen Splien:

Paris is Paris un is nich Berlin!

Et is ja bestimmt — eenmal fahn wa  
zerick —

Zehause — der Kietz an de Panke —  
Na Mensch, det wird knorke! Steif det  
Jenick!

Werder — Jrinau — Krumme Lanke —  
Un hab ick denn Feerjen, denn jeh't

nach Paris,

Paris mal so richtig jenießen!

Ne neie Kluft an, de Taschen voll Kies —  
Det woll'n wa doch jleich ma bejießen!

Denn sacht, wat de willst: Paris is  
doch scheen!

Am scheensten is et — von Berlin  
aus jesehn!

Fritz Hoff

## KLEINE REDE ÜBER BRÜGEL

Mir fällt heute zwar eine kleine, aber durchaus nicht leichte Aufgabe zu: Ich soll Ihnen einen Dichter empfehlen, der durch seine politische Haltung bis jetzt leider nur einem nicht allzu weit gespannten Kreis literarisch interessierter Gesinnungsfreunde

bekannt geworden ist. Dieser Dichter steht mir menschlich nahe, uns verbindet ebenso die gleiche sozialistische Überzeugung wie das daraus erwachsene gleiche Schicksal: Beide sind wir Emigranten, unsere Bücher sind in unserer Heimat verfermt. Dadurch könnte nun sehr leicht der freilich nicht stichhaltige Verdacht aufkommen, als sei diese Veranstaltung ein reines Freundschaftsunternehmen und habe nicht allzu viel zu bedeuten. Sie werden verstehen, daß mich das ein wenig hemmt. Für mich nämlich war Dichtung immer eine so große, ernste, urgeistige Sache, daß Freundschaften dabei kaum eine Rolle spielten. Ich bin mit sehr vielen und berühmten Schriftstellern bekannt, denen ich, selbst auf die Gefahr hin, daß wir giftige Feinde würden, nie verheimlicht habe, wie wenig ergiebig mir ihre Werke erschienen sind. Das mag zuweilen hochmütig gewesen sein. Der größte Skeptiker aber muß zugeben, daß jeder Mensch in irgendeinem versteckten Winkel ganz und gar von etwas erfüllt ist. Eine solche Erfüllung zwingt ihn in bestimmten Augenblicken zu absoluter Ehrlichkeit. So ergeht es mir heute. Ich soll über die Verse eines Dichters etwas aussagen — diese Verse, Gedichte und Balladen aber sprechen so sehr für sich selbst, daß es fast blamabel ist, sie einzuleiten. Auch das behindert mich verständlicherweise. Doch ich will nicht gleich am Anfang in eine unangebrachte Ruhmredigkeit verfallen. Ich erinnere Sie nur daran, daß Flaubert seinen Kollegen einmal geraten hat: „Seid stolz! Macht dem Publikum keine Zugeständnisse! Meidet Vorworte! Ein Vorwort verrät immer dichterische Impotenz!“ Und — verehrte Anwesende, ich denke, Sie werden mir diese landläufige Feststellung doch gewiß nicht verargen! — Flaubert war immerhin ein ernst zu nehmender Mann, der von den, wahrscheinlich nie enträtselbaren Geheimnissen des Dichterischen viel gewußt hat. Für die Ergründung dieser Geheimnisse hat er ausschließlich gelebt und wie ein Besessener gerungen, er ist, wenn es bei nüchterner Betrachtung auch anders aussieht, wie viele seinesgleichen wahrhaft daran gestorben. Es liegt mir gänzlich fern, Ihnen hier ein literarisches Kolleg zu halten, indem ich dieses Beispiel heranziehe. Ich will nur ein klein wenig versuchen, Ihnen begreiflich zu machen, wie absonderlich,



ja, wie furchtbar und auch wie eisig vereinsamt, trotz aller äußeren Zusammenhänge, das *innere* Leben eines Menschen aussieht, den die schreckliche Gewißheit, die zwingende Mission ergriffen hat — er ist ein Dichter! Jedes geschaffene Werk ist eine mehr oder minder deutliche Konfession darüber. Fritz Brügel sagt in seinen Gedichten besonders viel aus über diesen inneren Zustand. Wenn er sich einmal erschüttert und zugleich melancholisch fragt:

„Wie kommt es, daß ich noch die Worte  
wähle,  
um sie zum Klang der Zeilen zu ver-  
binden,  
sie wägend, um sie schweigend zu emp-  
finden,  
und anzurühren eine fremde Seele?“

und im gleichen Gedicht die Antwort darauf gibt:

„Ich wähle nicht — ich wurde ausge-  
wählt,  
ich sage nichts — ich wurde ausge-  
sprochen,  
ich zähle nicht — ich werde nur er-  
zählt . . .“

und wiederum, wenn er in der großartig geformten „Selbstbegegnung“ meint, er sei einer,

„der einer Zeile nachsah viele Wochen!  
Der tausend Worte jagte durch das Sieb,  
bis er das eine fand, das fruchtend blieb,  
weil seine Adern heiß vom Leben  
pochen!“

dann haben wir ein überraschend präzises Bekenntnis, das wirklich auch Flaubert — freilich in seiner ungemein gewissenhaften Prosa — hätte geben können. Denn jeder wirkliche Dichter, verehrte Anwesende, steht am Anfang vor einer mißbrauchten und scheinbar völlig verödeten Sprache. Heute ist das mehr denn je der Fall. Er muß das Wort erst wieder zum ausschließlichen Instrument des Geistes machen. Das ist doppelt schwierig, wenn er in einer Zeit lebt, die geradezu gefährlich geistfeindlich und wortverächterisch ist. Einer der bedeutendsten Sowjetschriftsteller, Isaak Babel, nebenbei gesagt ein sehr gescheiter und ungemein witziger Mensch, hat dieses Ringen um die Zurückgewinnung

des gereinigten Wortes den Kampf gegen die Banalität genannt und dabei die sehr aufschlußreichen Worte gebraucht „Materialwiderstand und Wortwiderstand“, der insbesondere dem heutigen Dichter, auf den jeden Tag Gewaltiges und Verruchtes in überreicher Fülle einströmt, so viel zu schaffen mache. Er hätte ruhig hinzusetzen können, daß das immer so war und wohl auch so bleiben wird. Jeder wirkliche Dichter ist ein Neuentdecker und Neuschöpfer der Sprache. Schon deswegen gerät er zunächst beim Zweikampf mit seiner verständnislosen Umwelt ins Hintertreffen und fällt in eine Vereinsamung, deren Schauer nur er kennt. Goethe wurde von seiner Zeit erst erkannt, als er beinahe ein Greis war. Man las zu seiner Zeit Clauden und Vulpis. Und Conrad Ferdinand Meyer mußte in Irrsinn verfallen, um erst nach vielen Jahrzehnten erkannt zu werden. Hölderlin erging es nicht anders.

Fritz Brügel beschreibt dieses marternde, aufgezwungene Einsamsein sehr oft, aber er ruft mit seinesgleichen: „Wir gehen aus, das Schweigen zu zerbrechen!“

Absonderlich, furchtbar habe ich das Leben eines Dichters genannt. Ist's denn nicht absonderlich, ist's nicht furchtbar und schier vermessen von einem Menschen, einer feindlichen Welt, die alles Heil von der sichtbaren und meistens sehr unkontrollierbaren Tat erwartet, wieder den Glauben aufzuzwingen, daß das Wort das erste ist, daß aus ihm der Geist wächst, der jede große Tat erst zeugt und alles Dauernde schafft?

Ja, das Schweigen hält uns in der unsicheren Furcht und in der lähmenden Bedrückung! Wir reden viel und sagen dennoch nichts. Unsere Herzen sind bang und voll von den Schrecknissen, deren wir nicht Herr werden. Unsere Hirne sind unruhig, aber wir warten alle — und zu jeder Zeit — auf den, der das sagt, was wir nie und nimmer auszusprechen vermögen! Aus einer bitter erkämpften geistigen Haltung, aus derselben Unsicherheit, die uns alle erfüllt, aus der Empörung über die Vergewaltigung und Verzerrung des Humanen wächst sein Werk. Es umschließt alle Regungen der Begeisterung und Hingabe für das Edle, das Freie und Zukünftige; vom Ewigen in der Natur und im Menschen sagt es aus; von der Hilflosigkeit der Krea-

tur, von den seligen Erschütterungen der Liebe und den Labyrinthen des Hasses legt es Zeugnis ab; es erzählt vom Krieg und vom Frieden, vom Sozialen und Politischen, vom Leben und vom Sterben des einzelnen Menschen — und nun, da es vollendet ist, trägt es das Antlitz *unseres* Lebens. Es ist unser!

Ich *will* nicht glauben, daß es so wenige sind, die — wie ich — wahrhaft erschauern vor Glück, wenn sie echter Dichtung begegnen! Nur der Dichter, und keiner sonst, kann uns aus dem starren Schweigen erlösen! Wir brauchen ihn heute mehr denn je!

Oskar Maria Graf

### BEIM SCHMÖKERN GEFUNDEN...

*Liebes „Wort!“* Man findet beim Schmökern in Zeitungen des Jahres 1913 nicht nur Briefe von Maeterlink, sondern auch kuriose Notizen wie diese:

*Berlin, 27. Juni.* In der großen Protestversammlung der Berliner Schriftsteller gegen die Attacken der Byzantiner gegen Gerhart Hauptmann und sein Festspiel (das Festspiel zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege wurde auf Drängen der Hofkreise vom Spielplan des Breslauer Theaters abgesetzt. *D. R.*) ereignete sich ein Zwischenfall. Während der Versammlung schlich sich ein antisemitischer Barde in den Saal und rief: „Ach was, der Mann heißt ja gar nicht Hauptmann, er heißt Levisohn!“ Vor dem brausenden Gelächter nahm der Held jedoch gleich darauf Reißaus.

Was für eine Zeit! Ein einziger schreit „Levisohn!“ und muß vor dem Gelächter einer Schriftstellerversammlung ausreißen. 1937 nennt Herr Will Vesper, Amtsleiter des RDS und Herausgeber einer Literaturzeitung, Heinrich Mann einen „jüdischen Mischling, der vielleicht Karfunkelstein heißen könnte“ und erntet brausenden Beifall. Nota bene: zu den Mitarbeitern von Will Vespers Zeitschrift gehört auch Hauptmann, vormalige Levisohn, heute Schirachvater.

Da hätten wir wieder etwas in den Gazetten von 1913 gefunden, das ins „Wort“ paßt. Schreibt da *Ludwig Thoma* im „März“, einer tapferen literarisch-politischen Zeitschrift, diese Worte seinen späteren Schändern von der Reichsschrifttumskammer ins Stammbuch:

„Es ist auch in bürgerlichen Kreisen anerkannte Lehre geworden, daß man bei allen Tumulten in der Welt sich ein möglichst großes Stück in die Tasche zu stecken habe. Ein Staatsmann, der kaltblütig die Schreierei verachtet, muß sich leidenschaftliche Angriffe gefallen lassen, und das Bürgertum nicht schwermütig mit dem Kopf dazu und läßt sich vorrechnen, was Bismarck alles genommen hätte. Prahlhänse, die in einem Krieg noch nicht einmal einen Katarrh riskieren würden, dürfen als Patrioten paradien, wenn sie Fanfaren blasen. Festreden gelten schon kaum mehr als abgerundet, wenn nicht auf das künftige Einsetzen von ‚Gut und Blut‘ hingewiesen wird. Eine Freude an tönenden Worten macht sich breit, die früher nicht im Schwange war, und die Gutmütigsten verstehen nicht mehr, wie aufreizend Drohungen wirken müssen. Man ist so weit gekommen, daß man die besten Leistungen des andern hämisch anzweifelt; höchstens regt sich noch ein mit Sorge vermischter Respekt vor der möglichen Verwendung einer Erfindung im Kriege. Denn all diese Siege des menschlichen Geistes, die Erfindungen der Flugzeuge, der lenkbaren Luftschiffe, der drahtlosen Telegraphie usw. dienen ja nur dem künftigen unabwendbaren Zerstörungswerke. Vor fünfzig Jahren wäre man in Europa selig gewesen über die märchenhaften Fortschritte der Technik, heute rechnet der Spießbürger aus, wie viele Zentner Dynamit aus einem Luftkreuzer heruntergeschmissen werden können, und der Bourgeois läßt die ‚Adler‘ Jagd machen auf alles, was da krecht und fleucht.

Gewidmet ist der Artikel Thomas der chauvinistischen Presse beiderseits des Rheins, den Camelots du Roi in Frankreich und den deutschen „Propheten, die im Lande herumreisen und von der ‚tatenarmen‘ Zeit faselieren.“

## PAUL NEUBAUERS WERK

Vor einiger Zeit erregte die Nachricht Aufsehen, daß in einem Preisausschreiben um den besten Roman der Welt unter anderem der Roman: „Das fehlende Kapitel“ des in Prag lebenden Schriftstellers Paul Neubauer preisgekrönt worden sei und daß sich an dieses Ergebnis der Ausschreibung der Vorwurf des Plagiats knüpfte: Walter Tschupplik, der bekannte Journalist und Herausgeber eines prager Montagblattes, nehme für sich die Autorschaft in Anspruch. In den mancherlei Kommentaren konnte man weiterhin lesen, daß Neubauer literarisch bisher kaum hervorgetreten sei. Er hatte entweder gar keine oder eine sehr schlechte Presse.

Was den Vorwurf des Plagiats anbelangt, so wurde dieser von Tschupplik im Zuge der von Neubauer gegen ihn angestrenzten Klage zurückgenommen: die Sache endete mit einem Vergleich, in dem Neubauer zum Ausdruck brachte, daß er die Anregung zu seinem Romane in der Tat von der einer Novelle Tschupplik's zugrunde liegenden Idee empfangen habe, während Tschupplik nach Lektüre des preisgekrönten Romans ohne weiteres zugab, daß von einem Plagiat gar keine Rede sein könne, er nehme den diesbezüglichen Vorwurf mit Bedauern zurück. Leider ist durch diesen Zwischenfall eine der besten Gelegenheiten verpaßt worden, die Lächerlichkeit der rassenideologischen Einstellung der Kunstbeflissenen des Dritten Reiches nachzuweisen. So weit das möglich, sei durch eine Darlegung der Tatsachen verspätet nachgeholt, was sich in der Sache dieses Preisausschreibens ergab und zu einer außergewöhnlichen Blamage des deutschen Vertreters in der Jury des Preisausschreibens, gleichzeitig aber auch den Wahn von einer rassistisch bestimmten Kunst ad absurdum führte.

Auf Initiative der „Publishing Holding Company“ war von den bedeutendsten Verlagen in zwölf Ländern, an deren Spitze wiederum die Verlage Pinker and Son, London, standen, ein Preisausschreiben um den besten Roman der Welt erlassen worden. Er sollte so gefunden werden, daß zunächst der beste Roman jeder Sprache ermittelt würde, dann diese preisgekrönten Bücher in die engere Wahl kommen sollten. Der Weltjury gehörten unter anderen an: Hugh Walpole, England; Rudolf G. Bin-

ding, Deutschland; Jan Bojer, Norwegen; van Doren, Holland, und andere. Die Romane mußten unveröffentlicht sein und mit Kennwort eingereicht werden; die Namen der Verfasser blieben bis nach der Konkurrenz geheim und waren auch den Mitgliedern der Jury nicht bekannt. In deutscher Sprache waren 1233 Manuskripte eingereicht, deren Prüfung viele Monate in Anspruch nahm. Unter ihnen wurde der Roman Paul Neubauers mit Bindings Stimme als der beste bezeichnet. Das Ergebnis bewirkte, daß Binding den heftigsten Vorwürfen innerhalb Deutschlands ausgesetzt war: Neubauer ist Jude! Warum die Gegenseite diesen Erfolg nicht auf breiter Front als sichtbarsten Beweis gegen die nationalsozialistische Auffassung von Rasse und Kunst auswerten konnte, ist eingangs skizziert. Die Tatsache bleibt bestehen, daß Binding mit seiner Entscheidung die Hitler-Rosenberg'schen Theorien lächerlich gemacht hat.

Neubauer war mir durch seine literarisch-journalistische Tätigkeit seit vielen Jahren bekannt. Obschon ich ihn bis heute nicht gesehen oder gesprochen habe, ging für mich nicht nur aus wertvollen Beiträgen, die er mir als Mitarbeiter zugänglich gemacht hatte, sondern auch aus seinen 1922 bei E. P. Tal erschienenen und Romain Rolland gewidmeten Gedichten sowie aus seinem 1928 veröffentlichten Roman „Maria“, den ich gelesen und sehr interessant gefunden hatte, hervor, daß er sehr wohl in der Lage sei, einen außerordentlichen und bedeutungsvollen Roman zu schreiben. Ich bin daher gleich nach seiner Auszeichnung und den Angriffen auf ihn für ihn eingetreten. Das Ergebnis hat mir recht gegeben.

Unterdessen habe ich nicht nur den preisgekrönten Roman selbst im Manuskript (das mehr als 500 eng geschriebene Seiten umfaßt) lesen können, sondern auch das große Romanwerk kennengelernt, das Neubauer vorher verfaßt hat und bisher lediglich in ungarischer Sprache erschienen ist („Mi közm hozza“ — „Was gehts mich an?“, Zwei Bände, Franklin Verlag Budapest). Danach möchte ich, ohne berufenerem Urteil vorzugreifen — das ich indessen sogleich zitieren will! — feststellen, daß wir es bei Neubauer ganz ohne Zweifel mit einem der interessantesten Schriftstel-



ler deutscher Sprache außerhalb des heutigen Deutschland zu tun haben.

Paul Neubauer, heute etwa 45 Jahre alt, ist von Beruf Redakteur des in Prag erscheinenden ungarischen Blattes „Pragai Magyar Hirlap“ und Prager Korrespondent des deutschsprachigen „Pester Lloyd“ in Budapest. Daraus gehen bereits eine Anzahl Tatsachen hervor, die an dieser Stelle keiner näheren Erläuterung bedürfen. Mir war von jeher an seinen publizistischen Arbeiten jener Zug ins Metaphysische aufgefallen, der einen philosophisch bestimmten Geist verriet und seinen Arbeiten eine charakteristische Note gab. Heute weiß ich daß Neubauer stark von der Philosophie Constantin Brunners beeinflusst ist, die insbesondere seinem bekenntnisthaften Werk „Was gehts mich an?“ eine starke persönliche Note gibt. Ich ziehe es vor, über dieses Werk fremde Urteile wiederzugeben, weil es nicht im Rahmen dieses Aufsatzes einer Kritik unterzogen werden kann. „Ihr Werk muß gelesen werden“, schreibt Thomas Mann. „Es ist ungewöhnlich packend, versonnen, tief und bewegt zugleich und hat mich mit Respekt vor Ihrem großen Können erfüllt. Ich habe gar keine Besorgnis, daß Sie es an den Mann bringen, denn ein erster Verleger kann unmöglich mit einem Nein daran vorübergehen. Lassen Sie bei den Korrespondenzen einfließen, wie interessiert ich mich gezeigt habe.“ Es hat nichts genutzt, — vor dem „Preisgekröntwerden“ sind alle Verleger mit Nein vorübergegangen. . . Stefan Zweig erklärt, daß sich Neubauer durch „einen besonderen Rang und eine besondere Stellung schöpferisch gekennzeichnet habe“ und Romain Rolland: „J'en admire la flamme!“

Im Vorwort seiner Gedichte sagt Neubauer: „Dichtung ist Kampf mit der Zeit.“ Sein Roman „Maria“, von vielen, zum Beispiel vor jenen Jahren in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ von w. t. (Tschup-pik) für ein Ergebnis „psychologischer Meisterschaft“ gehalten, zeigt seine Dichtung als Kampf mit dem, was bürgerliche Konvention Liebe nannte. „Was gehts mich an?“ ist eine einzige große Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich. Die Frage des Lebens steht im Mittelpunkt, die Gegenfrage: Darf man töten um den Preis des Lebens, ist das erregende Moment. Neu-

bauer ist ein ernster ringender Mensch, er hat noch keine fertigen Antworten, aber er sucht sie.

„Das fehlende Kapitel“, der Roman, durch den er einer weiteren Öffentlichkeit nun bekannt wird, ist eine meiner Überzeugung nach fast geniale Synthese von Historie, Romantik und Reportage, ein Buch, über dessen Lektüre man Nächte verwacht, weil es den Leser nicht losläßt. Prall geladen mit Philosophemen, die einer strengen Lektorenhand der „Erfolgsromane“ wollenden Verleger zum Opfer fallen werden, überfällt einen die Handlung nichtsdestoweniger mit ihrer spannenden Gewalt, führt durch Weltteile und Jahrhunderte, läßt Marco Polo, Dante, Ghandi, Weltkrieg und indische Dschungel — ein Pandämonium der Erscheinungen aufleben, um das oft geheimnisvoll genannte Testament des Marco Polo in einem neuen Sinne Mittelpunkt einer Hetzjagd durch Zeiten und Länder werden zu lassen.

Die beiden großen Werke Neubauers werden nunmehr wohl ihren Drucker finden. Dann werden sie auch an dieser Stelle Gegenstand eingehenderer Betrachtung sein können. Mir lag nur daran, auf den Mann und sein Werk im Zusammenhange zu verweisen.

*Walther Victor*

## EIN GUTES KINDERBUCH

Kinder wünschen ernstgenommen zu werden, gleichgültig ob Erwachsene oder Bücher zu ihnen sprechen. Man hat zwar schon seit einigen Jahrzehnten aus der Kinderlektüre die neckischen Elfen, die Rauschebärte und das Talmi eines verschütteten Märchengoldes zu verbannen versucht. Aber der Ersatz, den man dafür bot, war zum allergrößten Teil nicht minder albern und unwahrscheinlich. In den sogenannten modernen und reformierten Kinderbüchern plapperten die höchst erwachsenen Autoren in einem künstlich kindischen Ton, unter unausgesetzter Verwendung der Verkleinerungsformen. Um reale und spannende Stoffe verlegen, führten sie die gelangweilten Kleinen in Miniaturausgaben von Wald und Heide, oder sie trieben zwischen Wandsprüchen Schabernack und erfanden fade Histörchen, aus denen nichts weiter hervorstach als der puritanische Stolz, die

alten Märchen- und Rettungsmotive zu ver-  
schmähen.

Demgegenüber ist die Erzählung „Das Eis-  
meer ruft“ von Alex Wedding (erschienen  
im *Malik-Verlag*) geradezu als das Modell  
eines guten Kinderbuches zu rühmen. Die  
Erzählung stützt sich auf wahre Begeben-  
heiten, die an keiner Stelle den Umkreis  
des kindlichen Begriffsvermögens verlassen.  
Von Anfang an lebt dieses Buch von der  
Lust am Abenteuer und von echter Span-  
nung. Bedeutungsvoll mischt sich in das  
Spiel der Kinder der Wagemut der Er-  
wachsenen. Eine Gruppe armer Kinder aus  
Prag hat von der abenteuerlichen Expedi-  
tion des russischen Eisbrechers Tscheljus-  
kin erfahren. Sie haben mit jener leiden-  
schaftlichen Anteilnahme, deren nur Kin-  
der fähig sind, die gefährliche Fahrt durch  
die unerschlossenen Seewege des nördlichen  
Eismees verfolgt. Sie haben dann durch  
ihr Radio von dem Schiffbruch der Tschel-  
juskina gehört und von der treibenden  
Scholle in Nacht und Eis, auf der sich die  
kühne Mannschaft hält und auf Hilfe war-  
tet. Die prager Kinder, so verschieden sie  
in ihren Neigungen, Fähigkeiten und den  
Äußerungen ihres Spieltriebs dargestellt  
sind, lassen in diesem Augenblick von ih-  
ren harmlosen Krachs und ihren Debatten.  
Von der Größe des Ereignisses, von den  
Hilferufen der Mannschaft gepackt, werden  
sie solidarisch, mit dem entzückenden  
Ernst, dessen nur Kinder fähig sind, wenn  
sie sich für eine gute Sache einsetzen wol-  
len. Auch sie beschließen eine Expedition,  
die nicht minder wagemutig und gefähr-  
lich ist als die Fahrt der Großen durch die  
unentdeckte Wüste des Eismees. Die Kin-  
der machen sich in aller Heimlichkeit auf,  
verlassen die Heimat und die Eltern, um  
die Männer auf der treibenden Scholle am  
äußersten Rand der Erde zu retten.

Zwei Handlungen, eine so spannend wie  
die andre, verschlingen sich dergestalt in  
dem Buch. In besonderen Kapiteln, die  
sich ungewunden ergeben, wird das gro-  
ße Abenteuer der Erwachsenen vorgeführt.  
Nicht im Ton einer Märchentante, sondern  
in der natürlichen und einfachen Sprache,  
die Kinder unmittelbar zu packen versteht,  
wird die kindliche Phantasie auf eine Wirk-  
lichkeit gelenkt, die in diesem Fall ebenso  
fesselnd ist wie das bunteste Märchen. Wie  
von selber mischt sich Belehrung ein, gerade  
wie Kinder sie mögen, und die Freude an

den Zaubern der Technik. Dicht daneben  
wird der Auszug der Kleinen in die Fremde  
erzählt, unternommen mit frischem Mut, mit  
wechselndem Glück und reich an den seltsa-  
msten komischen Zwischenfällen.

Keine Sorge: die Großen wie die Kleinen  
werden am Ende gerettet. Denn auf Ret-  
tung läuft dieses gute Kinderbuch hinaus,  
von dem Willen zur Rettung lebt es, und  
sein Wert und seine Wirkung liegen vor  
allem darin, daß es kräftig und unbedenk-  
lich in die moderne und realistische Fabel  
das älteste Märchenmotiv verflucht.

Friedrich Burschell

#### BRIEF AUS BERLIN

*Ich höre, Sire, wie klein,  
Wie niedrig Sie von Menschenwürde  
denken,  
Selbst in des freien Mannes Sprache nur  
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehn ...  
Sie wollen  
Allein in ganz Europa — sich dem Rade  
des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam  
In vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?  
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?  
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende  
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der  
Bürger  
Den Sie verloren für den Glauben, war  
Ihr Edelster ...*

*O, könnte die Beredsamkeit von allen  
Den Tausenden, die dieser großen Stunde  
Teilhaftig sind, auf meinen Lippen  
schweben,  
Den Strahl, den ich in diesen Augen  
merke,  
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie  
die unnatürliche Vergött' rung auf,  
Die uns vernichtet ...  
Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!*

Die faschistische Presse in Deutschland  
war außer sich vor Entrüstung. Sie be-  
schimpfte die berliner Theaterbesucher als  
„gedankenlose Masse“ und warf ihnen  
„Mangel an politischem Denkvermögen“  
vor. Was ist geschehen?

Im *Deutschen Theater* in Berlin wurde  
Schillers Drama „Don Carlos“ gegeben  
und allabendlich wurde bei dem weltbe-  
kannten Ausspruch des Marquis Posa „Ge-  
ben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“ bei offener  
Bühne *tosend applaudiert*. Es kam vor,  
daß einige nationalsozialistische Logenbe-

sucher verzweifelt um Ruhe zischten, aber sie wurden regelmäßig von dem donnernden Applaus aus den Rängen und dem Parkett, vor allem von der Galerie über-  
tönt.

Die „Frankfurter Zeitung“ nennt die Theaterbesucher „anonyme politische Demonstranten“, zu feige, bei Tageslicht aufzutreten, die sich die Dunkelheit des Theaters zunutze machen. Andere Zeitungen und Zeitschriften können ebenfalls an „diesem empörenden Skandal“ nicht achtlos vorbegehen. Die Zeitschrift des Hitlerjugend „Wille und Macht“ wirft den applausfreudigen Theaterbesuchern „Mangel an politischem Denkvermögen“ vor. Die Zeitschrift bemüht sich, den Gedankenfreiheit Fordernden klarzumachen, daß diese Forderung doch den Menschheitsidealen des 18. Jahrhunderts entspräche und in unserem fortschrittlichen Jahrhundert überholt und daher reaktionär sei. Auch habe, so meint die Zeitschrift, ohne den Beweis ihrer Behauptung anzutreten, Schiller selber in seinen bejahrten Tagen die „Freiheitsschwärmerei“ des jugendlichen Schillers abgelehnt.

Die Zeitungen forderten drakonische Maßnahmen gegen die „renitenten Theaterbesucher“, die „anderen den reinen Kunstgenuß im Theater vereckeln“. Sie forderten, daß in den Kulturstätten des Theaters die Politik draußen zu bleiben habe und die „Dunkelmänner des Parketts“ an die Luft gesetzt werden.

Die „anständigen und verständigen“ Theaterbesucher werden aufgefordert, auf ihre Nachbarn achtzugeben. Ein Besucher im Parkett wurde tatsächlich von einem Denunzianten im Smoking angezeigt. Gefragt, warum er applaudiert habe, erklärte er, der Schauspieler habe derart hinreißend gespielt, daß er nicht anders konnte und applaudierten mußte. Die vom Schauspieler gesprochenen Worte habe er gar nicht verstanden, kenne sie auch nicht. Als man

ihm sagte, der Schauspieler habe gerade gesagt: „Geben Sie Gedankenfreiheit“, erklärte der Festgenommene entrüstet: er glaube nicht, daß der Schauspieler, den er als überzeugten Nationalsozialisten kenne, solche ketzerischen Worte auf der Bühne gesprochen habe.

Der Verhaftete, ein Arier, der ein einwandfreies Vorleben aufweisen konnte, mußte freigelassen werden, obwohl man, wie geschrieben wurde, seine Angaben stark anzweifelte.

#### ZU DEN DICHTERISCHEN BEITRÄGEN IN DIESEM HEFT

DER ANTIQUAR von Bruno Frank ist ein Kapitel aus seinem neuen Roman „Der Reisepaß“. — DIE STRASSE DES VER-RATS von Hans Natonek ist ein Kapitel aus seinem Roman „Die Akten Nyman oder: Die Unvollendete!“ — IN TYRANNOS von Friedrich Burschell ist ein Abschnitt seiner Schillerbiographie. — DER GLADIATORENKRIEG von Arthur Koestler ist ein Kapitel seines gleichnamigen Romans.

#### DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In unserem Heft 3 haben sich bei Klaus Manns Beitrag „Aldous Huxleys neuer Roman“ Druckfehler eingeschlichen. Im zweiten Satz des Artikels, auf Seite 81, Zeile 4, muß es statt: „An seinen Komplexen und vielschichtigen Roman-Kompositionen . . .“ richtig heißen: „An seinen komplexen und vielschichtigen Roman-Kompositionen . . .“ Auf Seite 83, Zeile 13 von unten, muß es statt: „... in die individuelle Komposition des Buches . . .“ richtig heißen: „... in die intellektuelle Komposition . . .“ Auf Seite 84, Zeile 11 von oben schließlich steht irrtümlich statt „Werk“ „Wort“. Es heißt also dort nicht: „... jedem, der mit dem Wort und der erzählerischen Methode dieses Meisters vertraut ist . . .“, vielmehr: „... jedem, der mit dem Werk . . .“



## EIN JAHR „DAS WORT“

### Urteile aus Briefen unserer Mitarbeiter und Leser

Ich freue mich aufrichtig, die ersten Nummern in Händen zu haben. Es ist wirklich eine ernsthafte, gute Arbeit, die Breite und Wissen und dennoch Richtung vereinigt.

P. M., Zürich

Ich lese „Das Wort“ von der ersten bis zur letzten Zeile mit ehrlicher Freude und Bewunderung. Aber ich finde, unter der Rubrik „Dichtung“ könnte ruhig manchmal mehr aus der nichtproletarischen Welt erscheinen. Gerade durch den Abstand würde die Wirkung der Tendenzdichtung wahrscheinlich verstärkt.

R. O., Südfrankreich

Jawohl, die Nummern bessern sich, leider die Ausstattung, bzw. die Fertigstellung nicht. Manchmal kommen die Päckli in scheußlichem Zustande an; nun, sie müssen auch eine weite Reise machen.

E. O., Zürich

Wir sind froh, wieder eine Zeitschrift zu haben, und den mutigen Gründern zu großem Dank verpflichtet. Heft 5 habe ich bekommen. Schön, daß ihr dem Kulturerbe so große Aufmerksamkeit widmet. Daß ihr Herder hervorhebt, ist großartig. Auch über den immer wieder übergangenen Seume freute ich mich aufrichtig.

O. M. Graf, Brunn

Am zweiten Abend meines Hierseins platzte ich in eine engere Schriftstellersitzung, die sich mit dem „Wort“ beschäftigte. Außer der Feststellung, daß man bei aller Kritik doch im Grunde sehr positiv war, von mir persönlich folgendes: Ich bin gegen die kleinen Beiträge, gegen die Art, Almanach machen zu wollen. Lieber zwei, drei große gehaltvolle Beiträge, die das Heft füllen und ihm ein entsprechendes Gesicht geben. Seht euch z. B. doch so miserable Zeitschriften an, wie „Die neue Rundschau“ oder „Das Innere Reich“. Eines haben sie gewiß dem „Wort“ voraus: sie haben eine ganz charakteristische einheitliche Note, und das wunderbarerweise, obwohl sie doch verwaschener und stellenweise bewußt verlogen sind.

B. U., Paris

Ich beglückwünsche euch zu der bisherigen Arbeit, die hier in unserem Kreis mit Interesse verfolgt wird. Hier und da fällt ein kritisches Wort, aber niemals ohne Anerkennung der besonderen Schwierigkeiten bei der Zusammenstellung eines Blattes, das so viele verschiedenartige Elemente in sich vereinigen soll.

A. O., Kopenhagen

Das dritte Heft der Zeitschrift habe ich mit Vergnügen gelesen, und ich finde es übrigens viel besser und farbiger als die beiden ersten. Ich habe alle Hefte mit größtem Interesse gelesen.

K. M., Amsterdam

Ich selber finde nicht, daß der Erfolg der Zeitschrift „nicht verdient“, wie Sie schreiben, denn sie gibt mir vieles. Vielleicht wäre es möglich, nicht nur bei besonderen Anlässen, sondern regelmäßig einige Illustrationen zu bringen.

W. V., Locarno

Über Ihre Zeitschrift habe ich gerade aus England — meine Frau ist von dort zu Besuch hergekommen — sehr viele und sehr freundliche Urteile gehört, denen ich mich

gern anschließen, und ich bin überzeugt, daß die Auflage auch weiterhin steigen wird.

W. S., Zürich

Meine Meinung über die Zeitschrift: *Technisch*. Positiv: Umschlag: gut, einprägsam. Negativ: Schlecht gebunden. Die Seiten „tanzen“. *Inhalt*: Positiv: Gute epische Beiträge, besonders Uhse, Graf. Kurze Kritiken sehr gut. Negativ: Schlechte Gedichte. Wie gehen Tage der Entscheidung durch „wetternde Gemarken“? Mal vorinachen. Glossen nicht gut, warum immer mit Kanonen schießen. Ihr müßt Euch noch sehr anstrengen, soll „Das Wort“ die repräsentative Zeitschrift der deutschen Emigration werden.

F. C. W., Prag

Aber „Das Wort“ ist eben darum so besonders gut, weil man alle bekannten Namen endlich einmal auf einem Haufen hat. Seit ich letzten Herbst die ersten Hefte geschickt bekam, haben wir hier eine ganze Reihe Abonnenten ausfindig gemacht. Wir versuchen jetzt, die Universität zu gewinnen, „Das Wort“ im Lesesaal auszulegen, und vielleicht bekommen wir auch die städtischen Bibliotheken.

E. H., Saint-Louis. USA

Ich möchte allgemein sagen, daß mir die letzten Hefte reicher, deutlicher, entschiedener zu sein scheinen, als die ersten. Ich glaube nicht, daß dies ein Zufall ist, sondern sehe darin eher ein Zeichen, daß sich die Redaktion „einläuft“. Jeder einzelne Beitrag ist in seiner Art wertvoll.

R. F., Prag

Zu der Arbeit, die Sie am und mit dem „Wort“ leisten, möchte ich Sie aus vollem Herzen beglückwünschen. Aber dennoch habe ich einige kritische Bemerkungen. Der Glossenteil scheint mir in allen bisherigen Nummern zu negativ-unfruchtbar-polemisch. Der positive Gehalt, der sich auf unserer Seite befindet, müßte gegenübergestellt werden. Auch die eine und die andere Dichtung fiel nicht besonders aus. Im Ganzen können natürlich unmöglich alle Beiträge einander gleichwertig sein. Nimmt man daher billigerweise einen Durchschnitt, so sind die relative Geschlossenheit und der Aufbau jeder einzelnen Nummer, wie gesagt, nur zu begrüßen. Insgesamt möchte ich sagen, daß in Bezug auf Fülle, Buntheit, Reichhaltigkeit und Niveau sich die Hefte auf ansteigender Linie befinden.

W. F., Paris

Es war bei einer Gefechtspause in Aravaca, da saßen wir in der Novembersonne. Auch Hans B. war dabei, ich brachte den Freunden draußen fünf Nummern des „Wort“, die ich irgendwo in Madrid aufgetrieben hatte. Du hättest sehen sollen, wie die bärtigen Krieger sich darum rissen und wieviel Freude darüber geäußert wurde, daß wir doch, gleich wo wir in aller Welt zerstreut leben, arbeiten, kämpfen, wir alle für die gleiche Sache und das gleiche Ziel eintreten.

P. M., Aravaca bei Madrid

Das Erscheinen einer neuen deutschsprachigen Literaturzeitschrift hat hier allenthalben große Begeisterung ausgelöst, und viele staunen, daß sie gerade aus Moskau kommt. Wir leben ja auf entgegengesetzten Teilen der Erdkugel, aber wir müssen unbedingt in regelmäßigen Kontakt miteinander kommen und „Das Wort“ muß schnell und ständig zu uns finden.

R. K., Johannesburg, Afrika

Eine kleine Anfrage: Wann machen Sie pleite? Die Zeitung ist viel zu gut, die kann nicht bestehen bleiben.

W. O. S., Urdorf, Zürich

# DIE NEUE WELTBÜHNE

(Prag, Tschechoslowakei, Postamt 47, Postfach 55) ist das führende Organ der deutschen Linken. Zu unseren Mitarbeitern zählen deutsche Autoren von Welt-ruf, bekannte Schriftsteller aller Nationen. Die Zeitschrift erscheint wöchentlich einmal und berichtet ausführlich über alle grundsätzlichen Fragen der Politik, Kunst und Wirtschaft.

*In der letzten Zeit veröffentlichten wir unter anderem folgende Beiträge:*

ERNST BLOCH: Die Frau Im Dritten Reich.  
Kritik einer Prozeßkritik.

JULIUS BRAUNTHAL: Englands Hochfinanz  
und Hitler.

HERMANN BUDZISLAWSKI: Emigranten  
untereinander. Kulturkampf.

T. ELFTERWALDE: Ley In Schlesien.

LION FEUCHTWANGER: Ein Reisebericht.

ALFONS GOLDSCHMIDT: Roosevelt und  
die Antifaschisten.

WALTER HILDEBRAND: Die deutschen  
Rüstungen.

EMIL LUDWIG: Epilog zum PEN-Kongreß.

HEINRICH MANN: Die Herren vom Militär.

RUDOLF OLDEN: Ewige Marlitt.

HERBERT RHÖN: Englands Aufrüstung.

ALEXANDER SCHIFRIN: Harzburg?

MAX WERNER: Hitler und Dorlot.

PAUL WESTHEIM: Kunstbilanz.

ARNOLD ZWEIG: Artikelserie „Nazl und  
Juden.“

Lesen Sie jede Woche \_\_\_\_\_ DIE NEUE WELTBÜHNE  
Abonnieren Sie \_\_\_\_\_ DIE NEUE WELTBÜHNE  
Werben Sie für \_\_\_\_\_ DIE NEUE WELTBÜHNE



# DAS WORT

---

L I T E R A R I S C H E   M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 7

Juni 1937

---

J O U R G A Z - V E R L A G   M O S K A U

# INHALT

	Seite
Thomas Mann: Bekenntnis zum Kampf für die Freiheit . . . . .	3
Hans Marchwitza: Der Priester . . . . .	6
Walter Hornung: Nacht über Köpenick . . . . .	15
Fritz Brügel: Das Lied vom geliehenen Leben . . . . .	25
Oskar Maria Graf: Sittinger und seine Freunde . . . . .	28
Johannes R. Becher: Sechs Sonette . . . . .	41
J. Winter: Almeria . . . . .	44
Eugène Pottier: Mach Feuer, Hans, das Holz ist dein! . . . . .	49
Robert David: Die Ballade vom Duft der Armut . . . . .	51
Karl Obermann: Das Schulbuch im Dritten Reich . . . . .	52
Bruno Altmann: Professoren-Porträts . . . . .	71
Lion Feuchtwanger: „Haben“ . . . . .	76
Ludwig Marcuse: Fünf Blicke auf Deutschland . . . . .	81
Walter Haenisch: Der Nachlaß eines Frühvollendeten . . . . .	90
Maria Arnold: „Gefährten meines Weges“ . . . . .	92
Johann Gottfried Herder: Gedanken und Ausdruck in der Poesie . . . . .	94
Die freien Deutschen an der Wolga . . . . .	98
Zwölf Artikel . . . . .	98
Heinrich Mann grüßt . . . . .	100
Fritz Brügel: Die deutsche Nation an der Wolga . . . . .	100
Julius Hay: Eine große, unvergeßliche Freude . . . . .	101
Willi Bredel: Wolgadeutsche Rotarmisten . . . . .	101
J. Reißmann: John Heartfield . . . . .	102
Erika Bond: Großstadtmenschen . . . . .	104
wv.: Die lachende Mannschaft . . . . .	105
Erich Bl.: Jarama-Front . . . . .	105
Peter Nikl: Warum Joß Fritz? . . . . .	106
Dr. Hugo Reichmann: Von Heinrich Heines Tadel zu Emil Merkers Lob — ein folgerichtiger Weg . . . . .	107
Aus einem Brief von Hans Marchwitza . . . . .	108
Der Dichter der „Internationale“ . . . . .	108
Der Heinrich Heine-Preis . . . . .	109
Antifaschistische Publizistik Februar-März 1937 . . . . .	110
Zur Besprechung eingesandte Bücher . . . . .	111

# BEKENNTNIS ZUM KAMPF FÜR DIE FREIHEIT

von

*Thomas Mann*

Am 21. April hielt Thomas Mann im Mecca Temple in New York anläßlich einer Gedenkfeier für die 13 000 deutschen Opfer des Hitler-Regimes folgende Rede:

Wenn ich auch diese Gelegenheit benutze, ein schlichtes Bekenntnis abzulegen zur Idee der menschlichen Freiheit und den feindseligen Tendenzen der Zeit, die man unter dem politischen Namen des Faschismus zusammenfaßt, das Nein eines dem Geist verbundenen Menschen, eines Schriftstellers entgegenzusetzen, so dürfen Sie nicht glauben, daß einem Menschen wie mir die Rolle des Versammlungsredners ganz geläufig und natürlich ist. Es gehört im Gegenteil für meinesgleichen eine gewisse Selbstüberwindung dazu, aus der Stille seiner Arbeitsstätte her auszutreten vor die Menschen, um persönlich und mit eigener Stimme für die bedrohten Werte zu zeugen und für sie einzutreten. Jeder geistige Mensch ist heute gewissermaßen in der bitteren und paradoxen Lage Hamlets, des jungen prinzlichen Intellektuellen, der ausrufen muß:

*„Die Welt ist aus den Fugen, Schmach und Gram!  
Daß ich zur Welt, sie einzurenken, kam.“*

Ein Widerstreit besteht ohne Zweifel zwischen der angeborenen Welt-scheu und Skepsis des Dichters und Träumers und der kämpferischen Aufgabe, welche die Zeit ihm aufdrängt, zu der sie ihn beruft, wie der ruhelose Geist des alten Königs Hamlet zur Tat beruft. Aber diese Berufung, diese Forderung ist heutzutage unüberhörbar für mich und meinesgleichen. Ich glaube nicht, daß man sich ihr egoistischer Weise entziehen darf, ohne seine Pflicht zu versäumen.

Es ist begreiflich, daß das Gute, daß Wahrheit und Gerechtigkeit auf den notwendigen Sieg ihrer Sache gutgläubig vertrauen und die direkte Werbung dafür für unnötig halten, in der Überzeugung, daß das Schlechte und Falsche sich selbst rasch ad absurdum führt. Aber in dieser optimistischen Gelassenheit liegt für das Gute, wir haben das nur zu schmerzlich erfahren, eine große Gefahr. Wir haben erlebt, daß es falsch ist, den Mächten des Bösen und der Gewalt allein die Offensive zu überlassen, es ihnen zu überlassen, die Mittel moderner Propaganda zu ihrem menschenfeindlichen Nutzen zu verwenden. Die Weltlage verlangt, daß der Geist seiner angeborenen Milde und Lässigkeit zum Trotz zu kämpfen und sich zu wehren lernt. Das ist die Lehre der letzten Jahrzehnte, und wir hätten aus den schlimmen Geschehnissen dieser Jahrzehnte nichts gelernt, wenn wir nicht diese Belehrung daraus gezogen hätten.

Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, den Tadel, den ich hiermit gegen einen gewissen fahrlässigen Optimismus des Geistes in der Vergangenheit



gerichtet habe, nicht dahin mißzuverstehen, daß ich jeden Optimismus heute für unberechtigt halte. Im Gegenteil bin ich der Meinung, daß wir alle heute viel mehr Grund zur Hoffnung und Heiterkeit haben als noch vor einigen Jahren. Das Leben hat heute einen schnellen Gang, und die Welt-situation hat sich für mein Gefühl in den letzten Jahren in materieller und geistiger Beziehung eher zu unsern Gunsten als zu unserm Nachteil verändert.

Zwei Tatsachen sind es, die zu dieser Behauptung berechtigen und zu entschiedener Hoffnung für die Zukunft Anlaß geben. Die eine ist die, daß der allzu formale und theoretische Pazifismus, von welchem die Parteien der Freiheit und des Friedens beherrscht waren, und der den Anhängern der Gewalt zugute kam und ihnen zu billigen Siegen durch Einschüchterung und Erpressung verhalf, heute bereits sichtlich korrigiert wird durch die Erkenntnis, daß die Friedensmächte stark sein müssen, um die Mächte der Gewalt, die eben nur Gewalt kennen, in Schach zu halten. Es ist eine Genugtuung und Beruhigung, zu beobachten, daß die Befürchtung, die demokratischen Mächte möchten zur physischen Verteidigung ihrer Ideale unfähig geworden sein, sich als falsch erweist. Der Geist des Friedens entschließt sich, dem kriegerischen Geist mit seinen eigenen Mitteln zu begegnen, und wir stellen fest, daß heute schon das militärische Übergewicht auf Seiten der Demokratien ist und daß die Feinde des Friedens ihre Chance vielleicht schon verpaßt haben. Diese Verhältnisse werden sich menschlicher Voraussicht nach nicht zu Gunsten des Faschismus weiter entwickeln.

Das ist das Eine. Die andere günstige Beobachtung ist, daß in geistiger Sphäre die faschistische Mode ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheint. Unzweifelhaft hat der Faschismus auch seine geistigen Wurzeln. Er war in philosophischer Sphäre vorbereitet und eine Empfänglichkeit für seine Lehren war nicht nur bei der deutschen Jugend, sondern bei der Jugend der Welt überhaupt, deutlich zu erkennen. Wenn aber nicht alles täuscht, so ist die Bezauberung, die von seinen Lehren auf die Jugend ausging, im Schwinden. Man kann sagen, daß die Jugend der Welt heute in ihrer überwiegenden Mehrheit, vor allem aber in ihrem besten und wertvollsten Teil, wieder links steht. Das ist ja auch der Jugend im Grunde natürlich, und nur die verwirrenden Wirkungen pseudo-revolutionärer Parolen konnten diese natürliche Lage vorübergehend verkehren. Man wird sagen, daß diese Veränderungen ohne praktische Wirkungen seien, angesichts der hermetischen Abgeschlossenheit der Jugend in den diktatorisch regierten Ländern und namentlich in Deutschland, und daß die mit eiserner Konsequenz durchgeführte einseitige Bearbeitung durch einen selbstsüchtigen Staat ein Geschlecht heranziehen müsse, das allen höheren und freien Ideen unzugänglich sein wird. Aber auch hier meine ich, daß es kein schwächerer und schönfärberischer Optimismus ist, an die gesunden Gegenkräfte und die intellektuelle Kritik der Jugend eines Volkes zu glauben, das so große geistige und kulturelle Überlieferungen besitzt wie das deutsche, und ich denke hier nicht nur an die Jugend, sondern an das deutsche

Volk überhaupt, an dessen guten und großen Eigenschaften die Welt meiner Meinung nach nicht zu verzweifeln braucht.

Dieses Volk hat sich zwar vor vier Jahren unter dem Einfluß äußerst ungünstiger Umstände Mächten in die Arme geworfen, die im höchsten Grade unwürdig sind, es zu führen und es vor der Welt zu repräsentieren. Aber nach allem, was wir wissen, sind die Reue, die Enttäuschung, die Scham heute in gewaltigen Teilen des deutschen Volkes außerordentlich stark. Welch ein unentbehrlicher Wert für die Menschenseele und das Menschenleben die Freiheit ist, das hat das deutsche Volk in diesen vier Jahren erfahren und die Sehnsucht nach geistiger, religiöser, auch wirtschaftlicher Freiheit, die heute durch dieses Volk geht, berechtigt zu der Zuversicht, daß das letzte Wort über Deutschland keineswegs gesprochen ist, und daß das Land Goethes sein besseres und höheres Selbst wiederzuentdecken im Begriff ist.

Man ist erschüttert, wenn man hört, daß bei Aufführungen von Schillers „Don Carlos“ in deutschen Theatern die Menge jedesmal den Ausruf des Marquis Posa: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ mit frenetischen Beifallskundgebungen begrüßt. Diese keineswegs ungefährlichen, weil durchaus politischen Kundgebungen sind darum so rührend, weil hier ein Volk ein Dichterwort benutzt, um gewissermaßen vor der Welt seine geistige Ehre zu retten und kundzutun, daß es nicht Sklave sein will. Das nationalsozialistische Abenteuer ist eine harte Schule für das deutsche Volk, eine Schule aber, durch die es, so dürfen wir immerhin hoffen, auf eine höhere Stufe seiner politischen und sozialen Reife gelangen wird. Eines Tages wird es frei sein wollen, wie es einem großen Volk gebührt, und die Fesseln abschütteln, die heute seinen Geist einschnüren.

Die Freiheit wird ohne Zweifel das Grundprinzip seiner künftigen sozialen und politischen Verfassung sein, eine Freiheit aber, die aus schweren Erlebnissen gelernt hat und die nicht noch einmal dulden wird, daß ihre Feinde sie überrumpeln. Noch einmal: die Freiheit muß stark sein, sie muß an sich selbst glauben und an ihr Recht, sich zu verteidigen. Es muß eine Freiheit mit Autorität, eine männliche sein, die sich durch den Geist nicht zum schwächlichen Zweifel an ihrem Erdenrechte verführen läßt und sich zu wehren weiß gegen eine Tücke, welche je wieder die Freiheit mißbrauchen will, um sie zu töten.

Und eben dies Prinzip aber, das der Freiheit, muß und wird es auch sein, in dessen Zeichen alle diejenigen, die für Deutschland das Bessere wollen, sich zusammenschließen können. Wir kennen wohl die Unterschiede, welche die Gegner des Nationalsozialismus heute noch trennen und auseinanderhalten, aber wenn nicht alles täuscht, so ist die ungeheure Gefahr, die dem deutschen Geist und darüber hinaus ganz Europa droht, im Begriff, diese Gegensätze zu überbrücken und aufzuheben. Denn darüber müssen sich alle klar sein, daß nur so, durch Einigkeit und unter Zurückstellung aller vergleichsweise unwesentlichen Gegensätze, Deutschland Europa, der Welt und seinem eigenen Genius zurückgewonnen werden kann.

## DER PRIESTER

von

*Hans Marchwitza*

Hans Marchwitza, der durch seine Romane — „Sturm auf Essen“, „Walzwerk“, „Die Kumiaks“ — bekannte deutsche Schriftsteller, kämpft seit vielen Monaten in den Reihen der spanischen Volksarmee gegen den internationalen Faschismus. Er ist vor wenigen Wochen wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Kapitän befördert worden.

Das junge Gesicht bleich und übernächtigt, in einem am Hals eng geschlossenen, bis an die Knie herabreichenden schwarzen Rock, schritt er in dem kleinen Garten betend auf und ab. Etwas erhöht stand die frischgekalkte kleine Kirche, aus deren Turm eben die letzten leisen Klänge der Glocke nachhallten. Er blickte abwesend hinauf, dann wanderten seine Augen von der Kirche über die Bauernhütten, die sich zu seinen Füßen, schief, hutzlig, oft mit allzu grellen Farben angestrichen und von einigen engen, gewundenen Gassen durchkreuzt, bis an den Waldrand ausbreiteten.

Die frische Morgensonne sog die letzten weißlichen Nebeldünste hinweg, enthüllte die sorgfältig von einander abgegrenzten Wiesen- und Ackerstücke der Dorfbewohner und traf deren schon frühzeitig gebeugte Rücken.

Aus dem Dorf trottete, von lauten Rufen angetrieben, das Vieh auf die Weiden; es erscholl das vielstimmige Geschnatter der Gänsescharen und all der mannigfaltige Lärm des übrigen Dorfgetiers. Dazwischen das helle Geläute der Schulglocke und die kraftlosen Scheltworte der alten Leute, denen die Betreuung der Kinder überlassen war.

Das war sein Dorf, in dem er geboren und bis zur Vorbereitung zu seinem geistlichen Berufe die Kindes- und Jugendjahre verbracht hatte, und wo vor zwei Jahren unter Beteiligung fast der gesamten Dorfbevölkerung sein schönster Tag begangen worden war: die Einführung in seine Pflichten als Kaplan der Bauerngemeinde. Nur der Ortka, einer der ärmsten Bauern und eine geringe Anzahl anderer — die Dreßlers, Siepmanns und der Westmann — hatten damals ihre Hütten nicht geschmückt und waren abseits stehengeblieben; mit gleichgültigen oder gar feindseligen Gesichtern hatten sie zugesehen und nur unmutig an ihren Mützen gerückt, als die Prozession vorbeigekommen war. Er hatte ihnen aber, trotz der Andacht, die ihn umgab, doch einen langen, fragenden Blick zugeschickt. Und gleich in den ersten Tagen seines neuen Amtes hatte er bei Ortka angepocht.

„Gehört ihr nicht zur Gemeinde? Weshalb sondert ihr euch denn ab?“



Ortkas war rot geworden und hatte ihm unsichern Blicks geantwortet:

„Im Evangelium heißt es; es soll nicht einer nach des anderen Fleiß und Habe trachten. Und doch bleibt alles so ungleich und ungerecht! Alles was uns von der Wiege an als heilig und unantastbar gepredigt worden ist, wird gerade durch die, die uns stündlich zum Gehorsam ermahnen, geschändet und entweiht; gerade sie betrügen uns um unsere Früchte.“ Der junge Priester war dem Bauer in Haus gefolgt und hatte dort eine wahrhaft einzige Armut erblickt. Er war zu verständig, um nicht einzusehen, daß hier gute Worte und Ratschläge nicht zu helfen vermochten. So war sein erster Entschluß, da ihm Ortka seine ganzen Sorgen offenbart hatte, nach bestem Vermögen dieser Armut zu steuern.

Er hatte sich zum Makler Sudermann begeben, der, breit und behäbig, ihn sogleich gastlich empfangen und von der schönen und erhabenen Feier des Sonntags lobend zu reden begonnen hatte. Dann aber, als der Priester von Ortka's Notlage zu erzählen begann, war das rote, behagliche Gesicht des Händlers plötzlich in einen einzigen Unwillen verwandelt.

„Hat er Sie hergeschickt, Herr Kaplan, damit die Geschichte von neuem beginnt? Soll sich unsreiner durch die störrischen Kerle noch in den Ruin wirtschaften? Ich hab's einfach dem Gericht übergeben, und das hat mir mein Recht zuerkannt!“

Ruhig und eindringlich hatte er erwidert: „Wir haben trotzdem die Pflicht, mit den Ärmern und Schwächeren Nachsicht zu üben.“

„Nachsicht üben?“ war der Händler aufgefahren, „Nachsicht üben, wo er schon bis über die Ohren drinsteckt und noch tiefer reingerät, wenn man ihn so weiterwirtschaften läßt!“

Da hatte sich der Kaplan tief beschämt aufs Bitten verlegt — vor einem Menschen, der nur eine Handbewegung zu machen brauchte, um die drückende Last von Ortka's Schultern zu wälzen. Der Makler aber hatte ihm auf die Schulter geklopft:

„Lieber Kaplan, ich gebe Ihnen den gutgemeinten Rat: seien Sie gescheit und mischen Sie sich nicht in die Dinge, für die Ihnen jede Erfahrung fehlt. Überlassen wir das den Richtern, die sich darin besser zurechtfinden. Sie können doch unmöglich verlangen, daß unsreiner sein Geld verschleudert! Und wer sich schon voraus Gedanken darüber macht, ob das Zurückfordern vielleicht ein Unrecht ist — nun, der kann mit dem Geschäft einpacken. Nein, da kann es keine Gnade geben, wenn man nicht um sein Geld geprellt sein will ...“

Der Kaplan hatte dann keinen Mut mehr, nochmals bei Ortka vorzusprechen. Aber es mußte dennoch etwas für ihn getan werden; und so hatte er eine Bittschrift an die nächste vorgesetzte Behörde aufgesetzt, darinnen er eindringlich das Elend und die Bedrängnis der Bauern schilderte. Unterdes schloß er seine Schützlinge in seine täglichen Gebete ein und wartete; denn es vergingen Wochen und Monate, und die Antwort blieb noch immer aus. Er wiederholte sein Schreiben — es kamen wohl Vertröstungen, aber keine Hilfe.

Inzwischen hatte Ortkaas seine Sense geschliffen und sich damit die Kehle durchschnitten.

An der niederen Steinmauer des alten Friedhofes lag der Selbstmörder nun schon seit fast zwei Jahren begraben. Und in dieser Zeit hatte sich im Dorfe manches verändert. Auf dem Dache der Schule wehte eine rote Fahne mit einem Hakenkreuz und am Gemeindehaus eine zweite. Bei dem Makler gingen täglich uniformierte Leute ein und aus. Vor ein paar Wochen hatten sie auf einem Ochsen den Dreßler herumgeführt, des toten Ortkaas Nachbar, von dem man wußte, daß er Kommunist war. Mehrere Knechte, die mit Dreßler befreundet waren, saßen im Gefängnis in der Stadt. Auf dem Friedhof war ein frischer Hügel aufgeworfen, darunter lag der junge Bauer Siepman, der sich gegen das Fortschleppen zur Wehr gesetzt hatte und durch Schüsse niedergestreckt worden war.

Eine Schar uniformierter Burschen war auch zu ihm, dem Kaplan gekommen, um ihn aufzufordern, eine Hakenkreuzfahne auszuhängen.

„Das Pfarrhaus bleibt davon verschont!“ hatte er ernst geantwortet. Als sie aber gegen seinen Willen eine ihrer Fahnen an dem Hause anbrachten, stieg er hinauf und holte sie herunter.

Seither waren sie seine erbitterten Feinde geworden.

Nun ging er, nach einer durchwachten Nacht, sinnend in seinem Gärtchen auf und nieder. Seine Gedanken irrten immerzu vom Gebet ab; er starrte verquält in die blaue Ferne. Erschütternde Nachrichten kamen aus dem Lande: die Reden von der erwachten Nation, vom Beginn des tausendjährigen Reiches, das Triumphgeschrei der neuen Machthaber. Auch im Dorf glaubte die Mehrzahl der Bauern, daß ihre Rettung und Befreiung nun begonnen hätte; sie stimmten blindlings jeder neuen Maßnahme der Führer zu, brachen in die Häuser der Nachbarn, die nicht gleichen Sinnes waren, schlugen sie blutig, zerrten sie gedemütigt und gelästert im Siegeszuge durch die Straßen. Und wenn er dazwischentrat und Einspruch erhob, brüllten sie drohend:

„So geht man mit Staatsfeinden um! Und so wird mit jedem verfahren, der sie in Schutz nehmen will!“

Ja, sie gingen noch weiter und führten offene Schmähreden gegen ihn, die er tiefverletzt anhören mußte, ohne ihnen wirksam wehren zu können.

Die wenigen Bauern, die nicht von dem allgemeinen Taumel erfaßt waren, hockten verängstigt in ihren Kotten und atmeten erst befreit auf, wenn sie der Frieden ihrer Kirche aufnahm. Bedrückt und hilfeheischend sahen sie zu ihm auf. „Schaffe Rat und Hilfe — erlöse uns von dem Übel und Schrecken!“ flehten ihre bekümmerten Blicke. Und er vermochte nur, sie zur Geduld zu ermahnen, zumal er immer mehr einsah, wie schwach sein Trost gegen die sinnlos entfesselte Gewalt anschlug. Die verhetzten SA-Bauern verrannten sich in ihre Tollwut; die Großbauern begrüßten ihre Ausschreitungen mit Lächeln und riefen ihr „Heil!“, wenn wieder einmal einer, der sich von Versammlungen und Umzügen fernhielt, aus seiner

Wohnung geschleppt wurde, um all die Schande und Qual über sich ergehen zu lassen, die andere bereits durchgemacht hatten.

Erst gestern, am Nachmittag, war wieder eine Abordnung bei ihm erschienen, um ihn zu zwingen, in seinen Predigten die neue Staatsform als die einzige, alleinmaßgebliche anzuerkennen. Mit Pistolen in den Händen waren sie vor ihn getreten. Darunter einige, die noch vor zwei Jahren als seine Freunde im Prozessionszuge mitgegangen waren. Jetzt waren ihre Blicke fremd und von Haß getrübt, wie sie ihm Volksverrat vorwarfen, wenn er sich dem Willen ihres Führers nicht fügte. Nach schwerem innerem Kampf hatte er sich von ihnen Bedenkzeit ausgebeten, um zu überlegen, wie weit er mit einem Nachgeben seiner Gemeinde schaden oder nützen könne. Diese Bedenkzeit hatte ihn eine schlaflose Nacht voll tiefer seelischer Verzweiflung gekostet; und als der Morgen endlich diese schreckliche Nacht ablöste, als die Sonne die tödliche Angst milderte — da stand es in ihm fest: „Ich gehorche nur meinem Gewissen!“

Die Ortka-Bäuerin kam vom Friedhof, wo sie am Grabe ihres Mannes gebetet hatte, zurück. Sie hob den vergränten Kopf über die Hecke, starrte den Kaplan aus kleinen, glasigen Augen an. „Werden wir wohl noch zu unserem Frieden kommen?“ fragte sie leise. „Oder sollen wir andern auch zur Sense greifen? Alles hat man uns genommen, Herr Kaplan, nicht ein Fleckchen Erde, nicht ein Brett unserer Hütte gehört uns mehr... Hätt' er nicht gerettet werden können, damals, als es noch Zeit war?“ Ihr Kopf machte eine schwache Gebärde nach der Friedhofsmauer.

Er schwieg. Hier hätte nur sofortiges Geben helfen können... geben, aufrichten, neues Selbstvertrauen schaffen! Aber woher Hilfe nehmen? Bei dieser abgrundtiefen Ungerechtigkeit! Wie beispringen? Und so sagte er nur: „Haltet den Kopf hoch, wenn es noch so hart ist!“ Aber seine Worte hatten, das fühlte er, keine Überzeugungskraft. „Laßt uns wenigstens in dieser Trübsal zusammenhalten!“ fügte er plötzlich fest hinzu.

Sie blickte ihn lange und mit unverminderter Bitterkeit an:

„Jetzt müssen wir es schon tun, wo sich die Schafe in Wölfe verwandelt haben...“

Sie ging mit einem harten Kopfnicken. Er starrte ihr über die Hecke hinweg nach und gedachte der anderen, die gleicher Not und Bedrängnis ausgesetzt waren.

Als er noch immer in sich versunken auf derselben Stelle stand, schlüpfte ein Bauer durch die Pforte herein. Es war Westmann, der auch manches durch die SA auszustehen hatte, denn er zählte ebenfalls zu jenen, die sich lieber durchs Dorf schleifen ließen, als vor der neuen Macht den Nacken zu beugen. Er pflegte dem Kaplan des öfteren Nachrichten aus dem Lande zu bringen, die er auf Umwegen erlangt hatte; durch ihn erfuhr der Geistliche von den zehntausenden Gefangenen, von der weiteren Menschenhatz und all den Scheußlichkeiten, die begangen wurden, von abertausenden zerstörten Familien und dem Weinen schutzloser Waisen, von hunderttausenden dem grausamen Haß und Vernichtungswillen ausgesetzten



Menschen. Sein schönstes Bild dieser Erdschöpfung, das Heiligste, das ihm unverletzlich war, schwebte in Gefahr — der Mensch!

Der Kaplan fuhr beim Anblick des Bauern zusammen, von dem er, wie immer, wenn er kam, nur neue Unglücksbotschaften vernehmen würde; er war aber einer der wenigen, der sich von Haus zu Haus schlich und ermahnte, zusammenzuhalten und von dem Bitterwenigen, das geblieben war, für die noch härter Betroffenen herzugeben.

„Was gibt es, Westmann?“ fragte er ihn.

„Wir brauchen Ihre Hilfe!“ sagte Westmann einfach.

„Meine Hilfe? Welcher Art Hilfe denn — Geld? Nahrung? Vermag das geringe, was ich hergeben kann, dieses Elend zu lindern, dann nehmen Sie —“.

Der Bauer schüttelte lächelnd den Kopf. „Nicht so. Wir brauchen Sie selbst, Ehrwürden, Ihre Person. Uns ist der Zutritt zu den Häusern unsagbar erschwert. Hinter jedem unserer Gänge lauert die Gefahr, gefaßt und erschlagen zu werden. Die Bauern sind scheu, mißtrauisch. Und die vielen Feindschaften... alte, aber noch mehr neue — Nachbar gegen Nachbar, Bruder gegen Bruder, der Sohn gegen die Eltern verhetzt! Wir müssen sie wieder zusammenbringen... ja, das müssen wir! Ihnen die Augen öffnen, den wirklichen Feind zeigen, daß sie sich nicht länger beargwöhnen und gegenseitig zerfleischen!“ Seine Augen bekamen einen seltsamen, heißen Glanz. „Wir haben nicht mehr zu verlieren, als diejenigen, die bereits alles verloren haben. Helfen Sie mit, Ehrwürden!“

Der Kaplan blickte ihn sinnend an. Dann sagte er bewegt:

„Wißt Ihr, Westmann... Ist es nicht eine merkwürdige Fügung, daß wir, die in vielen Dingen so ganz auseinander strebten, heute gleichen Sinnes sind?“

„Es trennen uns noch manche Gegensätze“, erwiderte Westmann nachdenklich, „Ihr Glaube und Ihre Hoffnung richten sich nach *oben*, wir müssen uns aber auf der *Erde* umsehn, wo unser Land, Haus, Brot und unsere ganze Mühe bleibt. Und wenn wir uns heute dennoch zusammenfinden, so ist es der Mensch in uns, der sich finden muß... jetzt, wo sinnlose Gewalt herrscht und alle Menschlichkeit bedroht ist, erstickt zu werden!“

„So ist es!“ nickte der Kaplan und blickte den Bauer erschüttert an. „Ich will mein bestes tun... Was ich vor meinem Gewissen verantworten kann... Laßt mir Bedenkzeit bis Sonntag...“

Als der Bauer gegangen war, wurde der Kaplan viel ruhiger, er nahm etwas Nahrung zu sich und begann darauf, sich auf den Sonntag vorzubereiten. Er ahnte, daß es kaum ohne Kampf abgehen würde — die Widersacher würden wie immer da sein und über seine Worte wachen. Aber der Abscheu, daß die Blindwütigen sich schon so weit vergaßen, die Kirche zur Stätte ihrer verbrecherischen Gewalt zu mißbrauchen, bestärkte ihn in seinem Mute, die Wahrheit nicht zu scheuen.

Am Nachmittag unternahm er einen Gang durch das Dorf. Die ihm gutgesinnt waren, zogen grüßend ihre Kopfbedeckung und nickten ihm mit

betonter Freundlichkeit und dankbar zu; die ihm feindlich gesinnt waren, taten es nur widerwillig, oder sie kehrten ihm den Rücken; die Feindseligsten aber starrten ihn herausfordernd an, ob er nicht endlich die Hand zum Heilgruß erhöhe. Er blickte ihnen unerschrocken in die Augen, grüßte alle in gewohnter Weise, einerlei, ob sie antworteten oder nicht und ging aufrecht seines Weges weiter. Die in den braunen Hemden versammelten sich hinter seinem Rücken zu Gruppen, steckten ihre Köpfe zusammen und tuschelten; die Dreisteren, darunter des Maklers junge, gewalttätige Burschen, lachten laut und drohend hinter ihm drein: „Dem werden wirs auch noch beibringen, wie wirs den andern beigebracht haben, dem Schwarzrock!“

Er wandte sich nicht um, obwohl nun auch noch andere, durch die Maklerburschen ermuntert, ihm gehässige Bemerkungen nachschickten.

Er ging, durch keine Drohung eingeschüchtert, innerlich aber angewidert, mit dem gleichen, ruhigen Lächeln durchs Dorf, während man ihn als ungehorsamen Pfaffen, als Abtrünnigen und Feind des Führers beschimpfte. Und immer zwingender kam ihm diese unheilvolle Macht, die die einst so vernünftigen Bauern schier besessen machte, zum Bewußtsein: nein, solange hier nicht wieder die Vernunft durchbrach, war der Schreckensweg der Gerechten noch nicht zu Ende! Mitten in seine Betrübniß schlug ein häßliches Wort an sein Ohr: „Volksverräter!“

Seine Augen suchten empört den Dreisten. Der aber drückte sich in den Haufen der Jungen — es war einer der Maklersöhne. Als er weiterschritt, hob ein anderer einen Stein auf, um ihn ihm nachzuschleudern. Da wagten sich die besonneneren, älteren Bauern endlich heraus, um ihn vor den wildgewordenen Burschen zu schützen.

„Das ist nicht nötig!“ wehrte er, „sie schlagen nur sich selbst, wenn sie uns schlagen.“

Ein paar Bäuerinnen schickten ihm ihre Kinder entgegen, oder sie liefen selber hinzu, um ihm die Hand zu drücken und ein gutes Wort zu sagen.

„Sehn Sie, so geht es hier täglich zu!“ begann eine zu wehklagen.

„So haben sie auch meinen Jungen umgebracht!“ jammerte die alte Siepmann.

Die Frauen liefen unter dem Hohngelächter der Uniformierten eine Strecke mit ihm, die Kinder an ihren Röcken, die bekümmerten Augen tranenerfüllt.

„Was haben wir getan, daß diese Geißel uns so schlägt?“

„Alles nur, weil wir nichts haben! Alles nur, weil wir uns nicht auch noch in dieses Unrecht schicken!“

Am Ausgang des Dorfes blieb er bei einem dumpf dreinstarrenden Bauer stehen. Dieser hub an:

„Früher hat man uns wohl ausgezogen, aber heutzutage wird uns das bißchen jämmerliche Dasein auch noch durch die zwangsweise Abgabe unserer Produkte und durch lauter Schikanen zur Hölle gemacht. Und in jeder Versammlung kriegt man einen neuen Maulkorb vorgehangen! Ich sag

Ihnen, Ehrwürden: der Ortka hat noch den vernünftigsten Ausweg gewählt... ich glaub, den werden bald noch mehr von uns wählen...!“ Der Kaplan wurde bleich vor Entsetzen. „So dürft ihr nicht reden!“ sagte er eifernd, und seine Augen flammten auf in jähem Zorn. Der Bauer lachte grämlich und bitter in sich hinein. In seinen Augen stand das Flackern der Verzweiflung. „Was soll man denn anfangen? Alles reißt auseinander, der eine glaubt im andern seinen Todfeind zu sehen. Wie wollt ihr das verhindern?“

Die Sonne versank in Dämmerung. Die zweite Nacht hüllte das Dorf und sein Unglück in wohlthätiges Dunkel, nur aus dem Gemeindehaus lärmte noch Trommel- und Pfeifenklang und rauher, soldatischer Gesang. Der Kaplan starrte durch das Fenster seiner Stube, ruhelos wie in der vergangenen Nacht. Sein Blick wanderte über die Friedhofsmauer. Hell hob sich dort der Grabhügel des ermordeten jungen Siepmann im Mondlicht von den anderen ab. Die Phantasie des Kaplans, durch die wochenlangen Schrecknisse fieberhaft erregt, schuf schaudervolle Vorstellungen: verzagte Bauern, die ihre Sensen schliffen, um Ortka zu folgen! Die undeutlichen Laute des Viehs im Dorf — das gedehnte Brüllen einer Kuh, das Wiehern eines Pferdes, das langgezogene Heulen eines Hundes — war das nicht wie Hilfeschreie gequälter Menschen? Und das Geknatter der Trommeln — waren das nicht Signale zu neuen Menschenjagden und Grausamkeiten?

Wirrer Lärm klang jetzt vom Dorf herauf; er lauschte voll Angst, denn durch den Trommellärm drang verworrenes Geschrei. Ein Umzug? Oder eine neue Übelthat? Roter Flackerschein von brennenden Fackeln erhellte nun die Kotten an der Dorfstraße und beleuchtete einen johlenden Haufen.

Da vernahm er schrille Rufe und ein Rütteln an der Gartentür. Es war die Westmannsche, knochig, aufgestört, mit den Augen einer Irrsinnigen.

„Meinen Mann haben sie rausgeholt!“ ächzte sie und sank in die Knie.

„Halt!“ rief der Kaplan entschlossen, als die Bäuerin sich aufraffte und in wilder Hast wieder davonestürmen wollte. „Ich komme mit Ihnen!“

Er warf den Rock über und stürzte ihr nach.

Auf halbem Wege kam ihm der Zug entgegen. Vorneweg die Burschen des Maklers, einer führte einen Ochsen am Strick. Auf dem Rücken des Tieres hockte, wächsern blaß, blutiggeschunden, der Bauer, um seinen Hals eine Papptafel: „Ich bin ein Lump und Staatsverbrecher!“

Sein Blick traf den Kaplan, unheimlich ruhig und fast warnend.

Ein Peitschenhieb klatschte auf das träge Tier, ein zweiter piff dem Reiter schneidend ins Gesicht. Die Haut platzte auf; Blut quoll aus dem Striemen und rann hinab in den zerzausten Bart. Der Kaplan wollte vorspringen, aber Westmann blickte ihn drohend an, als wollte er sagen: bleib weg.

Die Bande durchzog mit dem Gefolterten unter Trommelklang und Jubelgeschrei Gasse um Gasse und führte ihn den stumm und steif in den Türen verharrenden Bauern vor:



„Seht, so ergeht es jedem Volksfeind und Schädling, der sich nicht in das Volksganze einordnen will!“

Langsam verhallte das Geschrei; die zogen mit Westmann zum Gemeindehaus.

Der Kaplan sah verzweifelt in Augen voll tödlicher Furcht.

„Man hat rausgekriegt, daß der Westmann für die Familien der Verhafteten sorgte!“ flüsterte endlich einer.

„Jetzt stehn wir ganz allein da!“ nickte die Dreßlersche und ihre stumpfen Blicke irrten über die Kinderschar, die sie umgab.

Der Kaplan schüttelte den Alb von sich und sagte: „Ihr bleibt nicht allein...“

Als er zu seinem Hause hinanstieg, murmelte er, als bereite er im Geiste eine Predigt vor:

„So trägt nur einer das Kreuz, der einen stärkeren Glauben hat, als die, die ihn geißeln und kreuzigen!“ Und ihm fielen Worte ein, die Westmann einmal bei einer Begegnung zu ihm gesagt hatte: „Wir haben nichts zu verlieren, als unsere Ketten, aber eine glücklichere Zukunft, eine ganze Welt zu gewinnen!“ Und um die Ketten zu verlieren, um ihre neue Welt zu gewinnen, bestiegen diese Menschen Schafotte, ließ sich damals Dreßler und jetzt der Westmann von den Verhetzten schmähen und bespeien! Und diese Verhetzten, Mißbrauchten erkannten nicht, daß all das Leid nur um ihretwillen ertragen wurde.

Der Sonntag brach an, voll Sonne. Köstlich und buntfarbig lag die Natur vor den sinnenden Augen des Kaplans, als er die paar Schritte zur Kirche hinaufstieg.

Zwischen den Bauern und Bäuerinnen, die sich um die Kanzel scharten, erblickte er auch braune Uniformen. Die SA war gekommen, um ihn durch ihre Anwesenheit zu mahnen, daß er dem Willen des Führers gehorche... Ihm aber schwebte ein Gesicht vor: ein blutgeschundenes Gesicht mit einem Blick voll überirdischer Kraft. Das war sein Mensch, sein geliebter Mensch, der um der Gerechtigkeit willen Verleumdungen und Mißhandlungen auf sich nahm, um die Menschheit zu retten!

Die Schar der Uniformierten wurde größer, sie ballten sich zu einem Haufen, um ihn durch ihren Anblick einzuschüchtern. Sie wagten noch nicht, ihm entgegenzutreten, nur ihre Augen verrieten ihren sturen, blinden Haß. Auch die Großbauern verharren abwartend, drohend. Die Unsicheren, Schwankenden rückten unwillkürlich ebenfalls zu einer Gruppe zusammen und streiften die Mächtigen des Dorfes mit scheuen Blicken. Aber die größere Menge der Bauern, Knechte und Weiber, suchten in seinem Gesicht zu lesen, welchen Trost er ihnen zu spenden gedächte. Er lächelte ihnen ermunternd zu; und ihre verquälten Mienen verloren die Unrast...

Aus der Schar der SA-Leute erscholl Geflüster und schütteres Lachen, ein Zeichen ihrer Ungeduld. Ihre feindlichen Blicke bestiegen mit ihm die Kanzel.

„Der soll bloß nicht wagen, hier Hetzreden zu halten!“ sagte einer laut. Das Murren wurde lauter und drohender.

Er blickte seine Gemeinde ruhig und furchtlos an, verweilte sogar einen Augenblick bei der Gruppe der SA-Leute und jungen Burschen. Dann begann er seine Predigt mit dem Gleichnis: Ein Vater hatte sieben Söhne; und da er vernahm, daß sie sich schon vor seinem Sterben stritten, wie groß der Anteil am Erbe für den einzelnen sei, rief er sie zu sich an sein Lager und bat sie, ihm ein Bündel mit sieben kräftigen Stäben zu reichen. Nun hieß er einen Sohn nach dem anderen, die gebündelten Stäbe mit seiner Hände Kraft zu zerbrechen. Die Söhne gaben sich alle Mühe, allein keinem von ihnen gelang es, den seltsamen Wunsch des Vaters zu erfüllen. Da nahm er ihnen das Bündel aus der Hand, zog jeden Stab einzeln heraus und zerbrach ihn müheelos.

„Sehet“, sprach der Kaplan fest. „so ergeht es euch, wenn ihr miteinander hadert und eure Eintracht zerfällt!“

Seine Stimme wurde hart und hallte wider in der kleinen Kirche:

„Sehet, so ergeht es uns, wenn wir dem Bösen unter uns Platz einräumen! Streit, Zwietracht und Haß werden sich unter uns einnisten und das kostlichste Gut, unsern Frieden, unser Leben, unsere Menschenwürde und Freiheit in einen Fluch verwandeln, an dem unsere Kinder und Kindeskinde noch schleppen werden!“

Aus der Schar der Uniformierten kam ein erstickter Wutschrei.

Die Menge der Bauern aber atmete erlöst auf. Sie rückten dichter um die Kanzel, wo der Priester zürnend und warnend gegen den Haß und die Finsternis rang, die sich des Dorfes bemächtigt; es war, als wollten sie ihn schützen.

Aus der Gruppe der SA-Leute flatterten erneut wütende Rufe empor, aber sie wurden erstickt von dem beifälligen Gemurmel der Menge.

Die Großbauern saßen da in eisigem Schweigen, mit böse verkniffenen Gesichtern.

„Rettet das Übel des Mißtrauens und Zwiespalts unter euch aus! Laßt uns einig sein gegen das Böse! Werden wir wie jenes Bündel Stäbe, das keine Gewalt brechen kann!“ schloß der Priester leidenschaftlich, „schüttelt die Furcht ab und wehret dem Bösen, das euch überwältigen will, auf daß in unsere Herzen wieder Friede und Glück Einkehr halten!“

Sie holten ihn in den Abendstunden.

Er wies mit einer Handbewegung die zu Hilfe eilenden Bauern schmerzlich lächelnd zurück. „Beherzigt das Gleichnis, Freunde, und ich fürchte nicht um eure Zukunft!“

Die Braunhemden stießen ihn brutal vorwärts. Er aber war ruhig und sagte zu ihnen ohne Zorn:

„Toren! Jeder Schlag, den ihr gegen uns führt, ist ein Schlag gegen euch selbst...“

# NACHT ÜBER KÖPENICK

von

*Walter Hornung*

An der Ecke der Siedlungsstraße trafen sich kurz nach Mittag zwei Männer. Ihre Anzüge aus besseren Tagen waren gut genug, die Arbeitslosigkeit ihrer Träger nicht auf den ersten Blick zu verraten. Zu ihnen gesellte sich ein dritter; er trug noch das grüne Hemd des Reichsbanners und sah bleich und krank aus. Der ältere der beiden Männer begrüßte ihn: „Weißt du, daß die SA, sechs Mann stark, heute zweimal bei Schmaus gesucht hat?“

„Laßt uns hier nicht stehen bleiben.“

Sie setzten sich in Bewegung. Die kleinen Siedlungshäuschen schauten blitzblank aus dem Grün der gepflegten Gärten.

Ein Vierter, ein junger Mann, stand hinter einer Gartenpforte und sah ihnen entgegen. Auf einem Schildchen stand: Johann Schmaus.

„Ah — der Anton!“

„Vor einer halben Stunde sind sie weggefahren. Schaut euch mal den Garten an...“

An vielen Stellen waren Erdlöcher mitten in den Beeten; Pflanzen lagen ausgerissen umher; Blumenbeete waren zertrampelt.

„SA natürlich!“

Anton nickte.

„Gehen wir ein Stück!“

Sie schritten schweigend einem Kiefernwäldchen zu.

„Wenn sie nochmal kommen, gibts was!“ sagte Anton.

Der ältere der Gruppe packte ihn am Handgelenk: „Mach keine Dummheiten!“

Anton Schmaus blieb stehen. In seinen Augen funkelte unberechenbarer Haß. „Sind wir denn vogelfrei, daß diese politischen Wilderer bei uns einbrechen und uns mit Totschlag bedrohen dürfen? Sie machen ja nicht einmal vor Frauen und Kindern halt! Meine Mutter haben sie unflätig beschimpft; meinen Vater, der vier Jahre an der Front war, hieß so ein Lausbub Landesverräter! Ich hätte ihn niedergeschlagen, aber mein Alter hat mir den Weg verstellt!“ Er holte Atem. „Weil sie keine Waffen fanden, haben sie uns die Bibliothek gestohlen.“

„Trotz allem“ — der ältere Genosse sah ihm fest in die Augen — „du mußt die Zähne zusammenbeißen“. Er wandte sich an alle drei: „Ihr wißt, daß die Partei verboten ist!“

Der Blasse sagte bitter: „Na eben! Wir erleben ja gegenwärtig die unblutigste Revolution der Geschichte, wie der ‚Führer‘ so schön deklamiert hat. Wie kommt es da nur, daß dabei Menschen auf der Flucht erschossen werden? Reichsbannerkamerad Artur Müller ist im Auto entführt und in der Schöneberger Nazikaserne erschlagen worden. Der Friedhofwärter von



Hennigsdorf hat den Genossen Walter Ernst halb eingegraben aufgefunden. Er ist in der SA-Kaserne in Meisendorf totgeschlagen worden...“

„Sollen wir weiterhin ruhig zusehen, wie sie unsere Kameraden abschlachten?“ rief Anton so laut, daß sich die anderen erschrocken umsahen. Sie standen im Schatten einer Buche, auf der ein Eichhörnchen schaukelte und listig auf sie herunter äugte. Mit einem Satz war es im nächsten Baum.

„Das Gefühl unserer Ohnmacht ist furchtbar“, sagte der Blasse, „ich laufe frei herum, aber ich komme mir in diesem Deutschland vor, wie so ein Eichhörnchen in einem Trommelkäfig. Habt ihr das mal gesehen? Ich ging eine Zeitlang täglich an einem Hause vorbei, an dessen Erkerfenster solch ein Käfig angebracht war. Der Anblick des Tierchens, das in einer Art Veitstanz in der kreischenden Trommel seinen Freiheitsdrang austobte und schließlich ermüdet in den Futterverschlag daneben zurückkroch, machte mich schier rasend. Mitunter war ich in Versuchung, den Besitzer dieses Folterkäfigs niederzuschlagen.“

„Du hättest es tun sollen... Wir hätten es tun sollen.... Alle Mörder der Freiheit hätten wir rechtzeitig einsperren müssen...“

Johann Schmaus war früher Zimmermann. Sein Gesicht zeigte die Disziplin des durch zähe Selbstschulung aus dem Handwerk herausgewachsenen Gewerkschaftsführers; für seine 56 Jahre erschien er noch jugendlich, trotz der vielen grauen Fäden im Haar. Seine Beweglichkeit ließ keine Körperfülle aufkommen. Wie er so dasaß, machte er trotz des Einsturzes seiner Lebensgrundlage nicht den Eindruck eines gebrochenen Mannes.

Das Abendessen war abgetragen, die Frau in der Küche tätig. Seinen Sohn Anton, dessen Zukunft ihm mehr Sorgen machte als seine eigene, hörte er im Obergeschoß rumoren. Er schaute auf sein dreizehnjähriges Mädels, das noch über die Schulaufgaben gebeugt saß und immer wieder unruhig zum Vater hinsah. Das Kind spürte wohl, daß die schweren Schläge des Tages im Vater nachzitterten, daß dessen Gedanken noch bei dem Sperrfeuer der Drohungen verweilten, das die SA-Leute heute auf ihn hatte niederprasseln lassen.

Was kam nach diesem Sperrfeuer? Rohe Gesichter tauchten vor ihm auf, entschwanden wieder; zurückblieben die Umrisse von Fäusten und Pistolen. Er strich sich über die Augen. Selbst im mörderischsten Nahkampf des Krieges war ihm Haß fremd geblieben; aber diese Burschen da... hat er überhaupt je solche Gesichter gesehen?

Er erhob sich und durchwanderte unruhig das Zimmer. Sein Blick fiel auf ein Bild: Mainz. Dort hatte er als Gauleiter begonnen; vor dem Kriege... 20 Jahre war das schon her... Oder erst...? Er hatte seine Sache immer mit ganzem Herzen angepackt, und seine Familie war dabei zu kurz gekommen. Und er selbst? Ein wehes Zucken huschte um seinen Mund. Die sollten das mal durchgemacht haben, diese Kerle! Arbeit am Bau, zwölf bis vierzehn Stunden, dazwischen Arbeitslosigkeit und Hunger. Er sah sich

plötzlich als jungen Gesellen in der Sendlingerstraße in München vor dem „Gambrinus“, der Zimmermannsherberge; es war schön damals... Vollmar lebte noch... damals hatte er sich in die Bewegung gestürzt, jung, hingeworfen. Dann die Arbeit als reifer Mann mit Überlegung und Verantwortungsgedühl, als Mensch, der keine Luftschlösser baut, der weiß, daß das Dach nach dem Mauerwerk kommt... so hatte er an der deutschen Arbeiterbewegung mitgebaut...

Der Mann seiner ältesten Tochter trat hastig ins Zimmer. Johannes Schmaus schätzte an seinem Schwiegersohn das jugendliche Temperament, wenn er auch seine politischen „Galoppideen“ als unfertig ablehnte. Er selbst war ja auch nicht anders gewesen...

„So spät noch?“ fragte er etwas müde und lud ihn zum Sitzen ein.

„Ich habe schon von Genossen gehört — das war ja ein böser Tag heute...! Nun, gibst du jetzt zu, daß das alles nicht hätte so kommen brauchen?“

„Ich weiß schon“, sagt Johann Schmaus mit einem nachsichtigen Lächeln, „wenn wir Alten nicht so verkalkt gewesen wären, wie...?“

„Du wirst doch noch einsehen, daß wir recht hatten!“

„Ob man recht behalten hat, das weiß man am Ende nie genau. Man müßte über das eigene Leben hinaussehen können...“ Ein wenig Unmut spielte um seinen Mund: „Vielleicht habt ihr jungen Leute mehr verspielt, als ihr ahnt. Nun, ihr habt noch ein Leben vor euch! Nur vergeßt nicht über eurem revolutionären Ziel: Sozialismus heißt etwas schaffen! Wir Alten kamen uns in den letzten Jahren vor, als stünden wir auf einem Baugerüst; während die einen die Gerüste ansägen, bewarfen uns die anderen mit Steinen...“

„Na ja, Alter, werde nicht bitter! Ich wollte dir ja persönlich keine Vorwürfe machen.“

Das Gespräch erschlaffte in dem Wunsche beider, sich nicht weiter zu quälen.

„Ich bleibe diese Nacht bei euch“, sagte der Junge. „Ich glaube, ich bin hier ebenso sicher wie zu Hause.“

„Nun, wir wollen doch nicht annehmen, daß sie heute Nacht schon wieder kommen.“

Johannes Schmaus öffnete die Tür zum Garten. Rosen leuchteten aus dem Dunkel; ihr Duft erinnerte ihn irgendwie an Verwesung. Vollendung und Geburt lagen in der hauchzarten Hülle des farbigen Gewandes so eng beisammen, daß er über den Atem der Blüten zeitweilig erschrak. Im Weitergehen sog er beglückt den Geruch der Erde ein. „Die Erde hier werden sie mir nicht nehmen können“, sprach er zu sich, „ich werde nochmals von vorn anfangen... Wir müssen nur von falschen Voraussetzungen loskommen... Der Mensch ist *nicht* gut, lieber Leonhard Frank!“

Schrill klirrte die Türklingel durchs Haus, wieder und wieder. Johann Schmaus, aus dem Halbschlaf aufgefahren, knipste das Licht an. Es war

elf Uhr. Die Zimmerdecke über ihm erzitterte von der Wucht aufspringender Füße. Vom Vorplatz her hörte er Tritte gegen die Haustür.

„Aufgemacht! Aufgemacht!“ Die heiseren, ausgeschrienen Stimmen saßen Schmaus noch im Ohr.

Seine Frau hockte aufrecht im Bett und starrte entsetzt ins Dunkel. Sie schien ihm plötzlich sehr alt. Er war schnell in die Hosen geschlüpft. Vom Vorplatz aus sah er Anton und den Schwiegersohn in halber Treppenhöhe.

„Geht hinauf“, sagte er bestimmt, „ich öffne selbst.“

Anton, nur mit der Badehose bekleidet, sah starr an seinem Vater vorbei, machte plötzlich kehrt und war mit einem Sprung wieder oben.

Der andere sagte in spürbarer Erregung mit trockener Zunge: „Es ist wieder die SA...“

„Aufgemacht! Aufgemacht!“ Sie schlugen offenbar mit dem Kolben einer Pistole an die Tür.

Dann ein Schuß.

Johann Schmaus löste die Sperrkette: „Nur Geduld meine Herren!“

Sechs SA-Leute drängten herein, stießen Schmaus in den Hintergrund.

„Haussuchung!“ brüllte der Anführer. „Wo habt ihr die Waffen hingeschafft?“ Ein Gestank von Tabak und Alkohol verdickte die Luft.

Schmaus trat einen Schritt zurück. „Sie haben ja heute schon zweimal ergebnislos alles durchsucht: warum überfallen Sie uns auch noch in der Nacht? Wir haben keine Waffen!“

„Nicht frech werden, Oberbonze!“

Jeder der Burschen hatte die Nerofalte des „Führers“ an der Nasenwurzel und seinen hysterischen Haßblick. Dem Anführer klebte auch die verwegene Franse in der Stirn; er war der typische Achtgroschenjunge, wie er in SS- und SA-Uniform in Berlin häufig herumlief.

Frau Schmaus stand im Türrahmen des Schlafzimmers. Ihr Gesicht war wie verknülltes Pergament. Vom Obergeschoß schrie die Tochter nach dem Vater.

Anton Schmaus drängte an dem Mädchen vorbei zur Treppe.

„Aha, da ist ja auch der Herr Sohn! Und wer ist der da?“

„Mein Schwiegersohn...“

„Ausgezeichnet — da haben wir ja einen feinen Fang gemacht. Komm mal runter, du Kommunistenschwein!“ Er sah beifallheischend nach den stupiden Gesichtern seiner Kumpane, drückte die Brust heraus und stemmte die Hände in den Pistolengurt. „Also, die Waffen! Alle drei müßt ihr mit. Euch werden wir mal das Maul schmieren!“

Zwei SA-Leute packten Johann Schmaus; die anderen vier wandten sich zur Treppe.

„Laßt den Alten in Ruhe!“ schrie der Sohn. Er schob den Schwager zur Seite, stieß mit dem rechten Arm vor, zog den Kopf ein — ein Schuß krachte. Die SA-Leute prallten zurück.

„Nicht schießen, Anton!“ Die schrillen Angstschreie der Mutter und



Schwester wurden von Schüssen zerfetzt. Anton war schießend die Treppe heruntergesprungen. Die vier SA-Leute lagen am Boden, die zwei anderen standen, den alten Schmaus festhaltend, mit blöden Gesichtern.

Mit einem Satz war Anton im Freien. Einen Augenblick stand er, in der bebenden Hand die Waffe, den Mund schreckhaft geöffnet; dann lief er, ohne sich umzusehen und stürzte keuchend in die nahe Polizeiwache. Sein Gesicht war verkrampft wie das eines Epileptikers, auf den Lippen stand Schaum. In der Hand hielt er immer noch den Revolver. Der Polizist entriß ihm die Waffe. Die Verkrampfung des Gesichtes löste sich. Anton lächelte fast.

„Ich habe ... in der Notwehr vier SA-Leute niedergeschossen ... sie sind in unser Haus eingedrungen ... sie haben uns bedroht ...“ stammelte er.

Er sah den Polizisten hilflos und hilflos an. Aus dem Nebenzimmer kamen zwei Schupos, schauten ungläubig auf ihn.

„Junge, Junge, was hast du dir da eingebrockt!“

Anton sackte zusammen und nahm kaum Kenntnis von den telefonischen Anrufen des Polizisten. Erst als eine Horde von SA-Leuten hereinstürmte, schnellte er auf.

„Ist das der rote Halunke?“

Sie warfen ihn gegen die Türe, stießen ihn, mit dem Kopf voraus, gegen die Glasfüllung, prügeln ihn auf das Auto. Aus der Richtung der Siedlung hörte er Lastwagengeratter, dort bellten Schüsse. Er lag unter den Stiefeln der SA. Bei jedem Stoß hämmerte sein zerschlagenes Kinn auf die harten Bretter. Er empfand nicht, daß schon jetzt sein Leben langsam aus den blutenden Wunden zu fließen begann ...

Die große Stadt, die nie zur Ruhe kommt, deren Schlaf selbst nur eine Art Betäubung ist, lag noch im Dunst; die Sonne hatte sich noch nicht durchgekämpft. In die trübe Dämmerung hämmerte das Knattern von Motorrädern, lärmte brutal das Rumpeln der Lastautos. Frühaufsteher und Menschen mit dünnem Schlaf schauten erschrocken auf die daherrasenden Wagen mit SA. Das ordinäre Braun der Uniformen schien noch abstoßender als sonst. Die grellroten Armbinden mit dem Mörderkreuz blitzten bei der hurtigen Fahrt auf wie Blutspritzer.

Nahe der SA-Kaserne wurde ein zur Arbeit gehender Mann von einem der Autos überholt. Er sah einen Menschen in Zivil, der in den Haufen SA eingezwängt war, beschleunigte seine Schritte und ging dann zögernd an dem haltenden Wagen vorbei. Das Gesicht da oben kannte er doch? Das energische Kinn, die kantige Stirn, den ruhigen Blick hinter den Augengläsern — das war doch Hannes Stelling?

Ein SA-Mann schrie: „Mach, daß du weiterkommst!“

Der Mann ging ein wenig schneller. In einiger Entfernung sah er sich nochmals um. Er sprach mit sich selbst und schien wiederholt versucht, umzukehren, als habe er etwas vergessen.

Als er um die nächste Straßenecke bog, sauste wieder ein Wagen daher:

zwei junge Zivilisten inmitten eines Haufens SA. In beiden erkannte er Genossen seines Viertels. Er erinnerte sich ihrer Namen und starrte dem Wagen nach, der verwegen die Kurve nahm . . .

Fabrikgebäude in Adlershof vor Betriebsbeginn. Arbeiter kamen einzeln, zu zweit, zu dritt, bildeten Menscheninseln, die sich lösten und in neuen Diskutiergruppen wieder zusammenfanden. Die Gesten waren schon Teil einer erregten Sprache.

Innerhalb einer großen Insel sprach ein junger Arbeiter mit knochigem Asketengesicht und dünnem Kraushaar: „Ihr dürft mir glauben! Die SA-Leute brüsten sich selbst, daß von der Familie Schmaus nichts mehr übrig bleibt. Sie sagen zwar, der alte Schmaus habe Selbstmord begangen, aber wir glauben es nicht. Den Schwiegersohn sollen sie vor dem Hause erschossen haben. Die alte Frau Schmaus haben sie beinahe totgeschlagen und zusammen mit der Tochter weggeschleppt. Was sie von den Angehörigen der Familie erwischen konnten, haben sie zusammengefangen und ins Gefängnis gesteckt. Mindestens zwanzig unserer Genossen haben sie aus den Betten geholt! Wir wissen, daß Hannes Stelling, Paul van Essen und Abmann dabei sind . . . Pohl, Pockert, Gebrüder Hasch, Spitzer, Krah, Kayser . . . Was sollen wir tun?“

„Das war sehr unüberlegt, was der junge Schmaus getan hat“, sagte ein älterer Arbeiter.

Zornig erwiderte der junge blonde Krauskopf: „Was täte denn jeder von euch, ehe er sich in die Hände dieser Totschläger begäbe? Er würde, wenn er noch eine Waffe hätte, antworten wie der Anton Schmaus! Das ist die einzige Sprache, die jetzt verstanden wird.“

„Der Genosse hat recht!“ rief einer aus der Gruppe. „Wir müssen jetzt zeigen, daß wir unsere Freunde nicht im Stich lassen!“ Das Wort Streik, das er aussprechen wollte, erstickte in seiner Kehle — er sah, daß die Gruppe von einem Spitzel beobachtet wurde.

Die Menscheninselchen fingen an, sich aufzulösen. Die Fabrikpfeife sprengte sie vollends auseinander; jeder war jetzt nur noch ein einzelner und ging nachdenklich an seine Arbeit.

Eine Flüsterwelle hatte die Nachricht über die nächtlichen Vorgänge in Köpenick unheimlich schnell durch die große Stadt getragen. Als die Zeitungen über die Schüsse auf die SA in der Siedlung Alte Dahlwitzstraße in befohlener Empörung und nebenbei auch über den „Selbstmord“ des Gewerkschaftssekretärs Johann Schmaus berichteten, stießen sie bereits auf Mißtrauen und Unglauben; die Menschen wußten schon mehr, als die Zeitungen sagen durften, die Namen der Opfer gingen von Mund zu Mund und wurden von zitternden Lippen weitergegeben . . . sie schlugen Wurzel im Bewußtsein der berliner Arbeiterschaft.

Der Mann, der am Morgen vom Stadtviertel Köpenick stadteinwärts zur

Arbeit gegangen war, machte am Nachmittag den gleichen Weg zurück. Jetzt näherte er sich wieder der SA-Kaserne.

Er ging hastiger, war schon an dem Posten, der sich gelangweilt an der Tür lümmelte, vorbei, da huschte etwas an ihm vorüber wie ein fliegender Schatten. Ein SA-Mann schrie: „Gnade dir Gott, wenn du gelogen hast, du Schwein!“

Das war ja ein Mensch, der da taumelnd lief!

Drei SA-Motorradler fuhren ihm nach und überholten ihn.

Der Mann bog in eine Seitenstraße ein...

Er war eine Strecke in den Wald hineingetorkelt. Dort ließ er sich fallen, blieb ausgestreckt liegen, griff an seinem Körper hinunter, über das Gesäß, betastete seinen Rücken. Jäh hielt er inne, jede Gesichtsmuskel angespannt, er versuchte den Kopf zu heben, ließ ihn wieder fallen und verblieb in der horchenden, verkrampften Lage. Nach einiger Zeit lockerte sich die Starrheit des Gesichtes, aus den Augenwinkeln quollen Tränen; Tränen drückten nach, liefen über die Nasenfurchen nach dem Kinn, tropften ab. Hände, Arme, Füße, Beine lösten sich ruckweise aus der Versteifung. Die Augen waren die einer verwundeten Kreatur. Was am Gesicht gestern noch fast knabenhaft dünkte, war nun jenseits von alt oder jung; es war schlechthin die Verwandlung eines zutiefst Erschrockenen.

Der Körper drehte sich vorsichtig herum in die Bauchlage. Unter der verrutschten Joppe trat das Hemd hervor. In dem Weiß des Leinens stand rotes Blut, dunkle Flecken wuchsen auf der Hose über dem Gesäß. Die Hände tasteten langsam über die Hüften nach hinten, zupften am Stoff, der sich an manchen Stellen angeklebt hatte.

Ein flüchtiges Geräusch — der Mann lag wieder ganz starr. Mühsam hob er den Kopf, drehte ihn lauschend nach rechts, nach links...

Es dämmerte. Die Baumschatten lagen wie Zebrastreifen auf der wuchsalernen Erde.

Wieder hob er schwer den Kopf und sah nach allen Richtungen. Sein Mund stand offen wie der eines Karpfens, verschob sich jetzt: „Wenn sie mich fertigmachen wollen — aus diesem Wald gibt es kein Entkommen...“

Er starrte in die Dämmerung.

„Ich muß wagen, herauszukommen...“

Den Körper schüttelte Fieberfrost, die Augen weiteten sich schreckhaft groß. Er erhob sich mühsam, stand und spähte, fing wieder an zu laufen, den Kopf weit voraus; die Arme schlenkernd, blieb stehen, sah sich um, lief weiter. ... so pflegt aufgeschrecktes Wild zu laufen.

Der Wald war tiefer, als er ihn in der Erinnerung hatte. Er erreichte den Ausgang, lehnte keuchend an einem schuppigen Kieferstamm, die Beine versagten wieder; er ließ sich nieder, gab sich widerstandslos der Erschöpfung hin...

Jenseits der Wiesen lag eine Siedlung. Leute schafften in den Gärten, standen an Zäunen; sonst war niemand zu sehen. Der Abend kauerte im Ge-



hölz, trat aus dem Walde und warf seinen Mantel über Felder, Wiesen und Gärten...

Aus dem Irrgarten eines Albdruktraums schrie der Mensch urtümlich auf wie ein angeschossener Hirsch, erhob sich und hatte den Blick eines Irren. Um die gleiche Stunde schrie eine Frau, die von der köpenicker SA-Kaserne in eine Irrenzelle des Gefängnisses Plötzensee verbracht worden war. Bei der Einlieferung hatten die SA-Leute mit drohenden Blicken angegeben, sie sei von ihrem Manne verprügelt worden.

„Fort — fort!“ schrie sie, „ich kann das nicht mehr sehen! Er tat euch doch nichts!“ Sie wimmerte: „Es ist doch Erich, mein Schwiegersohn! Schlagt ihn nicht, bitte, bitte!“ Ein neuer Schrei flatterte durch die Zelle: „Jetzt schlagt ihr ihn wieder! O, ihr habt ihn erschlagen! Mörder! Mörder!“ Ihre Zähne hämmerten gegeneinander; die Lippen lallten wie die einer Rosenkranzbeterin; sie streckte die Hände abwehrend aus, weinte, fiel mit dem Gesicht auf die Steinfliesen. Blut sickerte aus Mund und Nase...

Der Mann im Walde lag ganz wach.

„Ich bin nicht verrückt!“ sagte er leise und schüttelte den Kopf. Er rief sich beim Namen: „Erich!“

Ein leises Echo kam zurück. Er sprach nun ganz langsam seinen Namen noch einmal: „Erich!“ Dann legte er sich auf die Seite und ließ den Kopf auf der rechten Handfläche ruhen. Er murmelte halblaut: „Ich muß mir die Namen der Kerle fest einprägen: Kobolt, Gericke, Kankelwitz...“ Die drei Namen wiederholte er. Er atmete schwer, sein Körper verkrümmte sich wieder schmerzhaft, er zog die Schultern ein wie unter neuen schweren Schlägen.

Ob er das überhaupt noch einmal aushalten würde?

Aus dem Schlaf getrommelt, halbkleidet aufs Auto, Beschimpfungen, eindeutige Ankündigungen. In die SA-Kaserne, Treppen hinauf, durch Gänge. Im Grau der Zelle eine Reihe Genossen mit dem Gesicht zur Mauer, die Hände erhoben.

Waren das Blutflecken an der Wand? Seine Stirn flog so hart dagegen, daß er die Augen schloß. Eine Faust packte ihn im Genick, drehte ihm mit einem Ruck den Kopf zur Seite.

„Kennst du diese Hure?“

Eine Frau vor ihm... das Gesicht voller Blutstriemen... das war doch nicht...?

„Ob du sie kennst?“ Der SA-Mann schlug ihn mit der Faust auf den Hinterkopf.

„Es ist meine Schwiegermutter“ mahlte er durch die Zähne. Er erinnerte sich, daß er das gesagt hatte. Aber er fragte sich vergebens, warum er dem Kerl nicht an die Gurgel gesprungen war, dem Kerl, der, die Hand an der Pistole, vor ihm stand und die Mutter seiner Frau eine Hure genannt hatte. Er fragte sich wieder, wie er anhören konnte, daß der Schweinehund zu

seiner blutenden Schwiegermutter sagte: „Na, willst du wischen, alter Putzlappen!“ Warum er zugehört hatte, wie einer der Strolche ihr einen Tritt gab...

Dann war sie zu Boden getaumelt und wischte mit einem Tuch die Blutspuren auf den Fliesen. Es war ihr eigenes Blut, das sie auslöschte, Blut, das in dicken Tropfen auf den Boden troff.

„Kehrt! Umdrehen! Schlag deinem Genossen die Faust in die Fresse!“ Der Befehl war an seinen Nebenmann gerichtet, der den SA-Burschen anstierte und dann einen Schlag erhielt, daß er torkelte...

Bis hierher lief die Erinnerung wie ein Filmband. Jetzt verwischte sich der Bildstreifen. Er krallte die Hände ineinander. „Klar bleiben, Junge!“ sprach er ins Dunkel des Waldes...

Die Frau in der Irrenzelle bewegte sich. Zu Boden geschlagen von dem grauenhaften Geschehen, kroch sie am Boden in eine andere Ecke, vergrub den Kopf in die Hände, drückte ihn ganz in die Dunkelheit der zwiefachen Nacht. Sie steckte die Daumenspitzen in die Ohren und hörte dennoch die Stöße die Luft durchschneiden, sah dennoch, wie die Genossen, angetrieben, aufeinander einschlagen mußten; sie hörte das Lachen der braunen Antreiber, wurde immer kleiner, rutschte auf den Knien, wischte über den Boden. Jetzt sah sie die Genossen durch die Knüppelgasse der SA hindurchlaufen; einer fiel und noch einer; ihre Gesichter waren verbeult; Blut tropfte zu Boden. Kahlgeschoren in die Zelle zurückgetrieben — Erich war noch dabei... sie erkannte ihn am Anzug. Sie mußte an die blutropfenden Köpfe von Kälbern in den Metzgerläden denken und schrie auf.

„Putz, du Hurensau!“

Der jetzt johlend hereingestoßen wurde — das war doch Paul van Essen, leichenblaß, wie aus einem Sarg; das eine erblindete Auge sprang sie erschreckt an. Die SA-Leute schlugen ihm ins Gesicht, über die Stirn, mit den Fäusten auf den Mund. Sie rissen ihm die Kleider vom Leibe und hieben ihm mit schweren Knütteln auf den Rücken, das Gesäß, die Oberschenkel. Aus aufgeschlagenen Narben spritzte Blut... sie sah das Gesicht nicht, nur den zuckenden Körper. Er stand wie der heilige Sebastian, schweigend den Peinigern gegenüber; aller Unflat prallte ab in stummer, schmerzlicher Verachtung.

Die Schläger machten Pause, zündeten sich Zigaretten an. Noch immer waren die Genossen mit erhobenen Händen der Wand zugekehrt. „Wer sich umdreht, kriegt eine Kugel in den Bauch! Jeder wartet, bis er drankommt!“

Sie schlugen wieder auf Paul van Essen los. Jetzt sackte er um, schlug hart mit dem Kopf auf die Steinfliesen. Sie schlugen auf seinen Bauch, traten ihm in die Weichen. Sein Mund war voller Schaum.

Die Frau stöhnte. Ihre Hände griffen abwehrend ins Dunkel der Zelle. Aber sie sah in grauenhafter Helle das Gesicht des Gemarterten: ein einziger fahler Schrecken, dann auf einmal aus der Schmerzstarre übergehend in

milde Ruhe... Der Körper zuckte nicht mehr, er lag ausgestreckt da, und sie schlugen, schlugen...

Da stutzte einer der Schläger, wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. „Der ist fertig!“

Ihr Schrei prallte gegen die Wände wie ein Peitschenknall. Sie griff in die dunkle Leere, horchte; schrie wieder auf. Die Nachtkontrolle trat in die Zelle; die Frau flüchtete in die hintere Ecke. Der Beamte gab ihr einen leichten Schlag auf die Schulter: „Legen Sie sich hin!“

Sie starrte in den fahlen Schein des Lichtes, das Haar hing ihr wirr ins Gesicht. Sie lächelte den Mann an, der keine braune Uniform trug.

„Ich bin nicht irre!“ sagte sie, „sie haben alle erschlagen...“

„Beruhigen Sie sich endlich“, sagte der Wärter, „sonst holt Sie die SA wieder weg!“

Sie ließ sich auf das Lager betten, drehte den Kopf zur Wand und weinte leise.

Nur die Nacht war Zeugin, als von der SA-Kaserne in Köpenick Lastautos mit abgeblendeten Lichtern in das abgründige Dunkel tauchten. Die Köpfe im hochgeschlagenen Mantelkragen, lehnten die Gestalten schattenhaft an den meterhohen Seitenwänden. Auf dem Boden lagen Bündel in altes Sackleinen verschnürt. Aus einem schauten ein Paar Männerschuhe heraus, die zu den Bewegungen des Wagens leise den Takt schlugen.

Die Autos fuhren eilig die Straße zum Müggelsee hinaus, schlichen seitwärts über die weichen Sandwege zu den Ufern, hielten im Walde oder an stillen Buchten. Die Gestalten packten die langen Bündel, hoben sie herunter, machten sich auf die Suche nach schweren Steinen, schoben sie in die Säcke und schnürten sie zu. Dann faßten sie zu viert an, zählten: „Eins, zwei, drei!“ und schleuderten die Last in den See.

Wenige Wochen später begannen die Wasser, Leichen an den Strand zu spülen. Die Steine hatten ihre Bürde losgelassen. Alle Toten waren fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Die sonst so geschwätzigen Zeitungen schwiegen. Aber Berlin wußte...

Mitte Juli 1933 brachte die Vossische Zeitung eine kleine Anzeige, daß am folgenden Tage die Einäscherung von Johannes Stelling im Krematorium Gerichtstraße stattfindet.

Vor der angekündigten Stunde war die Beisetzungshalle mit Trauergästen bis in die Gänge angefüllt. Auf dem Sarg lag ein Strauß roter Nelken. Frauen traten heran und häuften rote Blumen auf das Bahrtuch.

Ein Mann im Gehrock, der Beauftragte des Feuerbestattungsvereins, begann in steifer Feierlichkeit zu sprechen. Schon nach wenigen Sätzen stockte er unter den Blicken der Männer und Frauen. Seine Augen hingen an seinem Zettel; er spürte wohl den Abgrund zwischen sich und den Trauergästen. Als er aber mit etwas pastoraler Betonung sagte, der Tod sei „zu Johannes Stelling nicht als Feind“ gekommen, rief eine Stimme:



„Er ist ermordet worden!“

Der Redner stutzte, stotterte weiter; seine Worte fielen wie hohle Tropfen in den unheimlich stillen Raum. Der Sarg glitt hinweg. Ein Mann trat vor, reckte den rechten Arm, die geballte Faust leuchtete hell ins Halbdunkel. Hunderte Fäuste reckten sich ...

„Freiheit!“

Es klang dumpf und grollend. Der Mann im Gehrock entfernte sich eilig. Eine Stunde später wiederholte sich die Szene, als die Überreste des Reichsbannerführers Paul van Essen dem Flammentod zugeführt wurden. Elf Erschlagene hatten die Gewässer Berlins herausgegeben; aber allein aus Köpenick sind nach jener Blutnacht mehr als elf Opfer nicht mehr zurückgekehrt ...

## DAS LIED VOM GELIEHENEN LEBEN

von

*Fritz Brügel*

*Wie jedermann habe ich einmal geglaubt,  
mein Leben sei wirklich mein,  
es gäbe keinen, der es mir raubt,  
und mir gehört es allein.*

*Und ich nahm es zur Hand wie irgendein Ding,  
das taugt, solange bis es bricht,  
und ich dachte von ihm nicht gar zu gering,  
und ich drehte und hob es ins Licht.*

*Ich griff es mir hart und unbeschwert  
wie Dinge, die man verbraucht,  
wie Früchte, die man durstig verzehrt,  
Zigaretten, die man verraucht.*

*Man trägt seinen Rock, bis er schleißig wird,  
man füllt seinen Bauch, bis er satt,  
man zerschmeißt sein Glas, daß es spitzig zerklirrt,  
wenn man leer getrunken es hat.*

*Nun? War denn mein Leben nicht ebenso mein  
wie alles, das mir gehört?  
Wie die Kleider, die Früchte, das Brot und der Wein,  
die mein Hunger verbraucht und zerstört?*

*So gab ich denn täglich mein Leben weg,  
genau als gehörte es mir,  
und maß nicht lange der Stunden Zweck  
und widerstand keiner Gier.*

*Ich nahm meinen Schmerz, ich nahm meine Lust,  
genießend, als wären sie Wein,  
und ich habe geahnt, geglaubt, gewußt:  
Mein Leben ist wirklich mein.*

*Dann kam eine Nacht. Der Himmel wie Blei  
hing schwer und grau über ihr,  
durchflogen von keinerlei Vogelschrei,  
durchspürt von keinerlei Tier.*

*Ich lag unbewegt und war schlaff vom Schlaf  
und vom Traum, der mich fesselnd umspann;  
und hell aus den Winkeln der Stube mich traf  
ein Flüstern, das kühl mich umrann.*

*Es schwirrte wie Flügelrauschen ins Ohr:  
„Du meinst, du lebstest allein?  
Ich trug aus den Schächten die Kohle empor.  
Du meinst, dein Leben sei dein?“*

*Eine zweite Stimme, wie Trommelschlag hart  
began in die Stille zu schrein:  
„Ich hab für dein Haus die Steine gekarrt.  
Du meinst, dein Leben sei dein?“*

*„Du durchschreitest lächelnd Theater und Saal  
und dein Hemd blieb weiß und blieb rein.  
Ich raubte, ich mordete und ich stahl.  
Du meinst, dein Leben sei dein?“*

*„Ich hungre, ich bettle, ich hab keine Schuh,  
nie hatte ich etwas, das mein.  
Du aber schließt die Türen zu.  
Du meinst, dein Leben sei dein?“*

*Und heiser, gewürgt, wie von Fäusten gepreßt  
spür ich Stimmen die Nacht durchschrein:  
„Für dich, für dich sitz ich im Arrest.  
Du meinst, dein Leben sei dein?“*

Da schreit es auf, widerhallend laut:  
„Aus granitem Pflasterstein  
hab ich für dich Barrikaden gebaut.  
Du meinst, dein Leben sei dein?“

Und Stimmen, zischend, dünn wie ein Strich  
und grell wie der Stichflamme Schein:  
„Ich starb für dich, ich starb für dich!  
Du meinst, dein Leben sei dein?“

Da war kein Tropfen Schlags mehr in mir,  
ich lag stumm von den Stimmen umschrien,  
und wußte mit einem im Hauch ihrer Gier:  
Mein Leben? Das ist mir geliehn!

Und die Schuldner kreischend umschrieen mich,  
der müde lag und erschlaft:  
„Wir lebten für dich, wir starben für dich,  
steh auf und gib Rechenschaft!

Man hat uns zertreten, zerjetzt und bespion!  
Wir lernten nichts als Geduld!  
Wir haben dir unser Leben geliehn!  
Steh auf! bezahl deine Schuld!

Du hast niemals für dich selber gesorgt  
und gefragt, wer die Rechnung begleicht,  
von uns hast du immer nur wieder geborgt,  
jetzt hast du den Zahltag erreicht.

Dein Leben leg hin auf das Rechenpult,  
dir bleibt keine Stunde Gewinns,  
du zahlst auf die letzte Sekunde die Schuld  
samt Zinsen und Zinseszins.

Die Lunge leg her, solange sie noch haucht,  
und dein Herz, solange es noch zuckt,  
wir nehmen dein Leben, schnell, eh es verraucht,  
eh die Angst ins Versteck dich noch duckt.“

Sie schlichen, sie trappten, sie tobten durchs Haus,  
sie flüsterten und sie schrien.  
Da spie ich im Blutsturz die Worte schon aus:  
„Ich zahle was ihr mir geliehn!“



# SITTINGER UND SEINE FREUNDE

von

*Oskar Maria Graf*

Der ersehnte Sommer kam und sah jeden Tag so aus: Das Frühläuten der zinnernen Kirchenglocken des Dörfleins war schon eine gute Weile verklungen. Längst waren die ersten Hahnenschreie verstummt. In den tausenden Baumkronen der Obstgärten, in den Büschen und Hecken schüttelten die erwachten Vögel ihr gelindes Frösteln aus dem Gefieder und begannen erst schüchtern, von Mal zu Mal aber belebter, ihr heiteres Morgenkonzert. In Aubichl wurde es lauter. In den Ställen rumorte das fresende Vieh. Die Kühe brüllten mitunter kurz und stumpf auf, die gierigen Säue grunzten plärrend ineinander, und das verschwommene Reden der Mägde wurde vernehmbar. Aus der Stalltür schob ein Knecht den quiet-schenden, hochbeladenen, dampfenden Düngerkarren auf den hohen Misthaufen und kippte ihn um. Ein anderer wieder zog die angeschrirten Pferde oder einen einschichtigen Ochsen aus dem Stall, spannte sie vor den leeren Wagen und fuhr um das Kuhgras. Mit gespreizten Beinen stand er auf dem knarrenden, scheppernden Wagen und schnalzte krachend. Der Krämer schloß seinen Laden auf. Das bimmelnde Glöcklein an seiner Türe zirpte, die Fensterläden der niederen Nachbarhäuser öffneten sich, hinter den Scheiben blinkte das gelbe Licht, am Herd stand die Bäuerin und schüttete den gemahlenen Malzkaffee ins brodelnde Wasser.

Draußen auf den saftigen Feldern und Wiesenhängen, die das Dorf umsäumten, schwangen die Mäher unermüdlich ihre Sensen, da und dort kroch auch eine metallisch knatternde Mähmaschine reihauf und reihab, die Rösser davor prusteten und wieherten leicht, wenn der Bauer auf dem federnden Bock sie von neuem antrieb.

Und über allem, hoch im bleichen, aufblauenden Himmel, trillerten die frühen Lerchen jubelnd in die würzige, frische Morgenluft. Ein schmaler langer roter Streifen lag über dem Waldrücken von Bibloch, und endlich stieg daraus die riesige Sonne. Weithin verbreitete sie ihr strahlendes Licht und schob sich unmerklich schnell empor ins wolkenlose Gewölbe des Horizonts. Sie spiegelte sich in den tausend und abertausend Tautropfen der feuchten Wiesen, daß es aussah, als breite sich rundum ein glitzernder, flimmernder Teppich aus. Ein unvergleichliches Gemälde!

Doch die Herrlichkeit einer solchen Idylle jedem gegönnt, der damit etwas anzufangen weiß! Alles in Ehren und alles zu seiner Zeit! Sonne hin, Sonne her!

Wo mußte ihr lästig stechendes Licht zu so früher Stunde jeden und jeden Tag ausgerechnet hinfallen? Immer gleicherweise unerwünscht hinfallen?

Auf das weißgestrichene Gesims des offenen Schlafzimmerfensters vom Postinspektor Sittinger.

Es war unbeschreiblich, wie listig, wie boshaft, wie widerwärtig und aufdringlich diese vielgerühmte Sonne sein konnte. Die Fensterläden zu schließen, um sich vor ihrem täglichen Überfall zu schützen, war unmöglich. Die Nächte kühlten kaum noch ab, und der Raum war klein und heiß. Sittinger wäre in Schweiß zergangen und vor Luftmangel erstickt. Malwine hätte jeden Morgen Migräne gehabt, — und außerdem: sinnigerweise war in jedem Fensterladenflügel ein herzförmiges Luftloch. Durch dieses Ziel schoß die aufgehende Sonne gleichsam und zog stets zwei dicke, grelleuchtende Staubsäulen durch die dunkle Zimmerluft. Säulen, die aussahen wie die übriggebliebenen glühenden, eisernen Tragbalken des Plafonds nach einem — vielleicht möglichen — Brand.

Der Erwachende sah entsetzt zwischen diesen Säulen hindurch in die leere, grausig dunkle Höhe und wußte nicht recht, war es Spuk oder war es Wirklichkeit. Unwillkürlich griff er an seinen schwammigen Leib, an seinen Kopf, sein Atem stockte, und erst allmählich begriff er die Täuschung. Das war entsetzlich! So schrecklich, daß Sittinger eines Tages kurzerhand die Fensterläden herunterriß und sie zerhackte. Malwine konnte ihn nicht davon abbringen.

Aber was war damit schon gebessert? Auch die dichten Geranien, welche das Ehepaar nunmehr vor die Fenster pflanzte, halfen nichts. Durch ihre wirren Verästelungen stachen die Strahlen.

Ebensowenig nützte der dünne, dunkle Vorhang. Er bleichte alsbald aus und die erbarmungslose Sonne verbreitete nach und nach ein seltsam bedrückendes, häßlich bläuliches Licht im Zimmer.

„Malwine! Malwine!“ keuchte der erwachte Inspektor und rieb seine brennenden Augen. „Malwine!“ Er brüllte.

„Ja! ja, Anton, was ists denn?“ schrak seine Frau aus dem Schlaf.

„Diese Totenkammerhelligkeit — ich werde verrückt davon! Ich halte es nicht mehr aus!“ jammerte er. Seine Nerven taten weh. Er richtete sich halb in die Höhe und ächzte wie ein Sterbender. „Der Vorhang muß weg! Ich werde glatt wahnsinnig! Totenkammerlicht! ... Ich mein' in jeder Früh, ich liege ewig unter so einem verdammten, ekelhaften Hexenlicht! Ganz und gar blind werde ich noch!“ Er hockte da in seinem klebrig verschwitzten Nachthemd und schnaubte beengt.

„Hast du schon wieder was! Schon wieder!“ hauchte Malwine traurig.

„Schon wieder? Das auch noch!“ knurrte er wütend, „das auch noch!“ Mit grimmiger Hast wälzte er sich aus dem Bett. Da stand er, stöhnte kurzatmig, das Hemd spannte sich um seinen dicken Bauch, die haarigen Beine spreizte er auseinander, als wären sie falsch eingehängt, und knirschend fäustete er seine Hände.

„Das hat mir noch gefehlt!“ polterte er. Malwine erwachte ganz. „Ja, um Gotteshimmelswillen, was willst du denn noch? Was ists denn? Schrei

doch nicht so! Hör'ts doch die ganze Nachbarschaft!“ Er war nicht mehr zu bändigen.

„Jawohl, die Nachbarschaft! Immer die anderen, bloß ich nie!“ bellte er wie auf ein Stichwort. „Die liebe Nachbarschaft! Ist noch nicht genug, was ich in diesem Nest schon erlebt habe!“ Cholerisch fuchtelte er herum, griff an seinen heißen Kopf und fuhr sich durch die zerzausten grauen Haare. „Rücksicht soll man nehmen! Rücksicht auf alles, wenn man auch krepirt dabei! Was gehn mich die Leute an!“ Er wölbte sich, und seine Schläfenadern schwellen dick an. Hemmungslos laut zeterte er: „Jajaja, dieses idyllische Landleben, dieses wunderbare! Diese Ruhe, aach! Ein einziges Martyrium ist's für mich, und wem verdank' ich alles, wem? Dir! Nur dir allein!“ Er dröhnte wie eine eiserne Tonne, an die man einen Hammer schlägt. Er tappte flink zum Fenster, Malwine war machtlos. Mit einem jähen Ruck riß er den verhaßten Vorhang herunter und zerknüllte ihn: „Verflucht! Verflucht! Verflucht! Dreimal verflucht!“ Entsetzt jagte Malwine aus dem Zimmer und rumpelte über die Stiege hinunter. Drüben, der Krämer Wagerer, der vor seiner Türe kehrte, hatte alles mitangesehen. Seelenruhig hielt er inne, sah schadenfroh und belustigt auf den berserkerischen Inspektor und lächelte: „Ah, guten Morgen, Herr Inspektor! Auch schon auf, ja? Und schon so lebhaft?“

Ohne ein Wort, wie angeekelt, drehte sich Sittinger um und watschelte ebenfalls aus dem Zimmer. Krachend schlug er die Türe hinter sich zu.

„Auweh“, lachte der Krämer breitmaulig. „Auweh, da drüben staubt's heut wieder!“ Er griff zum Besen und kehrte weiter.

Malwine ersetzte den blauen Vorhang durch einen gelben. Der sei dichter und verteile das Licht gleichmäßig, meinte sie. Ganz ergeben in sein Schicksal, schloß Sittinger: „Meinetwegen! Meinetwegen hängst du einen roten mit blauen Tupfen hin! Kannst auch gar nichts mehr hinhängen oder das Fenster zunageln! Ist ja ganz gleich, wie ich da draußen zugrund geh'!“ Sie ließ ihn reden.

„Kann ja sowieso kein kultivierter Mensch ausschlafen in diesem Mistnest!“ wettete er stumpf weiter. „Kaum hat man halbwegs die Augen zu, schon geht der Krach an. Zuerst die Vögel, dann die Göckel, dann bimmelt drüben die Kirchenglocke, rundrum fängt der Spektakel an, und hernach kommt die lllllliebe Sonne, und die Fliegen brummen dir um den Schädel! Wirklich, wirklich, — eine ausgezeichnete Erholung, so ein Sommer für mich, wirklich! Meinem ärgsten Feind wünsch ich das nicht!“ Sie brühte den Kaffee auf und schwieg standhaft. Er war noch lange nicht fertig. „Naja, wie ich schon gesagt hab, ich mach' mich ja auf ein kurzes Leben gefaßt da draußen. Alles hält ja so schön zusammen, daß ich bald abkratze“... gällte er weiter.

Die Sonne war jeden Morgen da wie immer. Zuerst waren ihre Strahlen wie ein spitzzulaufendes Schwert, das alles durchstach, dann verbreiteten sie sich zu einem starren, gelben Band auf dem Zimmerboden, endlich zer-



flossen sie und füllten jeden Winkel mit Licht. Und dann kamen eben die Fliegen.

„Guten Morgen, Frau Inspektor!“ höhnte Sittinger mit beißender Ironie zu Malwine hinüber. „Recht guten Morgen wünsch' ich! Ausgeschlafen ja!? Nicht wahr, der reinste Jungbrunnen, so ein Landleben, was? Die beste Nervenkur!“ Er rollte seinen unförmigen Körper auf die andere Seite und stierte schweigend auf die Kalkwand, bis seine Frau aus dem Zimmer war. Die ertrug alles. Was blieb ihr auch anderes übrig? Ein Gutes schien aber der Sommer doch zu haben. Sittinger machte manchmal lange einsame Spaziergänge. Er liebte die Bewegung gewiß nicht. Doch wenn er ganz für sich die umliegenden kühlen Wälder durchstreifte, konnte er wenigstens ungehindert seinen Gedanken nachhängen.

Er ging meistens ohne Ziel dahin und blieb oft stehen. Tief atmete er und eine fast träumerische Stimmung erfüllte ihn nach und nach. Wie weggeweht waren alle Misere und Grämlichkeiten. Das sanfte, satte Grün tat den Augen wohl. Die summende Stille war Labsal für die Ohren, und man stand wie in einer Traumgrotte. Langsam und sacht verbrauchte der Sinn für das jämmerlich Wirkliche...

Der Stehenbleibende sah hoch in die dunkle Baumkrone. Einige Strichelnchen Himmel entdeckten seine Augen. Seine Brust wurde weit. Wie herausgehoben aus der feindlichen Welt kam er sich vor. Einfach, friedlich und groß umschloß ihn die Natur. Er erinnerte sich an die schönsten, glücklichsten Augenblicke seines Lebens und setzte sich auf einen Baumstumpf. Unwillkürlich redete er sonderbar getragene Worte in die Stille hinein. Ein Reh stelzte fern übers Moos.

Er lächelte zufrieden.

Ein Eichhörnchen lief daher, schoß hinter einen Baum und schaute ihn mit großen, gespannten Augen an.

„Viecherl! Süßes Viecherl!“ versuchte er freundlich zu locken und freute sich über die munteren Kapriolen des fliehenden Tierchens.

Wie durch dicke Schleierwände drang manchmal ein verschwommener Laut ferner Feldarbeiter oder ein Glockenschlag der Pfarrkirche von Bibloch.

Er war ausgesöhnt mit sich und der ganzen Welt.

„Nur die Natur“ — murmelte er und — brach ab. Plötzlich spürte er ein Jucken in den Waden und auf den Oberschenkeln. Er schabte, und es biß ärger. Es kroch aufwärts ins Gesäß und zum Bauch. Er schnellte in die Höhe und sah sich von Ameisen überlaufen, schüttelte sich und schlug mit den Handflächen auf Hosens und Jacke, Strampelnd fing er zu fluchen an: „Verdammte Scheiße! Himmelherrgott!... Hm, das ist also dieser sogenannte liebe Gott, der alles richtig einteilt... Ich danke schön! Das ist das Boshafteste, Hinterhältigste, was es gibt! Sogar das Ausrasten vergällt er einem!“

Dennoch, diese Spaziergänge waren ihm das Liebste und brachten ihn wie von selber auf die Idee, sich ein Notizbuch zu kaufen und ab und zu seine Gedanken aufzuschreiben. Anfangs tat er das in aller Heimlichkeit. Ein

Natur. Die Zeit dehnt sich. Es wird so still, daß man nach Abwechslung hungert. Die Menschen auf dem Lande kommen zueinander.

Was waren also in Aubichl für trinkfeste Männer, die für anregende Wirtshausunterhaltungen nach Sittingsers Art in Frage kamen?

Sein nächster Nachbar war der kleine, rundliche Spielwarenfabrikant Greitler mit dem spitzzulaufenden Kopf, dem wackelnden Zwicker auf der kurzen Sattelnase und dem hurtigen Geschau dahinter. Er trug beständig einen abgewetzten, altmodischen grauen Bratenrock, warf beim Gehen seine Beine beinahe schlenkernd nach vorne, war — wie man zu sagen pflegt — „Peterl 'auf allen Suppen“ und schien es in einemfort kreuznotwendig zu haben. In findiger Voraussicht hatte er sich schon als rüstiger Vierziger hier selbsthaft gemacht, kaufte da ein Grundstück, dort einen Bauplatz, wieder wo anders ein billiges Häuschen und spekulierte unauffällig, aber sehr günstig damit. Die Leitung seiner nicht ertragreichen Firma in München überließ er mit der Zeit den zwei ältesten Söhnen. Das paradiesisch-stille Aubichl mit seiner hügelig walddreichen Umgebung mußte eines Tages von vermögenden Pensionisten und Leuten, die sich zur Ruhe setzen wollten, entdeckt werden. Greitler tat alles dazu.

Zuallererst trat er, der Protestant, mit seiner ganzen Familie zum Katholizismus über und freundete sich mit dem Biblocher Pfarrer Eidberger an. Der war ein passionierter Obstzüchter und Bienenfreund. Greitler gründete mit ihm den „Obst- und Bienenzuchtverein Bibloch und Umgebung“ und ward Schriftführer. Der Lehrer leitete den Gesangsverein, und Greitler brachte es auch dort trotz seiner unbrauchbaren Stimme zum zweiten Baß. Überall machte er sich uneigennützig brauchbar. Keine Mühe für die Allgemeinheit schien ihm zuviel. Dem Bürgermeister schrieb er die Eingaben, den Nachbarn erklärte er steuerliche und juristische Angelegenheiten, und endlich brachte er die unbeweglichen, interessenlosen Bauern der Pfarrei dazu, daß sie sich zu einem „Verschönerungs- und Fremdenverkehrsverein“ zusammenschlossen. Freilich blieb die ganze Arbeit an ihm hängen, aber er tat sie gern. Er wandte seine geübte Beredsamkeit an, um jeden einzelnen zu überzeugen, er verfaßte die Zirkulare, ja, er scheute nicht einmal Geldausgaben, um die städtischen Behörden und das Ministerium auf den Bibloch-Aubichler Landstrich aufmerksam zu machen. Er lief von Pontius zu Pilatus und, siehe da, seine beharrliche Geduld brachte Rosen.

Zwar die paar Touristen und Fremden, die im Sommer herauskamen, ließen nicht viel Geld da. Die Bauern vermieteten auch nicht gern und zeigten sich keineswegs freundlich. Aber als erster erwarb der Oberstleutnant Grimmenmoser das ehemalige Apothekenhäusl zwischen Bibloch und Aubichl. Es gehörte seit fünf Jahren Greitler. Im Frühjahr fingen Maurer auch auf der Breitwiese, droben auf der Waldspitze, zu graben an. Der Bürgermeister fuhr Kies aus seiner Sandgrube, aus Amreiten herüber brachten Lastautos Ziegelsteine. Herr Rentier Muggenthaler war einmal mit Greitler vor einigen Monaten auf der schneeigen Wiese gestanden und schnell handelseins geworden.

Dann kam der Herr Hauptmann a. D. Schlicht. Drei-, viermal besuchte er Greitler. Endlich zog er in das nett gelegene, wenn auch bescheidene „Wäscherhäusel“ am Dorfrand. Die alte Wäscherin Gleiminger war voriges Jahr gestorben und hatte keine Verwandten hinterlassen. Die Gemeinde wollte das baufällige Häusl nicht und war froh, daß Greitler durch Ankauf ihr einen hübschen Betrag zukommen ließ. Der Fabrikant ließ es instandsetzen. Schlicht machte einen Mietvertrag auf drei Jahre mit Vorkaufsrecht. Wenngleich in Aubichl allerhand Neider waren, Respekt bekam man doch vor dem weitsichtigen Greitler. „Der hat eine Hundsnas'n“, meinten die Leute, „der macht aus'm Dreck auch noch Geld.“ Die Bauern sahen ihm manchen Kniff ab.

Und dann ereignete sich einmal etwas Unerwartetes, Unglaubliches, das die Dörfler diebisch freute, weil sogar Greitler dabei leer ausging. Zum Krämer Wagerer kam an einem lauen Herbsttag ein fremdartig eleganter Mann. Von Gestalt war er mittelgroß und muskulös. Er hatte ein etwas pickliges, rundes, aufgedunsenes Schnurrbartgesicht, trug Lackschuhe und weiße Gamaschen, ebensolche Wildlederhandschuhe und einen sehr engen taubenblauen modischen Anzug. Auf seinem Kopf saß ein runder, dunkelgrauer, steifer Hut. Man gewann den Eindruck von überbetontem Chik, wie er beispielsweise von Negeren, die erstmalig europäische Kleidung tragen, bevorzugt wird. Besonders grotesk wirkten der ungewöhnlich hohe, steife Kragen, der vorne an den Ecken etwas ausgebogen war, und die darunter geknöpfte flammend-rote Krawatte mit der haselnußgroßen Perle. Es handelte sich um den zirka achtunddreißigjährigen pommerschen Gutsbesitzerssohn Baron Gustav Heinrich von Ravél, von dem alsbald ruchbar wurde, daß er Millionen besitze.

Er trat in den kleinen Laden, brummte barsch seinen Namen und erkundigte sich ebenso nach einer komfortablen, vermietbaren Wohnung. Wagerer, der Greitler schon deshalb nicht leiden konnte, weil er alles aus dem Bezirksort Amreiten bezog, wies ihn an die verwitwete Hauptlehrerin Ödenhuber, die ein villenartiges Haus an der Straße nach Bibloch hatte. Die Greisin krebste betulich weiter und zeigte sich wirblich zuvorkommend dem feinen Herrn gegenüber. Dieser hörte kaum auf ihr Gerede.

„Kostet?“ fragte er kurz, als sie ihm die Vierzimmerwohnung im ersten Stock zeigte.

„Tja, ja wissen Sie, Herr-Herr Baron, mein Xaverl selig hat alles noch vor seinem Tod herrichten lassen . . . Ja, hm, mein Gott, im Sommer krieg' ich halt immer an die neunzig Mark . . . Drei Monat nehmen's die Herrschaften immer, aber wann der Herr dauernd dableiben wollen“, plapperte die Hauptlehrerin und blinzelte durch ihre Brille.

„Gut zwei Jahre! Sind vierundzwanzig Monate à neunzig Mark, macht zweitausendeinhundertsechzig! Hier bitte!“ Von Ravél schnitt ihr das Wort ab und griff in die Brusttasche. Die baffe Witwe glotzte wie vom Schlag gerührt und wackelte in einem fort mit ihrem alten, eisgrauen Kopf, als ihr der sonderbare Mensch die Banknoten in die zitternden Hände zählte.



Natur. Die Zeit dehnt sich. Es wird so still, daß man nach Abwechslung hungert. Die Menschen auf dem Lande kommen zueinander.

Was waren also in Aubichl für trinkfeste Männer, die für anregende Wirtshausunterhaltungen nach Sittingsers Art in Frage kamen?

Sein nächster Nachbar war der kleine, rundliche Spielwarenfabrikant Greitler mit dem spitzzulaufenden Kopf, dem wackelnden Zwicker auf der kurzen Sattelnase und dem hurtigen Geschau dahinter. Er trug beständig einen abgewetzten, altmodischen grauen Bratenrock, warf beim Gehen seine Beine beinahe schlenkernd nach vorne, war — wie man zu sagen pflegt — „Peterl 'auf allen Suppen“ und schien es in einemfort kreuznotwendig zu haben. In findiger Voraussicht hatte er sich schon als rüstiger Vierziger hier sesshaft gemacht, kaufte da ein Grundstück, dort einen Bauplatz, wieder wo anders ein billiges Häuschen und spekulierte unauffällig, aber sehr günstig damit. Die Leitung seiner nicht ertragreichen Firma in München überließ er mit der Zeit den zwei ältesten Söhnen. Das paradiesisch-stille Aubichl mit seiner hügelig waldreichen Umgebung mußte eines Tages von vermögenden Pensionisten und Leuten, die sich zur Ruhe setzen wollten, entdeckt werden. Greitler tat alles dazu.

Zuallererst trat er, der Protestant, mit seiner ganzen Familie zum Katholizismus über und freundete sich mit dem Biblocher Pfarrer Eidberger an. Der war ein passionierter Obstzüchter und Bienenfreund. Greitler gründete mit ihm den „Obst- und Bienenzuchtverein Bibloch und Umgebung“ und ward Schriftführer. Der Lehrer leitete den Gesangverein, und Greitler brachte es auch dort trotz seiner unbrauchbaren Stimme zum zweiten Baß. Überall machte er sich uneigennützig brauchbar. Keine Mühe für die Allgemeinheit schien ihm zuviel. Dem Bürgermeister schrieb er die Eingaben, den Nachbarn erklärte er steuerliche und juristische Angelegenheiten, und endlich brachte er die unbeweglichen, interessenlosen Bauern der Pfarrei dazu, daß sie sich zu einem „Verschönerungs- und Fremdenverkehrsverein“ zusammenschlossen. Freilich blieb die ganze Arbeit an ihm hängen, aber er tat sie gern. Er wandte seine geübte Beredsamkeit an, um jeden einzelnen zu überzeugen, er verfaßte die Zirkulare, ja, er scheute nicht einmal Geldausgaben, um die städtischen Behörden und das Ministerium auf den Bibloch-Aubichler Landstrich aufmerksam zu machen. Er lief von Pontius zu Pilatus und, siehe da, seine beharrliche Geduld brachte Rosen.

Zwar die paar Touristen und Fremden, die im Sommer herauskamen, ließen nicht viel Geld da. Die Bauern vermieteten auch nicht gern und zeigten sich keineswegs freundlich. Aber als erster erwarb der Oberstleutnant Grimmenmoser das ehemalige Apothekenhäusl zwischen Bibloch und Aubichl. Es gehörte seit fünf Jahren Greitler. Im Frühjahr fingen Maurer auch auf der Breitwiese, droben auf der Waldspitze, zu graben an. Der Bürgermeister fuhr Kies aus seiner Sandgrube, aus Amreiten herüber brachten Lastautos Ziegelsteine. Herr Rentier Muggenthaler war einmal mit Greitler vor einigen Monaten auf der schneeigen Wiese gestanden und schnell handelseins geworden.

Dann kam der Herr Hauptmann a. D. Schlicht. Drei-, viermal besuchte er Greitler. Endlich zog er in das nett gelegene, wenn auch bescheidene „Wäscherhäusl“ am Dorfrand. Die alte Wäscherin Gleiminger war voriges Jahr gestorben und hatte keine Verwandten hinterlassen. Die Gemeinde wollte das baufällige Häusl nicht und war froh, daß Greitler durch Ankauf ihr einen hübschen Betrag zukommen ließ. Der Fabrikant ließ es instandsetzen. Schlicht machte einen Mietvertrag auf drei Jahre mit Vorkaufsrecht. Wenngleich in Aubichl allerhand Neider waren, Respekt bekam man doch vor dem weitsichtigen Greitler. „Der hat eine Hundsas'n“, meinten die Leute, „der macht aus'm Dreck auch noch Geld.“ Die Bauern sahen ihm manchen Kniff ab.

Und dann ereignete sich einmal etwas Unerwartetes, Unglaubliches, das die Dörfler diebisch freute, weil sogar Greitler dabei leer ausging. Zum Krämer Wagerer kam an einem lauen Herbsttag ein fremdartig eleganter Mann. Von Gestalt war er mittelgroß und muskulös. Er hatte ein etwas pickliges, rundes, aufgedunsenes Schnurrbartgesicht, trug Lackschuhe und weiße Gamaschen, ebensolche Wildlederhandschuhe und einen sehr engen taubenblauen modischen Anzug. Auf seinem Kopf saß ein runder, dunkelgrauer, steifer Hut. Man gewann den Eindruck von überbetontem Chik, wie er beispielsweise von Negern, die erstmalig europäische Kleidung tragen, bevorzugt wird. Besonders grotesk wirkten der ungewöhnlich hohe, steife Kragen, der vorne an den Ecken etwas ausgebogen war, und die darunter geknöpfte flammend-rote Krawatte mit der haselnußgroßen Perle. Es handelte sich um den zirka achtunddreißigjährigen pommerschen Gutsbesitzerssohn Baron Gustav Heinrich von Ravél, von dem alsbald ruchbar wurde, daß er Millionen besitze.

Er trat in den kleinen Laden, brummte barsch seinen Namen und erkundigte sich ebenso nach einer komfortablen, vermietbaren Wohnung. Wagerer, der Greitler schon deshalb nicht leiden konnte, weil er alles aus dem Bezirksort Amreiten bezog, wies ihn an die verwitwete Hauptlehrerin Ödenhuber, die ein villenartiges Haus an der Straße nach Bibloch hatte. Die Greisin krebste betulich weiter und zeigte sich wirblig zuvorkommend dem feinen Herrn gegenüber. Dieser hörte kaum auf ihr Gerede.

„Kostet?“ fragte er kurz, als sie ihm die Vierzimmerwohnung im ersten Stock zeigte.

„Tja, ja wissen Sie, Herr-Herr Baron, mein Xaverl selig hat alles noch vor seinem Tod herrichten lassen . . . Ja, hm, mein Gott, im Sommer krieg' ich halt immer an die neunzig Mark . . . Drei Monat nehmen's die Herrschaften immer, aber wann der Herr dauernd dableiben wollen“, plapperte die Hauptlehrerin und blinzelte durch ihre Brille.

„Gut zwei Jahre! Sind vierundzwanzig Monate à neunzig Mark, macht zweitausendeinhundertsechzig! Hier bitte!“ Von Ravél schnitt ihr das Wort ab und griff in die Brusttasche. Die baffe Witwe glotzte wie vom Schlag gerührt und wackelte in einem fort mit ihrem alten, eisgrauen Kopf, als ihr der sonderbare Mensch die Banknoten in die zitternden Hände zählte.

„Sonstiges, bitte, stets auf einen Zettel! Reden taugt nicht!“ sagte der Baron und ging, ehe sich die benommene Alte fassen konnte. Schon beim Anbruch der Nacht fuhr ein Auto mit einigen schweren Koffern vor das Hauptlehrerhaus. Die Leute standen neugierig da. Der Baron beachtete niemanden.

„Trab-trab! Marsch-marsch!“ befahl er dem Chauffeur, und dieser schleppte das Gepäck in den ersten Stock.

Kein Wunder, nicht nur in Aubichl, in der ganzen Pfarrei munkelte man. Man hielt den sonderbaren Baron für einen dunklen Hochstapler, doch er bezahlte alles prompt und blieb ziemlich unzugänglich. Nichts war über ihn zu erfahren. Man gewöhnte sich nach und nach an ihn und seine Marotten.

Winter und Sommer schlief er stets bis zum Einbruch der Nacht. Dann machte er lange und sehr sorgfältig Toilette und tauchte auf der Dorfstraße auf. Jeden Tag trug er einen anderen Anzug, andere Handschuhe und Stiefel. Er grüßte wortlos nickend und ging nach Amreiten.

Er schien überhaupt nur zwei Beschäftigungen zu haben: zu schweigen und unmäßig zu trinken.

Steif saß er am Wirtstisch, setzte stets studentisch abgezirkelt sein Weinglas an, führte es an die Lippen und trank es in einem Zuge aus. Dann griff er unter den Tisch, holte die Cognakflasche und goß es von neuem voll. Nach zwei oder drei Gläsern Bier trank er nur mehr Cognak und konsumierte unglaubliche Mengen. Sein unreines Gesicht wurde mit der Zeit blaurot, der Hals schwoll und legte sich immer bedrohlicher an den engen, hohen Kragen, die Augen trieb es ihm heraus, fortwährend sah er düster drein und zuzzelte an seiner Virginia. Erst wenn ihm der Rausch bis ins Hirn stieg, stieß er hin und wieder abgehackte Sätze heraus, und das klang alsdann schmetternd wie auf einem Kasernenhof. Plötzlich brach er mitten im Wort ab, rutschte vom Stuhl herunter und blieb steif wie eine Leiche liegen. Es war nichts mehr mit ihm anzufangen. Die erfahrenen Wirte legten ihn gewöhnlich vorsichtig vor die Türe. Nach einigen Stunden kroch er auf allen Vieren weiter. Oft fanden ihn Leute in der grauen Frühe völlig besudelt und zerrissen an einem Straßenrand schlafend. Einmal schië ihm ein übermütiger Knecht in die starr ausgestreckte Hand. Der Baron sagte nie ein Wort darüber. Die Dörfler hielten sich vor Lachen den Bauch und erzählten es überall.

In Aubichl gab es nur zwei kärgliche Bauernwirthshäuser, die bestenfalls an den Sonntagen von den Dörfnern besucht wurden. Viehhändler, Fuhrknechte und Hausierer kehrten manohmal ein, und an den langen Winterabenden kam es wohl auch vor, daß etliche Tarockrunden an den Tischen saßen und bis tief in die Nacht hinein spielten. Die nicht eingesessenen, besseren Herren ließen sich nur bei feierlichen Anlässen, wie etwa einem Kriegerbegräbnis, einer Christbaumfeier oder einer politischen Versammlung im „Gasthaus zur Post“ in Bibloch sehen und saßen dann neben den



Honoratioren. Hauptsächlich aber verkehrten sie in den seriöseren Lokalen drüben im Bezirksort Amreiten. Besondere Anziehungskraft übte auf sie die wohlbekannte „Rüdesheimer Weinstube“ aus, in welcher zwei hübsche, kecke Kellnerinnen bedienten und es zu vorgerückter Stunde nicht an lockeren Gunstbezeugungen fehlen ließen.

Dort erschien an einem Herbstabend auch Sittinger und fand den langersehnten Anschluß. Er tat, als sei er ganz zufällig hier hereingetreten, setzte sich etwas zugeknöpft an die bereits sehr lebhaft Tischrunde, und die Herren, die ihn schon lange vom Sehen kannten, machten Platz. Jeder erhob sich, drückte ihm kurz die Hand und stellte sich vor. Der erste war der Baron. Er sagte stets seinen ganzen Namen.

„Gustav Heinrich von Ravél!“ preßte er aus sich heraus und sank steif auf seinen Stuhl nieder. Auch hier hatte er seine Handschuhe nicht abgestreift, hielt mit der Rechten beständig seinen Römer umschlossen und streckte dabei seinen kleinen Finger gravitatisch seitab. Seine herausgedrückten Augen schienen unausgesetzt ins Nirgendwo zu blicken.

„Ah, ah! Sehr angenehm, sehr erfreut, Herr Inspektor — Greitler, mein Name! Wir sind ja Nachbarn“, meinte der Fabrikant und lobte weiter: „Das ist schön, daß Sie auch zu uns gefunden haben. Wir haben schon gemeint, Ihre Frau Gemahlin gibt den Hausschlüssel nicht her, hahaha! ... Bitte, bitte, da ist Platz, bitte!“ Die emsigste Wichtigkeit schien schon wieder in ihn gefahren zu sein.

„Grimmenmoser! Freut mich!“ Der schmalgesichtige, sackäugige Oberstleutnant a. D. richtete seine stangenlange, dürre Gestalt auf und nickte korrekt. Sein graues Stichelhaar war schütter; im verwitterten Furchengesicht, unter der spitzen Nase saß ein kleiner zugestutzter Schnurrbart. Er war halbwegs jägermäßig gekleidet. Solides Loden, wohin man sah.

Der bauchige Rentier Muggenthaler war schon leicht betrunken und lallte weiberhell: „Muggenthaler! Ausgezeichnet, daß wir Zuwachs kriegen... Ausgezeichnet.“ Sein dicker roter Kopf steckte zwischen den breiten Schultern. Ganz kleine Schweinsäuglein hatte er, und sein Schnurrbart vereinigte sich mit dem grauen, gebürsteten Backenbart. Die geschwinden Bewegungen, die er ab und zu machte, paßten nicht zu seiner gemächlichen Erscheinung. Er schnalzte mit den Fingern und tätschelte erheitert der gutgewachsenen Kellnerin auf den strammen Hintern: „So Wally, nur gleich wieder ein Viertel ... Jetzt wird's gemütlich.“

Nur Hauptmann Schlicht fehlte. Er gehörte allem Anschein nach nicht zur gehobenen Klasse, und dann — er war seit einiger Zeit Leiter der vor kurzem gegründeten nationalsozialistischen Ortsgruppe, mußte sich „mit dem Volk vermischen“ und hatte die geheime Aufgabe, den Turnverein in einen SA-Sturm umzuwandeln. Schlicht war immer in Geldkalamitäten und schon deswegen den „Besseren“ nicht gut gesonnen. Er gebärdete sich mitunter äußerst aufsässig und „revolutionär“, wenn er einen Rausch hatte, was übel vermerkt wurde. Zwischen ihm und Grimmenmoser stand nicht nur die Rivalität der höheren militärischen Charge. Der Oberstleutnant war

Vorsitzender des Frontkämpferbundes „Stahlhelm“ und Monarchist. Mit verschwiegenem Ärger sah er, wie seine Leute zu Schlicht überliefen. Man rückte zusammen und prostete sich zu. Alle machten eine wohlgefällige Miene, und alsbald kam der netteste Diskurs in Fluß. Nur der Baron blieb ernst und schwieg unentwegt. Nicht ohne Staunen lugte Sittinger manchmal auf ihn, wenn er die Cognakflasche unterm Tisch hervorholte und sein ausge-trunkenes Glas vollgoß.

„Also im Vertrauen gesagt, Herr Oberstleutnant, — ich hab mich neulich darüber mit dem hochwürdigen Herrn Pfarrer unterhalten. Der sagt, das kommt bloß daher, weil sich unter der roten Sauwirtschaft die Religion verloren hat“, meinte Greitler.

„Und die Disziplin... Hätten wir heute noch das alte Heer und die zwei- oder dreijährige Dienstzeit, da gäb's das alles nicht“, erwiderte dieser und schloß militärisch: „Die Linkser müssen weg, ganz gleich, wo sie sitzen.“

„Ja... Was war das doch für eine schöne, ruhige Zeit unterm Königreich!“ brummelte der Muggenthaler. „Da hat der ordentliche Mensch gewußt, für was als er lebt. Politik hats da überhaupt nicht 'geben.“

„Und jetzt regieren uns Novemberverbrecher!“ rief Grimmenmoser empört. „Irgend so ein hergelaufener Schalterbeamter, ein Herr Müller, spielt Reichskanzler! Skandal so was! Macht mit seinen Leibjuden diesen schäbigen Youngplan und liefert unser ganzes Volksvermögen an den Feind! Unerhört!“

„Und wer muß dafür aufkommen?“ sekundierte Greitler; „der ehrliche, kleine Mann.“

„Jaja, die Juden!“ meinte Muggenthaler. „Die Juden! Die wissen schon, wen sie hinlassen müssen. Die haben überall ihre Finger drin.“ Er hob sein Gesicht und blinzelte der Kellnerin zu: „Gell Wally, du magst auch kein' Juden, gell?“

„Na, na, der stinkt mir zu arg, Herr Kommerzienrat!“ gab sie beflissen zurück, und die Herren lächelten. Das Kabinett mit dem Sozialdemokraten Hermann Müller wurde in Grund und Boden verdammt. Sittinger saß ziemlich unbehaglich da und suchte schon lange, sich in die Unterhaltung einzuschalten. Ganz von ungefähr fand er jetzt eine Erklärung dafür, warum er seinerzeit bei seinem Abgang kein Anerkennungsschreiben erhalten hatte: „Aha, also die Roten! Dieser Herr Müller, aha!“ Ein Huscher grim-miger Bitterkeit überflog ihn. Doch Politisieren war ihm zuwider, außerdem war er mißtrauisch. Die Langeweile kribbelte in ihm. Er räkelte sich und sagte plötzlich unvermittelt: „Ein politisch Lied, ein garstig Lied!“ Die Herren sahen auf ihn. Gröhlend rülpste von Ravél: „Hähä-hä-höhöhö, überhaupt 'ne Schweinerei! Höhöhöhö, 'ne ganz ordinäre Schweinerei!“ Die anderen beachteten ihn nicht. Krachend goß er ein volles Glas in sich hinein. Ein leeres Lächeln zuckte auf seinem geblähten Gesicht und verhuschte. „Herr Baron, habens noch was?“ fragte die üppige, große, rot-haarige Kellnerin Fanny. Er hob schwankend die Flasche zum Licht und

sah durch: „J-jjjawoll, bring man, bring, mein Schätzchen!“ Sie verschwand hinter der Theke und brachte eine neue Flasche. Er erstarrte wieder. „Wie gesagt, früher hat's diese elendige Politik nicht 'geben“, murmelte Muggenthaler. „Königreich bleibt Königreich!“ Der Oberstleutnant neigte sich an sein Ohr und flüsterte irgend etwas, worauf der splendide Rentier sofort antwortete: „Mein Wort! Was ich versprochen habe, geb' ich, Herr Oberstleutnant!“ Er unterstützte alle nationalen Vereine, die die Monarchie wieder aufzurichten versprochen. Darum war er geschätzt. Das wiederum wurmte Greitler, der nicht so großzügig sein konnte. Seine Popularität litt empfindlich darunter.

„An Männern fehlt's eben!“ sagte er jetzt, „aufrechte Männer brauchen wir!“

Er wandte sich an Sittinger: „Sagen Sie's nicht auch, Herr Inspektor, die Weltgeschichte ist immer bloß von Männern gemacht worden...?“

„Ich befaß' mich nicht mit Politik“, wich der Angesprochene aus, nickte aber doch. „Jaja, natürlich, Weiber werden's nicht machen...“ Da lachte Muggenthaler auf: „Hahaha! Bravo. Herr Inspektor! Gut pariert!... Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Hahahaha!“ Greitler aber ließ das nicht auf sich sitzen. Schnell suchte er die Reste seiner einstigen Mittelschulbildung zusammen und holte zum Gegenschlag aus: „Na, ganz stimmt das auch wieder nicht... Was wär's denn dann mit der Semiramis, der Dido und der Kleopatra? ... Und wenn wir beispielsweise die spanische Isabella, die katholische, oder die russische Katharina, unsere österreichische Maria Theresia oder die Königin Viktoria von England nehmen? .. Ich glaub fast, die könnten's mit verschiedenen Männern aufnehmen!“ Er roch, daß dies bei Sittinger Eindruck machte, und setzte eifrig hinzu: „Und sogar heutigen Tages lobt man überall die Wilhelmine von Holland, weil sie ihr Land so ordentlich regiert...“

Das gab dem Gespräch eine andere Wendung, und jetzt erst wurde dem Inspektor wohler in dieser Gesellschaft. Er taute mehr und mehr auf.

„Uns fehlt eben ein Bismarck“, konnte Grimmenmoser noch einmal sagen, und der Muggenthaler erwähnte den alten ersten Kaiser Wilhelm nebenher, doch Sittinger und Greitler waren schon längst weiter.

„Im Prinzip natürlich ist die Welt immer vom Mann geleitet worden“, erhitze sich der Inspektor. „Die paar weiblichen Ausnahmen bestätigen bloß die Regel... Ein Weib sieht immer nur ihren kleinen Gesichtskreis, der Mann denkt in Jahrhunderten. Herr Oberstleutnant haben recht — Bismarck war unser letzter Deutscher, der so einen Kopf hatte. Heutigen-tags denken unsere Regierungsmänner — ich möchte fast sagen — nur noch weibisch... Der kleinliche Staatshaushalt, das Verwaltungstechnische, wie die Steuern reinkommen, wie man da was rausschinden und dort was hineinbuttern kann, das ist ihre ganze Weisheit. Genau wie eine Hausfrau mit knappem Monatsgeld...“ Martialisch klang es. Grimmenmoser glaubte einen brauchbaren Ton herauszuhören und stimmte würdig zu. „Ganz



meine Meinung, Herr Inspektor... Ein Manneswort, ein deutsches Wort, prosit!“ Die Gläser klangen aufeinander.

„Naja, naja... Ich seh's ja bei meiner Vereinstätigkeit“, mischte sich Greitler wieder in die Debatte. „Das ist wie bei einem Staatswesen im kleinen... Wann ich nicht überall dahinter bin, gehts nicht... Das kostet Nerven. Da gehts oft um Kopf und Herz, meine Herrn... Meine Frau meint immer, ich solls bleiben lassen... Jaja, die holde Weiblichkeit hat nie was übrig für Mönnersachen. Da darf man nicht weich werden... Wenn ichs so überdenke, Herrschaften, auch unsereins muß oft ein kleiner Bismarck sein. Alles bleibt an einem hängen, rein alles...“

In diesem Augenblick bekam der Baron ein Aufstoßen, riß seine glasigen Augen ganz weit auf, starrte glotzend und stammelte: „Dir ha'm se wohl ins Jehirn jeschissen und vajessen zu ziehn, höhöhöh-hä!“ Keiner verstand es genau. Es war auch nicht mehr Zeit dazu. Von Ravél zuckte grölend und rutschte in die Tiefe. Die Männer rückten auseinander. „Der hat wieder einmal sein Quantum“, murmelte Muggenthaler, und unberührt sah er auf Greitler und Grimmenmoser, der ein ganz klein wenig die Stirn runzelte. Unter dem Tisch fiel eine Flasche um, und der Baron schnarchte. Dem Postinspektor verschlug es für's erste die Rede, aber beruhigend meinte Greitler: „Das ist immer so, keine Angst...“ Und die zwei andern nickten beredt.

„Ein Momenterl, die Herren... Entschuldigung!“ sagte der hünenhaft masige Wirt, und die Herren machten kurz Platz. Er beugte sich unter den Tisch und brachte die „Leiche“ vor die Türe.

„Nur nicht stören lassen, bitte, bitte, nur Platz nehmen“, bat er, und die Kellnerinnen bedrängten Greitler und Muggenthaler süßmaulig. Dieser bekam glänzende Augen und fuhr der Wally insgeheim zwischen die Beine. Tölpisch lächelte er dabei.

„Aber bleiben's doch, die Herren... Das sind's doch schon gewöhnt!“ bettelte die rote Fanny und drückte ihre umfängliche Brust näher an Greitler. Der warf einen flugsen Blick in ihren tiefen Blusenausschnitt und wurde unschlüssig. Doch Grimmenmoser sagte: „Es ist Zeit... Ich, meine Herren —“

„Ich auch.“ Sittinger schloß sich an. Die Kellnerinnen seufzten enttäuscht. Man brach auf.

Der Morgen graute schon, als die wankenden Zechergestalten Aubichl erreichten.

„Und nicht vergessen, Herr Inspektor! Jeden Donnerstag!“ Damit verabschiedete sich Greitler von Sittinger. Kurz darauf bimmelte das Frühläuten...

Drüben vor der Weinstube in Amreiten erwachte der Baron, richtete sich mühsam auf und stieß giftig aus sich heraus: „Idiotenbande! Bande!“ Er stolperte, fiel wieder hin, kroch etliche Meter weiter, kam wieder in die Höhe und torkelte in den Nebel.

## SECHS SONETTE

von

*Johannes R. Becher*

### LEONARDO DA VINCI

*Zu eng die eine Kunst. Zu eng die Künste.  
Zu eng die Wissenschaft. Zu eng das Zelt,  
darin der Feldherr ruht. Die Feuersbrünste  
sind schwaches Licht, das keinen Raum erhellt.*

*Zu eng die Freundschaft. Liebe — welche Enge!  
Der Ruhm: mit Eitelkeit und Neid vermengt.  
Die Zeit: zu kurz für ihre ewige Länge.  
Und alles das: in Gott hineingezwängt!*

*Mit ungeheurem Zirkel, der die Sterne,  
wenn er die Welt absteckt, im Kreise streift,  
entwirft er einen Plan für eine ferne,  
gewaltige Zeit, in die er traumhaft greift:*

*Des Menschen Allmacht. Mit dem Zirkel kreist  
er durch den Raum. Berechnet und beweist.*

### MICHELANGELO

*Wenn selbst der Stein, der harte, sich muß fügen —  
ich meißle ihm des Menschen Größe ein,  
es lebt der Stein, er lebt mit Menschenzügen,  
und auf den Menschen blickt sein Bild aus Stein —*

*Der Stein ist echt, es kann der Stein nicht lügen —  
er wächst der Stein, könnt ich ihm Kraft verleihn:  
wenn selbst der Stein nachgibt — welch Ungenügen!  
wie sollte da der Mensch nicht bildbar sein ...*

*Ist man ein Mensch, daß man in Steine flüchtet,  
um eine Welt aus Steinen zu erbaun?  
Sind mir die Berge dazu aufgeschichtet,  
um eine neue Welt in Stein zu haun?*

*Damit sich einst der Stein zum Menschen wendet:  
„Sieh her! In einem Stein bist du vollendet!“*

## RIEMENSCHNEIDER

*Als er eines Tags, vorübergehend,  
einen blindgestochenen Bauern sah,  
sagte er: „Ich mach dich wieder sehend!“  
Und er schnitzte ihn aus Holz, das ja*

*aus demselben Stoff war. Alle Lasten  
schnittzte er, die solch ein Bauer trug,  
ins Gesicht hinein, vom vielen Fasten  
war um seinen Mund ein bitterer Zug.*

*Da das Werk für den Altar bestimmt,  
um zu zeugen und um anzuklagen,  
ließ den Bauern er die Kreuzlast tragen,  
als die Fahne, die ihm keiner nimmt.*

*Und der Bauer, der geblendet war,  
sah mit großen Augen vom Altar.*

## REMBRANDT

*Er tritt zur Staffelei und überträgt  
mit festem Strich auf Leinwand das Gesicht.  
Trägt Farben auf und trägt dabei die Schicht,  
die äußere, ab, bis offen dargelegt*

*ist das Gesicht. Das sich bewegt  
und ängstlich fragt.*

*Ins Aug ein Stäubchen Licht!  
Und alles ist gesagt. Er hielt Gericht.*

*Er taucht den Pinsel in den Firnis ein  
und überzieht das Bild wie mit Verzeihn  
mit einem Glanz, den dünn er überstreicht.*

*Dann tritt er von der Staffelei zurück  
und mißt mit seinem Blick: wie tief der Blick  
des Bildes reicht.*



## BACH

*Die Klänge zögern noch, als ob sie spähen,  
sie fühlen vor und müssen wieder weichen.  
Da fällt ein Ton: ein leises Glockenzeichen.  
Die Klänge kommen so wie Berge gehen,*

*und nichts hält stand, sie brechen mächtig ein,  
in dich, in mich. Sie nehmen uns gefangen,  
— man will nur Resonanz und Echo sein —  
sie führen uns, bis wir dorthin gelangen,*

*wo eine Aussicht ist, und alles das,  
was um uns ist, rückt in das rechte Maß.  
Die Klänge ordnen uns: so, das ist klein,  
und das ist groß und ist nicht zu vertauschen.*

*Die Zeit ist groß. Ein großes Rauschen.  
Füg Dich in ihre große Fuge ein!*

## GOETHE'S TOD

*Die Augen sind von einem Schirm bedeckt.  
Das März-Licht blendet. Durch die Fensterscheiben  
wärmt es herein. Und Goethes Hand, sie streckt  
sich zitternd hoch, und sie beginnt zu schreiben.*

*Er lehnt sich in dem Stuhl zurück. Im Liegen  
schreibt er und spitzt die Finger wie zum Stift.  
Er schreibt in einer unsichtbaren Schrift.  
Schreibt in die Luft mit riesenhaften Zügen.*

*Setzt Beistrich, Punkt. Scheint etwas auszustreichen.  
Ein wenig tiefer sinkt die Hand, die schreibt.  
Dringt in die Luft, daß, ewig sichtbar bleibend,*

*die Schrift dasteht, und unterstreicht, zum Zeichen,  
daß dieser Satz vor allem wirksam bleibt ...  
Er starb. Die Hand schreibt noch ... So starb er, schreibend.*

# ALMERIA

von

*J. Winter*

In diesem Monat jährt sich der Tag, an dem der spanische Faschismus, mit tatkräftiger Unterstützung des deutschen und italienischen Kapitalismus, Spanien in einem Meer von Blut zu ertränken begann. Tausende von Kämpfern sind dem spanischen Volke, das um seine demokratischen Freiheiten ringt, von überall her zu Hilfe geeilt. Unter ihnen nicht wenige antifaschistische Schriftsteller, die mit dem Einsatz ihres Lebens dafür Zeugnis ablegen, daß sie bereit sind, mit der Tat für ihr Wort einzustehen. Nachstehend bringen wir eine Reportage, geschrieben in den Tagen nach dem Fall Malagas.

Am 4. Dezember schlugen Frankreich und England einen Volksentscheid in Spanien vor: auf diesem Wege sollte das spanische Volk zwischen dem Faschismus und der Republik wählen. Dieser Volksentscheid hat in Malaga stattgefunden: als nämlich die Einwohner von dem drohenden Fall ihrer Stadt Kenntnis erhielten, stürzten sie auf die Landstraße und begannen einen Auszug, der nicht seinesgleichen in der Weltgeschichte kennt.

Lawinenartig ging er vor sich: die ersten Flüchtlinge, die aus den vor Malaga liegenden Ortschaften gekommen waren, zogen eine Menschenmasse hinter sich her, die mit jedem Schritt größer und größer wurde. Ein einziger Weg nur stand ihr offen: eine Straße, die sich in Serpentina, in die Felsen gehauen, am Meer entlang zieht — eine herrliche Zielscheibe für die Schiffe der Rebellen! Jede Granate, selbst wenn sie nicht unmittelbar die halb wahnsinnige Menge traf, erreichte doch die Felswände und sprengte genug Gestein ab, um einige der Unglücklichen zu erschlagen. Doch damit nicht genug: außer von den Schiffen wurde dieser Menschenzug, der sich über mehr als fünfzig Kilometer — ohne irgendeinen Schutz — hinzog, von Flugzeugen verfolgt, die Handgranaten auf die Menge warfen, denn unter diesen Umständen konnte man die schweren Bomben sparen.

Um das Unglück vollzumachen, schnitt ein kleiner Truppenteil der Rebellen, der, den unaussprechlichen Wirrwarr benutzend, gefahrlos zwischen Motril und Almunecar hatte landen können, die letzten Flüchtenden von den anderen ab — die letzten, das heißt: die schwächsten, die ältesten und die jüngsten.

Almeria zählt 50 000 Einwohner. Plötzlich wurde es von einem Menschenstrom von 150 bis 200 000 Personen verschlungen. Gegen solch ein Mißverhältnis ist selbst der beste Wille machtlos. Die Leute von Almeria öffneten ihre Türen, gaben ihre Betten her, ihre Vorräte! aber schon in einigen Stunden konnte die gänzlich überfüllte Stadt niemanden mehr aufnehmen, bald gab es nur noch Platz auf den Treppen der öffentlichen Bau-

ten und in den Räumen der Behörden. Die, die zuletzt ankamen, mußten auf der Straße schlafen und . . . Hunger leiden.

Am 2. Februar hatten die ersten Flüchtlinge, die zu Fuß kamen, Almeria erreicht. Aber schon am neunten war die Stadt überfüllt von denen, die mit Fuhrwerken eingetroffen waren. Am 14. Februar beherbergte Almeria 250 000 Menschen und rückte damit zur fünftgrößten Stadt Spaniens auf. Für die kleine Stadt war dieser Zustrom schlimmer als ein Heuschreckenschwarm. Bald waren die geringen Lebensmittelvorräte erschöpft: als einzigen Artikel führten die Krämerläden nur noch Salz und Mostrich, dann mußten sie schließen. Die Apotheker, die ihr Lager an Verbandzeug ausverkauft hatten, waren gezwungen, ihre Arbeit als Wundärzte, Operateure — sie hatten hauptsächlich wundgelaufene und verletzte Füße zu pflegen — aufzugeben. Es war die wohlbekannte „falta de existencias“ in der hundertsten Potenz: schon konnten die Hospitäler keine Kranken, die Entbindungsanstalten keine Hochschwangeren mehr aufnehmen . . .

Diese Wanderungen, die sich jedesmal wiederholen, wenn die Regierung einen Gebietsverlust zu verzeichnen hat, haben zur Folge gehabt, daß sich jetzt auf dem republikanischen Territorium drei Fünftel der gesamten Bevölkerung Spaniens aufhalten: eine Tatsache, die allen Republikanern zwar einen moralischen Halt gibt, sie aber gleichzeitig sehr ernststen Problemen gegenüberstellt: Unterbringung der Flüchtlinge, Lebensmittelversorgung, Wahrung von Ordnung und Sicherheit, Hygiene und Prophylaxis und schließlich die Evakuierung.

Man mußte, so weit möglich, Transportmittel beschaffen. Nimmt man an, daß in einem Lastauto dreißig Personen — jede mit ihrem kleinen Bündel — Platz haben, so galt es jetzt in Almeria 7000 Wagen zu mobilisieren, nicht gerechnet diejenigen, die man für den Transport von Benzin und Öl brauchte.

Diese Arbeit der Behörden wurde noch kompliziert durch Hindernisse typisch andalusischer Natur: viele Flüchtlinge waren mit ihrem Esel oder ihrer Ziege gekommen. Nun kann einen Andalusier nichts dazu bewegen, sich von seinen Tieren zu trennen. Andererseits konnte man unmöglich diese Menschen mit ihrer ganzen Menagerie in einem Autobus unterbringen. Diese unglücklichen Tiere konnten übrigens auch nicht als Fleischnahrung herangezogen werden: die Flüchtlinge wären eher Hungers gestorben, als daß sie ihre Arbeitsgefährten geopfert hätten! Kein einziges Pferd, kein einziger Esel ist geschlachtet worden.

Übrigens ist auch kein einziges Verbrechen begangen worden. Man sagt, Hunger ist ein schlechter Ratgeber. Sicherlich; in Almeria rief er hin und wieder kleine Zusammenstöße, Schimpfereien hervor — ein Verbrechen niemals! Ich bin häufig nachts ausgegangen. Mit meinem tadellosen Anzug, meinen gut erhaltenen Schuhen, fiel ich auf, aber immer konnte ich mich in dem Gefühl völliger Sicherheit bewegen.

Vom Augenblick der Ankunft der drei Minister — Just, Garcia Oliver und



Uribe — an, begannen Telephon und Telegraph zu arbeiten, wie nie zuvor in Almeria: Aufrufe, Befehle wurden in alle Städte, in alle Provinzen geschickt.

Die erste Antwort kam aus Katalonien: die Generalität erklärte sich bereit, 50 000 Menschen aufzunehmen und schickte sofort eine ununterbrochene Reihe von Lastkraftwagen. Andere Provinzen sandten mit Nahrungsmitteln beladene Fahrzeuge, die auf der Rückreise Flüchtlinge mitnahmen.

Plakate, Bekanntmachungen mahnten zu Ordnung und Geduld, Patrouillen von Matrosen und Guardia de Asalto durchstreiften die Straßen, aber sie bekamen nie etwas zu tun, außer vielleicht, wenn es sich darum handelte, ein wenig Ordnung in die endlosen Schlangen vor den Bäckereien zu bringen. Fliegende Meetings wurden von den Volksfront-Parteien organisiert. Hier sprach man nicht nur von den besonderen Problemen, die durch den Fall Malagas und die ins Rollen gekommene menschliche Lawine entstanden waren, sondern auch von den allgemeinen Problemen des Krieges. Und da die Front mit einemmal unheimlich nahe gerückt war, wurde die Bildung besonderer Mannschaften zur Befestigung der Stadt beschlossen.

Das militärische Problem wurde übrigens in Almeria gleichzeitig vereinfacht und erschwert durch die Anwesenheit von 6 bis 7000 Mann Milizen. Diese Truppen waren durch die Niederlage hierher getrieben worden. Würden sie sich wie Soldaten oder wie Marodeure benehmen? Und es geschah, daß sich schon in den ersten Tagen 75 Prozent von ihnen in den Kasernen einstellten, um sich in neue Truppenteile eingliedern zu lassen.

Almeria ist klein. Deshalb bin ich gar nicht erstaunt, hin und wieder ein bekanntes Gesicht auftauchen zu sehen, dem ich in Malaga oder an den verschiedenen Sektoren der Front begegnet bin.

Da treffe ich einen Kellner, der mich noch vor zwei Wochen bei Tisch bediente. Er ist sonntäglich angezogen, aber seine Schuhe fallen ihm in Fetzen von den Füßen. Dieser junge „camarero“ erzählt:

„Sonntag gegen 17 Uhr bin ich aufgebrochen. Vor mir her zog schon eine Menschenmasse. Unsere Reise dauerte vier Tage. Ich nährte mich unterwegs von Zuckerrohr und rohem Lattich — es war noch ein Wunder, daß meine Vorgänger beides stehen gelassen hatten.

Die Landstraße war besät mit den Leichen von Frauen, Männern und Kindern — die einen schrecklich verstümmelt, Opfer der Granaten und der Bomben, die andern vom Hunger oder der Ermattung getötet. Zahlreich waren die Leichen von Neugeborenen. Frauen wurden unterwegs von Wehen befallen: ich habe gesehen, wie einige mitten auf der Landstraße entbänden. Andere setzten verfrüht einen nicht lebensfähigen Fötus in die Welt.

Niemals werde ich jene Frau vergessen, die ich niederkommen sah, während die Flugzeuge über ihrem Kopf kreisten und Bomben abwarfen. Die tödliche Angst kürzte ihre Arbeit ab — aber sie kürzte auch die Genesung

ab: kaum hatte das Kind das Licht der Welt erblickt, als die arme Frau es schon in ihre Arme nahm und sich wieder auf den Weg machte...

Wir gingen, solange wir es aushielten. Von Zeit zu Zeit, wenn wir am Ende, unserer Kräfte waren, streckten wir uns für eine halbe Stunde am Straßenrand aus.

Die Behörden haben Lastautos geschickt, die zwischen dem äußersten Ende der Menschenschlange und Almería hin und her pendelten. Aber um uns allen zur Hilfe zu kommen, hätte man viele tausende Lastautos gebraucht. Man mußte sich also darauf beschränken, die Kinder, die Verletzten, die Kranken und die Krüppel mitzunehmen. Die Lebensmittel, die verteilt wurden, waren in erster Linie ebenfalls für diese bestimmt...

Einige Stunden später machte ich im Büro des Gouverneurs die Bekanntschaft von drei jungen Leuten, die einer Rettungsmannschaft angehörten. Bei ihrer Abfahrt waren sie vier gewesen...

Ihre Aufgabe bestand darin, über die letzten Flüchtlinge hinaus zu fahren und das Land nach denen abzusuchen, die vielleicht verletzt oder tödlich erschöpft zurückgeblieben waren. Dabei sahen sie sich plötzlich einer starken feindlichen Patrouille gegenüber.

Es war ihnen unmöglich, anzugreifen, ebenso unmöglich, sich zu verteidigen oder den Wagen zu wenden. Sie sprangen also ab und fingen an zu laufen. Einer von ihnen trug auf dem Arm ein kleines Kind, das sie gerade kurz vorher aufgelesen hatten. Eine Kugel traf ihn ins Bein. Nachdem er noch etwa zehn Meter weit gelaufen war, fühlte er, daß er nicht weiter konnte. Er beschwor seine Kameraden, ihn zurückzulassen.

Diese weigerten sich. Aber da wurde der Verletzte energisch:

„Ich bin euer Vorgesetzter, und es ist ein Befehl, den ich euch gebe!“

Wohlbehalten angelangt, berichten jetzt die drei Burschen dem Gouverneur, was sie erlebt haben. Ihre Erzählung wird jedoch zu einer Selbstanklage:

„Niemals werden wir uns verzeihen können, daß wir unseren tapferen Kameraden zurückgelassen haben! Die letzten Worte, die wir von ihm hörten, waren: ‚Es lebe die Republik!‘“

Vielleicht hätte ich nicht an die Wahrheit dieser Erzählung geglaubt, wenn ich sie in irgendeinem Geschichtenbuch gelesen hätte, aber vor mir standen die drei Jungen, mit zerrissenen Anzügen, und einer von ihnen war verletzt. Und gerade dieser bittet den Gouverneur um einen Wagen, sie wollen an den Ort zurückfahren, wo sie ihren Kameraden gelassen haben... für den Fall, daß ein Wunder ihm das Leben gerettet hat. Die drei sind bereit, alles zu wagen, um wiedergutzumachen, was sie ihre „Schuld“ nennen.

Ich treffe einen anderen kleinen Freund aus Malaga. Seine Schuhe sind zu meiner großen Überraschung ganz heil. Aber er hat den gekrümmten Rücken und das hagere Gesicht, an denen man die Neugekommenen erkennt.

„Ich bin hier als halber Aristokrat angekommen“, erklärt er mit einem bleichen Lächeln.

Auf meinen fragenden Blick hin fährt er fort:

„Ja, ich bin nämlich auf einem Fahrrad hier angekommen. Wir waren mehrere. Wie du dir denken kannst, trug jeder von uns auf seiner Lenkstange einen Passagier. In Almeria angekommen, hielten wir ein kleines „Radfahrer-Meeting“ ab, auf dem beschlossen wurde, daß wir unsere Rolle als Transporteure weiter spielen sollten. Einigen von uns ist es auf diese Weise geglückt, sechs oder sieben Kinder zu retten. Manchmal fuhren wir fünfzig Kilometer weit zurück, um sie herzubringen.“

Ich möchte mit einer Erinnerung schließen. Eines Abends befand ich mich in der Hauptstraße Almerias, der Avenida de la Republica, die ganz von erschöpften Menschen bedeckt war.

Ein Bataillon der Miliz marschierte in „Espadrillas“, im Schritt, aber lautlos, durchs Dunkel der Nacht vorüber. Die Soldaten hatten neue Uniformen an, und man fühlte, es waren kampffrische Truppen.

Niemals schienen mir Soldaten, die in den Kampf gehen, menschlicher. Tränen stiegen mir in die Augen.

Hier und da richtete sich ein Schläfer ein wenig auf. Niemand sprach ein Wort. Aber da begann, nicht weit von mir, ein Mann Beifall zu klatschen. Ich applaudierte mit ihm.

Er rief: „Es lebe die Armee der Republik!“

„Es lebe die Republik!“ rief ich mit ihm...

Die Milizen zogen noch immer wie Schatten vorbei. Unsere Ergriffenheit übertrug sich auf unsere Nachbarn, lief durch die Reihen der Sitzenden und Liegenden; einer nach dem anderen erhob sich; die zu müde waren, richteten sich auf den Ellenbogen auf. Und von Mund zu Mund ging der Ruf: „Hoch die Soldaten der Republik!“

Die Straße war ein einziger Schrei der Begeisterung — Unglückliche, die alles verloren hatten, nahmen so Abschied von denen, die ihre ganze Hoffnung verkörperten...



## MACH FEUER, HANS, DAS HOLZ IST DEIN!

von

*Eugène Pottier*

*Die Krise macht das Volk ergrimmt.  
 Kein Brot im Haus, kein Ofen glimmt.  
 Heißt so was überhaupt noch Leben?  
 So gings den ganzen Sommer schon.  
 Paris macht keine Rebellion.  
 Nun wirds den schlimmsten Winter geben.—  
 Was nehmt ihr nicht und macht euch satt?  
 Nehmt, was man euch gestohlen hat!  
 Greif zu! Bald bricht der Feind herein.  
     Wozu dich schämen?  
     Du mußt nur nehmen!  
 Greif zu! Bald bricht der Frost herein.  
 Mach Feuer Hans, das Holz ist dein!*

*Jetzt schmeißt aus deinem Kellerloch  
 der Wirt dich mit den Kleinen noch,  
 den Kränkelnden, das Ungeheuer,  
 dich, der mit deiner Arbeitsfaust  
 den Bürgern prächtige Häuser baust,  
 die leer stehn, weil sie viel zu teuer.  
 Und du nimmst mit den Kleinen dir  
 im Brückenbogen jetzt Quartier?  
 Nein, zieh in ihre Häuser ein!  
     Wozu dich schämen?  
     Du mußt nur nehmen!  
 Ja, zieh in ihre Häuser ein!  
 Mach Feuer, Hans, das Holz ist dein!*

*Die hellen Läden! Greif doch zu!  
 Viel warmes Zeug und feste Schuh!  
 Aus deiner Arbeit sind die Sachen,  
 und hast noch nicht mal dran Genuß!  
 Nimm weg vom großen Überfluß  
 eh es die Bankrotteure machen!  
 In dünnen Fähnchen friert dein Kind;  
 das Wasser durch die Stiefel rinnt.  
 Hier ist was Trocknes. Kleid es ein!*

*Wozu dich schämen?*

*Du mußt nur nehmen!*

*Hier ist was Trocknes. Kleid es ein!*

*Mach Feuer, Hans, das Holz ist dein!*

*Arbeiter, die sind ausgeruht!*

*Du lieferst Geld und Gut und Blut*

*der Bourgeoisie in ihre Banken.*

*Sie holt dirs aus dem Sack heraus*

*und zahlt den Preußenkönig aus*

*mit jährlich zwei Milliarden Franken.*

*Sie frißt bei jedem Pump dich auf.*

*Du zahlst auch noch die Zinsen drauf.*

*Halt fest! Das muß zu Ende sein!*

*Wozu dich schämen?*

*Du mußt nur nehmen!*

*Halt fest! Das muß zu Ende sein!*

*Mach Feuer, Hans, das Holz ist dein!*

*Die Korruption ist evident.*

*Justiz, Minister, Parlament*

*begaunern dich mit Scheindebatten.*

*Sie treiben offen den Betrug.*

*Bis daß ihr schreit: Es ist genug!*

*Denn Gallifet steht schon im Schatten.*

*Nein, so ein Blutmai kommt nicht mehr!*

*Entreißt den Henkern das Gewehr!*

*Brecht in die Pulverkammern ein!*

*Wozu dich schämen?*

*Du mußt nur nehmen!*

*Brecht in die Pulverkammern ein!*

*Mach Feuer, Hans, das Holz ist dein!*

*Wir werden keine Plünderer sein.*

*Wir schlagen keine Scheiben ein.*

*Wir haben bessere Methoden.*

*Und blitzt der Stahl des Bajonetts:*

*Wir sind der Staat, wir das Gesetz,*

*wir sind die Herrn von Bank und Boden.*

*Denn dieser große Tag, ihr Brüder,*

*gibt allen Brüdern alles wieder!*

*Und diesmal wirds für ewig sein!*

*Wozu dich schämen?*

*Du mußt nur nehmen!*

*Und diesmal wirds für ewig sein!*

*Mach Feuer, Hans, das Holz ist dein!*

Übersetzt von Erich Weinert

# DIE BALLADE VOM DUFT DER ARMUT

von

*Robert David*

Diese Ballade, übersetzt von F. C. Weiskopf, ist die neunte der „52 bitteren Balladen des ewigen Studenten Robert David“, eines unbekannten Autors, der seinen Ende 1936 erschienenen Gedichtband dem „Meister François Villon“ gewidmet hat.

*Ich habe lang nur schwarz gesehn,  
jetzt möchte ich die Schönheit grüßen  
und sänftiglich ans Schreiben gehn,  
wie einst, als sie mich „Bübchen“ hießen,  
die Haare mich noch nicht verließen,  
als ich noch liebte Andachtsrosen . . .  
Nein, wirst den Riemen zuzieh'n müssen,  
wie alle, alle Arbeitslosen.*

*Ein Mädchen kenn ich, wunderschön,  
Ein Rasseweib von Kopf bis Füßen,  
Ich liebte sie bis zum Vergehn.  
Sie wußte mich gesund zu küssen,  
es duftete ihr Mund nach Nüssen . . .  
Heut möchte ich sie nicht mehr kosen,  
sie riecht nach Moder, müßt ihr wissen,  
wie alle, alle Arbeitslosen.*

*Wie soll der Wind nicht linkshin wehn?  
Wie soll die Welt dich nicht verdrießen,  
wenn sich die Reichen zu sehr bläh'n  
wenn sie geschmückt und du zerschlissen,  
wenn sie auf deine Armut pissen?  
Ach, nur ein Krieg der Ohnehosen  
räumt auf mit diesen Ärgernissen  
und allen, allen Arbeitslosen.*

## BOTSCHAFT

*Ich sitz mit euch in den Verließen  
und sterbe langsam, nur in Dosen,  
ich habe Zeit mir dem Erschießen  
wie alle, alle Arbeitslosen.*



# DAS SCHULBUCH IM DRITTEN REICH

## Seine Aufgabe und Bedeutung

von

*Karl Obermann*

Die Hoffnung des Nationalsozialismus ist die werdende Generation. Die Realisierung dieser Hoffnung stützt sich auf eine Erziehung, die nicht mehr als ein Mittel der Wissensbildung, der Entwicklung des Intellekts angesehen wird, sondern als eine Methode der Beeinflussung, der sogenannten Ausrichtung auf eine bestimmte Sache, bzw. Idee. Während vom demokratischen Prinzip aus betrachtet die Erziehung den Sinn der Entfaltung und Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des jungen Menschen hat, will der Faschismus die Erziehung *lediglich* als eine Beeinflussung des jungen Menschen, auf daß in ihm eine gewünschte Lebensauffassung (Weltanschauung) und eine bestimmte geistige Grundhaltung entsteht.

Auf welche „geistige Grundhaltung“, auf welche Lebensauffassung soll nun die Beeinflussung hinlenken? Wo könnte man eine bessere Antwort auf diese Frage finden als in „Mein Kampf“ von Adolf Hitler, der „Bibel des Deutschen“? In diesem Standardwerk des Nationalsozialismus heißt es:

„Wir wollen wieder Waffen. Dann muß allerdings, von der Fibel des Kindes angefangen, jedes Theater und jedes Kino, jede Plakatsäule und jede Bretterwand in den Dienst dieser einzigen großen Mission gestellt werden, bis daß das Angstgebet unserer heutigen Vereinspatrioten ‚Herr mach uns frei!‘ sich im Gehirn des kleinsten Jungen verwandelt zur glühenden Bitte: ‚Allmächtiger Gott, segne dereinst unsere Waffen; sei so gerecht, wie Du es immer warst; urteile jetzt, ob wir diese Freiheit nun verdienen. Herr, segne unseren Kampf.‘“

Mißverständnisse sind unmöglich, und ein Überblick über die heute im Gebrauch befindlichen Schulbücher führt tatsächlich zu der Feststellung, daß sie in erster Linie die Aufgabe haben, den „Wehrwillen“ der Jugend heranzubilden.

## DAS SCHULBUCH IM DIENSTE DER WEHRERZIEHUNG

Die Zeitschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, Reichsfachschaft 4, Volksschule — „Die deutsche Schule“ — widmet im Juni/Juli 1935 ein Sonderheft dem Thema „Wehrerziehung“. In einem Artikel „Grundsätzliches zur Wehrerziehung“ wird von Generalleutnant a. D. Horst von Metzsch an die Lehrerschaft die Forderung gerichtet, „alles was sie lehrt, auch auf seinen Wehrwert“ zu prüfen und „der Schülerschaft diesen Wehr-

wert“ zu erläutern. In dem folgenden Artikel „Wehrerziehung in der Schule“ wird von Hochschuldirektor Dr. Hans Willi Ziegler festgestellt:

„Wehrerziehung ist keine Sonderaufgabe einer umfassenderen Allgemeinerziehung, sondern das Kernstück unserer gesamten Erziehungsverantwortung.“

Dementsprechend hat das Schulbuch nicht in erster Linie dem Aneignen von Kenntnissen zu dienen, sondern der Entfaltung kriegerischer Instinkte, der Entwicklung von Begeisterung für Kampf und sogenanntes Heldentum. Die Lehrstoffauswahl und -bearbeitung entspricht dieser Pflege und Entwicklung ursprünglich barbarischer Instinkte und Regungen von Kampfesfreudigkeit und Kampfeswillen. Erklärungen theoretischer Art, die mit dem Verstand erarbeitet werden müssen, erübrigen sich bei dieser Methode; Schilderungen und Darstellungen in idealistischer Form verfehlen zudem nicht ihre begeisternde Wirkung. Auf dieser Wirkung kann man weiter aufbauen und gelangt damit zur gewünschten politischen Grundhaltung. Gestaltung des gesamten Schulunterrichts auf der Grundlage der wehrpolitischen Erziehung ist demgemäß auch die erste Forderung, die vom „Nationalsozialistischen Lehrerbund“ erhoben wird. Auf allen Unterrichtsgebieten, Geschichte, Geographie, Physik, Mathematik, usw. *müssen* die in den Schulbüchern dargebotenen Themen an wehrkundliche Stoffe anknüpfen. Zahlreiche neue Schulbücher tragen bereits dementsprechende Titel: „Wehrphysik“, „Wehrgeographie“ usw. und namentlich die 1936 herausgegebenen Schulbücher sind oft mit dem vielsagenden Vermerk versehen:

„Der Inhalt des Buches wurde vom Reichskriegsministerium geprüft und durch Verfügung vom (Datum und Amtsnummer) für unbedenklich erklärt.“

#### HANDBÜCHER FÜR LEHRER

Es erwies sich zunächst eine gründliche Anweisung der Lehrer in bezug auf den zu behandelnden Lehrstoff als notwendig. Zu diesem Zweck sind zahlreiche „Handbücher für Lehrer“ erschienen, die genaue Anweisungen über die wehrkundlichen Lehrstoffe, Erläuterungen über Aufgabenstellung usw. enthalten.

Der Geschichtsunterricht ist ein wesentlicher Ausgangspunkt der nationalpolitischen Erziehung geworden. Hitler selbst erteilt in „Mein Kampf“ (S. 467-468 u. a.) Anweisungen zur entsprechenden Auswertung der Geschichte im Geschichtsunterricht.

In dieser Richtung verlaufen denn auch die Ausführungen des in der Buchreihe „Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht“ erschienenen „Handbuches für Lehrer über Geschichtsunterricht“ von Karl Alnar (A. W. Zickfeldt Verlag, Osterwieck/Harz, 1935, 128 Seiten). Auf Seite 2 dieses Buches heißt es:

„1. Geschichtsunterricht ist Mittel zur Lösung der dem Volke gestellten politisch-historischen Aufgabe.

2. Geschichte ist Lehrmeisterin der Politik, denn Politik ist werdende Geschichte.
3. Unterrichtsziel ist Vorbereitung für den eigenen Einsatz im Selbstbehauptungskampf des Volkes — d. h. also Erziehung zur Politik.
4. Die Weltgeschichte ist von der Rassenfrage her zu prüfen.

Wenn der Geschichtsunterricht also in dieser Weise eine bestimmte politische und weltanschauliche Auffassung erzeugen soll, so bedingt dies andererseits eine „Ausrichtung“ der Geschichtsbehandlung auf diese politischen Ziele. In dem genannten Handbuch heißt es also weiter:

„Dieser auf politische Schulung, für die Aufgaben der Gegenwart ausgerichteten Zielsetzung entspricht es, daß der Führer hinsichtlich der Stofffrage die durch den Geschichtsunterricht immer wieder herauszugebenden Hauptergebnisse tausendjähriger deutscher Geschichte wie folgt bestimmt:

1. Die hauptsächlich von Bajuwaren betätigte Kolonisation der Ostmark.
2. Die Erwerbung und Durchdringung des Gebietes östlich der Elbe und
3. die von den Hohenzollern betätigte Organisation des brandenburgisch-preußischen Staates als Vorbild und Kristallisationskern eines neuen Reiches.“

Diese drei Punkte sind wörtlich dem Kapitel über die Forderungen der deutschen Außenpolitik in Adolf Hitlers „Mein Kampf“ entnommen; dort heißt es zum Schluß des Abschnitts, der nunmehr für die Stoffauswahl im deutschen Geschichtsunterricht maßgebend ist, noch deutlicher:

„Grund und Boden als Ziel unserer Außenpolitik ... als Ziel politischen Handelns im Innern.“

Zur Erreichung dieses Ziels ist der Geschichtsunterricht seit dem 16. März 1935 um ein neues Thema bereichert worden: seit der Wiedereinführung der Wehrpflicht bildet die *Behandlung des Wehrgedankens und der Wehrpflicht* ein wichtiges Kapitel im Geschichtsunterricht. Das Heft „Lebensnaher Volksschulunterricht“, die „Lehrpraktische Beilage zur ‚Deutschen Schule‘“ (Juni/Juli 1935), welche Anleitungen zur Behandlung dieses Themas erteilt, erklärt dazu:

„Die Schule hat nun die Aufgabe, die Geschichte des Wehrgedankens und der Wehrpflicht zur Unterrichtsaufgabe für unsere Jugend zu machen. 15 Jahre hindurch mußte man alles von ihr fernhalten, was von Wehr und Kampf, von Opfer und Einsatzbereitschaft für die heiligsten Güter eines Volkes handelte, verschweigen, was die Augen leuchten, den Willen entflammen ließ und die Jugend wehrfreudig zu machen imstande ist. Das ist nun überstanden.“

In diesem Heft wird der Lehrer u. a. angewiesen, „von Wehr und Kampf, von Opfer und Einsatzbereitschaft für die heiligsten Güter des Volkes“ zu reden, denn „der Nationalsozialismus will Kämpfer, wehrhafte Menschen“.

In bezug auf den Erdkundeunterricht werden in der Zeitschrift des NSLB, Reichsfachschaft 2, Höhere Schulen — „Die Deutsche Höhere Schule“, Heft 13, 5. Juli 1936 — folgende Anweisungen an die Lehrer erteilt:

„Der Erdkunde, als dem Fach, dessen Ziel die Kenntnis der Lebensräume der Völker und insbesondere des deutschen Volkes ist, fällt die Aufgabe zu:



1. Entfaltung und Förderung wehrsportlicher Fertigkeiten wie Kartenlesen, Orientieren und dergleichen, also: *Wehrsportliche Erdkunde*.
2. Schulung des wehrpolitischen Denkens, das heißt Erkennen der Aufgaben und Grenzen, die die räumlichen Gegebenheiten dem politischen Willen und dem Bestreben zur Sicherung des Lebensraumes setzen, also: *Wehrpolitische Erdkunde*.

Denn, so lautet die Schlußfolgerung in dem erwähnten Artikel:

„Wir wollen doch nicht die Vorbildung zur Lösung von Kreuzworträtseln geben. In unseren Lehrbüchern befindet sich ein Ballast von wirtschaftlichen Angaben, der sein Dasein nur einer überholten Wertung verdankt, so daß es höchste Zeit für ihn wird, zu verschwinden ... Es ist wichtiger, um die Bedeutung eines Gebirges für die Landesverteidigung zu wissen, als um seinen geologischen Aufbau ... Vergessen wir nie: Das Ziel des Erdkundeunterrichts muß ein politisches sein.“

1936 wurde von Oberstudiendirektor Dr. Erich Günther ein umfangreiches Handbuch über „Wehrphysik“ (188 Seiten, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.) herausgegeben. Wie in der Einleitung dargelegt wird, hat die Umgestaltung des Physikunterrichtes zum nationalpolitischen Unterricht den Sinn, sowohl „Wehrwillen und Wehrkräfte zu wecken“, wie auch „darüber hinaus die technischen Wege und Mittel zu zeigen“, den Wehr-Entschluß „durchzuführen“. Also könne man mit Recht behaupten, daß

„diese Wehrphysik bei der Erziehung der deutschen Jugend zur Wehrhaftigkeit eine ausschlaggebende Rolle zu spielen haben wird“.

In Hinblick auf die zu erfüllende „Wehraufgabe“ werden auf diesem Gebiet konkrete technische Kenntnisse angestrebt. Im ersten Kapitel „Sehen, Messen, Richten“ finden alle physikalischen Gesetze, die auf Entfernungsberechnen Bezug haben, ihre praktische Anwendung im Geschützrichten, in militärischer Zielberechnung, usw. Aufgabe 82 Seite 34 lautet z. B.:

„Ein Küstengeschütz beschießt ein Schiff, das in 12 000 m Entfernung mit einer Geschwindigkeit von 30 Knoten quer zur Schußrichtung fährt. Wie groß ist das Vorhaltemaß? Die mittlere Geschossgeschwindigkeit sei mit 600 m/sec. angenommen.“

Im Kapitel „Schall und Schallmessung“ findet die Flugabwehr besondere Berücksichtigung. Ein drittes Kapitel, „Lehre vom Schuß“, befaßt sich eingehend mit der Übertragung aller physikalischen Gesetze und Begriffe auf die Waffentechnik. Man beginnt mit der Anwendung der Schwerpunkt- und Trägheitsgesetze bei der Betrachtung eines Geschosses. Dann folgt eine eingehende Behandlung aller physikalischen Fragen im Zusammenhang mit den Vorgängen, die sich im Innern des Geschützrohres, beim Abfeuern des Geschosses abspielen. Das Geschöß auf seiner Bahn bietet ebenso ausreichende Möglichkeiten, physikalische Gesetze zu erläutern, wobei Bestimmung der Geschößbahn, der Geschößgeschwindigkeit den Schülern zur Aufgabe gemacht wird. Alle technischen Nachrichtenmittel finden im Hinblick auf ihre praktische Verwendbarkeit im Kriege eingehende Betrachtung. Schließlich erfordert die Flugwaffe auch Kenntnisse in der Fluglehre, und die „Wehrphysik“ trägt dieser Forderung Rechnung durch ein Kapitel, welches besonders die praktische Anleitung, den Bau von Geräten und Modellen in den

Vordergrund stellt. Dann folgen noch zwei Kapitel über Wetterkunde und über Pioniermechanik.

Selbst im neusprachlichen Unterricht ist man bestrebt, den Forderungen der Wehrerziehung Rechnung zu tragen. In der Sammlung „Luftfahrt und Schule“ erschien 1935 eine Schrift „Luftfahrt und neusprachlicher Unterricht“, von Dr. Friedrich Köhler mit Förderung und Unterstützung des Reichsluftfahrtministeriums verfaßt, (72 Seiten, Verlag C. J. E. Volckmann Nachf. G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg) welche sich die Aufgabe stellt, dem Lehrer hinsichtlich der Ausgestaltung des englischen und französischen Unterrichts an höheren und Mittelschulen im Sinne der Luftfahrterziehung behilflich zu sein. Es handelt sich um eine Darlegung, welche fremdsprachlichen Lesestoffe „echt fliegerische Haltung darstellen“ und daher geeignet sind, „deutschen Fliegergeist“ und den „Willen zu einer fliegerischen Ertüchtigung“ wachzurufen. Besonders werden englische und französische lobende Schilderungen deutscher Fliegerleistungen im Weltkrieg empfohlen.

Alle diese Handbücher lassen das gleiche Prinzip erkennen, das auch bei der Bearbeitung der neuen Schulbücher allein maßgebend ist: Erziehung zum Wehrwillen (d. h. zur Angriffsbereitschaft); und alle praktischen Kenntnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, Physik, Chemie, selbst der Sprachen, haben in den Dienst dieses „Wehrwillens“ zu treten.

In diesem Zusammenhang dürfte es nicht uninteressant sein, zu hören, was man in jenem Lande, zu dessen Eroberung dieser „Wehr“-Wille hauptsächlich gezüchtet wird, von den Lehrern und Schülern erwartet. „Beherrschung der Wissenschaft . . . lernen, lernen, aufs hartnäckigste lernen“, forderte J. W. Stalin auf dem VIII. Kongreß des russischen Kommunistischen Jugendverbandes; und er führte aus:

*„Vor uns steht eine Festung. Diese Festung heißt Wissenschaft mit ihren unzähligen Zweigen des Wissens. Diese Festung müssen wir, koste es, was es wolle, einnehmen. Diese Festung muß die Jugend erobern, wenn sie der Erbauer eines neuen Lebens sein will.“*

Wissenschaft zur Züchtung gedanken- und willenloser Zerstörer des Lebens auf der faschistischen Seite, *Erbauer eines neuen Lebens* auf der anderen — schärfer könnte der Gegensatz kaum formuliert werden!

#### DAS DEUTSCHE SCHULBUCH ALS PROPAGANDABROSCHÜRE

Die geforderte ideologische Propaganda gestattet es nicht, daß der Unterricht an Hand ausführlicher, sinnvoll aufgebauter Schulbücher erfolgt. Es geht ja nicht mehr um Mitteilung und Erlernung von Tatsachenkomplexen und Einzelheiten: die „Idee“ unter Ausnutzung von Ereignissen entwickeln und in den Vordergrund stellen, auf daß ein Erfassen dieser „Idee“ sich als Ergebnis des Unterrichts ergibt — das ist die Aufgabe der Schulbücher. Das verlangt aber, in den Schulbüchern keine objektiven Beschreibungen zu geben, sondern subjektive Darstellungen.

Kurze subjektive Darstellungen, die sich oft auf einfache Behauptungen und propagandamäßige Ausführungen stützen, bilden daher den Inhalt dieser neuen Schulbücher. Wenn wir also heute kaum noch umfangreichen Schulbüchern begegnen, sondern einer Unmasse von Broschüren, sogenannten Leseheften, Ergänzungsheften, Schriftenreihen, usw. so ist das nicht als eine technische Angelegenheit zu betrachten, sondern als eine grundsätzliche Methode: das neue Schulbuch ist kein *Lehrmittel* mehr, sondern ein *Propagandamittel*.

Die Umstellung des Schulunterrichts auf die Propaganda hatte also die Herausgabe ganzer Serien sogenannter Ergänzungshefte, Lese- und Arbeitsbogen, Schriftenreihen „zur völkischen Bildung“, „zu Deutschlands Erneuerung“, „zum Aufbruch der Nation“ usw. zur Folge. Im Geschichtsunterricht haben die umfangreichen Geschichtslehrbücher aus den Jahren 1926-1930 nur noch nebensächliche Bedeutung. „Beltz' Lesebogen“ über Adolf Hitler, Horst Wessel, Schlageter, über Arbeitsdienst usw. sind billiger und entsprechen besser den Anforderungen. Im Geographieunterricht muß man Atlanten und Tabellen über die Beschaffenheit der Erde notgedrungen mit in Kauf nehmen; aber die kleinen erdkundlichen „Arbeitshefte“ zu 30 Pfennig (betitelt: Raum und Volk — Ergänzungshefte über die geographisch faßbaren Auswirkungen der nationalsozialistischen Gesetzgebung und Propaganda — Schriften über die Deutschen im Ausland) bilden wichtigere Grundlagen des Unterrichts. Und wozu wäre die Naturkunde gut, wenn nicht naturkundliche „Lesehefte“ vorhanden wären, die von des Försters und des Bauern „Reich“, von der Blut- und Bodenideologie, von Rassegesetzen usw. erzählen?

Insbesondere der *Nationalsozialistische Lehrerbund* widmete sich der Aufgabe, die vorhandenen Schulbücher durch die den nationalsozialistischen Forderungen entsprechenden Propagandaschriften zu ersetzen, das heißt, die Herausgabe von Heften und Lesebogen zu organisieren. Die Kreisgruppe Breslau des NSLB begründete die „Schriften zu Deutschlands Erneuerung“, die inzwischen in mehr als 4 Millionen Bogen verbreitet wurden. (Nr. 1: „Adolf Hitler, der Retter Deutschlands“ hat bereits eine Auflage von 347 000 erreicht.) Der Preis einer jeden Nummer ist auf 11 Pfennig festgesetzt. Jede Nummer ist ein in sich abgeschlossenes Schulbuch, und man hat es bereits auf 74 Nummern gebracht. Der *Nationalsozialistische Lehrerbund Sachsen* hat durch seine Abteilung: „Erziehung und Unterricht“ 40-Pfennighefte herausgegeben; der Titel von Heft 1 lautet wiederum: „Adolf Hitler“; Heft 2: „Die Kriegsschuldfrage“; Heft 3: „Der Tag von Potsdam“; Heft 4: „Der Versailler Vertrag“. Mit zahlreichen „Schriftenreihen“ dieser Art hat man die Neugestaltung des Schulunterrichts organisiert, und die „Preußische Lehrerzeitung“ stellte bereits Anfang 1934 bei der Betrachtung einer solchen Reihe fest:

„Wenn die folgenden Hefte in gleicher Weise bearbeitet werden, dann wird neuer Gestaltungswille die Schularbeit durchdringen und neuer Geist wird in die Schulen einkehren.“



Nun, in Hinblick auf diesen „neuen Gestaltungswillen“ und diesen „neuen Geist“ ist inzwischen die *gesamte* Schulliteratur, „von der Fibel des Kindes angefangen“, bearbeitet worden.

#### DIE NEUE KINDERFIBEL

Mit Mühe und Not kann der Sechsjährige gerade die ersten Worte auf seine Tafel malen; die Fibel mit großen Buchstaben in Schreibschrift dient ihm als erste Vorlage.

„Rheinische Kinder“, so lautet beispielsweise der Titel der Kinderfibel für das erste Schuljahr im Rheinland; „ein Lesebüchlein für kleine Leute mit vielen Bildern“, haben die Verfasser (Richard Seewald und Ewald Thiesburger) darunter geschrieben. Das Titelbild zeigt eine Gruppe Jungvolk auf dem Marsch. Jede Seite trägt ein Bild und darunter befinden sich kleine Verse und Sätze als Lese- und Schreibübungen.

*„Hört, wir trommeln: bum, bum, bum,  
Hört, wir blasen: tä te rüte tä!  
Nun das Lager räumen!  
Wir marschieren zu den Bäumen!  
Hei, die Übung wird gefallen!  
Öfter muß das Horn noch schallen.  
Hell die Äuglein, marsch im Schritt!  
Ätsch, ihr Kleinen, kommt ihr mit?“*

So lesen und schreiben die Sechsjährigen und betrachten dabei zahlreiche Bilder, die ihnen das Leben des Jungvolks im Lager, Kriegsspiele und dergleichen verlockend zeigen.

Dazu sehen sie den „Führer“, wie er die Kinder begrüßt, wie er sich mit ihresgleichen befaßt. Zu jedem Bild bietet man ein paar entsprechende Reime. Der Sechsjährige buchstabiert sie zunächst langsam, muß sie zweibis dreimal nachschreiben, damit lernt er sie nicht nur lesen und schreiben, sondern er „weiß“ auch schon etwas über Hitler und den Krieg...

#### DAS NATIONALSOZIALISTISCHE LeseBUCH

Lesen ist überhaupt eine beliebte Unterrichtsmethode geworden. Geschichten über Hitler, Schlageter, „Helden“ der Vorzeit und der nationalsozialistischen Bewegung können als Lesestoffe ausgezeichnet Verwendung finden. Das Unterrichtsziel des Deutschunterrichts wird nicht dadurch beeinträchtigt und gleichzeitig wird damit auch der Deutschunterricht zur verlangten Propaganda. Denn die faschistische Beeinflussung im Unterricht erfolgt ja nicht durch *Erklärung*, sie erfolgt durch dauernde *Wiederholung der nationalsozialistischen Behauptungen*. Das umfangreichste neugeschaffene Schulbuch ist daher das Lesebuch.

Die Schulen Westdeutschlands haben zwei neue Lesebücher zu je 400 Seiten erhalten. Beiden widmete Reichskulturminister Rust persönlich ein Geleitwort. Das eine ist für das fünfte und sechste Schuljahr der düsseldorfer

Volksschulen im Verlag von L. Schwan, Düsseldorf herausgekommen, das andere für das fünfte und sechste Schuljahr der dortmunder Volksschulen im Verlag W. Crüwell, Dortmund. Inhaltlich besteht kein Unterschied zwischen den beiden Lesebüchern, kommt es doch ausschließlich darauf an, von Rasse und Ahnen, von Bauerntum und Bodenverbundenheit, von Helden- und Soldatentum, von der Idee des Deutschtums, dem Mysterium der deutschen Seele, dem heroischen Wesen des Deutschen und seiner Bestimmung und Sendung, seiner Größe und Aufgabe im Kampf zu reden. Hier geht es nicht um Behandlung von Lebensfragen, um wirkliche Geschichte, hier geht es um die Pflege eines Mythos, des Mythos von der besonderen Sendung der Deutschen, der dazu angetan ist, Menschen „gläubig“ und „der Sache bereit“ zu machen. Nicht Goethe noch Lessing, nicht Heine, Herwegh, Büchner, nicht Dichter, die Wirklichkeit gestalteten, nicht Thomas Mann, Heinrich Mann dürfen also mit ihren Werken dazu beitragen, der deutschen Jugend für den Deutschunterricht Lesestoffe zu liefern. Im Hinblick auf die starke Betonung eines (verlogenen romantischen) Volks- und Bauerntums hält man es für wichtiger, Mörike, Eichendorff, Geibel, Keller und Rosegger zu Wort kommen zu lassen; aber selbst sie sind nicht die *entscheidenden* Autoren dieser Lesebücher. Den Hauptanteil haben solche Autoren, die im Sinne des Nationalsozialismus Heldentum, Auslandsdeutschtum, Deutschlands Erwachen in kleinen Geschichten und Gedichten behandeln. Neben wenig bekannten und ganz unbekannten Namen findet man dort Baldur von Schirach, H. Fr. Blunck, Maria Kahle, Felix Dahn, J. Goebbels.

Ein Beispiel. Kapitel 1 des dortmunder Lesebuchs ist betitelt: „Du und die Deinen“. Ahnengeschichten, wie „Jung-Stillings-Ahnen“ wechseln ab mit Bauernsprüchen, Erntegedichten, Tiergeschichten „aus dem Volksmund“, bergischen Volksrätseln, Grimmschen Märchen, Münchhausen-Abenteuern und Bauernerzählungen. Das 2. Kapitel: „Von Heimat und Volkstum“, bietet eine Menge „Geschichten von Burgen und ihren tapferen Besatzungen“, Kurzgeschichten in Mundart, Seeheldenerzählungen von Gorch Fock. Das Auslandsdeutschtum findet in Aufsätzen wie „Von den Siebenbürger Sachsen und ihren Kirchenburgen“, „Der deutsche Banater im Kampf mit Donau und Theiß“, in Erzählungen über Deutsche in Rumänien und über das „Schicksal der Wolgadeutschen“ eine entstellte Wiedergabe, denn der Sinn dieses Kapitels ist ja nicht Pflege und *Erhaltung der Volkskultur*, sondern Pflege und Entwicklung des faschistischen *Angriffsgeistes*: die Forderung nach „Lebensraum“, die Rechtfertigung der faschistischen Expansionsgelüste, der Anspruch auf Vorherrschaft.

Ein Gedicht von Maria Kahle, „Ostlanddeutsche“, beginnt z. B. so:

*„Unser Haus ist zerstört, unsere Scholle entweicht,  
doch in Heimwehnot und in Knechtschaftsleid,  
seit tausend Jahren singt Ostseewind,  
Sudetenwind, Karpathenwind,  
von Ostlands deutscher Herrlichkeit“.*

Daran anschließend, in einem Aufsatz „Deutsche jenseits der Grenze“, wird diese Maria Kahle noch deutlicher:

„Vor dem Weltkriege glaubten wir, das deutsche Volk beginne und ende dort, wo die Grenzen des reichsdeutschen Staates beginnen und enden. Heute wissen wir, daß die Verbundenheit und das Wachstum eines Volkes nicht von seinen staatlichen Grenzen abhängig ist. Ein Deutscher kann Bürger eines fremden Staates sein und dennoch gehört er durch sein Blut und seine Rasse, durch seine Wesensart und seine Sprache zu uns...“

Nachdem man in dieser Weise den Schülern den Begriff des „deutschen Volkstums“ als Ausdruck der „deutschen Weltgeltung“ und „Sendung“ dargelegt hat, kommt man zum 3. Kapitel: *„Vom Werden des Deutschen Volkes“*.

Dieses „Werden des Deutschen Volkes“ wird natürlich als eine Folge des Kampfgeistes und des Führertums dargestellt und ist nichts anderes als eine Verherrlichung und Idealisierung der Eroberungssucht, bei der sich die wahre Größe des deutschen Menschen zeige. Sagen aus der germanischen Wanderzeit, Sprüche aus der Edda, Rittergeschichten, Schlachtenerzählungen müssen dazu herhalten. Wählerisch ist man dabei nicht. So wird z. B. in der Erzählung „Arnim wird zum Herzog gewählt“ die geheimnisvolle Zusammenkunft eines germanischen Führers beschrieben, der auf Arnim vereidigt wird; er schwört:

„nicht eher wieder an dieser Stätte dem Lichtgott zu gelten, als bis die große Vergeltung am Feind vollzogen ist. Auf daß Tiu unserer Gaben nicht lange ermangle, sei die Vergeltung baldigst vollzogen ... baldigst, bündigst, blutigst!“

Krieg und Kampf seien das Lebenselement der Deutschen — so klingt es aus allen Erzählungen — im Kampf liege die Grundlage ihres „Werdens“. So findet der Krieg eine Verherrlichung um seiner selbst willen, nicht nur den Sieg gilt es zu erringen, sondern es geht lediglich um den Kampf und um die „Kampfesehre“.

Im 4. Kapitel spricht man von „Deutschlands Erwachen“. Es ist hier wirklich nur von der „Auferstehung eines neuen Deutschland im Feuer des Kampfes“ die Rede. „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen“ — dieser Gedanke soll den Kindern vermittelt werden, und so zitiert man sogar den Text der Inschrifttafeln von Kriegerfriedhöfen:

*„Eines steht groß in den Himmel gebrannt,  
alles darf untergehn!  
Deutschland unserer Kinder und Vaterland,  
Deutschland muß bestehn!“*

Der Kampf, aus dem das „wahre Deutschland“ hervorgehen soll, wird ferner als ein „Kampf gegen die Mächte der Finsternis“, gegen „Juden und Marxisten“ dargestellt. Zahlreiche Geschichten aus der Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung erzählen von diesem „Kampf“. Da findet man Titel: „Der tote Kamerad“, „Wie der Hitlerjunge Howarde starb, erzählt von seiner Mutter“. Horst Wessel wird ebenfalls nicht vergessen; Albert



Leo Schlageter und andere „Nationalhelden“, Vorgänge während der Ruhrbesetzung 1923 dienen als Beispiele aus dem Kampf der neueren Zeit um die „nationale Selbstbehauptung“. Nach dem Willen des Nationalsozialismus soll der Kampf weitergehen!

*Kampf* soll der Sinn dieses Deutschland sein und im Geiste der Kriegsbereitschaft für den Angriffskrieg soll die deutsche Jugend erzogen werden. So schließt man das Lesebuch folgerichtig mit einigen werbenden Erzählungen für den Arbeitsdienst, den Dienst in der Hitlerjugend usw. ab.

### DAS NATIONALSOZIALISTISCHE RECHENBUCH

Als nächstes elementares Fach des Schulunterrichts gilt das Rechnen, bzw. die Mathematik. Eine wenig zu ideologischer Propaganda geeignete Wissenschaft — sollte man meinen. Lassen wir uns vom Nationalsozialismus eines anderen belehren. In der von der Reichsleitung der NSDAP, Hauptamt für Erzieher, herausgegebenen Zeitschrift „Nationalsozialistisches Bildungswesen“ (Februar 1937) schreibt Dr. Erwin Geck über die „Mathematik in der künftigen höheren Schule“:

„Die abendländische Mathematik, wie sie sich in den letzten 300 Jahren entwickelt hat, ist arisches Kulturgut, sie ist eine Äußerung nordischen Kampfgeistes, nordischen Ringens um die Außenwelt und mit ihr, um sie zu beherrschen.“

Das heißt also, daß auch der Mathematikunterricht im Dienste der „nationalpolitischen Erziehung“ stehen muß, wie auch das im Auftrage des „Reichsverbandes deutscher mathematischer Gesellschaften und Vereine“ von Adolf Dorner herausgegebene Handbuch für Lehrer, betitelt „Mathematik im Dienste der nationalpolitischen Erziehung“, erläutert. In dieser nationalsozialistischen Mathematik als sogenanntes „völkisches Bildungsgut“ äußert sich wirklich „nordischer Kampfgeist“. Die Kenntnis von Addieren, Multiplizieren, usw. hat hier nur den Sinn, Aufgaben folgender Art zu lösen:

„Eine Flugzeugstaffel von 10 Flugzeugen ( $v = 50$  m/sec.) fliege waagrecht in Keilform geradlinig in vier Gliedern, wobei sowohl der Abstand zweier Flugzeuge desselben Gliedes als auch der Gliedabstand 40 m beträgt. In jeder Sekunde wirft jedes Flugzeug je eine Brandbombe ab. a) Wieviel Bomben werden in 15 Minuten abgeworfen? b) Welche Form und Größe hat die gefährdete Fläche? c) Wieviel Bomben fallen durchschnittlich auf 1 ar?

(Die Vernichtung Guernicas und seiner Zivilbevölkerung durch die Brandbomben deutscher Junkersflieger zeigte bereits den so gezüchteten „Heldengeist“!)

Die zitierte Aufgabe ist von vielen ähnlichen dem Heft „Mathematische Aufgaben aus der Volks-, Gelände- und Wehrkunde“, Ergänzungsheft zu mathematischen Lehrbüchern I. Teil, Mittelstufe, herausgegeben von Adolf Dorner, Studienrat in Berlin-Spandau, entnommen. (1936, Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 32 Seiten). So sind bereits eine ganze Anzahl Ergänzungshefte herausgekommen, die lediglich dazu bestimmt sind, die Aufgaben der alten Rechenbücher durch Aufgaben aus dem Gebiet der

Waffen und Schießtechnik, der Geländekunde, des Luftschutzes usw. zu ersetzen.

Kaum ist Addieren, Multiplizieren usw. erlernt, so gibt man dem Schüler die Aufgabenhefte „Völkisches Rechnen“ von Karl Pietzger (25 Seiten, Pädagogischer Verlag, Halle/Saale), „Geländekundliche Mathematik für die Mittelstufe“ von Stud. Ass. K. Sieber (31 S.) oder die „Sammlung artilleristischer Aufgaben zum Gebrauch in den Oberklassen höherer Schulen“ von Karl Justrow, Oberstleutnant a. D. (1935, M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 36 Seiten) in die Hand, um ihn an Aufgaben zu schulen, die für das „Ringens um die Außenwelt und mit ihr, um sie zu beherrschen“ überaus wertvolle Dienste leisten.

### CHEMIE DER KAMPFSTOFFE

Soeben hat sich nun der Schüler in der Mathematikstunde mit der Lösung der Aufgabe beschäftigt, wieviel Brisanz-, Kampfstoff- und Brandbomben ein Flugzeug tragen kann. Die Chemiestunde beginnt. Chemische Versuche machen jedem Jungen besondere Freude. Erwartungsvoll drängt sich alles um den Lehrer. Dieser beginnt Chemikalien abzuwiegen: 7,5 g Eisenoxyd ( $\text{Fe}_2\text{O}_3$ ) 2 g Aluminiumpulver. In einer Porzellanschale werden mit einem Spatel diese beiden Chemikalien innig vermischt. Die Schüler verfolgen mit Spannung jede Handbewegung des Lehrers. Dieser nimmt nun einen abgeplatteten Glasstab und preßt damit die Mischung in eine 10 g Nebelbüchse. Dann drückt er ein Loch hinein und füllt es mit Ignit. Die Vorbereitungen für den Versuch sind beendet. Der Lehrer legt das Präparat in eine Sandkiste, nimmt ein Magnesiumband, entzündet es und hält es an das Präparat. Es brennt sofort intensiv. Daraufhin erfaßt er das brennende Präparat mit einer Tiegelszange und wirft es in eine zur Hälfte mit Wasser gefüllte Konservenbüchse, die auf einer Sandkiste steht. Die Schüler stauen: das brennende Präparat erlischt im Wasser nicht, es frißt sich vielmehr durch das Bodenblech der Büchse. Nun sind die Schüler allerdings gespannt auf eine Erklärung. Sie ist mit wenigen Worten gegeben: bei dem hergestellten Präparat handelt es sich um einen „Thermitbrandsatz“, der eine außerordentliche Brennfähigkeit hat und hohe Temperaturen entwickelt und daher zur Füllung von Brandbomben und Brandgeschossen Verwendung findet.

Der eben beschriebene „Versuch Nr. 8“ steht auf Seite 7 des Buches „Schulversuche zur Chemie der Kampfstoffe, ein Experimentierbuch zum Gas- und Luftschutz“ von Dr. Walter Kinttof. (Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, 1935, 140 S.) Dieses Buch ist wiederum als Ergänzungswerk zu den bisher gebräuchlichen Chemielehrbüchern gedacht und hat die Aufgabe, „die Jugend mit den Mitteln und Gegenmitteln der chemischen Kampfführung eingehend vertraut zu machen“. Der angeführte Versuch ist einer der ersten, noch leichten und harmlosen Versuche des ersten Kapitels: „Brandstoffe“. Die Behandlung dieses Themas beginnt mit folgender Erklärung:

„Dem Feuer kommt bei kriegesischen Handlungen eine doppelte Aufgabe zu: einmal soll es erheblichen Schaden anrichten, andererseits die Bevölkerung moralisch zermürben, das heißt ihren Widerstandswillen brechen... Erst die moderne Chemie stellt die Technik der Brandstiftung auf eine neue Stufe.“

Gewiß, von der Provokation der Reichstagsbrandstiftung bis zu den Brandbomben, in Spanien führt eine unleugbare Stufenleiter des „Fortschritts“! Die nachfolgenden Kapitel behandeln die chemischen Kampfstoffe (Gaskampfstoffe), das heißt: die Augenreizstoffe, die Lungengifte oder erstikenden Kampfstoffe (Grünkreuz), die Hautgifte (Gelbkreuz), die Nasen und Rachenreizstoffe (Blaukreuz). Dieses Kapitel „Gaskampfstoffe“ füllt die Hälfte des Buches. Im Vorwort gibt der Verfasser mit Bedauern davon Kenntnis, daß „sich die Herstellung dieser oder jener Verbindung im Unterricht wegen der damit verbundenen Gefahren nicht verantworten“ läßt. Auch die Chemiekennntnisse müssen, wie man sieht, bereits im Schulunterricht des Dritten Reiches im Hinblick auf die „Wehrhaftigkeit“ praktische Anwendung finden.

#### WEHRPHYSIK

Wie schon bei der Behandlung der Handbücher für Lehrer festgestellt wurde, ist auch die Physik nur noch als „Wehrphysik“ im Unterricht der Schule vorhanden. Da die Werbung für die Luftfahrt im Physikunterricht zugleich mit praktischen Ausführungen über die Technik des Flugwesens verbunden werden kann, hat der Ministerialerlaß vom 17. 11. 34, durch welchen den höheren, Mittel und Volksschulen die Aufgabe erteilt wird, „in allen Fächern weitgehend den Luftfahrtgedanken zu pflegen und unterrichtlich sowie erzieherisch zu fördern“, geradezu grundlegende Bedeutung für die Gestaltung des Physikunterrichtes. In der Schriftenreihe „Luftfahrt und Schule“ sind daher als Ergänzungshefte für den Physikunterricht zwei Hefte von Prof. Dr. K. Schütt „Grundriß der Luftfahrt“ herausgebracht worden. Ausgabe A: Unterstufe, 40 Seiten und 54 Abbildungen, Ausgabe B: Oberstufe, 56 Seiten und 78 Abbildungen.

Mathematik, Chemie, Physik sind also im Schulunterricht zu „politischen Wissenschaften“ geworden, die, wie es von dem nationalsozialistischen Erziehungstheoretiker Ernst Kriek gefordert wird, „an den großen Lebensaufgaben“ teilhaben und „mit ihrer besonderen Methodik Anteil an der allgemeinen Lebensgestaltung, der technischen Gestaltung der äußeren Lebensordnungen sowohl wie der inneren Menschenformung“ nehmen. Da die Begriffe „große Lebensaufgaben“, „technische Gestaltung der äußeren Lebensordnungen“ nur umschreibende Hinweise auf Kampf und Eroberungskrieg sind und man nunmehr in den deutschen Schulen in der Mathematik artilleristische Aufgaben behandelt, in der Chemie die Herstellung und Wirkung von Brand- und Kampfstoffen erlernt, sich in der Physik mit Schießtechnik und Flugwesen befaßt — hat nach Kriek „die Wissenschaft ihren aufbauenden Sinn“ wiedererlangt.



## GESCHICHTSBÜCHER

Im Geschichtsunterricht, bzw. bei der Neubearbeitung und Neuherausgabe von Geschichtsbüchern steht die „Überwindung des sogenannten Historismus“ in der Geschichte auf der Tagesordnung. Die neue „Geschichtsschreibung“, wie sie im Geschichtsbuch der faschistischen Schule in reichem Maße zur Geltung kommt, hat die Aufgabe, die Deutung der Vergangenheit und der geschichtlichen Ereignisse im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie vorzunehmen. Das heißt also: die Geschichte muß vom nationalsozialistischen Standpunkt der Gegenwart aus gesehen verfälscht werden.

Geschichte *lehrt* man nicht mehr, man *erzählt* sie — sogar spannend und dem jugendlichen Interesse geschickt angepaßt — auf daß weniger *Tatsachen*, als *faschistische Tendenzen* im Gedächtnis haften bleiben. Die neuen „Geschichtsbücher“ befassen sich daher auch kaum mit einem Geschichtskomplex, wie er früher im Unterrichtsplan vorgeschrieben war, sondern hier gibt es ein Heft über Deutschland von 1870-1914, dort eines über Deutschland 1914-1934; dem Thema „Deutschlands Erwachen“, das heißt der Periode von 1914-1933/34, sind die meisten dieser „Geschichtsbücher“ gewidmet. Die erste Amtshandlung des Reichsleiters des nationalsozialistischen Lehrerbundes (27. März 1933) war zudem der Erlaß einer Verordnung:

„die Schüler in die Bedeutung und Größe des historischen Geschehens der nationalen Revolution einzuführen, in der heranwachsenden Jugend den Sinn für des Volkes Ehre und Macht zu erwecken.“

Die Bedeutung der nationalsozialistischen Bewegung sollte sich aus einer möglichst einseitigen Behandlung der Nachkriegszeit ergeben; das war eine der wesentlichsten Propagandaaufgaben. Ende 1933 und im Laufe des Jahres 1934 erschienen deshalb eine Menge für den Schulunterricht bestimmte Schriften, die fast alle einheitlich betitelt sind: „Aufbruch der Deutschen Nation 1914-1933“. Der Ton dieser Kategorie von „Geschichtsheften“ ist auf den Ton der Hitler-, Göring- und Goebbels-Reden abgestellt: „14 Jahre Schmach“, „14 Jahre Marxismus“, „14 Jahre Judenrepublik“ usw. Derartige Formulierungen treten hier sozusagen als die Grundlage der Geschichtsdarstellung auf. Im übrigen sagt Dr. Max Stoll, Oberstudiendirektor in München, der unter dem Titel „Aufbruch der Deutschen Nation“ im C. C. Buchners Verlag, Bamberg, je ein Heft für Unter-, (32 S.) Mittel- (52 S.) und Oberstufe (64 S.) herausgebracht hat, im Vorwort seiner Schriften über die angewandte Methode:

„Diese Darstellung konnte sich nicht damit begnügen, die einfachen Tatsachen zu übermitteln, sie mußte schildern und Bilder zu gestalten suchen, denn nur die Anschauung führt zur Erkenntnis und der Weg zum Wissen geht über das Erlebnis.“

Die Verarbeitung des tatsächlichen Geschichtsstoffes zu dem propagandistisch erwünschten faschistischen „Geschichtsbild“ erfordert: die konkrete Darstellung der Ereignisse selbst möglichst zu vermeiden, die geschichtli-

chen Handlungen unter dem Einfluß einer starken Persönlichkeit (bestenfalls mehrerer Persönlichkeiten) zu zeigen, die Geschehnisse von der persönlichen Haltung der Beteiligten aus darzustellen, die Ereignisse also genau so als persönliche Handlungen und Erlebnisse zu betrachten, wie das im Roman und in der Sage geschieht.

So läßt sich z. B. der Inhalt der drei Hefte von Dr. Max Stoll kurz in folgenden Worten zusammenfassen: Bismarck, Hindenburg, Hitler, Schlageter usw. sind die Helden, sie verkörpern das deutsche Volk, die deutsche Nation und treten als die geschichtemachenden Faktoren in Erscheinung, sie sind Ausgangs- und Mittelpunkt aller Handlungen und Vorgänge. Davon ausgehend, erzählt man vom Weltkrieg, von der Blockade usw. Begriffe wie Bruderkrieg, Dolchstoß, Versailles, Ruhrkrieg tauchen in entsprechenden Schilderungen in einem Sinne auf, der die Entwicklung der Hitlerbewegung als eine Volks- und Freiheitsbewegung kennzeichnen soll. Die Krönung der „Geschichte“ ist natürlich der „Sieg der Bewegung“, verkörpert durch die Person Adolf Hitlers.

Die bisher genannten „Geschichtshefte“ bezeichnet man zwar bescheiden als Lese- und Ergänzungshefte, was jedoch keinesfalls bedeutet, daß sie nur eine *zweitrangige* Rolle im Unterricht spielen. Soweit inzwischen Neubearbeitungen der Geschichtsbücher-Ausgaben für Unter-, Mittel- und Oberstufe vorliegen, unterscheiden sich dieselben in der Methode nicht im geringsten von den Lese- und Ergänzungsheften. Da sind z. B. die 4 Hefte der Volksschulausgabe des „Geschichtsbuches für die deutsche Jugend“ von Dr. B. Kumsteller (1934 neubearbeitet, Quelle und Meyer, Leipzig) von amtlicher Seite empfohlen. Was hier in dem Heft, betitelt: „Die Weimarer Verfassung bis zum Neubau von Reich und Nation“, gesagt wird, ist lediglich noch eindeutiger und gründlicher von der propagandistischen Absicht bestimmt, um den „geschichtsbildenden Einfluß der nationalsozialistischen Idee“ zu demonstrieren. Da sind aus „Deserteuren und Etappenschweinen“ gebildete Arbeiter- und Soldatenräte in „verwahrlosten Uniformen“, die „bewaffnetes, halbwüchsiges Gesindel zum Plündern“ veranlassen, doch der Frontsoldat, diese heroische, die „nationalsozialistische Idee in der Geschichte verkörpernde und zur Geltung bringende Gestalt“, lebt noch und tritt in den schnell gebildeten Freikorps wieder in Aktion gegen „die Münchener Räterepublik der Ostjuden“, gegen den „Parteienstaat“ und das „Mehrheitsprinzip“, gegen „Schwarzrotgold, die Farbe des Landesverrats und der Unterwerfung, hervorgeholt von Entente und dem internationalen Judentum“, usw.

Einerlei ob man von den Kämpfen im Baltenland, vom Kapputsch, vom Ruhrkrieg usw. spricht — stets sind diese Vorgänge nur der sichtbare Ausdruck eines geheimnisvollen „Sehnens“: die Baltikumfreikorps, die Mörder Erzbergers und Rathenaus, Schlageter u. a. sind die „Helden“, die ihm, „dem Führer“, den Weg bereiten, die in allen Dingen den „gesunden Willen des Volkes“ zur Geltung bringen. Und dann, „als die Zeit erfüllt war“, da kam schließlich er, der Held, der endgültig das „vielköpfige Un-

tier, Judentum, Bolschewismus, Pazifismus“ tötet und „Frieden und Freiheit“ bringt.

Diese verkürzte, sinngemäße Wiedergabe des Inhalts, so lächerlich sie auch klingt, ist keine Übertreibung. Diese Wiedergabe ist ein Beispiel, was man zehnjährigen Kindern, die nichts mehr von dem wissen, was vor dem 30. 1. 33 war, im Geschichtsunterricht bietet, wie man sie beeinflusst.

Das Ende 1935 erschienene Geschichtsbuch von Walter Hohmann: „1914-1934, Zwanzig Jahre deutsche Geschichte“ (110 Seiten, Diesterweg-Verlag, Frkf.), enthält eine eingehende Schilderung des Weltkrieges, deren Sinn und Inhalt sich jedoch in folgenden Sätzen zusammenfassen läßt: in allen Schlachten des Krieges zeigt sich die Größe deutschen Geistes und deutschen Heldentums. Diese oder jene Schlacht, diese oder jene Offensive entstehen als Leistungen des deutschen Frontgeistes, und werden nun im Lichte dieses Geistes gezeigt, ein Geist, der größer ist als die Kampfkraft der feindlichen Millionenheere:

„Der deutsche Frontgeist war stärker als alle Maschinen. Er hatte das Fürchten gelernt, hatte die Schrecken und das Grauen überwunden. Er kannte nur eins: durchhalten, das Schicksal ertragen, es bezwingen.“

Dieser deutsche Frontsoldat, der „Sieger in tausend Schlachten“, wurde von hinten „erdolcht“. Die Dolchstoßlegende entsteht in den buntesten Farben: Judentum und Bolschewismus, SPD, Zentrum und Freisinnige, alle sammeln sich, um den deutschen Frontgeist zu bezwingen. Das Parlament behindert die Heeresleitung, verhindert die Durchführung der Forderung nach Militarisierung des Gesamtvolkes, und so kann dann das „Gift der Zersetzung“ eindringen. Auf „4 Jahre Heldentum“ folgt also die Herrschaft des „Systems“, des „entarteten Liberalismus und Marxismus“, der „Juden“ der „Partei-buchbeamten“ usw. Aber dann kommt das Jahr 1933, das „Jahr der Erfüllung“, des „Frontgeistes“. Im Sinne dieses Geistes erfolgt der „Aufbau des nationalsozialistischen Staates“. In der übrigen Welt herrschen aber noch Liberalismus, Marxismus und Judentum, dort „haßt“ man das „neue Deutschland“:

„Aber wie die Frontkämpfer alle Leiden und Schrecken der Materialschlacht in ihrem Willen aufnehmen und den Weltkrieg als ihr Schicksal bejahen, so müssen auch wir unser deutsches Schicksal mit heroischem Lebenswillen meistern ... Das Fegefeuer unserer Leiden und Schmerzen soll uns nur läutern, formen und härten, bis wir zu unserer Sendung in der Welt reif sind.“

Diese Sätze bilden den logischen Abschluß des dargestellten „Geschichtsbildes“.

Geschichtsunterricht heißt nun, für diese „Sendung“, d. h. für den Eroberungskrieg, reif machen. Man bedient sich daher im Geschichtsunterricht, außer den genannten Geschichtsbüchern noch einer ganzen Anzahl Lesehefte, die die verschiedensten ideologischen Teilfragen, die verschiedensten innen- und außenpolitischen Forderungen behandeln. Eines der ausführlichsten Sammelwerke für den Geschichtsunterricht, das „Geschichtswerk für höhere Schulen“ von Arnold Reimann, vor 1933 herausgegeben, bemüht



sich durch Herausgabe sogenannter „Landschaftlicher Beihefte“ den außenpolitischen Forderungen des Nationalsozialismus zu dienen. Es gibt in dieser Serie bereits einen „Abriß der Geschichte des Saargebiets“, einen „Abriß der Geschichte der deutschen Kolonien“, einen „Abriß der Geschichte Elsaß-Lothringens“. Der Inhalt dieser gesamten Heft-Serie wird durch einige Sätze der Einleitung genügend gekennzeichnet:

„Die landschaftlichen Beihefte sollen vor allem den vaterländischen Zweck verfolgen, die gefährdeten oder entrissenen Gebiete unserer Jugend in der geschichtlichen Entwicklung besonders nahe zu bringen. Es muß der Jugend eingehämmert werden, daß hier eine unendlich wertvolle Kulturarbeit durch deutschen Geist und deutsche Kraft geleistet worden ist, die nicht verloren gehen darf. Gerade der Geschichtslehrer ist in erster Linie dazu berufen, das Bewußtsein zu pflegen, daß die deutsche Jugend dereinst vor die Riesenaufgabe gestellt sein wird, das Erbe der Väter nicht zuschanden werden zu lassen.“

Der Gedanke, daß sich die Grenzen des deutschen Staates nicht mit den Grenzen des deutschen Volkstums decken, wird im Geschichtsunterricht im Interesse der nationalsozialistischen Außenpolitik ganz besonders betont. Schon 1926 kam von Otto Boelitz im R. Oldenbourg-Verlag, Oldenburg ein in diesem Sinne verfaßtes Geschichtsbuch: „Das Grenz- und Auslandsdeutschtum, seine Geschichte und seine Bedeutung“ heraus. (277 S.) Elsaß-Lothringen findet innerhalb solcher Betrachtungen stets besondere Berücksichtigung. Dem Thema „Elsaß-Lothringen“, bzw. dem „tausendjährigen Kampf um die deutsche Westmark“ ist ein Buch von Dr. Karl Stählin „Elsaß-Lothringen im Ablauf der europäischen Geschichte“ gewidmet. Der Verfasser betont im Vorwort ausdrücklich, daß er dieses Buch „in den Tagen nach Locarno“ geschrieben hat. Das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“ beschäftigt sich seit 1934 ganz besonders mit den Fragen des Auslandsdeutschtums. Es wurden von ihm bereits über 70 Hefte, alle 80 bis 140 Seiten stark, herausgebracht, u. a. über folgende Themen: Heft 2: Der Deutsche im Baltikum. Heft 27: Der Deutsche in Siebenbürgen, Heft 30: Der Deutsche im Wolgaland, Heft 33/34: Der Deutsche in Portugal und Spanien. Diese Hefte sind vom Prüfungsausschuß im Reichserziehungsministerium für den Unterrichtsgebrauch empfohlen worden.

Wir sagten bereits, daß die *Geschichtserzählung* zu einer Unterrichtsmethode geworden ist, die ihren Niederschlag in zahllosen billigen Geschichten-Sammlungen gefunden hat. Die Sammlung „Das Reich im Werden“ des Moritz Diesterweg Verlages, Frankfurt a. M. beschäftigt sich hauptsächlich mit Erzählungen aus dem Weltkrieg, wobei die Autoren Nationalsozialisten wie Beumelburg u. a. sind, die den Frontgeist verherrlichen; diese Sammlung bringt außerdem eine Anzahl Hefte mit Reden und Aufsätzen bekannter Nationalsozialisten. Die Sammlung: „Geschichte in Erzählungen“ des Julius Beltz Verlages Langensalza, zählt bereits über 70 Hefte. Hier wird Geschichte, im Sinne eines abenteuerlichen und romantischen Geschehens erzählt. So bringt Heft 3 eine Erzählung aus der Zeit vor etwa 4000 Jahren: „Im Pfahldorf“, Heft 6 eine Erzählung aus der germanischen Frühzeit: „Arnim“, Heft 7 eine Erzählung aus der Zeit der Römerherrschaft:

„Im Grenzland“, in Heft 18 folgt das Mittelalter: „Auf einer schwäbischen Ritterburg“, Heft 25 schildert den „Kampf um die Marienburg“, die neuere Zeit kommt in späteren Heften: Heft 56: „Die Zeit der Befreiungskriege“, Heft 71: „Bismarcks Reichsgründung“. In dieser Sammlung wird also aus der gesamten deutschen Geschichte eine *Sammlung von Heldensagen* gemacht.

Durch sogenannte Lesebogen werden Erzählungen aus dem nationalsozialistischen Kampf hinzugefügt. Einige Titel dieser Lesebogen lauten: „Wie Adolf Hitler das deutsche Haus neu aufbaut“, „Der Leidensweg des deutschen Volkes“, „Deutsche Grenzlandwunden“, „Betrachtungen über den Arbeitsdienst, über Rassenkunde, über Deutschlands Wirtschaftsraum, usw. werden in einer weiteren „Sammlung für geschichtliche Gegenwartsfragen, Volk und Welt“ geboten.

An Hand der Geschichte soll der Jugend aber vor allen Dingen bewußt gemacht werden, daß im Weltgeschehen nicht immer friedliche Wege beschritten worden sind, daß man sich *mit Gewalt immer am besten Recht verschaffe*, daß nur der entschlossene, ohne Rücksicht Handelnde Herr der Geschichte ist.

„Nichts ist nun geeigneter, die Jugend eines Volkes innerlich wehrbereit zu machen, als die Beschäftigung mit den kriegesischen Ruhmestagen vaterländischer Vergangenheit“,

so heißt es offen in einem Artikel „Kriegsgeschichte im Unterricht“ in der Zeitschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, Fachschaft 2, Höhere Schulen, „Die Deutsche Höhere Schule“ (Heft II, 5. Juni 1936, 3. Jahrg.). Diesen Ausführungen zufolge ist die Behandlung der Kriegsgeschichte im Unterricht unerläßlich, um die „im wesentlich nordisch bestimmten Volkstum in hohem Maße vorhandenen heldenhaften Anlagen“ zu entwickeln, um „heldische Bereitschaft in den jungen Seelen zu erzeugen“. Am Geist eines vergangenen Heldentums soll sich der Geist zukünftigen „Heldentums“ entzünden.

„Auch der Nichtwaffenträger bedarf der seelischen Haltung, wie sie uns leuchtend aus jedem Blatt deutscher Geschichte entgegenblickt. Der Geist, den die Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte erzeugt, wird den letzten Rest pazifistischen Giftes, der noch in unserem Volkskörper vorhanden ist, vernichten.“

In der Einleitung, betitelt: „Krieg und Frieden“ eines diesem Grundsatz entsprechenden Schulbuches von Prof. Dr. Ottmar Fecht, „Wehrkundliche Stoffe für den deutschen Geschichtsunterricht“, (1936, Moritz Diesterweg Verlag, Frankfurt a. M. 76 Seiten) finden wir dieselben Gedankengänge in drei Thesen eingekleidet, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Der daran anschließende Überblick über die deutsche Heeres- und Wehrverfassungsgeschichte beginnt mit einem Hinweis auf die Kampffreudigkeit der alten Germanen, gelangt dann über die Ritter- und Landsknechtsheere zu den Söldnerheeren der Preußenkönige, betont vor allem die angeblichen Leistungen der Preußenkönige bei Schaffung einer das ganze Volk erfassenden Wehrverfassung, um schließlich diese Entwicklung in der national-

sozialistischen Wehrverfassung ihren Abschluß finden zu lassen. Dann folgt auf 10 Seiten eine Unterweisung in den Fragen der Taktik und den Hauptbegriffen der Strategie mit einer besonderen Betonung der Vernichtungs- und Überraschungsstrategie. Ebenso finden in diesem Buche Seemacht und Luftwaffe eine eingehende Würdigung, wobei klar zum Ausdruck gebracht wird, welche Bedeutung man diesen Waffengattungen im zukünftigen Kriege zuschreibt. Auf Seite 75 erfährt das Kind sogar:

„Bombenangriffe auf das feindliche Hinterland (Vergasung!) dienen besonders auch der Einschüchterung und Zermürbung der Zivilbevölkerung.“

## ERDKUNDE

Auch im Erdkundeunterricht liegen einige neuere Bücher vor, die den Anspruch erheben, den erdkundlichen Unterricht im „Sinne eines lebensnahen Unterrichts zu ergänzen“, das heißt Stoffe zu behandeln, „die bisher in den Lehrbüchern gar nicht oder nicht hinreichend vertreten waren, aber infolge der Wende deutscher Geschichte jetzt besonders hoch gewertet werden“. Das bezieht sich vor allen Dingen auf Stoffe aus dem Gebiete der Wehrkunde, politischen Länderkunde, Geländebeschreibungen usw.

Diese Stoffe werden nun in einigen „Ergänzungsheften“ behandelt. Das „Ergänzungsheft zum erdkundlichen Lehrbuch“ von Hinrichs-Weber (1934, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 56 Seiten) beginnt mit der Aufzählung der Gebietsverluste Deutschlands nach dem Versailler Vertrag. Dann folgt ein Kapitel über Rassen, welches mit dem Hinweis beginnt, daß „die Erdkunde, wenn sie ein Land darstellt, auch die Rasse der dort wohnenden Menschen zu beschreiben hat“. Als Fortsetzung des Rassenkapitels erfolgt die Behandlung der „deutschen Stämme“. Die „Stämme“ werden als die „engsten Bindungen des Volkstums“ angesprochen, die durch das 19. Jahrhundert mit seinem Grundsatz der persönlichen Freiheit des Einzelnen, durch „Freizügigkeit, Schulbildung, Zeitungen“ usw. bedroht gewesen waren, nunmehr aber durch den Nationalsozialismus sozusagen neuentdeckt, und in ihre „angestammten“ soziologischen Rechte wiedereingesetzt worden seien. Nach dem „Zusammenbruch des Liberalismus“ ersthe von neuem das „Volkstum“ mit seinem „Brauchtum“. Von dieser „Volkstums“-Darstellung ist es nicht weit zur Geburtenfrage und von dort zur deutschen Landwirtschaft. Die landwirtschaftliche Besitzverteilung (Groß- und Kleinbesitz) wird nur von geographischen Gesichtspunkten aus behandelt und damit unterstellt, daß sie auf Grund der landschaftlichen Verhältnisse gerechtfertigt sei: der Bauernhof gilt als ein unabänderlicher Bestandteil der Landschaft. In diesem Zusammenhang finden das Erbhofgesetz und die Organisation des Reichsnährstandes eingehende Behandlung. Die Wiedereingliederung der Großstadtbevölkerung in den „Rhythmus der deutschen Landschaft“ wird als vordringlichste Aufgabe der nationalsozialistischen Regierung bezeichnet, vor allen Dingen auch, um den „zersetzenden politischen und gesellschaftlichen Einfluß“ der Großstadt zu beseitigen.



Die „geographisch faßbaren Auswirkungen der nationalsozialistischen Gesetzgebung und Propaganda“ sind in einem besonderen „erdkundlichen Lese- und Arbeitsheft“ von Dr. Emil Hinrichs: „Deutschland gestern und heute“ (1934, Verlag M. Diesterweg, Frkf. a. M. 55 Seiten) zusammengefaßt worden. In der Einleitung ist auch hier wieder, wie wohl in allen neuen Schulbüchern, von dem „Wandel“, von dem „Umbruch“ die Rede, aus dem sich eine neue Betrachtungsweise ergebe. Im ersten Abschnitt „Vom Bauern“ wird seine „Verbundenheit mit der Landschaft“ als Grundlage der ständisch gegliederten „Volksgemeinschaft“ und des staatlichen Lebens dargestellt. Diese Grundlage wird jedoch nicht als soziale Grundlage entwickelt, sondern als eine ideologische Fiktion: der Bauernhof erscheint als eine mythisch bedingte Angelegenheit. Das 2. Kapitel behandelt den „Kampf gegen die Arbeitslosigkeit“. Dabei ist jedoch fast ausschließlich vom „Arbeitsdienst“, den Arbeiten zur Bodengestaltung und Flußregulierung, den Landgewinnungsarbeiten an der Nordseeküste, und von den Reichsautobahnen die Rede. Das 3. Kapitel. „Es werde Deutschland“, bringt neben einigen Ausführungen über die Gesetze zum Neuaufbau des Reiches, Reichstatthaltergesetz usw. einen Abschnitt über „neue Formen der Volksgemeinschaft durch nationale Feiern und Spiele“. Hier werden Freilichtbühne und Thingplatz zu Angelegenheiten, durch die „das Erlebnis der Volksgemeinschaft vermittelt“ und der Mensch im Sinne der Volksgemeinschafts-Ideologie umgeformt werde. Auf derselben Linie liegen die Ausführungen der vom gleichen Verfasser in der Sammlung „Schauen und Schildern“ herausgegebenen Hefte „Die Verbreitung des Deutschtums über die Erde“, „Geopolitik“, usw.

Alle neueren deutschen faschistischen Schulbücher reden nur von „Wehrwillen“ und nationalsozialistischer Ideologie; sie *lehren* nicht, sondern treiben Propaganda; sie appellieren nur an das *Gefühl* und nicht an den *Verstand*; sie setzen *Glauben* an Stelle des *Wissens* und vermeiden deshalb die Vermittlung grundsätzlich geordneter Kenntnisse. Diese Schulbücher entsprechen also in ihrem Inhalt ganz dem Prinzip des *Abbaus der Bildung*, indem sie Kenntnisse und Wissen in genau bestimmten, den *Erfordernissen des Nationalsozialismus dienlichen Grenzen* zu halten suchen.

Kriegerischer Angriffsg Geist, „Wehrwille“ genannt, „Glaube an die deutsche Sendung“, das sind Dinge, zu denen erzogen werden muß und die um so leichter geweckt werden können, je geringer der Grad des allgemeinen grundsätzlich geordneten Wissens ist.

Es genügt also nicht, das heutige deutsche faschistische Schulbuch einfach als dumm und seine Autoren als Ignoranten abzutun; man muß sich auch davor hüten, den Grad der geistigen Vergiftung einer ganzen werdenden Generation zu unterschätzen — der Antifaschist muß sich vielmehr ernsthaft überlegen, wie auch dieses überaus wichtige Gebiet möglichst schnell und wirksam in den antifaschistischen Aufgabenkreis einbezogen werden kann.

# PROFESSOREN-PORTRÄTS

von

*Bruno Altmann*

III

## DER ADLERSCHILDTRÄGER PHILIPP LENARD

Alle Kegel- und Skatvereine haben in Deutschland Fachzeitschriften, alle sind gleichgeschaltet und darum verpflichtet, eine Rangordnung aufzustellen, die den Vollbürger Hitlerdeutschlands als Primus, den Juden als Ultimus der Klasse placiert. Ihre Auslassungen sind nach einem Schema verfaßt: man meine gewöhnlich, Kegelspiel und Skatspiel seien Allerweltsangelegenheiten und in dem Sinne international, daß unabhängig von Blut, Boden und Rasse gespielt werden könnte. Das sei aber ein Irrtum. In Wirklichkeit sei jede Leistung des Menschen „rassisch“ bedingt. Das sagen die Hanswürste der Kegel- und Schafskopfklubs, aber die nationalistischen Hanswürste der Wissenschaften tun es ihnen eifrig nach.

Geheimrat Lenard hat sich seit längerem zur Ruhe gesetzt, aber er kann vor nationalsozialistischem Eifer nicht zur Ruhe kommen. So veröffentlichte er vor kurzem im Lehmann-Verlag ein vierbändiges Werk „Deutsche Physik“, das im Vorwort also beginnt: „Deutsche Physik?“ wird man fragen, ich hätte auch arische Physik oder Physik des nordischgearteten Menschen sagen können. Man meint die Wissenschaft sei international, in Wirklichkeit ist sie wie alles, was Menschen hervorbringen, rassisch-blutmäßig bedingt...“ Wir haben also die Fallgesetze, die Lehren der Akustik, die Quanten- und Relativitätstheorie mit besonderem Respekt zu studieren, denn außer ihrem Inhalt ist die Tatsache der Bodenständigkeit und rassischen Blutbedingtheit ihrer Schöpfer so unendlich wichtig. Doch heraus aus dem Narrenhaus. Notieren wir lieber, wie Lenard, in jüngeren Jahren ein schöpferischer Physiker hohen Ranges, in dieses Narrenhaus hineingeriet.

Lenard ist als Nachfolger des Physikers Quinke auf den Heidelberger Lehrstuhl Bunsens und Kirchhoffs berufen worden. Er kam im Jahr 1907 dorthin als verbitterter Mann. Ihm habe man die Entdeckung der X-Strahlen zu danken, die jetzt fälschlich den Namen Röntgens tragen. Röntgen habe ihm die Entdeckung geraubt, als Lenard bei ihm Assistentendienste leistete. Zuerst sagte Lenard das mehr andeutend, später deutlich, und als Röntgen tot war, gerade heraus und beliebig oft. Der Konflikt war die moralische Bruchstelle in seinem Leben.

---

\* Siehe Essay: Professoren-Porträts I und II in „Das Wort“, Jahrg. II, Heft 1.

Politisch hat sich Lenard schon im Kaiserreich mehr betätigt, als es damals bei Professoren der Naturwissenschaften üblich war. Er hatte behördlicherseits Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, um Professor und Primar-Assistent bei Röntgen zu werden. Man verdachte ihm seine Herkunft von italienisch-ungarischen Eltern und beargwöhnte ihn nebenbei, von der grobelterlichen Generation her Sprößling aus verheimlichter jüdischer Abkunft zu sein. Das alles war in den Kreisen der Reaktion eine nachteilige Zugabe zur Karriere. Lenard haßte alles, was im alten Reich zur Reaktion gehörte, ganz besonders haßte er Wilhelm II. An Kaisers Geburtstagen gab es in der Universität Heidelberg große Feiern. Lenard blieb stets fern und sprach gelegentlich recht despektierlich über diese Sitte, von der „der Bruch mehr ehrt als die Befolgung“. Einmal erklärte er, es bestehe kein Anlaß zu feiern, er werde seine Übungen im Laboratorium wie sonst auch abhalten. Rektor und Senat erhoben Einspruch. Lenard gab nach.

Nach Ausbruch des Krieges verabschiedete er alle Oppositionsneigungen und war „nur noch Deutscher“. Man rechnete aus, daß er 1000 Prozent Deutscher geworden sei: Als Italiener 300 Prozent, als Ungar 300 Prozent, als Jude 400 Prozent. Daß er irgendwie von irgendwoher jüdischen Bluteinschlag wegbekommen habe, ließ sich nicht feststellen.

Lenard wurde während des Krieges grimmiger Antisemit und das hat Einstein „verschuldet“. Populär war Einstein damals noch nicht, aber seit der Aufstellung der Allgemeinen Relativitätstheorie — 1916 — neigten viele Autoritäten der Fachwelt dazu, seine Doktrin als die angemessenste Deutung der Raum-, Zeit- und Gravitationsverhältnisse gelten zu lassen. Freilich mit dem Vorbehalt der empirischen Beglaubigung von Einsteins theoretischen Aufstellungen. Die letzte Sonnenfinsternis-Expedition vom Juli 1914 hätte diese Beglaubigung erbringen sollen, aber da kam der Krieg, und die deutschen Teilnehmer mußten flüchten. Lenard teilte die Ansichten Einsteins nicht, und gegenteilige Auffassungen hat er, in der Physik wie anderswo, von jeher auf ein geistiges Manko und auf schäbige Motive ihrer Vertreter bezogen. Das Schimpfen auf Einstein ging los. Kandidaten, die einen Widerspruch wagten, fielen sofort in Ungnade. Einstein hatte es freilich nicht nur als Physiker mit ihm verdorben. Man wußte, daß er sich geweigert hatte, das berühmte Manifest der 93 deutschen Intellektuellen aus Anlaß der Beschießung der Kathedrale von Reims zu unterzeichnen; man wußte, daß Einstein gleich zu Anfang des Krieges den Krieg als das größtliche Unglück Europas betrachtete und prophezeit hatte, daß keine Kriegspartei von ihm einen Vorteil haben werde. Jude und Antipatriot verschmolz bei Lenard zur Einheit; und nun wagt es dieser Jude gar noch, die Physik zu revolutionieren! Haß zum Wasser und Haß zu Lande, in der Luft auch, den Engländern, den Franzosen; aber Haß im Himmel, auf Erden, in der Höhe den Juden. Den ersten Choc bekam sein Assistent, der Professor Hans Bärwald zu spüren. Er kam mit vielen Auszeichnungen 1918 aus dem Felde zurück. Noch war Burgfrieden, kein Kriegsteilnehmer durfte entlassen werden. Lenard verstand es indessen, so entzückend unausstehlich zu sein, daß



der verärgerte Assistent schleunigst aus seinem Gravitationszentrum verschwand. Die deutsche Niederlage mäßigte für einen Augenblick seinen Antisemitismus, überkompensierte die etwas gelockerte Haßkomponente dagegen durch einen desto fanatischeren Haß gegen die Ententevölker.

Lenard wurde eine Anekdotenfigur, wie es eine Generation zuvor Kuno Fischer, der Historiker der Philosophie, in Heidelberg gewesen war. Zwei Originale, zeiteitsprechend und der Individualität entsprechend, verschieden. Kuno Fischer war, als Anekdotenfigur harmlos komisch. Er leistete sich richtige Gelehrtenschrullen nach dem Geschmack von Alt-Heidelberg. Lenard ist, in der Pointe, immer komisch giftig, giftig aus verletztem Patriotismus und aus verletzter Eitelkeit. Als experimenteller Physiker blieb er ein Meister der Forschung und der Lehre wie zuvor, trotzdem benutzte er jede erdenkbare Gelegenheit, um von der Physik zur Politik hinüberzuvoltigieren. Er wollte nach eigenem Wort noch bei der Aufzeigung der Elektronenstruktur ein deutscher Kämpfer sein. So wurde er zum Ärger von Fakultät und Senat abseits des Lehrfaches eine Possenfigur. Der Spleen hatte ihn erfaßt: große Physiker durften nur noch Deutsche sein oder gewesen sein. Waren sie groß und galten sie als Ausländer, so sind sie ursprünglich doch Deutsche gewesen. Lenard sprach ihren Namen nur noch deutsch aus. So redete er eine volle Kollegstunde von Raumur. Man verstand ihn nicht. Nach der zweiten Stunde, in der er sich mit diesem Mann beschäftigte, hatte eine Studentin den Mut, ihn um biographische Angaben über den Physiker Raumur zu bitten. Lenard stürzte zum Katheder zurück und schrie in den Saal: „Ich werde gefragt, wer Raumur ist. Die Esel halten ihn für einen Franzosen und nennen ihn Réaumur.“ Ließ sich die deutsche Staatsangehörigkeit aber gar nicht, auch in der Aszendenz nicht, nachweisen, so waren die für groß gehaltenen Physiker nur Pseudogrößen oder Nachtreter deutscher Originale. Manchmal gingen die beiden Methoden ineinander über: Die Ausländer waren doch irgendwie Deutsche und nicht ganz groß. Es ist eine alte Streitfrage, wer der Schöpfer der Infinitesimalrechnung gewesen ist. Leibniz oder Newton? Die Gelehrten haben sich heute für die Gleichzeitigkeit der Schöpfung bei völliger Unabhängigkeit beider Forscher entschieden. Lenard befiehlt: Leibniz. Aber das Gravitationsgesetz hat nun doch kein anderer als Newton aufgestellt. Newton? Durchaus nicht. Neuton heißt der Mann.

Auch wo er unausstehlich wurde, blieb er komisch. Nach dem 18. Juni 1919, dem Tag, an dem der Friedensvertrag den deutschen Vertretern in Versailles überreicht wurde, gab es öffentliche Diskussionen über Annahme und Ablehnung der Bedingungen. Lenard sollte bei einer Protestversammlung reden. Man glaubte, er würde nun eine geschlagene Stunde und mehr schimpfen. Er trat auf das Katheder und blieb eine Weile stehen, ohne ein Wort zu sagen. Dann hob er beide Hände, zur Faust geballt, in die Höhe, schrie in den Saal hinein: „In unsere Feinde möge die Pest fahren“ und stürmte heraus. Ein paar Tage darauf meldete sich ein Kandidat telefonisch bei ihm an. Er wollte wissen, ob sich der Tag seiner Prüfung nicht vor dem an-

gesetzten Termin festlegen lasse. Dabei passierte ihm das Malheur, den Namen Lenard französisch, also Lenar, auszusprechen. „Lernen Sie erst richtig deutsch sprechen, mein Herr, und dann kommen Sie wieder.“ Natürlich ist der Unglückliche nicht wieder gekommen. Er hat ein Jahr warten müssen, bis sich Lenard zu seiner Prüfung bequemt. Eines Morgens trafen Studentinnen Lenards Tochter. Sie sah verweint aus und war geradezu verzweifelt. Der Herr Papa hatte sie geohrfeigt, und ihr mit Hinauswurf gedroht, wenn sie „das noch einmal wagen würde“: er war dahinter gekommen, daß sie sich ihren Gesangsunterricht nach italienischer Methode erteilen ließ. Der Lehrer war Knall und Fall entlassen worden.

Als die NSDAP ihren ersten Massenzustrom gewann, stellte sich Lenard ihr zur Verfügung. Der klobige Antisemitismus der Partei gefiel ihm, begeisterte ihn geradezu; er war, mehr als je, fanatischer Antisemit, und das, weil Einstein ihn abermals gekränkt hatte. Dessen Forschungsergebnisse hatten ihre Bestätigung durch die Feststellungen einer Gelehrtenkommission erfahren. Die von Einstein vorausgesagte Ablenkung der Lichtstrahlen in der Nähe riesiger Himmelskörper und die Rotverschiebung der Spektrallinien des von diesen Himmelskörpern ausgesandten Lichtes waren bei der Sonnenfinsternis vom 19. Mai 1919 festgestellt worden. Der große englische Astronom Eddington hatte Einstein daraufhin als den größten theoretischen Physiker nach Newton erklärt, man sprach vom Einstein-Effekt, wie man früher von Lenard-Effekt gesprochen hatte. Dabei ließ sich merken, daß das große Laienpublikum wußte, was es mit dem Einstein-Effekt, nicht aber, was es mit dem Lenard-Effekt auf sich habe. Eben jene beiden Erscheinungen — Ablenkung des Lichtes und Rotverschiebung — kannte man, populär, als Einstein-Effekt; daß die von Lenard entdeckte Ionisation der Luft durch ultraviolette Strahlen als Lenard-Effekt bezeichnet wurde, wußten doch fast nur die Fachphysiker. Lenard schrieb Broschüren gegen Einstein, pöbelte ihn in Vorlesungen und Laboratoriumsübungen an und schickte, als Einstein Nobelpreisträger wurde, dem Komitee sein eigenes Diplom der Nobelpreisauszeichnung zurück. Allerdings nur das Diplom, das Geld behielt er.

Politisch benahm sich Lenard noch ordinärer. Am Tage von Rathenaus Begräbnis erklärte er, die offizielle Trauerfeier nicht mitzumachen. Er werde Übungen im Laboratorium abhalten, wie sonst auch und sich die Teilnehmer merken, die an diesem Tage fehlten. Die Situation der Vorkriegszeit und das ganze Elend der deutschen Republik dazu: aufsässige Behörden, die den Anweisungen der republikanischen Regierung Widerstand leisteten und schwache Regierungsvertreter, die ihnen alles durchgehen ließen. Lenard setzte seinen Willen durch. Es war glatte Erpressung zur Pietätlosigkeit und zur Anerkennung des Mordes. Es kam zum Skandal. Arbeiter drangen in den Saal und erzwangen die Einstellung der Vorlesung. Lenard bestand auf gerichtliche Verfolgung. Mierendorf, der die Aktion geleitet hatte, wurde verurteilt. Er hat es sicher diesem Vorfall zuzuschreiben, daß er

heute noch im Konzentrationslager eingesperrt ist. Ein Wink von Lenard würde ihm die Freiheit geben. Der Wink unterbleibt.

Nach dem Regierungsantritt Hitlers hat Lenard den Adlerschild des Reiches — früher hieß er Orden pour la mérite — erhalten. Für seine antisemitische Polemik und für das Niveau dieser Polemik hat er die Ehrung des Dritten Reiches auch verdient. Selbstverständlich wurde er jetzt noch besonders ordinär gegen Einstein. Der Jude, der Antipatriot von 1914, der Reformator und Revolutionär der Physik ohne Zustimmung Lenards, hatte dem Adlerschildträger zuguterletzt noch einen Dolchstoß versetzt. Als Hitler zur Macht kam, erbat Einstein seine Enthebung vom Amt des Mitgliedes der „Akademie der Wissenschaften“ und Streichung seines Namens aus dem deutschen Staatsverband. Er wollte einem Volke nicht mehr angehören, das sich an Hitler weggeworfen hat. Das war natürlich diesem Renommiergötzen des Dritten Reiches zu viel. So brachte er im Vorwort seiner „Deutschen Physik“ jetzt die blitzdumme Erbärmlichkeit dieser Ehrendieberei fertig: „Einsteins Relativitätstheorie wollte die ganze Physik umgestalten und beherrschen. Gegenüber der Wirklichkeit hat sie vollständig ausgespielt. Sie wollte auch gar nie wahr sein. Dem Juden fehlt auffallend das Verständnis für Wahrheit im Gegensatz zum ebenso unbändigen und besorgnisvollen Wahrheitswillen der arischen Forscher“ — Lenard war freilich, als er das schrieb, stark verärgert über die Ausführungen, deren sich der junge Physiker Werner Heisenberg, ein Nobelpreisträger wie Lenard und Einstein auch, unter dem Beifall eines Planck, Laue, Nernst usw. auf dem Kieler Naturforscherkongreß erkühnt hatte: ohne Einsteins Relativitätstheorie könne die Physik auch nicht einen Schritt weiterkommen. Und er war sicher auch sehr verärgert darüber, daß gerade die Übereinstimmung der Einsteinschen Ergebnisse mit der Naturrealität — Ablenkung des Lichtes im Gravitationszentrum gewaltiger Himmelskörper, Rotverschiebung der Spektrallinien des von diesen Sonnen ausgesandten Lichtes — in den Lehrbüchern, sogar im „Großen Herder 1933“, hervorgehoben wird. Übrigens ist der Satz vom unbändigen Wahrheitswillen arischer Forscher, nachdem Hitler, der „Führer“, seinen Hymnus auf die Lüge und zwar die knalligste Lüge im zweiten Bande seines Buches angestimmt hat, gar nicht so ungefährlich für Lenard. Vielleicht passiert Lenard einmal noch dasselbe wie Planck, dem der „Führer“ direkt ins Gesicht sagte: „Sie haben es Ihrem hohen Alter zu verdanken, daß ich Sie nicht ins Konzentrationslager stecke.“



## „HABEN“

## 1

Seitdem ich das erste Manuskript von Brecht gelesen habe, hat kein Stück eines zeitgenössischen Deutschen solchen Eindruck auf mich gemacht wie dieses Drama „Haben“, ein Schauspiel in 14 Bildern von Julius Hay.

## 2

Das Stück rollt langsam an, fast wie ein Genrestück. Das Alltagsleben eines kleinen ungarischen Dorfes wird sichtbar, die Menschen dieses Dorfes nähren sich von einer mühseligen Landwirtschaft, von der Bebauung kleiner und kleinster Bauerngüter, die von ein paar großen Besitzungen ringsum auf engsten Raum eingepfercht sind. Der Pfarrer des Dorfes wird sichtbar, die Gendarmen, ein paar Bauernfrauen, es gibt auffallend viele Witwen in dem Dorf, ein sonderbarer Zufall will, daß die verheirateten Männer, vor allem die etwas vermöglicheren, rasch wegsterben. Im übrigen ist es ein stilles Dorf, es gibt wohl noch einige, denen das Jahr 1919 im Kopf herumspukt und die von einem neuen „Roten Tanz“ träumen, aber sonst ist es ein besonders friedliches Dorf, kaum mal ein Diebstahl oder eine kleine Stecherei. Soweit wir sehen und hören, geht es zunächst vor allem um sogenannten „Jungferntabak“, das heißt solchen Tabak, an dem noch kein Finanzbeamter gerochen hat, den man dem Staat nicht abgeliefert hat, um ihn später teurer und verschlechtert wiederzukaufen, und dann geht es um Kukuruzstengel, die nicht verbrannt oder vergraben sind; denn wegen irgendeiner „hessischen Fliege“, die ihre Eier in die Kukuruzstengel zu legen pflegt, müssen sie laut einer bestimmten Verordnung verbrannt oder vergraben werden, die Bauern aber sind obstinat und tun es nicht, oder sie tun es doch nicht richtig. Denn erstens brauchen sie die Kukuruzstengel, um sie im Frühjahr zu häckseln und sie ihren Kühen zum Fressen zu geben, und zweitens halten sie Verordnungen nicht ein, sie mögen nicht, lieber erdulden sie die Landplage der hessischen Fliege. Weiter erfahren wir, daß der Gendarm Dani, der in der Stadt stationiert ist und nicht allzu oft auf Patrouillengang ins Dorf kommen kann, eine Liebschaft mit der jungen Mari hat, die beim Advokaten in der Stadt bedienstet war, jetzt aber entlassen ist, weil der Advokat sich kein Mädchen mehr halten kann, daß sie ein Kind von Dani erwartet, und daß der reichste Mann des Dorfes sie heiraten will. Dieser reiche Mann hat ein einziges Kind, die Zsofi, die schwindsüchtig ist und auch noch „hatschig“ dazu, und er atmet selber schon ganz schwer und ist ganz dick und wird vielleicht bald sterben. Und Dani, der Gendarm, fantasiert mit leisem Lachen und verlorenem Blick davon, daß vielleicht der Junge des Habenichts Dani und des Dienstmädchens Mari der reichste Erbe

des Dorfes werden könnte. Dann sehen wir noch eine der zahlreichen Witwen des Dorfes, die Witwe Biro, die einen ganz unverhältnismäßigen Schrecken kriegt, wie sie erfährt, daß demnächst die Gendarmen zu ihr kommen werden, und die dann ebenso unvermittelt aufatmet und strahlt, wie sie hört, daß es sich um vierzig Pengö Strafe handelt, die sie vermutlich zu zahlen haben wird wegen der nicht ordnungsgemäß verbrannten Kukuruzstengel.

Das ist alles, was wir in den vier ersten Bildern erfahren, nicht viel, wie man sieht. Es ist freilich, das muß man zugeben, mit wenig Menschen, mit sparsamen Worten und in sehr plastischen Bildern das ganze Dorf gegeben, es sind nicht nur die paar Menschen da, sondern alle ihre Beziehungen, sie sind ungeheuer lebendig da, und nicht nur sie, sondern mit ihnen ihre ganze Atmosphäre. Alles ist indirekt, und außer dem schon erwähnten unverhältnismäßig großen Schreck der Witwe Biro wird durch nichts darauf hingedeutet, daß sich dieses Dorf durch irgend etwas von andern Dörfern der ungarischen Tiefebene unterscheidet.

Und dennoch ist eine besondere, dumpfe Luft um dieses Dorf. Die Menschen sind alle ergeben in ihr Schicksal, sie leben auf und von ihren kleinen Gütern, eng und eingepfercht von den Gütern der anderen, das ist so, und das muß so sein, sie leben von ihrer Erde, ja, sie sind einverstanden mit der Art, wie sie von dieser Erde leben, und trotzdem spüren wir, ohne daß davon viel geredet würde, schon in diesen ersten vier Bildern, daß die Beziehungen dieser Menschen zu ihrer Erde keine natürlichen sind, daß in diesen Beziehungen etwas Schiefes, Falsches steckt, etwas, was die Menschen trotz ihres Einverständenseins unglücklich macht, sie belastet, sie schief und wund drückt, sie wissen aber nicht, was es ist, sie nehmen es nun einmal hin, wie es ist, sie suchen sich innerhalb ihres engen Rahmens einzurichten, so gut es geht — es geht nicht gut, wie wir sehen werden — und sie kommen nicht auf die Idee, daß man vielleicht nur den Rahmen sprengen müßte, um die natürlichen Beziehungen zwischen Mensch und Erde wiederherzustellen.

Äußerlich, wie gesagt, geschieht wenig in den ersten vier Bildern. Sie fallen auf durch ihre Dichtigkeit, durch die einfachen und doch neuartigen Mittel, mit denen dieser deutsch-ungarische Dichter Julius Hay Menschen und ihre Beziehungen und ihre Luft gestaltet, Mittel, von denen später noch zu reden sein wird, dichterische Mittel. Es sind also diese vier ersten Bilder gute dramatische Dichtung, allein mehr sind sie nicht. Sie berechtigen einen noch lange nicht, das Stück „Haben“ ein großes Drama zu nennen.

Jetzt aber kommt ein fünftes Bild, und es wird plötzlich alles anders. Dieses fünfte Bild nämlich reißt einen mit Eins hoch und rückt die dumpfen und einfachen Geschehnisse der vier ersten Bilder in ein anderes Licht. Die junge Mari kommt mit ihrer Mutter zu der Hebamme Kepes, und diese Frau Kepes, das ist eine Gestalt, die man sich merken wird. Sie ist ungeheuer real und viel mehr als real. Sie ist ein Mensch des wirklichen alltäglichen Lebens, und gleichzeitig ist sie aus der Ballade, sie hat etwas

Mythisches, sie ist eine dichterische Inkarnation des verhängnisvollen, naiven und also unschuldigen „Habens“, sie ist eine Art kleinbäuerlicher Mammon. Sie ist nicht nur etwa die lebendige Frau Kepes, die die andern Frauen des Dorfes für einen geringen Anteil an dem anfallenden Erbe mit einem kleinen weißen Pulver versorgt, das sie zu Erbinnen ihrer Männer macht, sie ist darüber hinaus, und zwar, und darauf kommt es an, ohne daß viel davon geredet würde, der Kapitalismus schlechthin, ein zweibeiniger Kapitalismus, voll des Bewußtseins: „Recht ist, was meine Habe mehrt“, und „Wer nicht zu viel hat, hat zu wenig“. Diese Hebamme Kepes also vermittelt die Heirat zwischen der jungen Mari, welche der Gendarm Dani geschwängert hat, und dem alten reichen Nachbarn David, der neunzig Joch gutgelegenen Ackers besitzt, und sie gibt dieser Mari drei Papierhülsen mit dem weißen Pulver. Und nachdem sie das getan hat, in Gegenwart der beiden Frauen, richtet sie, in dem verschlossenen Zimmer, ihre gebückte, gealterte Gestalt auf, ihr Gesicht mit dem bald demütigen, bald wieder harten und eiskalten Ausdruck verjüngt sich, strahlt. Und sie tanzt. Tralala, tralala, freut sie sich, einen Schritt macht sie nach links, einen nach rechts, einen vorwärts, einen rückwärts, einmal dreht sie sich um, das ist ihr ganzer Tanz, aber Mari und ihre Mutter sehen ihr erstarrt zu, so wild und leidenschaftlich ist er bei aller Kürze und Sparsamkeit.

Und von da an reißt uns jedes Bild weiter hoch und lehrt uns ohne viel Worte, einfach durch verdichtete Anschauung, begreifen, was „Haben“ in diesem Dorf und wohl überall in der Welt bedeutet. Wir sehen den alten, dicken Nachbarn David, der sich von seiner armen, kranken, schwindsüchtigen, „hatschigen“ Tochter Zsofi aus dem medizinischen Lexikon vorlesen läßt, wie es um den Schlagfluß bestellt ist, wir sehen den Pfarrer, der, während er seinen verbotenen Jungferntabak raucht, betet, daß der Herr ihn davor bewahren möge, die Schrift anders zu lesen, als man sie ihn zu lesen gelehrt hat, und ihn davor behüte, die Schrift so zu lesen, wie sie geschrieben wurde, und der darüber sinniert, warum er seinen Segen sprechen muß zu der Hochzeit der Mari und des Alten und dabei doch weiß, daß dieser Segen wie ein Fluch wirkt. „Der Segen kann nicht dafür, er selber, der Pfarrer kann nicht dafür, Gott kann nicht dafür, wer kann dafür, daß Sein so schwer ist? Etwas ist schuld und dieses Etwas ist nicht zu fassen.“ Und dann sehen wir die Hochzeit des alten David, vom Dichter her mit den sparsamsten Mitteln gemacht, und doch eine überaus füllige Hochzeit, an der das ganze Dorf teilnimmt, und wir mit dem ganzen Dorf, und wir erleben, wie Frau Kepes, als sie der alte Gendarmeriefeldwebel zum Tanz auffordert, erwidert: „Was fällt Ihnen ein, Herr Feldwebel, ich und tanzen“, und sich an die Frauen wendet: „Hat irgend jemand irgendwo irgendwann mich einmal tanzen gesehen?“ und wie die Frauen ganz erschrocken „Nein“ rufen, erstarrend. Und wir erleben den Tod des alten David, und wir sehen zu, wie die kleine, gescheite, hatschige Zsofi sich darum abkämpft, ihr bißchen schwindsüchtiges Leben noch kurze Zeit weiterzuführen, aber es nützt ihr nichts, Mari muß, nachdem sie ihn einmal be-



schritten hat, den Weg des Dorfes weitergehen, sie muß das Ganze „haben“ für den Jungen, den sie gebären wird, und Zsofi muß das weiße Pulver schlucken. Mari ist unschuldig, aber sie ist eine aus dem Dorf, sie gehört zum Dorf, sie muß tun, was das Dorf tut. Und auch ihr Gendarm Dani gehört zum Dorf. Karriere kann er nur machen, wenn er einmal eine richtige, saftige, selbsttätige Ermittlung vollbracht hat, eine richtige Anzeige muß er erstatten, und er hat die Zsofi im Verdacht gehabt, daß sie am Tod ihres Vaters nicht unschuldig sei, und daß es nun die Mari ist, kommt ihm auch nicht ungelegen. Er setzt sich hin, nimmt eine behäbige Haltung ein, er wird die Autorität, der Staat, er schreibt seine „Anzeige“.

3

„Haben“ ist ein durch und durch marxistisches Stück, von den deutschen Stücken, die ich kenne, das erste, das nicht vom Marxismus redet oder von ihm singt, sondern von innen her durchtränkt ist mit Marxismus. Das Stück „Haben“ zeigt, wie die kapitalistische Anschauung vom Besitzen den dörflichen Menschen bis in sein tiefstes Innen verkrüppelt hat. Mensch und Erde kommen nicht mehr miteinander aus. Alle Leute des Dorfes leben ein dumpfes, unfreies, unglückliches Leben, auch die reichen; denn „wo das Nichthaben kränkt, kränkt auch das Haben“.

Diese Ideen werden nicht beredet, sie werden nicht tendenziös unterstrichen: sie sind in diesem Stück einfach da, vom Anfang bis zum Ende. Die marxistischen Lehren sind diesem Autor nicht nur Gedanken geblieben, sie erfüllen vielmehr sein ganzes Wesen, sein Gefühl bis tief in die Schächte des nicht mehr Bewußten. So kommt es, daß dieser Dichter Julius Hay unter den Deutschen das erste marxistische Drama hat gestalten können. Die Welt seines Stückes muß nämlich nicht erst lange durch marxistische Sprüche kommentiert werden, sondern sie gibt durch ihre bloße, zwingend glaubhafte Existenz dem Zuschauer ein Rätsel auf, das nicht anders gelöst werden kann als durch marxistische Erkenntnis der Zusammenhänge.

Die marxistische Grundlage wird, sagte ich, gestaltet. Wie geschieht das? Indem dargestellt wird, wie sich mit Notwendigkeit in den Köpfen dieser dörflichen Menschen das Grade in Krummes und das Krumme in Grades verwandelt. Das Stück wird in den Szenen, in denen dies dargestellt wird, schauerlich humoristisch. Es wird niemals witzig, es bleibt immer bildhaft, aber die grausigen Vorgänge, die es wiedergibt, sind so dargeboten, daß jedermann ihre tiefe, innere Tragikomik spüren muß. Die junge Mari zum Beispiel hat ihrem neuvermählten alten Mann das weiße Pulver schon in der ersten Nacht gegeben, ungebührlich früh also, da sie nicht mit ihm schlafen, sondern ihrem Gendarmen treu bleiben wollte, und nun empören sich, bei der Hebamme Kepes, alle Witwen, die ihre Männer etwas länger haben leben lassen, gegen Mari. Allgemeine Entrüstung bricht los. „Schlafen gehen konntest du nicht mit ihm?“ wütet die eine, „für 90 Joch?“ und eine zweite: „Wir konnten, du nicht“, und die dritte: „Gebührt ihm das nicht? Als Ehemann?“ „Mir waren vier Jahre nicht zuviel“, erklärt die

eine, und: „Drei Kinder habe ich von meinem ausgetragen“, die zweite, und die dritte: „Gesoffen hat meiner, gehaut hat er mich jeden Samstag, und ich hab es ausgehalten für 5 Joch, nicht mehr und ohne Vieh.“ Und wieder eine entrüstet sich: „Man hat doch sein Gefühl zum Mann, wenn man kein Tier ist“, und wieder eine: „Und da hat sie sich noch, das Bettlerweib, wenn 90 Joch zu erben sind“, und sie spuckt aus vor ihr. Und abschließend erklärt die ganz Alte: „Für nichts gibts nichts. Mit meinem ersten hab ich fünf Jahre gelebt, mit meinem zweiten zehn Jahre, mit meinem dritten acht Jahre, mit meinem vierten elf Jahre. Alle hab ich beweint aus tiefster Seele.“ Diese Umkehrung aller natürlichen Begriffe wird noch in vielen andern Szenen Bild und Gestalt. Einmal aber gegen Schluß wird die Idee des Dichters beinahe Wort. Indes auch da bleibt sie Bild der schauerlichen Verkehrung der Welt durch das kapitalistische Denken, durch das „Haben“. Mari nämlich soll eine Art sozialistischer Beschwerde unterzeichnen. Wille begehrt sie gegen das auf, was da geschrieben ist, gegen diejenigen, die einen andern Weg zum Acker, zur Erde gehen wollen als den des Erbens. „Das sind Hunde“, bricht sie los, „das sind Verbrecher, die so was ausdenken. Ins Zuchthaus gehört so was, gehängt gehört so was, ja, gehängt.“ Und sie klagt dem Pfarrer: „Keinen einzigen gibt es unter uns, der noch nicht etwas getan hat, was er dann — (wenn es nämlich eine vernünftigere Gesellschaftsordnung gäbe) — nicht hätte tun müssen.“

4

Die Menschen des Stückes sind von ungeheurer Lebendigkeit. Es sind nicht wenige, aber es ist keine einzige Theaterfigur unter ihnen. Alle sind rund, jeder lebt für sich und doch nur im Zusammenhang mit den andern, es ist *ein* Geist und viele Gesichter. Der Pfarrer, die beiden Gendarmen, die Witwen, der Arzt, der Schulmeister; Mari selber, sodann die arme, gescheite, ganz junge „Hatschige“, die sich hilflos und verzweifelt um ihr schwind-süchtiges Leben wehrt, vor allem aber die Hebamme Kepes, realistisch individualisiert bis ins Letzte und doch immerzu Symbol, wirklich und doch mythisch: das sind lauter Menschen, mit denen man weiterlebt, schwer ver-geßbare.

Es muß noch darüber gesprochen werden, auf welche Art der Dichter Julius Hay seine großartigen, grausigen und humorhaften Wirkungen erzielt. Er ist sehr sparsam im Wort und legt Gewicht aufs Mimische. Die Geste, der Tanz, das stumme Tun spielen bei ihm eine große Rolle. Er hat viel vom Film gelernt, ohne daß er jemals ins Nurfilmische fiele. Auf seinen Höhepunkten erreicht er die Wirkungen der großen Ballade, der „Ballade“ im eigentlichen Sinne des Wortes, der *Tanzdichtung*, des *Bockstanzes* der „Tragödie“. Das alles aber nicht gekröpft, nicht stilisiert, sondern zwanglos aus dem schiersten Realismus heraus.

Unheimlich sicher ist der Gang der Szenen bei diesem jungen Dichter. Er hat scheinbar nie Eile, es geht alles gelassen vor sich, ruhig, und doch ist ein großartiges, inneres Crescendo da. Auch wird er nie plump, eigentlich

wird alles Wichtige indirekt gesagt, aber der sichtbare Gestus und das hörbare Wort greifen so ineinander, daß auch die Nuance jedem verständlich werden muß.

Der Dramatiker Hay ist ein idealer Theaterdichter auch insofern, als er ein großer Regisseur ist. Er dichtet offenkundig für das praktische Theater. Seine Weisungen schreiben dem Regisseur alles Wichtige vor und lassen ihm doch genügend Spielraum für die eigene Fantasie. Und der Theaterdichter Hay schreibt „Rollen“, großartige Rollen; er gibt dem Schauspieler sehr viele Hinweise, schreibt ihm vielerlei vor, er macht das Wesen des darzustellenden Menschen durchaus klar, auch ein Körperhaftes, ohne jedoch den Schauspieler zu sehr einzuengen. Dichterische Fantasie und praktischer Bühnenverstand gehen in diesem Stück von Anfang bis zu Ende Hand in Hand.

Einfach, kräftig, gedichtet und dichterisch ist auch die Sprache. Sie vermeidet den Dialekt, ist aber im besten Sinne volkstümlich, durchsetzt mit Spruchweisheit, und ein Sprungbrett für den Dichter, sich ohne Krampf in jenes Bildhafte emporzuheben, das er für seine Höhepunkte anstrebt.

5

Als Ganzes erinnert Hay in seinem Stück „Haben“ manchmal an die Dramatiker Essig und Lautensack. Aber seine Wirkung ist deshalb stärker, weil jene Autoren zwar Dichter waren, doch ohne einheitliches Weltbild. Julius Hays Menschen und Geschehnisse aber ziehen ihre Kreise nach einem geheimen Gesetz: nach der niemals verkündeten, aber doch immer walten den erfüllten Erkenntnis des Dichters, so wie Planeten kreisen um eine unsichtbare Sonne, die ihren Lauf bestimmt.

*Lion Feuchtwanger*

## FÜNF BLICKE AUF DEUTSCHLAND

Die deutschen Schriftsteller, die ihr Land für eine Weile verlassen haben, sind während der vier Jahre bisweilen mit freundlicher Strenge vermahnt worden, sich doch gefälligst in ihren Büchern des Deutschlands ihrer Tage etwas mehr anzunehmen. Vielleicht aber leitete sie ein guter Instinkt, als sie, mit wenigen Ausnahmen, nur sehr zögernd an diese große Aufgabe herangingen. Der politische Journalist kann aus dem Tag heraus für den Tag schreiben; der Romancier und der Historiker brauchen Vergangenheit. Die wesentlichen Züge des Hitler-Reichs waren 1933 schon ebenso sichtbar wie 1936; und doch ist es kein Zufall, daß sich erst im fünften Jahr die Romane häufen, welche die entstellte Heimat abzubilden suchen. Das neue Reich mußte sich erst entwickeln, die Dichter, die hinausgefahren waren, mußten zur räumlichen Distanz noch die zeitliche gewinnen, ehe sie ein Bild malen



konnten, das nicht nur die Bilder der Tageszeitung wiederholt — und manches Buch zeigt, daß auch heute die Distanz noch nicht groß genug ist. Der erste Einwand gegen diese Deutschland-Literatur wird immer lauten: was wissen die Leute in London, Paris, in Zürich, Prag und Moskau von Deutschland? Mir scheint: alles! Gewiß, in flauen Stunden fragt auch einmal einer mutlos den andern: ist die Verbindung nicht schon unterbrochen? Was ahnen wir überhaupt noch von drüben? Müßige Ängste! Man hat allerdings das Pflänzchen nur gekannt zu einer Zeit, wo es noch nicht den dicken Schatten warf, der ein ganzes Land verfinstert. Aber die Geschichte dieses Landes ist, trotz aller Beiliebe nationalsozialistischer Historiker, nicht zerhackt worden in zwei Teile: vorher und nachher; — es gab vorher schon das Nachher und es gibt heute noch viel Vorhers. Ein Volk ist nicht nach vier Jahren ein anderes Volk. Wer es kennt, wer die Witterung, der es ausgesetzt ist, in den eigenen Knochen spürt — und wer Phantasie hat, der wird aus jeder Ecke Europas von Deutschland erzählen können, als lebte er noch dort. Vielleicht sogar wesentlicher als ein Augenzeuge; das Auge ist durchaus nicht der zuverlässigste Garant der Wahrheit.

Dort hinten liegt immer noch das Deutschland, das wir kennen. *Irmgard Keun* erlebte es als Anwesende in den Jahren I bis IV: sie stand noch an der Hauptwache und ging noch durch die Eschenheimer Gasse, als die Frankfurter Zeitung bereits den vornehmen Nationalsozialismus erfand. Aber ihr Buch wäre kaum Wirklichkeitsärmer und unser Vertrauen zu ihrer Erzählung nicht geringer, wenn sie drei Jahre früher hinausgefahren wäre, denn es sind nicht die Geheimnisse eines Menschen, der wirklich dabei gewesen ist, die sie mitteilt — es sind tiefere Geheimnisse. *Brentano* hat wohl seinen Klitander nicht ins Konzentrationslager begleitet — aber er kennt ihn von früher gut und kann sich sehr genau vorstellen, wie dieser Klitander in diesem Klima gedeiht. *Klaus Mann* stand nicht im Parkett, als der Ministerpräsident und sein Schauspieler in einer Loge der Bär und sein Schalk miteinander spielten; aber er kennt den Schalk aus zehnjähriger intimer Anschauung —: im Hotel am Zoo hätte er seinen Roman kaum anders geschrieben.

Man wird noch einen zweiten Einwand gegen diese Literatur vorbringen. Hier ist Deutschland von der Emigration her gesehen, wird man sagen — also aus einem sehr abgelegenen Winkel. Viele Bücher der Ausgewanderten zeigen tatsächlich die Spuren ihrer Herkunft aus dem Exil. Entweder erleben die Führer zum Schluß höllische Strafen oder ein Nazi-Mann verfällt der Rache seines Opfers. Es ist sehr schwierig, dem unvollendeten deutschen Schicksal einen ordentlichen Romanschluß zu geben. Aber nicht das ist wichtig. Das Leben ist breit — auch in einem Staat, in dem es zwecks besserer Kontrolle sehr eng sein soll. Deutschland besteht nicht nur aus drei Männern, den Exekutoren der Lager und einer todesmutigen Opposition. Das ist nur die schmale Vorbühne, die im Lichte der politischen Literatur liegt. Dahinter gibt es eine unerforschte Masse, die sich ins Nichts auflöst, wenn man sie mit den gängigen politischen Kategorien fassen will. Sie aus

der Hitler-Nacht in das Licht des europäischen Tages zu reißen, ist eine der größten und wichtigsten Aufgaben der vertriebenen deutschen Literatur.

Von den Lösungen, die ich kenne, scheint mir die stärkste ein kleiner Roman der Irmgard Keun zu sein.

*Irmgard Keun: „Nach Mitternacht“  
Querido Verlag, Amsterdam*

Eine Neunzehnjährige spricht leise und etwas elegisch in sich hinein. Wenn man will, kann man auch sagen: sie verschließt sich in einem Tagebuch. Die Dunkelheit hat alles zugedeckt, was die Zeitungen melden — nun treten die Dinge des Tages in die Helle von irgend etwas, was nicht Sonne ist — und es deshalb viel besser an den Tag bringt. Menschen tauchen auf, die weder Fleisch noch Blut haben — und gerade deshalb echt sind; die Dichter lügen zu viel und verkleiden oft Gespenster mit Menschenhaut. Die Laterna Magica warf, als wir jung waren, dicke und bunte Schatten auf die weiße Wand im dunklen Raum; Irmgard Keun ist solch eine magische Laterne.

Ihre Schatten stammen aus dem Köln und dem Frankfurt der Jahre 1933 bis 1936; die Autorin persönlich assistierte den Vorgängen, die sie beschreibt — und wurde trotzdem nicht kurzsichtig. Da hockt Tant Adelheid. Sie ist Hauswart, beteiligt sich im Versammlungssaal des ehemaligen Vereins christlicher junger Männer rege an den Luftschutzübungen, jagt den alten Pütz herauf und herunter, bis er fast erstickt — und ist sehr glücklich, wenn ihr Führer schwitzt; im Schweiß seines Angesichts soll er sein Volk verführen. Der Schriftsteller Algin Moder, der Eigenname ist zugleich Gattungsname einer neu-deutschen Profession, sieht etwas wie Konrad Veidt im Kino aus. Aber kein Morphem und keine Dämonie hat ihn ausgehöhlt, sondern die Entziehungskur, welche die Reichskulturkammer mit den Ihren vornimmt. Sie entzieht ihnen das Fühlen, das Wollen und das Denken; sie säubert ihre Leute innerlich so lange, bis drinnen alles weggesäubert ist. Der Stürmer-Mann, der die Methode zur Erforschung des unbekannten Juden gefunden hat, zeigt dem Breslauer strahlend die findige Rute; bei Breslauer schlägt sie nicht aus — ist der Breslauer vielleicht kein Jude? Man findet diese Herren und Damen weder im „Völkischen Beobachter“ noch auf den Seiten der Blätter, die ihn bekämpfen. Aber wenn erst alles vorbei sein wird, werden sie so aussehen; im Panoptikum der Nachwelt. Die Dichterin hat sehr großen Abstand genommen, was sie als Dichterin legitimiert. Sie sieht schärfer, als alle die tausend Reporter, die am liebsten ihre Augen auf das Objekt legen.

Eine Neunzehnjährige ist die Kamera, in der jene Bilder entstanden sind. Diesem melancholischen Mädels fehlt ein Schatz; und der, den sie schließlich hat, macht ihr Kummer, weil er einen völkischen Denunzianten erledigt hat. So kommt sie aus einer leichten Trübe nie recht heraus. Der ganze

Feuerzauber drumherum ist ihr ziemlich unverständlich. Ab und zu ist sie etwas lyrisch, gelegentlich auch ein bißchen tumb — so ein ganz klein bißchen Fräulein Parsifal. Aber dann... also da ist ein ganz seltsames Ich zusammengebaut: in dem verwehten Backfisch entsteht eine Welt, die etwas großartig Freches hat, etwas messerscharf Geschnittzes und überlebensgroß Koloriertes. Der Leser denkt: wie kommt dies etwas bleichsüchtige Mädel zu diesem Teufelsblick. Ja, es gibt zwei Erzählerinnen in dem einen Ich: die eine heißt Sanne ohne Nachnamen, die andere Irmgard mit dem Nachnamen Keun. Auf die einsame Sanne mitsamt ihrem Franz, einem etwas schlappen Christus, der einen Mord begeht, hätte man auch ganz gut verzichten können. Die Irmgard Keun aber illuminiert herrlich den Schimmel, der auf einem großen Volke liegt. Sie hält eine phantastische Parade ab über eins der tausend Bataillone kleiner grauer, deutscher Pilze. Sie sehen nur grau aus, wenn man nichts will, als sie abkratzen. Aber seht nur hin: der eine hat einen Schnurrbart und der andere ein kleines, lustiges Herz. Es ist unendlich komisch, daß der Schimmel aus tausend winzigen Individuen besteht; zum Beispiel aus diesen jungen Herrn Küppers, die ihre Frauen mit nationalsozialistischen Vorgesetzten ertappen, sehr gleichmütig, aber sich drei Wochen später zornig und voll Scham von ihnen scheiden lassen, weil sich herausgestellt hat, daß sie eine jüdische Großmutter haben. Sanne und Franz verschwinden im Nebel des Exils. Irmgard schickt ihnen einen kleinen Nachruf hinterher: „Armer Emigrant. Glatt und hart wie eine Kastanie wird jedes Land für dich sein. Dir selbst wirst du zur Qual werden und anderen Menschen zur Last. Die Dächer, die du siehst, sind nicht für dich gebaut. Das Brot, das du riechst, ist nicht für dich gebacken. Und die Sprache, die du hörst, wird nicht für dich gesprochen.“

Aber auch die frankfurter und kölnere Sprache wurde nicht mehr für Sie gesprochen, Irmgard Keun! Ihr Exil begann bereits auf der Zeil.

Bruno Frank: „Der Reisepaß“  
Querido Verlag, Amsterdam

Bruno Frank beginnt stürmisch dort, wo Irmgard Keun melancholisch endigt: mit dem Schritt über die Grenze. Er schildert nicht nur das Deutschland, das ferne, das ihm so nahegeht, sondern auch schon, als einer der ersten, das Exil, in dem er lebt. Voll von gutem Haß, von ungebrochenem Willen zum Kampf und von schöner Dankbarkeit gegen die Kameraden drinnen und draußen — hat er einen etwas problematischen Roman geschrieben.

Die deutschen Prinzen der Weimarer Republik blühten in vielen Farben. Franks Prinz arbeitet über Goya; und als gute nationale Männer des „Stahlhelm“ den humanen und aufsässigen Wettiner-Sproß zum „Volkskönig“ machen wollten, zum Gegenkönig, sagte der bescheidene, junge Mann nicht Nein. Die Gestapo schnappte die ganze Gesellschaft, setzte Hoheit an die



tschechische Grenze und bearbeitete seine Untertanen mit Stahlruten. Bruno Frank kann den Blick nicht losreißen von den mordenden Horden. Er schreibt die Geschichte der deutschen Schande noch einmal auf — er schreit, klagt an, verurteilt; es ist in seinen heißen Worten auch viel Erregung über die gleichgültige Welt. Aber das beste gelingt ihm, wo er, wenn man so sagen darf, nicht die primären, sondern die sekundären Greuel gestaltet: die Opfer, die nicht mit dem Hammer, sondern auf administrativem Wege erledigt werden; da sieht man nicht das rinnende Blut — und eines Tages ist einer ausgeblutet. Vielleicht ist die gefühlteste und bestgeformte Figur des Buches der berühmte alte Kunsthistoriker Rotteck, der in Prag versteint. Die schwarze Sonne des Hitlerreichs blendet den zornigen Beobachter so stark, daß er eine gute Anschauung nur von dem gewinnt, was am Rande der Verheerungen liegt.

Ist es schon eine sehr schwere Aufgabe, das Deutschland dieser Tage abzubilden, so ist die Darstellung der Emigration ein tolles Wagnis. Ich gestehe, daß mir manche Partie des Frankschen Experiments recht fragwürdig vorkommt. Ich begreife zum Beispiel nicht recht die Funktion des Abschnitts über die Trauer des englischen Volks um seinen König in einem Roman der deutschen Emigration von 1933; auch ist vielleicht manches zu idyllisch gezeichnet — vor allem der größte, der härteste, der furchterregendste Quäler unseres Exils: der Reisepaß höchstpersönlich. Franks Buch hat einen herrlichen Titel für einen Emigrantenroman von heute; leider wurde dieser Titel nicht zum Zentrum des Buches — und die Episode, deren Mittelpunkt er ist, ist zu ausgefallen.

Aber was man auch vermissen mag an diesem ersten Abbild des Daseins der Ausgewanderten — das Buch strömt eine solche Wärme des Herzens aus, daß man sich fast scheut, auf seine Unvollkommenheiten zu ausführlich hinzuweisen. Es ist ein ehrfürchtiges Denkmal für alle Deutschen, die drinnen und draußen leiden, die drinnen und draußen weitermachen, als hätten sie nicht in die Hölle geblickt. Und es ist ein wundervoller Dank an die neue Heimat. Sie heißt im Buche Franks nicht England, nicht Frankreich nicht Schweiz, nicht Tschechoslowakei; sie heißt: Britisches Museum, der Eigenname ist ein Gattungsname. Der Hymnus auf das Britische Museum ist eins der rührendsten Zeugnisse einer Menschenrasse, die nicht den Revolver entschert, wenn sie das Wort Kultur hört, sondern vielmehr ihre Schmerzen vergißt. Sie haben ihre Bibliotheken verloren und sitzen nun plötzlich zwischen vielen Millionen Bänden, als wäre ihnen das Vaterland wiedergeschenkt. Viel ist zugrunde gegangen — aber in einem Asyl sind sie dennoch geborgen, die Schutzfliehenden: in dem heiligen, jahrtausende alten Heim menschlicher Kultur. Die andächtigen Seiten, die dem großen londoner Büchertempel gewidmet sind, bilden den echten Abschluß vor dem etwas farblosen happy end.

In diesen Tagen feierte Bruno Frank, dessen „Cervantes“ eines der schönsten Bücher der deutschen Emigration ist, seinen fünfzigsten Geburtstag. Die beglückende Dankbarkeit, die er in seinem neuen Buche verströ-

men läßt, empfinden wir auch gegen ihn. Wir sind sehr froh, daß er unter uns ist: ein Kamerad von großem Zorn, von unerbittlicher Streitbarkeit und von schöner Ehrfurcht vor den edelsten Mächten der Menschheit.

Bernard von Brentano:  
„Prozeß ohne Richter“  
Querido Verlag, Amsterdam

Das Land, in dem dieser Prozeß ohne Richter stattfindet, wird nicht mit Namen genannt. Die Menschen dieses unbekannten Landes heißen Klitander, Oront und Alzest. Die Straßen, über welche diese Menschen schreiten, sind die Tulpenstraße und die Rosenstraße. Die Ministerien nennen sich: Ministerium für Volksbildung und Gesundheit oder Ministerium für die Sicherheit des Staates. Weshalb nur so geheimnisvoll? Man wüßte ganz gern, ob sich hinter dieser streng durchgeführten Anonymität nur Vorsicht oder der Wille zur Mehrdeutigkeit verbirgt.

Das ungenannte Land hat harte Herren, die „nach asiatischen Methoden“ regieren. Ihr Regime führt den Beinamen „autoritär“; womit, nach den vom Verlag beigegebenen Erläuterungen, eine Herrschaft verstanden sein soll, welche „die Politik über den Menschen stellt“. Weshalb um alles wird das Kind nicht bei Namen genannt? Soll sich die Welt, je nach Geschmack, vorstellen dürfen, welches Kind eigentlich gemeint ist? Es gibt nämlich sehr infame Äquivocationen: sie bringen schwarz und weiß auf den Generalnennen Farbe, so daß, wenn jemand sich drücken will um das Bekenntnis schwarz oder weiß — er „farbig“ sagt. Oder sind wir schon so mißtrauisch wie Klitander, also zu mißtrauisch? Bisweilen wird nämlich auch das Land eindeutig bestimmt: seine „autoritäre“ Regierung, die „den alten Buchstaben des verewigten Parteiprogramms“ immer wieder litaneihaft vorbetet, erzieht ihre Jugend „im Geiste des Friedens zu rasenden Infanteristen“.

Unter so verzwickten Chefs ist das Leben naturgemäß recht kompliziert. Deshalb pflegt man in der Tulpen- und auch in der Rosenstraße nicht laut zu reden; denn jeder Fehler ist weniger schwer, wenn er sich auf leisen Sohlen in die Welt schleicht. Klitander, Professor der Mathematik, gehört zu jener Sorte neuester Landesprodukte, von der bisher so wenig gesprochen worden ist — weil diese Klitanders, ihrer Art entsprechend, alles dransetzen, den dichten Wall des Schweigens nicht durchdringen zu lassen. Deshalb ist es ein guter Einfall gewesen, diesen Stummsten der Stummen eine Zunge zu geben. Die Klitanders kämpfen nicht und fallen doch — das ist ihre Historie. Sie wollen nicht über Zustände reden, die doch unabänderlich sind. Sie trauen sich nicht, gegen den ganzen Staat recht zu haben. Und sie sind nur deshalb keine Pessimisten, weil der Pessimismus nach amtlicher Verlautbarung staatsfeindlich ist.

Dieser Menschenschlag ist gut getroffen. Das Klima, in dem er wurde, ist akkurat so, wie hier beschrieben; man braucht nicht drüben zu sein, um zu sehen, wie sie die Wände erst auf ihre Dicke beklopfen, bevor sie das erste

Wort artikulieren. Aber gerade das leichteste ist nicht geglückt: die Erfindung einer Fabel, die zeigt, wie Leviathan dazu kommt, ausgerechnet so ein kleines, saftloses Häppchen herunterzuschlingen. Brentano dachte sich eine Geschichte aus, die nie passiert ist und nie passieren wird.

Der Universitätsprofessor bekommt von seinem Ministerium den Auftrag, die Leistungen der Schüler eines Gymnasiums zu begutachten. Er schreibt über das Examen *soso*, ganz günstig. Das Ministerium, das ein vernichtendes Attest braucht, um einen Haufen mißliebiger Schulmeister auf den Kehricht zu werfen, wirft nun den unbequemen Gutachter dazu. So kann es nicht gewesen sein! Das Ministerium hätte sich, wollte es nicht gerade den Klitander hereinlegen (und weshalb den Klitander? und nicht zum Beispiel den Alzest?), nur sichere Kantonisten, nur Spießgesellen zur Begutachtung geholt. Brauchte es aber gerade diesen Klitander, so hätte man ihm bestimmt einen Wink gegeben, wie er sich zu verhalten hat — und er hätte sich dann eben verhalten. Auch die Tyrannis hat ihre Logik; der Fall Klitander ist nicht der Fall eines „autoritären“ Staates, sondern schlechthin sinnlos.

Trotzdem ist diese Erzählung, die sich „Roman“ nennt, nicht ohne Reiz: nicht nur in der Darstellung des Milieus und eines seiner traurigen Produkte, sondern auch in der Sprache, die in ihrer Unglätte erfrischend wirkt. Hätte die Geschichte nur geschlossen mit der Abholung Klitanders ins Konzentrationslager! Aber der Erzähler war, man kann es verstehen, sehr aufgebracht über die Affäre, die man seinem Mann da angehängt hat. So ließ er sich hinreißen, der Frau Klitander einen widerwärtigen Racheakt anzudichten und den Professor, nach einem auch für den Leser unergiebigen Aufenthalt im Konzentrationslager, in einen farblosen Freitod zu schicken.

*Klaus Mann: „Mephisto“  
Querido Verlag, Amsterdam*

Deutschland im Bezirk des Theaters, vor und nach der Machtergreifung. Die Lebensgeschichte eines Schauspielers, der unter der Republik groß wurde und im Dritten Reich die Gipfel der Halbgötter erklimmte; ein schönes Beispiel, wie schon gesagt, für die Kontinuität der deutschen Fäulnis über eine angeblich weltgeschichtliche Zäsur hinaus. Mephisto phosphoresziert in den blendenden Lichtern der Hölle — und auch Klaus Manns Stil phosphoresziert, solange er es nicht unternimmt, den blühenden Sumpf auszuloten. Überhaupt ist alles klar und schön, wo von außen, oft in wenigen Sätzen, die Koryphäen des republikanischen Theaters abkonterfeit werden: Reinhard und Sternheim und das ganze Geschlecht der kleineren Götter. „Alle Personen dieses Buches stellen Typen dar, nicht Porträts“ — lautet das lakonische Nachwort ohne Recht! Nur die nicht gelungenen Figuren sind Typen; die gelungenen sind wesentliche Porträts. Fast jeder Ro-



man ist ein Schlüssel-Roman; es ist nicht entscheidend, ob der Leser die Originale wiedererkennt oder nicht.

Problematisch wird dieser Schlüssel-Roman erst dort, wo Klaus Mann nicht mit gültigem Blick seine Figur packt, sondern mit *unkontrollierbarer* Zuneigung oder Abneigung Figuren seines Lebenskreises retouchiert. Es ist nicht wichtig, daß jemand, der zufällig das Urbild mit dem Abbild vergleichen kann, die Verzeichnungen feststellt. Aber die verzeichneten Figuren werden auch für den unvoreingenommenen Leser blaß und rätselhaft. Ich habe zum Beispiel eine sehr herzliche Sympathie für die Barbara; aber niemand wird glauben, daß sie den Mephisto nur aus Mitleid und Neugier geheiratet hat. Weshalb hat sie ihn geheiratet? Weshalb ist sie so lange bei ihm geblieben? Der Autor schweigt. Er schweigt auch über eine Reihe anderer Figuren aus dieser Ecke; sie werden nicht so klar, weil der Autor ihnen nicht so unvoreingenommen gegenübersteht wie zum Beispiel dem Mephisto.

Aber das ist nicht der entscheidende Fehler dieses sehr unterhaltenden und in vielen Partien vortrefflichen Buches. Klaus Mann glaubt, aus einem ehrenwerten Impuls heraus: man muß sich immer wieder bekennen; so schildert er politische Situationen, Kommunisten und Nationalsozialisten, sagt das Übliche und klagt das schlechte Deutschland mit Recht an. Und erleidet gerade an diesem Punkt immer wieder eine (ehrenvolle!) Niederlage. Denn er hat eine runde Anschauung von dem Professor und von der Theaterkantine — aber nicht von den Roten und nicht von den Braunen. Man vergleiche nur die Hochzeit des Ministerpräsidenten in seinem Buch und die frankfurter Visite des Führers im Buch der Keun. Sie setzt den Gott in die richtige Distanz, weil sie ihn sehr nahe gesehen hat. Er schildert diese Menschen zu nah, weil sie ihm sehr fern sind. So wird er hier konventionell, Nachschreiber verbrauchter Worte — während eine Szene zwischen dem Dramatiker und dem Schauspieler wirklich erstmalig ist.

Es ist die erste Pflicht eines Schriftstellers, nur zu machen, was er kann. Klaus Mann wäre kein schlechterer Kämpfer, wenn er zum Schluß nicht den roten Fassadenkletterer Gericht abhalten ließe. Die politische Wirkung dieses Buches wäre stärker.

Und das gilt nicht nur für Klaus Mann.

Ernst Erich Noth: „Der Einzelgänger“  
Schweizer Spiegel-Verlag, Zürich

Der Einzelgänger Günther Stein geht durch ein Deutschland, das gerade seine Leute zum Bürgerkampf gruppiert. Es ist ein sehr systematischer Gang; Günther nimmt die Parade ab über das Intermezzo zwischen dem Zweiten und dem Dritten Reich.

An der Spitze marschiert der sozialdemokratische Bürgermeister. „Was wissen Sie vom engen Rahmen der Möglichkeiten“, flüstert er dem strengen Kritiker zu; und Frau Bürgermeisterin schwätzt viel von einem ethischen Le-

ben. „Die Welt bedarf der Liebe und nicht des Schwertes“, predigt der Pädagoge. Und der alten Generation hängt aus dem alten Mund der alte Spruchzettel: wer tüchtig ist, kommt immer noch vorwärts. Das wäre die erste Gruppe.

Folgt das kuriose Grüppchen der Kommunisten. Else verkündet, daß es in dieser schweren Zeit ein Privatleben nicht geben dürfe — und verzehrt sich in Sehnsucht nach ihrem Genossen, der sie übersieht. Ein Jüngling muß nach St. Moritz, weil sein Alter es will; er aber begibt sich nur ungern in die „Hochburg des Kapitalismus“. Die Kommunistin spricht: „Es ist das klarste, geschlossenste System, das umfassendste Weltbild, das es für den Menschen gibt.“ Der Einzelgänger antwortet: „Eben deshalb überzeugt es mich nicht. Ihr vernachlässigt den Menschen.“ Das wären die Uniformen der einen.

Und dann die anderen. Ein wendiger Bode, ein abenteuernder von Bonim, unempfindliche Rohlinge — und ein Werner, der, nach dem Generalplan dieses Romanes, den ehrlichen Nazi zu spielen hat — das sind die Gegner. In diesem Zug, der vor dem Einzelgänger defiliert, ist niemand vergessen — selbst das Lumpenproletariat marschiert am Feldherrnhügel vorbei: es pflegt in der Regel auf der Landstraße zu liegen und zu klauen; wohingegen der Jude schwerblütig ist und Prügel bekommt.

Was will der Einzelgänger eigentlich? „*Er möchte sich die Möglichkeit erhalten, ein Zeitgenosse zu sein — und niemals Genosse sonst.*“ Das klingt pikfein! Aber: weshalb möchte er eigentlich Zeitgenosse sein? Seine „Zeit“ besteht doch nur aus Gespenstern, die dem Gaurisankar des deutschen Zeitungspapiers entstiegen sind. Dieser Einzelgänger reagiert nie lebendig, sondern immer nur mit den toten Worten toter Versammlungsredner. Dieser Einzelgänger ist ein Massengänger; er ist geistig vermasst — auch ohne politisches Abzeichen. Zum Schluß meint der gute Nazi, der den Freund Einzelgänger viel zu ernst nimmt: am Ende seines Weges stände die Verzweiflung. Der Einzelgänger wehrt stolz ab. Was aber steht am Ende des Weges? „Die Einsicht, die reif macht, das Leben zu ertragen.“ Um zu dieser Weisheit zu kommen, hat er also das gesamte Weimarer Deutschland veranlaßt, an ihm vorbeizuziehen.

Der Einzelgänger in einer Zeit, in der man nur zu Millionen geht, ist ein sehr großes Thema. Aber interessant ist wahrhaftig nicht jener Wichtigtuer, der noch nicht einmal reif ist, im Gleichschritt zu gehen, weil er vorläufig noch zu der schlechtesten aller Massen gehört — zu den Phrasendreschern.

Ernst Erich Noth ist noch sehr jung, einer der jüngsten Schriftsteller dieser Emigration; und nicht ohne Begabung. Den hohen Anspruch, ein Einzelgänger zu sein, muß man vielleicht seiner Jugend zugute halten.

*Ludwig Marcuse*

## DER NACHLASS EINES FRÜHVOLLENDETEN

*Silvius Hermann: Nachlaß*  
(Aufsätze, Briefe, Gedichte)  
Malik-Verlag, London 1936

In einem Bändchen von 191 Seiten wählen die Freunde eines mit einundzwanzig Jahren gestorbenen deutsch-rumänischen Studenten in Prag das aus, was sie als „typische Dokumente unserer Zeitwende“ als für eine breitere Öffentlichkeit wertvoll ansehen. Jedem, der dies Büchlein zuerst durchblättert, wird sich der Vergleich mit Lily Brauns Sohn Otto aufdrängen, dessen nachgelassene Schriften einst so großes Aufsehen erregten. Aber der Vergleich ist nur äußerlich. Otto Braun war ein „Wunderkind“ mit all den Künstlichkeiten und Schwächen, die diese Spezies unter dem glanzvollen Flitterwerk der Frühreife verbirgt. Anders Silvius Hermann. Der Nachlaß bietet uns kein Feuerwerk von Geistesblitzen eines zwölfjährigen Kindes, keine griechischen Tragödien und Oden eines Vierzehnjährigen. Wir sehen einen Menschen, der sich der geistigen Reifezeit nähert, mit den wichtigsten Problemen seiner Gegenwart kämpfen. Der Neunzehnjährige beantwortet die Frage einer rumänischen Zeitung „Was ist Ihr Lebensideal?“ mit einer Charakteristik der modernen Jugend, in der es heißt: „Die Jugend, die sich nicht mit Bridge und Tennisklub, Fußballidealismus, Detektivromanen und Tanzunterhaltungen über die gesellschaftlichen Probleme der Zeit hinwegsetzt, muß eine rücksichtslose Kritik am Bestehenden vornehmen. Sie muß so viel Gemeinschaftsgefühl haben, um sich die Aufgabe der Umgestaltung des bestehenden gesellschaftlichen Systems zu stellen, und so viel Mut, diese Aufgabe durchzuführen.“ — Er sieht die Krise der Intelligenz. „Wir jungen Intellektuellen haben in dieser kapitalistischen Welt kein Vaterland mehr, Tausende von Privatangestellten, von Bank- und Staatsbeamten befinden sich im Zustand der Verelendung und Proletarisierung. Hunger ist ihr Los. Professoren, Advokaten, Ärzte, Techniker und Studierende aller Berufe haben keine Zukunft, weil sie keine Arbeitsmöglichkeit haben.“ Er interessiert sich für das Gefüge, für die Geschichte dieser ihn umgebenden kapitalistischen Welt. „Die Weltwirtschaftskrise hat die Machtlosigkeit der offiziellen Wissenschaft gegenüber den Erscheinungen des kapitalistischen Zusammenbruches erwiesen, während auf der andern Seite die Lebensfähigkeit des sozialistischen Systems durch die Erfahrungen der proletarischen sozialistischen Aufbauarbeit in der Sowjetunion bestätigt wurden. Die Anschauungen der Sozialdemokratie (Naphtali, Renner u. a.), denen zufolge sich das kapitalistische System zum organisierten Kapitalismus entwickeln werde, haben ebenso Schiffbruch erlitten, wie die von Kautsky in den antibolschewistischen Schmähschriften geäußerten Meinungen.“ Der zwanzigjährige Medizinstudent aus bürgerlichem Hause kommt folgerichtig zu Marx (dessen Schriften er eifrig studiert) und zur Erkenntnis der weltgeschichtlichen Umwälzung in der sozialistischen Sowjetunion. Eine kleine



Studie „Die Aufgaben der marxistischen Wissenschaft“, „Die Ware als geschichtliche Erscheinung“ und ähnliche soziologische Betrachtungen zeigen, daß er tief in das Verständnis dieser seinem Fachstudium fernliegenden Fragen eingedrungen ist. Probleme der Sowjetgegenwart nehmen großen Raum in seinem Denken ein. Er schreibt über die Kulturrevolution in der Sowjetunion, über die Ergebnisse der sowjetischen Nationalitätenpolitik, die ihn als eines der unglücklichen Opfer der nationalen Zerrissenheit Südosteuropas besonders berührt, über Strafe und Strafvollzug in der Sowjetunion, über Sowjetfilme u. a. Der drohenden Gefahr des Nationalsozialismus wendet er seine Aufmerksamkeit zu, bekämpft die unsinnige Rassenlehre der deutschen Faschisten. Zum hundertsten Todestag Hegels (1931) schreibt er einen interessanten Aufsatz „Klassenkampf um Hegel“, in dem er zu der Schlußfolgerung kommt: „Die gegenwärtige hegelianische Bewegung verpflichtet sich zu einem beträchtlichen Teil mit den sozialen Bewegungen der Zeit, hat eine starke innere soziale Unterlage. In der heutigen Periode hervortretender Verstärkung des Kampfes zweier Systeme nimmt die Verschärfung des Klassenkampfes auf dem Gebiete der Wissenschaft und Philosophie immer deutlichere Formen an. Ein Prozeß der Faschisierung der Wissenschaft und Philosophie geht vor sich; auf demselben Boden jedoch ringt man um einen neuen Aufschwung der Wissenschaften und der Technik, um eine grundlegende Umgestaltung der gesamten geistigen Welt auf der Grundlage des dialektischen Materialismus.“

Daneben zeigt uns der Band, daß dieser Frühvollendete eine weiche, sich in die Schönheiten der Natur einfühlende Seele hatte. Das klingt aus dem Aufsatz über Lenau hervor, und mehr noch aus den Gedichten, die den Schlußteil des Büchleins bilden. Stärker als die lyrischen Gedichte sind aber die unter dem Titel „Der Ruf der neuen Welt“ zusammengefaßten „Zeitgedichte“. Das „Los der Arbeitslosen“ beginnt:

*Ein Posten ist ausgeschrieben,  
bitte, wählen Sie nach Belieben,  
auf Einen kommen Zehn!  
Ein Straßenkehrer wird aufgenommen!  
Vierzig Doktoren sind gekommen.  
Zieh mal die Konsequenz: Krise der Intelligenz...*

Doch diese jugendfrische Kämpfernatur versinkt nicht in Resignation. Das Gedicht „Die Hände“ klingt aus in den Ruf:

*Wir heben die schwieligen Hände:  
Die Willigkeit ist vorbei!  
Wir ballen die schwieligen Hände,  
und schlagen uns tausendfach frei!*

Den Nachlaß eines „Frühvollendeten“ nannten wir dieses Bändchen. Dabei fassen wir das „frühvollendet“ mehr zeitlich auf als geistig. Seine Entwick-

lung war noch keineswegs vollendet; doch ist die Richtung eindeutig, unmißverständlich angegeben. Und was dieses Buch so wertvoll macht, ist nicht das einmalige Schicksal, das sich darin ausspricht, sondern: daß es wirklich ein Zeichen der Zeit ist. Silvius Hermann gehörte zu den besten Vertretern der jungen bürgerlichen Intelligenz, die sich von dem Grauen der sie umgebenden kapitalistischen Welt, der Welt des Hungers und des Krieges, nicht erdrücken lassen. Die mutig und ehrlich den einzigen Ausweg suchen, der sich finden läßt. Sein Bekenntnis zum antifaschistischen Kampf, zum Sozialismus und zur Sowjetunion, ist das Bekenntnis, das heute tausende und abertausende junger Intellektueller in allen Ländern der Welt ablegen, weil es das Bekenntnis zur Wahrheit, zur Zukunft ist.

Walter Haenisch

## „GEFÄHRTEN MEINES WEGES“

Romain Rolland:

„Gefährten meines Weges“  
Humanitas-Verlag, Zürich

Romain Rolland schenkt seinen Lesern ein neues Buch, ein Bekenntnisbuch. Dieses Buch umfaßt Essays, die in den Jahren 1900-1935 entstanden sind und jetzt deutsch unter dem Titel „Gefährten meines Weges“ erschienen. Hier erstehen in ihrem Schaffen und Suchen Shakespeare, de Coster, Goethe, Gobineau, Renan, Spitteler, Hugo, Tolstoi, Lenin; und was diese Gefährten dem arbeitsreichen Leben Romain Rollands waren, das zeichnet der große Dichter in seinen Selbstbekenntnissen zu diesen Genien mit der festen Hand des Wahrheitssuchers, der Mystik, falschen Idealismus und „die weichen Träume dekadenter Kunst“ rücksichtslos beiseiteschiebt, sich mit der Wirklichkeit vermählt, um im ständigen Bemühen Traum und Tat, Leben und Erkennen gewissenhaft in den Dienst für die Gerechtigkeit, in den Dienst für die Menschheit zu stellen. „Das Leben liegt in der Gemeinschaft der Menschen; sie gilt es umzubilden“, ruft er aus. Unnachsichtig prüft er die Schlagworte des „falschen Idealismus“:

„Ich bin mißtrauisch gegen Schlagworte wie: Mensch, Kunst, Individuum, Natur, Seele. Diese Götzen müssen enthauptet werden! Ich weiß nicht, was das ist: Freiheit; ich weiß, was freie Menschen sind. Ich weiß nicht, was das ist: Seele; ich weiß, was lebendige Menschen sind.“

„Vor allem die Wahrheit!“ „Krieg der Lüge!“, diese Worte die Rolland vor nunmehr 37 Jahren riederschrieb, sind der Schlachtruf, der als Leitmotiv durch das ganze Buch geht, nie ermüdet, nie verzweifelt, in den man-

nigfachen und unsterblichen Schöpfungen seiner Weggefährten ihm neu erklingt.

Dieses ungestüme Ringen nach ehrlicher Erkenntnis der Wirklichkeit trägt Romain Rollands Schaffen und Denken zu den Höhen aufrechten Kämpfertums, das ihn im Schlußkapitel „Lenin: Kunst und Tat“ ausrufen läßt:

„Es tut not, offen zu sein. Die sehr große Majorität der bürgerlichen Schriftsteller, die sich apolitisch nennen, sind es nicht, durch den einen Umstand, daß sie keinerlei Bedürfnis fühlen, eine bürgerliche Ordnung umzustürzen, deren Vorrechte der Eigenliebe, wenn nicht des Geldes, die ihnen schlauerweise gewährt werden, um sie besser zu zähmen, sie im Grunde ihres Herzens beibehalten möchten.“

Und in Romain Rollands Erkenntnis nimmt die Lehre Lenins Gestalt an, wenn er in seinen Aufsätzen von 1935 schreibt:

„Solange wir in einer aus Klassen aufgebauten Gesellschaft leben, gibt es und kann es auf allen Gebieten des Geistes keinen Gesichtspunkt geben, der nicht der einer Klasse wäre. Ob es die Literatur will oder nicht, sie ist den Interessen und Leidenschaften des sozialen Kampfes unterworfen, sie ist nicht und sie kann nicht frei sein von dem Einfluß einer Klasse; alles ist den Einflüssen der kämpfenden Klassen unterworfen, und hauptsächlich dem Einfluß der herrschenden Klasse, die über die wirksamsten und verschiedensten Mittel verfügt, um zu überreden oder zu zwingen. Selbst die größten der Schriftsteller, die ganz Seltenen, die durch ihre Charakterstärke unabhängig von den Vorurteilen und der despotischen Meinung sind (oder es zu sein glauben), die die Gesellschaft ihrer Zeit beherrschen — selbst jene gewaltigen, schöpferischen und kritischen Persönlichkeiten sind nicht und können niemals von der Atmosphäre ihrer Zeit losgelöst sein.“

Mit scharfem Blick, mit der Leidenschaft eines reinen Herzens und der großen Gabe seines Talents läßt Romain Rolland seine Geistesbrüder, seine Weggefährten aus der Vergangenheit gegenwartsnah werden und unbestechlich gesellt er sich in die brüderliche Gemeinschaft der Kämpfenden für eine neue Zukunft und ein freies Menschengeschlecht. Wenn er sein Buch schließt:

„So vermählen sich die großen Künstler, die Leonardo und die Tolstoi, mit den lebendigen Formen der Natur. So vermählen sich die Meister der Tat, die Lenin, mit den Gesetzen des sozialen Lebens und seinem Rhythmus, mit dem *élan vital*, der schöpferischen Lebensschwungkraft, die den immerwährenden Aufstieg der Menschheit antreibt und unterhält“,

so wissen wir, daß der große Dichter Romain Rolland an ihrer Seite steht als einer der Ihren, die mit dem beglückenden Leuchten ihres Wissens uns den Weg erhellen.

Maria Arnold



*Johann Gottfried Herder*

(1744—1803)

## GEDANKEN UND AUSDRUCK IN DER POESIE

„Jetzt bitte ich einige Dichter etwas beiseit, mit denen ich ein Wort zu sprechen habe. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdrücke so sehr klebt, so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) für ihn muß der Gedanke zum Ausdrücke sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umzieht, sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnt, und so ist's für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken — Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, ja an sich unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung eigentlich und überläßt den toten Gedanken das Gebiet der toten Sprache. Nun, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt malen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen; du sollst schreiben, daß man es fühlt, und sollst dem wahren Ausdruck der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Tränen benetzen, daß die Tinte zerfließt; du sollst deine ganze lebendige Seele in tote Buchstaben hinmalen und parlieren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht *sagen*, sondern *sprechen* muß, daß man mir glaubt, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andere fühlt, daß hier der eigentliche *Ausdruck* unabtrennlich sei, du mußt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du mußt den ganzen Ton deiner Empfindung in den Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken; du mußt ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihilfe spreche, sie erfülle und durch sie sich zum Herzen grabe; du mußt Einfalt und Reichtum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewirken, was du durch die Sprache des Tons und der Gebärden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrücke, nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Teile, im Fortgange derselben und im Ganzen! Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete; in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdruckes offen

stand: daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln, die aber unsere süßen Herren verspotten und nährisch finden; daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete; der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte und als eine Tochter der Künstelei ansah; der Fluch, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben; kurz, wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten, nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denkt und spricht und handelt. Daher rührt das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke abgesondert, behandelt wird; daher rührt jener Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für notwendig habe halten können, in Poesien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren und in Alten unverbunden zu zergliedern, desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! Verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hindernis. — Verhält er sich wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug; die Farbe und glatte Haut macht niemals die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget? Wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen; ein paar Zwillinge, die, zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespeares Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein platonisches Märchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer solchen Seele sei, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich setze ihm schöne Sokratische Bilder zusammen und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide ineinandergeflossen sind: wie werde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir recht gäbe und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid und den Putz des Kostüms, in die schönen Fingerspitzen der Chine-

senschönheiten, in den blendenden Teint französischer Wendungen oder in das oft überladene Kolorit britischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter war die Empfindung wie die Seele des Plato heruntergesandt in den Schoß der irdischen, einfältigen Natur. In dem Schoß dieser gesunden und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie, ohne Gefühl gewaltsamer Störungen, ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug: als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung; sie brachte die Frucht zur Reife; sie vollführte den Palast ihrer Wohnung; ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz, der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter; er ward in ihrem Schoße reif, ohne gewaltsame Gärungen und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebärerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir; willst du ihn als ein totes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern und umarmen eine kalte Bildsäule; willst du im Ausdrücke ohne Gedanken Schönheit finden? Dann bist du ein elender, kurzsichtiger, fühlloser Betrachter! — Nein! Siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß soviel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — (Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des toten Rhythmus; denn wenn du da trockene Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll, so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker oder Tagelöhner.)

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildnis abdruckt; siehest du den ganzen Ausdruck als einen Boten des Gedankens und als den Palast, den seine ganze Größe erfüllet, so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winkelmann siehet, wenn er bei dem Apoll im Belvedere, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen gerät; du wirst mit dem Auge deine Hand leiten, mit welchem die Menge die Schönheit siehet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrücke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde und es meinen Lesern vor Augen stelle. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrücke paaret, so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des



Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte; die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte; die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners; alles wird ein Gegenschein von einem Urbilde und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zusammen betrachte, soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper? — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Körper herausblickt, wo Sehnen wie Stricke und Adern wie unreine Kanäle sich erheben und sichtbar fortlaufen, wo ein dürftiges, mißgeborenes, schmachthendes Werk uns Zittern oder Ekel oder Abscheu erwecket, so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängnis ward der Gedanke gesandt zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck voneinander zu trennen; und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.“

Aus den „*Fragmenten über die neuere deutsche Literatur*“

## DIE FREIEN DEUTSCHEN AN DER WOLGA

Ende April tagte in Engels, der Hauptstadt der Wolgadeutschen Sowjetrepublik, der X. Außerordentliche Sowjetkongreß, der die sozialistische Verfassung der Wolgadeutschen beriet und anschließend einstimmig annahm. Die Deutschen an der Wolga, ehemals rechtlose Kolonisten, sind durch die siegreiche Oktoberrevolution ein freies Volk geworden, sie haben eine autonome Republik im Bunde der Sozialistischen Sowjetrepubliken, eine eigene, von ihren Sowjets gewählte Regierung und pflegen mit Eifer ihre deutsche Sprache und nationale Kultur. Weit über die Hälfte des Staatsbudgets der Wolgadeutschen Republik wurde in den letzten Jahren für soziale und kulturelle Zwecke ausgegeben. Gab es unter dem Zarismus 178 Lehrer, so gibt es heute 3000. Jedes Kollektivdorf hat jetzt seine Schule. Das Analphabetentum ist restlos beseitigt. Die Wolgadeutsche Sowjetrepublik hat neben dem deutschen Staatstheater in der Hauptstadt Engels zwei Kolchos theater, deutsche Institute und Techniken, ein vorbildliches Sport-Stadion, mehrere große Schwimmbäder am Wolgaufer und eine eigene deutsche Rundfunkstation. Im laufenden Jahr werden außer Wohnhäusern neue Schulen, Badeanstalten, Kinos und Klubhäuser gebaut.

Die Regierung der Wolgadeutschen hatte zum X. Außerordentlichen Sowjetkongreß die deutschen Schriftsteller Fritz Brügel, Julius Hay, Willi Bredel und Hugo Huppert eingeladen. Heinrich Mann sandte aus Paris dem Kongreß telegraphisch seine Grüße. Wir bringen nachfolgend 12 Artikel aus der Verfassung der Wolgadeutschen, das Telegramm Heinrich Manns an den X. Außerordentlichen Sowjetkongreß und einige kurze Äußerungen jener Schriftsteller, die in der wolgadeutschen Republik weilten.

## ZWÖLF ARTIKEL

*aus der Verfassung (Grundgesetz) der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen*

ARTIKEL 1. Die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen ist ein sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern.

ARTIKEL 6. Der Boden, seine Schätze, die Gewässer, die Waldungen, die Werke, die Fabriken, die Gruben, die Bergwerke, das Eisenbahn-, Wasser- und Luftverkehrswesen, die Banken, das Post- und Verbindungswesen, die vom Staat organisierten landwirtschaftlichen Großbetriebe (Sowchose, Maschinen- und Traktorenstationen und dgl.) sowie die kommunalen Unternehmungen und der Grundbestand an Wohnhäusern und Wohnräumen in den Städten und Industrieorten sind Staatseigentum, das heißt Gemeingut des Volkes.

ARTIKEL 7. Die gesellschaftlichen Unternehmungen in den Kolchosen und den genossenschaftlichen Organisationen mit ihrem lebenden und toten Inventar, das von den Kolchosen und den genossenschaftlichen Organisationen erzeugte Produkt, ebenso wie ihre gesellschaftlichen Baulichkeiten bilden das gesellschaftliche, sozialistische Eigentum der Kolchose und der genossenschaftlichen Organisationen.

Jeder Kollektivistenhof hat außer dem Grundeinkommen aus der gesellschaftlichen Kolchoswirtschaft in persönlicher Nutzung ein kleineres Stück Hofland und als persönliches Eigentum eine Hilfswirtschaft auf dem Hofland, ein Wohnhaus, Nutzvieh, Geflügel und landwirtschaftliches Kleininventar — gemäß dem Statut des landwirtschaftlichen Artels.

ARTIKEL 84. Die Bürger der ASSR der Wolgadeutschen haben das Recht auf Arbeit, d. h. das Recht auf Erhalt garantierter Arbeit mit Entlohnung ihrer Arbeit nach Menge und Qualität.

Das Recht auf Arbeit wird gesichert durch die sozialistische Organisation der Volkswirtschaft, durch das stetige Wachstum der Produktivkräfte der Sowjetgesellschaft,

durch die Beseitigung der Möglichkeit von Wirtschaftskrisen und durch die Liquidierung der Arbeitslosigkeit.

ARTIKEL 85. Die Bürger der ASSR der Wolgadeutschen haben das Recht auf Erholung.

Das Recht auf Erholung wird gesichert durch die Kürzung des Arbeitstages bis auf 7 Stunden für die überwältigende Mehrheit der Arbeiter, durch Festsetzung eines alljährlichen Urlaubs der Arbeiter und Angestellten mit Beibehaltung des Arbeitslohnes und durch das in den Dienst der Werktätigen gestellte umfassende Netz von Sanatorien, Erholungsheimen und Klubs.

ARTIKEL 86. Die Bürger der ASSR der Wolgadeutschen haben das Recht auf materielle Versorgung im Alter wie auch im Krankheitsfalle und im Falle des Verlustes der Arbeitsfähigkeit.

Dieses Recht wird gesichert durch die umfassende Entwicklung der Sozialversicherung der Arbeiter und Angestellten auf Staatskosten, durch unentgeltliche medizinische Hilfe für die Werktätigen, durch das den Werktätigen zur Verfügung gestellte umfassende Netz von Kurorten.

ARTIKEL 87. Die Bürger der ASSR der Wolgadeutschen haben das Recht auf Bildung.

Dieses Recht wird gesichert durch die allgemeine obligatorische Elementarschulbildung, unentgeltliche Bildung einschließlich Hochschulbildung, durch das System staatlicher Stipendien für die überwältigende Mehrheit der Studierenden an den Hochschulen, durch Schulunterricht in der Muttersprache, Organisation der unentgeltlichen Produktions-, technischen und agronomischen Ausbildung der Werktätigen in Betrieben, Sowchosen, Maschinen- und Traktorenstationen und Kolchosen.

ARTIKEL 88. Der Frau in der ASSR der Wolgadeutschen stehen auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und gesellschaftlich-politischen Lebens die gleichen Rechte wie dem Manne zu.

Die Möglichkeit zur Ausübung dieser Rechte der Frauen wird dadurch gesichert, daß der Frau das gleiche Recht wie dem Manne gewährt wird auf Arbeit, Arbeitsentlohnung, Erholung, Sozialversicherung und Bildung, durch staatlichen Schutz der Interessen von Mutter und Kind, durch Gewährung von Schwangerschaftsurlaub mit Beibehaltung der Entlohnung, durch das umfassende Netz von Entbindungsheimen, Kinderkrippen und Kindergärten.

ARTIKEL 89. Die Gleichberechtigung der Bürger der ASSR der Wolgadeutschen auf sämtlichen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und gesellschaftlich-politischen Lebens, unabhängig von ihrer Nationalität und Rasse, ist unumstößliches Gesetz.

Jede wie immer geartete direkte oder indirekte Beschränkung der Rechte oder, umgekehrt, eine Festlegung direkter oder indirekter Bevorzugungen von Bürgern mit Rücksicht auf ihre Rassen- und nationale Zugehörigkeit, ebenso wie jegliche Propagierung einer rassenmäßigen oder nationalen Exklusivität oder eines Rassen- oder Nationalitätenhasses und der Mißachtung einer Rasse oder einer Nationalität werden gesetzlich geahndet.

ARTIKEL 90. Zum Zwecke der Gewährleistung der Gewissensfreiheit für die Bürger sind in der ASSR der Wolgadeutschen die Kirche vom Staat und die Schule von der Kirche getrennt. Die Freiheit der Ausübung religiöser Kultushandlungen und die Freiheit antireligiöser Propaganda werden allen Bürgern zuerkannt.

ARTIKEL 91. In Übereinstimmung mit den Interessen der Werktätigen und zum Zweck der Festigung des sozialistischen Systems werden den Bürgern der ASSR der Wolgadeutschen durch das Gesetz garantiert:

- a) die Redefreiheit;
- b) die Preßfreiheit;
- c) die Meetings- und Versammlungsfreiheit;
- d) die Freiheit von Straßenumzügen und -kundgebungen.

Diese Rechte werden dadurch gesichert, daß den Werktätigen und ihren Organisationen die Druckereien, Papiervorräte, öffentlichen Gebäude, Straßen, das Post- und Verbin-



dungswesen und andere materielle Bedingungen, die zu ihrer Ausübung notwendig sind, zur Verfügung gestellt werden.

ARTIKEL 95. Die ASSR der Wolgadeutschen gewährt Bürgern auswärtiger Staaten, die wegen Verfechtung der Interessen der Werktätigen oder wegen wissenschaftlicher Betätigung oder wegen nationalen Befreiungskampfes verfolgt werden, das Asylrecht.

### HEINRICH MANNS GRUSS

Der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen entbiete ich meinen Gruß und freudigen Glückwunsch. Der Außerordentliche Sowjetkongreß will die Verfassung der Republik beschließen. Sie scheint mir musterhaft durch die politische Freiheit und die soziale Gerechtigkeit, die von dieser Verfassung den Bürgern der Republik verbürgt werden. Die Wolgadeutschen geben ein großes Beispiel allen anderen Deutschen in der Welt, und besonders im „Reich“ zeigt Ihr, daß Deutsche sehr wohl vermögen, ihren Staat nach der gesunden Vernunft einzurichten. Mein herzlichster Wunsch ist, Euer Beispiel in Deutschland bekanntzumachen, dort den Wortlaut Eurer Verfassung zu verbreiten. Das wird allen Deutschen Mut machen und die Hoffnung geben, daß auch sie dereinst einen menschlich gesinnten Staat haben sollen.

*Heinrich Mann*

### Fritz Brügel

#### DIE DEUTSCHE NATION AN DER WOLGA

Fast vierundzwanzig Stunden lang sind wir von Moskau durch rein russische Gebiete gefahren und stehen nun in Saratow am Ufer der Wolga, am Rande der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen, auf dem Anlageplatz der Dampfer, die die Überfahrt nach Engels besorgen, und mit einem seltsamen Gefühl betrachten wir, die wir immer noch vermeinten, fern von allem Deutschen zu sein, die Tafel, die in deutscher Sprache mitteilt: „Überfahrt nach Engels“. Und dann auf dem Dampfer und in Engels hören wir deutsch sprechen; frei und selbstverständlich sprechen die Deutschen ihre Muttersprache, die zu gebrauchen ihnen der Zarinismus einst bei hoher Geld- oder Gefäng-

nisstrafe verboten hatte. Das ist das freudigste Erlebnis in der ASSRdWD: deutsche Sprache und Kultur zu finden, über die Jahrhunderte hinweg lebendig, seitdem süddeutsche Kolonisten in das Rußland der Zaren gekommen sind, um nach kurzer Zeit kleiner Freiheiten die allgemeine Knechtschaft aller Völker im Zarenreich zu teilen. Nun sind diese Deutschen sozial und national zu freien Menschen geworden; sie leben in vollkommener Freundschaft mit Russen, Kasachen, Tataren zusammen; keine der Nationen, die hier untereinander leben, glaubt höher oder geringer zu sein als die andere. Der Deutsche Staatsverlag gibt deutsche Klassiker und Bücher antifaschistischer Autoren zu einer Zeit heraus, da im Dritten Reich Bücher verbrannt werden und man dort am liebsten den „Don Carlos“ verbieten möchte; das Deutsche Staatstheater ist ein wirkliches freies Theater mit einem lebendigen freien deutschen Publikum; das alles ist das Werk der ehemaligen Kolonisten, die heute im Gegensatz zu ihrem einstigen „Mutterland“ frei und menschlich leben, mit dem geknechteten Volk Deutschlands in wahrer Solidarität mitfühlen. Das Nationalgefühl der Wolgadeutschen hat etwas Hinreißendes, denn es fehlt ihm all das, was den Nationalismus in den kapitalistischen Ländern zu einer hassenswerten und bekämpfenswerten Angelegenheit macht: der Chauvinismus. Dieses Nationalbewußtsein ist nicht das Instrument des Kapitalismus; denn es ist aus sozialistischer Gesinnung erwachsen. Ein junger Genosse, Student des Pädagogischen Technikums in Engels, ein deutscher Bauernsohn, rief uns ein altes marxistisches Wort ins Gedächtnis; er sprach von der Sehnsucht der Wolgadeutschen, mitzuarbeiten an der freien deutschen Kultur und für sie gültige Werke zu schaffen, die auch über den Bereich der Wolgadeutschen Republik hinaus von Bedeutung sein sollen: diese Kultur, zitierte der Genosse, muß

„national der Form und sozialistisch dem Inhalt nach sein“. Im Deutschen Reich tobt die Hetze des antibolschewistischen Schlagworts; zur gleichen Zeit gibt sich die Republik der Wolgadeutschen eine neue sozialistische Verfassung, zur gleichen Zeit beginnt sich ihr Kulturleben noch reiner und höher zu entwickeln: das ist nicht nur ein Beweis des Kraftbewußtseins, das die Völker der Sowjetunion empfinden, das ist eine Lehre und eine Ermutigung für das ganze deutsche und österreichische Volk, das heute geknechtet ist und bald frei sein wird, und nach seiner sozialen Befreiung instande sein wird, seine nationale Kultur ebenfalls frei zu entfalten.

Julius Hay

### EINE GROSSE, UNVERGESSLICHE FREUDE

Erst vor einigen Wochen hatte ich Engels verlassen, und ich kam jetzt wieder, um, der Einladung des Zentralvollzugskomitees der Republik folgend, den Beratungen des Außerordentlichen X. Sowjetkongresses über die neue Verfassung der ASSR der Wolgadeutschen und der Annahme dieses historisch so wichtigen Grundgesetzes beizuwohnen.

Der Eindruck, den diese mir bekannte und jetzt doch so sehr verwandelte Stadt auf mich machte, war überwältigend. Der Stolz, das Glücksgefühl und die Feierlichkeit des Augenblicks, in welchem die Resultate von 20 Jahren Kampf, Arbeit, Heldennut und Enthusiasmus in Gesetzesform festgehalten wurden, spiegelten sich auf jedem Gesicht. Engels — ohnedies schon ein lebhaftes Zentrum der Republik — war in diesen Tagen kaum wiederzuerkennen. Die strahlende Glückseligkeit, die den engelser Bürger und den Delegierten aus den Kantonen gleichmäßig erfaßte, riß den Gast mit. Ich glaube, es gab keinen einzigen Menschen in Engels, der es nicht gefühlt hätte, daß durch die Annahme dieses Stalinschen Gesetzes das kleine Volk der Wolgadeutschen den ihm zufallenden Teil einer weltgeschichtlichen Tat, der Tat des Sowjetvolkes vollbrachte.

Diese Tage waren für Engels Tage konzentrierten kulturellen Lebens. Nicht nur die Leistungen des Staatstheaters zeugten

davon, sondern noch mehr die Konzerte, die Darbietungen der Pioniere, der Abend, den die Schüler der Flieger-Schule den Delegierten des Kongresses zu Ehren gaben, eine reiche Folge der Produktionen junger Begabungen zeigend, der Abend der Volkskunst im Theater, an welchem jung und alt aufmarschierte, um je nach Kanton, nach Dorf, nach Nationalität anders geartet (es waren Deutsche, Russen, Tataren vertreten), aber immer von strahlendem Optimismus, vom Stolz befreiter Nationen und von begeisterter Liebe zur Sowjeth Heimat erfüllte Leistungen vorzuführen; schließlich der literarische Abend des Komsomol, an welchem die Beteiligung der moskauer Gäste eine Anzahl junger, frischer, vielversprechender Begabungen dazu angespornt hatte, mit ihren eigenen Werken hervortreten, die oft eine erstaunliche Reife und Entwicklungsfähigkeit verrieten.

Diese Tage waren für Engels die Tage eines Mai-Aufmarsches, so groß und schön, wie ihn die Wolgarepublik noch nie gesehen hatte; es waren dies die Tage kurzer Ruhe nach Erfüllung des Saatprogramms und nach großer Leistungen auf dem Gebiete der Industrie, der Bautätigkeit.

Diese Tage waren für den Gast der Autonom-nen Wolgarepublik die Tage tiefster und größter Erlebnisse, die dazu beitrugen, die Menschen des Sozialismus näher kennenzulernen, ihre Entwicklung zum Kommunismus besser zu verstehen. Und daß diese Menschen Deutsche waren, war dem deutschschreibenden Schriftsteller eine große, unvergessliche Freude.

Willi Bredel

### WOLGADEUTSCHE ROTARMISTEN

„Seid begrüßt, junge Rekruten unserer ruhmreichen Roten Armee!“ stand in deutschen Buchstaben über dem Torbogen am Kommunardenplatz in Engels, auf dem am 1. Mai die Vereidigung der jungen Rotarmisten des Wolgadeutschen Schützenregiments vorgenommen wurde.

Sonnengebräunte, kräftige deutsche Bauernburschen und Jungarbeiter sprachen laut in deutscher Sprache den deutsch vorgesprochenen Rotarmisteneid nach, gelobten, die sozialistische Heimat vor Schäd-

lingen und Angreifern selbstlos zu schützen und zu verteidigen und Solidarität mit den Werktätigen der ganzen Welt zu bewahren. Dann marschierten sie unter dem Donner der Ehrensälen an der Regierung der ersten deutschen Sowjetrepublik vorbei.

Deutsche Rotarmisten an der Wolga — zu unrecht seid ihr viel zu wenig bekannt in der Welt und vor allem in Deutschland. Trat da auf der Straße in Engels einer vor mich hin und fragte: „Na, schaut jetzt wohl böse aus in Deutschland, nicht wahr?“ Und der Frager war ein leidenschaftlicher Rotarmist mit dem Ehrenzeichen eines Scharfschützen.

Deutsche Rotarmisten an der Wolga — Enkel und Söhne herrlicher Revolutionäre sind sie, als Sieger und Beschützer der sozialistischen Freiheit vertreten sie ruhmvolle Traditionen. In der Pugatschewschen Rebellens-Armee bildeten wolgadeutsche Kolonisten ein selbstständiges Reiterregiment. In der Revolution 1905 erhoben sich deutsche Armbauern gegen ihre Bedrücker. 1917 kämpften Tausende von ihnen aufopfernd in der Roten Arbeiter- und Bauernarmee. Die glücklichen Enkel und Söhne dieser Revolutionshelden marschierten am Weltfeiertag aller Werktätigen als Sol-

daten der Freiheit durch die festlich geschmückte Hauptstadt der Autonomen Deutschen Sowjetrepublik, die sich tags zuvor eine Verfassung sozialistischer Freiheiten und Rechte gegeben hatte.

Deutsche Rotarmisten an der Wolga — sie wissen, das deutsche Volk lebt in Knechtschaft und Elend, die besten Söhne des deutschen Volkes befinden sich in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern, Tausende wurden viehisch ermordet, und täglich fallen neue Freiheitskämpfer im illegalen Kampfe. Die Frage, die einer an mich richtete, las ich in allen Gesichtern. Sie lautete: „Ja, aber wissen denn die Deutschländer so wenig von uns? Wissen sie denn nicht, wie wir leben, was wir schaffen, welche Freiheiten und Rechte wir genießen? Wissen sie denn nicht, daß wir daran sind, in den Kommunismus zu marschieren?“

Die Arbeiter und Bauern in Deutschland wissen in der Tat wenig von dem freien Leben der Deutschen an der Wolga, von den gewaltigen Fortschritten des sozialistischen Aufbaus in den wolgadeutschen Kollektivwirtschaften und der Industrie. Wüßten sie davon, es würde sie mächtig anspornen, das faschistische Joch so schnell wie nur möglich abzuschütteln.

#### JOHN HEARTFIELD\*

Eine Monographie über John Heartfield, in russischer Ausgabe, liegt vor, die wir auf alle Fälle mit Anerkennung quittieren müssen. Ist doch das Schaffen dieses Künstlers für uns in sehr vieler Hinsicht außerordentlich interessant und ganz besonders wertvoll.

Gegen Ende des Krieges, in den Jahren 1917—18, kamen in Deutschland viele junge Künstler zur revolutionären Bewegung. Sie naherten sich den Kommunisten, voller Haß gegen die Erniedrigungen, die sie als Soldaten des Kaisers erdulden mußten; die gemeine Sinnlosigkeit des Weltgemetzels, von ihnen unmittelbar erlebt, brachte sie zu dem System, das es verursacht hatte, in

Widerspruch. Ein Teil dieser revoltierenden Künstler kam mit der Losung „Menschlichkeit“, als Reaktion auf die erlittene Unmenschlichkeit. Als aber die Partei von ihnen Disziplin, Hartnäckigkeit, Ausdauer in der Kleinarbeit verlangte — und sie doch zur Barrikadenstürmerei aufgelegt waren — lösten sie sich wieder von der revolutionären Bewegung: sie splitteten in verschiedenen sektiererischen Gruppen ab, sie zogen sich vom „Politischen“ zurück, sie verbrüderten sich mit dem ehemaligen Feinde. — Eine andere Gruppe, die zwar den Marxismus „theoretisch“ anerkannte, scheiterte an ihrem „Künstlertum“. Als Söhne guter Bürger blieb ihnen das Proletariat letzten Endes fremd, trotz guten Willens — wiederum „theoretischer“ Natur — ihm näher zu kommen; sie haben die mit ihnen großgezogenen bürgerlich-kleinbürgerlichen Vorurteile nie ernst-

\* Zu der Monographie von S. Tretjakow und S. Telingater. Ogis 1936



haft bekämpft, sie fanden in dem sich zersetzenden Bürgertum zu viel „Reizvolles“ und die relativ demokratische Weimarer Republik bot ihnen die Möglichkeit, ein egoistisch isoliertes Kunstleben zu führen, ihre müßig dichtende Seele gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit zu verschließen; sie meinten, daß sie als Künstler höhere Aufgaben hätten, als nur Instrumente des „unfreundlichen“ Klassenkampfes zu sein.

Heartfield war einer der wenigen, und auch unter diesen wenigen der Entschiedenste, der den für den Künstler scheinbar so schwierigen Weg konsequent und ohne Schwankungen gegangen ist: den Weg, der vom Revoltieren zum organisierten Kampf in den Reihen der Besten des deutschen Proletariats führt. Heartfields Künstlerphantasie gewann an Reichtum und Farbe, sein Geist an Schärfe und Treffsicherheit, seine schöpferische Kraft vervielfachte sich im Dienste der Arbeiterbewegung. Die Art der Waffe, mit der sich Heartfield in den Kampf der Politik des Tages einmengt, wird von dieser Politik selbst bestimmt. Er griff zum Foto, weil er — wie er selber sagt — die dokumentarische Kraft des Fotos, von der Bourgeoisie verfälscht, verfälscht, mißbraucht, im Interesse des Proletariats zu einer Waffe der Wahrheit machen wollte.

Der photographische Apparat ist, richtig gehandhabt, ein wunderbares Instrument. Wenn Heartfield, der Bejager, die Massen zu Kampfe ruft, findet er oft in einem einzigen Foto das den besten Kräften seines Volkes entsprechende, würdige, mächtige Symbol. Das sind Fotos, die von vornherein aus einer richtigen Einstellung zur Wirklichkeit entstanden sind.

Wenn aber Heartfield, der Satiriker, Fotos auseinander schneidet, vergrößert, verkleinert, zusammenklebt, ähnlich wie der Jahrmarktszauberer, Aprielscherzmacher, so tut er dies, um ihren eigentlichen Inhalt, der bewußt entstellt wurde, zu enthüllen; er fördert dadurch erst die wirkliche, manchmal nur schwer und nicht jedem zugängliche, dem Objekt des Fotos ganz und gar entsprechende Wahrhaftigkeit richtig zu Tage und demonstriert sie, für jeden begreifbar, als die Substanz, als das Wesentlichste der im ursprünglichen Foto enthaltenen aber verfälschten Übermittlung.

Die Herren des „Dritten Reiches“ lassen sich gerne und oft in Posen verlogener Volkstümllichkeit, geheuchelter Liebenswürdigkeit fotografieren. Zwar sprechen schon die so übermittelten Physiognomien Bände; aber es ist nicht jedermanns Sache, Fotos allzu gründlich zu betrachten, es ist nicht jedermanns Fähigkeit, Physiognomien zu deuten. Heartfield nimmt so ein Foto, läßt es durch seine Hexen-Küche gehen und zaubert ein fertiges, jedem verständliches „Porträt“ hervor, worin Lüge und Heuchelei entlarvt, eigentlicher Sinn und Bedeutung des Originals, weil richtig vermittelt, zur reinen, ungestörten Geltung kommen. Aus Fotos, die als Propaganda für Lüge und Betrug bestimmt wurden, entstehen „Porträts“ zur Propagierung der Wahrheit: „Adolf, der Übermensch, schluckt Gold und redet Blech“, „S. M. Adolf“, „Hitler und Hummel, der gleiche Rummel“, „Die drei Weisen aus dem Sorgenland“, „Göring, der Henker des Dritten Reiches“, „Dr. Goebbels der Gesundheitsbeter“, „Klumpfüßchens Wunschtraum“, „Herr von Papen auf dem Jagdpfad“, „Herr von Papen legt den kommunistischen Sumpf trocken“ und unzählige andere! (Leider finden wir die genannten Arbeiten, obwohl sie zu den stärksten Arbeiten Heartfields gehören, nicht in der vorliegenden Monographie.)

Die Heartfieldsche Fotomontage, die Fotomontage als politische Satire, als Kunst, ist in einer Zeit entstanden, an einem Ort, wo die Welt — milde gesagt — auf dem Kopf steht; sie ist in der Graphik das Äquivalent dieser — milde gesagt — auf dem Kopf stehenden Welt. Es ist das unvergeßliche Verdienst Heartfields, dieses Instrument gefunden zu haben, welches fähig ist, dieses nahezu nicht Faßbare mit dokumentarischer Kraft an dem Schandpfahl der Menschheit anzuprangern. Er wehrt sich, er ruft zum Kampf gegen diesen, zur scheußlichen Wirklichkeit gewordenen Fieberwahn, indem er ihm den Platz anweist, der ihm in der Weltgeschichte gebührt.

Wenn sein tödlich treffender Witz bei führenden Persönlichkeiten der Weimarer Republik noch ironisch ist, wird er bei denen des „Dritten Reiches“ grimmig; auch in der fantastischsten, komischsten Pose zeigen die von ihm „Porträtierten“ noch ihre wahrsten Züge. Man weiß gleich, trotz

## GROSZSTADTMENSCH

aller Lächerlichkeit: das, was uns zum Lachen zwingt, ist die Freude an der Bloßstellung dieser Herren, das sind sie, die die besten Söhne ihres Volkes viehisch ermorden lassen, das sind sie, die zynisch und frech die ganze Welt in Brand stecken wollen! Schaut euch eines dieser „Führer-Porträts“ an: kein Künstler, der mit Bleistift, Feder oder Pinsel arbeitet, könnte es glaubhaft machen, daß das Gesicht eines einzigen Menschen so viel anmaßende, subalterne Dummheit, so viel gemeine Niedertracht in sich vereinigen kann!

Es gab schon einmal einen Künstler, der durch die besondere Infamie der „Zustände“, in denen er lebte und wirkte, vor ähnliche Aufgaben gestellt wurde, wie Heartfield heute. Wir meinen den großen, unsterblichen, revolutionären Maler und Graphiker Daumier. Außer einer gewissen historischen Parallele zwischen dem „Dritten Reich“ von heute und dem Zweiten Kaiserreich des königlichen Abenteurers „Plom-Plom“, zeigen die Arbeiten der beiden Künstler, nebeneinander betrachtet, eine unverkennbare Verwandtschaft: dasselbe nie erlahmende Interesse für das Aufdecken, Entlarven, denselben Scharfblick im Erkennen des Besonderen und des Typischen, denselben Scharfblick im Auffinden jener Fakten, in denen sich das Besondere und gleichzeitig Typische am stärksten konzentriert. Und in der Vermittlung — bei aller sonstigen Verschiedenheit — derselbe unerwartete, kürzeste Weg.

Von vielen bärtigen Propheten des „Olymp“ mißachtet, ist Heartfields Kunst auf der ganzen Welt anerkannt. Er wird in den noch parlamentarisch regierten Ländern sogar zu bürgerlichen Ausstellungen eingeladen, wenn sie auch nur in ihrem Sinne den Anspruch erheben, fortschrittlich zu sein. Seine Arbeiten wirken wie Bomben in der oft sehr biedereren Umgebung. Das „Dritte Reich“ protestiert durch seine Gesandtschaften und macht sich dadurch doppelt lächerlich.

Die deutsche satirische Graphik hat keine unbedeutende Vergangenheit. In Heartfield aber hat die große deutsche Tradition der für die gute Sache kämpfenden, revolutionären deutschen Graphik den würdigsten Vertreter gefunden.

„Metropolitan Man“\* ist das erste Buch über London, das das Märchen vom Wohlstand Londons zerstört und in hunderten von Statistiken „ein abstoßendes Gemisch von Verwirrungen, Vortäuschung, verlorenen Möglichkeiten und nutzlosem Elend“, wie es der Autor selbst nennt, aufzeigt. „Die Legende, daß Londons Straßen mit Gold gepflastert sind, hat eine Rasse von gehetzten, nervösen Kreaturen hervorgebracht, die Friede, Freiheit und Lebensfreude verloren haben, und es meist nicht einmal wissen.“ Dies ist eins der vielen angreifbaren Argumente von Herrn Robert Sinclair gegen die Großstadt im allgemeinen, die für Millionen Menschen neben allen Gefahren doch Fortschritt und 20. Jahrhundert bedeutet.

„Im Innern Londons gibt es 25 000 unterernährte Schulkinder. In jedem Jahr sterben 4000 Menschen an der Schwindsucht in London, zwei Drittel davon sind unter 45 Jahren. Von 90 Londonern ist einer geisteskrank.

90 000 zukünftige Selbstmörder laufen in den Straßen Londons herum. Es werden im Durchschnitt 5 Selbstmordversuche täglich in London gemacht, 3 davon mit tödlichem Ausgang. Jede 300. Geburt bedeutet den Tod einer Mutter.

Jeder 15. versicherte Arbeiter ist arbeitslos. London hat 14 000 Obdachlose.

Die Ausgaben für die londoner Polizei betragen 8 000 000 £, London hat doppelt so viel Polizisten als die Provinzen. Es bleiben jedoch 3 von 4 Verbrechen unaufgeklärt, vier Fünftel des gestohlenen Eigentums bleiben unauffindbar und die fälschlichen Verhaftungen sind in den letzten sechs Jahren auf 50 Prozent gestiegen.“

Um dieses Buch hat es bereits im londoner Stadtparlament eine Debatte gegeben. Mr. Herbert Morrison, der Führer der Labour-Mehrheit, sagte, daß man ihm Unparteilichkeit zubilligen müsse, da Mr. Sinclair in seinem Buch auch seine Partei stark angriffe. „Aber in seinen Grundzügen ist das Buch wahr. London kann nicht vom Piccadilly Circus, Bond Street und dem West End beurteilt werden. Die Kluft zwischen der Armut und dem Reichtum

\* Robert Sinclair: „Metropolitan Man“, George Allen and Unwin, London.

dieser Stadt ist nicht zu verteidigen. London leidet noch unter den letzten 27 Jahren Stadt-Reform-Verwaltung, als die Regierung unserer Stadt keinen Plan, kein Ziel und kein Ideal verfolgte. Das heutige London ist das Produkt des planlosen Londons der Vergangenheit.“

Für alle Londonkenner und darüber hinaus für alle, die sich für die Entwicklung einer Großstadt interessieren, wird dieses Buch von großem Wert sein.

Erika Bond

## DIE LACHENDE MANNSCHAFT

Im „Wort“ ist kürzlich von den deutschen Kriegsdichtern und einer ihrer Tagungen berichtet worden. Unterdessen hat der „Reichskriegsopferführer“ Oberlindober „die deutschen Kriegsdichter als die ‚Mannschaft, Kameradschaft der Frontdichter‘ innerhalb der NSKOV organisatorisch zusammengefaßt“. Zum Führer der „Mannschaft“ ist ein gewisser Otto Paust, seines Zeichens Hauptschriftleiter, und zum Stellvertreter ein „Militärschriftsteller“ Jürgen Hahn-Butry bestimmt worden. Welche Kriegsdichtungen diese beiden Unteroffiziere der Mannschaft hervorgebracht haben, ist nicht bekannt; ihre Namen waren vor Hitler nirgendwo zu finden, es ist zu hoffen, daß sie wenigstens in der Kriegsstammrolle standen.

Einer aus der Mannschaft indessen, der als Schriftsteller schon von sich reden gemacht hat, namens Friedrich Bethge, heute Dramaturg in Frankfurt a. M., hat auf einer im Ruhrgebiet abgehaltenen Tagung der Hitlerjugend für das Theater eine Rede gehalten, aus der Näheres ersichtlich wird über das, was diese Leute Kriegsdichtung nennen. Für ihn, Bethge, nämlich gibt es nichts anderes als die „Bindung des großen Dramas an das Kriegserleben“. Sinn und Ziel dieser Dichtung müsse es sein, den wirklichen Kriegshelden in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen. Vieles Heroische, was man so zu sehen bekomme, meinte der Redner, sei „erschlichen, nicht erlebt; vollends aber die dumpfen, trüben Helden seien unecht, der echte Held lacht viel und er lacht nicht nur der Gefahr. Nirgends ist mehr ge-

lacht worden als im Krieg“. (Frankfurter Zeitung.)

Diese lachenden Erben der wirklichen Kriegssopfer bekommen es also fertig, die ältesten Sprichwörter zu erneuern: erkannte man früher am vielen Lachen den Narren, so jetzt und den wahren deutschen Kriegshelden. Die lachende Mannschaft des Herrn Oberlindober, die die Erhabenheit des Heroischen lyrisch zu propagieren berufen ist, beweist damit die Richtigkeit des Napoleonwortes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei. Er sprach es, als er auf der Flucht aus Rußland war und wirklich nichts zu lachen hatte. Auch den Bethge und Konsorten wird das Lachen vergehen, wenn die Toten zugleich mit den Totgeglaubten aufstehen...

W

## JAMARA-FRONT

Der Verfasser dieses Gedichts kämpft in den Reihen der spanischen Volksarmee gegen die faschistische Barbarei. Er war von Frühling 1933 bis Ende 1936 in deutschen Konzentrationslagern und Zuchthäusern und eilte nach seiner Entlassung sofort nach Spanien, um zu helfen, das spanische Volk vor dem Faschismus zu bewahren.

*Macht die Geschütze feuerbereit  
und richtet gut, Genossen!  
Es wird für Zuchthaus, Prügel und Leid  
die Antwort hinübergeschossen.*

*Da drüben steht die Hitlerbrut —  
ihr kennt sie gut, Genossen —  
An ihren Händen klebt das Blut  
so vieler teurer Genossen.*

*In ihren Klauen halten sie —  
denkt stets daran, Genossen —  
Ernst Thälmann, den Chef der Batterie.  
Vier Jahre sind schon verflossen.*

*Heraus den Schuß! Und richtet gut!  
Vergeßt es nie, Genossen!  
Es wird für vergossenes Arbeiterblut  
Die Antwort hinübergeschossen!*

Erich Bl.



## WARUM JOSS FRITZ?

(Zur Uraufführung „Bauernkrieg“  
von Franz Hauptmann)

Unter dem begeisterten Echo der Kritik wird zur Zeit in Prag ein Stück gespielt, das vielen etwas gibt: dem Humanisten Menschlichkeit, dem Volksfreund tiefes Mitgefühl und dem Romantiker den „*princeps ex machina*“.

Uns geht die Sache trotzdem sehr viel an. Zunächst sind von den drei Akten gute zweieinhalb beachtens-, ja bejahenswert. Da wird ein Bauer gezeigt, an der Grenze des Tierreichs dahinvegetierend, wird er zum Menschen erweckt, zum revolutionären Bundschuhmann — ein Bauer, in jeder Handlung begreifbar, sogar noch in dem Augenblick, wo er den Sieg verschenkt. Da wird ein antimünzerischer Pfarrer in seiner ganzen wittenbergischen Doppelzüngigkeit demaskiert, da wird ein ritterlicher Bauernschinder gezeichnet und gerichtet, da wird ein deutscher Kurfürst... aber nein, so steht es nur auf dem Theaterzettel. Denn dieser Kurfürst ist kein Typ. Er ist die erste historische Figur, gleichzeitig die große Ausnahme unter dem Geschmeiß der Despoten, nämlich Friedrich der Weise. Als solcher nun ist er erstaunlich echt, skeptisch in allen Dingen der Konfession und menschlich gütig ohne humanistische Verbrämung.

Dies muß betont werden wegen der zweiten historischen Figur, wegen Joß Fritz, dem gewaltigsten, zielklarsten Revolutionär der vormünzerischen Epoche. Und nun muß auch kurz berichtet werden, was geschieht: Joß Fritz sucht Zuflucht bei dem (anonymen) Bauern und verliebt sich in dessen Weib. Unter Fritzens Einfluß wandelt sich der Bauer zum Rebellen. Der Zufall führt bei einem Unwetter einen Ritter, einen Lutheraner und den Ausnahmekurfürsten in das Haus des Bauern. Joß Fritz will in der Nacht den Fürsten und sein Gezücht umlegen. Er will aber auch die Frau des Bauern endlich umarmen. Da man nicht „in einer Nacht lieben und morden kann“, so liebt er. Am nächsten Morgen entsteht dann eine Szene, die in ihrer Wucht an die besten Stellen von Gustav Reglers Joß-Fritz-Roman erinnert: der Bauer kriegs das Schwert in die Hand und hält eine grausige Abrechnung. Aber er

zieht nicht den Schlußstrich unter sie. Nachdem er alle in der Hand hat, läßt er das Schwert fallen, es ekelt ihn vor der Erbärmlichkeit der Kreatur, die im Augenblick vor ihm winselt, als er die Macht besitzt. Es ekelt ihn, das ist verständlich, wenn auch unvernünftig. Verständlich und sogar vernünftig ist, daß der Kurfürst ihn begnadigt, dieser Kurfürst wenigstens, der imstande ist, die Tragödie des Bauern zu durchschauen, den selbst sein revolutionärer Führer noch betrogen hat, wenn auch „nur“ um sein Weib. Aber weder vernünftig, noch im geringsten zu verstehen ist Joß Fritz. Er, der in der Konspiration ein Menschenalter an Erfahrung besitzt, stellt sich dem Erzfeind freiwillig und bittet um des Weibes willen ihn zu töten. Der Kurfürst, tief gerührt und so weiter. Die Sonne der Gnade leuchtet am Ende eines revolutionären Dramas in märchenhaftem Kitsch.

Und daran ist Joß Fritz schuld.

Es mag noch denkbar sein, daß irgendein Rebell so handelt, irgend so ein braver Unwissender, der sich von der aufrüttelnden Tat des Fürstenmordes etwas verspricht. Es mag selbst denkbar sein, daß irgendein Bundschuhfunktionär zweite Güte sich so verrückt benommen haben würde. Nie aber Joß Fritz — nicht weil wir es wissen, sondern weil es der Autor weiß und Joß Fritz zwei Akte lang mit historisch echten Zügen versieht. So weiß es denn also auch das Publikum. Es sieht einen hervorragenden Revolutionär als „Weiberhauptmann“ enden. Da das Ganze mit dem Anspruch geschichtlicher Echtheit auftritt (die Daten sind zwar falsch, aber das würde nicht genieren), so wird das Bild des Joß Fritz als das einzige im ganzen Stück übel verzerrt und mit ihm nolens volens der ganze Bauernkrieg, der solch einen Narren von der Schürzenjagd zum Hauptmann hat.

Eine starke Begabung hat sich hier verirrt. Offenbar unbewußt, denn alle Figuren sind echt und ernst. Die eine nur, auf die es ankommt, gerät zu einem traurigen Tropf — und zwingt den Autor so zu einem konterrevolutionären Ende. Warum vergriff er sich nur an Joß Fritz?

Peter Nikl

VON HEINRICH HEINES TADEL ZU  
EMIL MERKERS LOB —  
EIN FOLGERICHTIGER WEG

In Nummer 1 des „Wort“ wurde die Verleihung des Staatspreises für deutsche Literatur in der Tschechoslowakei an den — wie dort gesagt wurde — „gebräunten“ Herrn Emil Merker glossiert und im Zusammenhang damit ein einzelner Preisrichter — der Sozialdemokrat Emil Franzel — genannt, auch erwähnt, daß er schon im Vorjahre die Kandidatur des Schöpfers der künstlerischen Reportage, des Dichters Egon Erwin Kisch, abgelehnt habe. Franzel fungiert als Chefredakteur des „Kampf“, theoretischen Organs der deutschen Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei, ist daher so etwas wie eine offizielle geistige Persönlichkeit dieser sich doch als links betrachtenden politischen Partei. Da nun in dem damaligen Bericht auch Franzels Buch „Abendländische Revolution“ zitiert war, so wird es gewiß interessieren, daß gerade in diesem Buch eine tadelnde Kritik eines freisinnigen, ja revolutionären deutschen Dichters enthalten ist: Heinrich Heines.

Herr Franzel schreibt wörtlich:

„Niemals konnte das national bewußte Bürgertum in Heinrich Heine etwas anderes sehen, als einen *nationalen Verräter und Söldling des pariser Finanzkapitals*. Man plärrte zwar die Loreley und opferte eine wertvolle deutsche Lyrik: Claudius, Bürger, Goethe, Möricke dem *saloppen Ton des Buchs der Lieder*, man hatte also für die tatsäch-

liche Gefahr des Heineschen Stils, für den *Verrat deutschen Sprachgeistes* an das fremde Gesetz der französischen Poesie kein Verständnis, aber man nahm Heine und mit ihm Dutzende anderer deutscher Dichter als national unzuverlässig nicht in die Liebe der Nation auf. Waren diese Geister (nämlich „die von der Masse des Volkes isolierte Intelligenz des deutschen Bürgertums“) obendrein Juden, so ergab sich im Denken der Primitiven zwanglos der Schluß, es handle sich um den Verrat der Andersrassigen, des Gastvolkes, um internationale Zettelungen... Wer über den deutschen Judentum schreibt, dürfte nie vergessen, daß die jüdische Geistigkeit als Hefe in dem kleinen isolierten Sektor wirkt, der die moderne bürgerliche Gesellschaft in Deutschland darstellt, und daß sie dadurch in den Verdacht gerät, Rädelführer des nationalen Verrats zu sein.“

Das Zitat enthält die Nummer 5 der in Prag erscheinenden Monatsschrift „Biro-Bidjan im Bau“ und ist nach dieser auf den Seiten 245 und 246 des erwähnten Buches Franzels zu lesen. Nun: von dieser Verurteilung Heinrich Heines bis zur „Preisung“ Emil Merkers wäre doch wohl nur ein folgerichtiger Weg! Jedenfalls: Heinrich Heine hätte von Herrn Franzel den Preis ebensowenig zu erwarten gehabt als unser Egon Erwin Kisch — das mag *Egonek*, wie man ihn hierzulande nennt, trösten.

Dr. Hugo Reichmann

# AUS EINEM BRIEF VON HANS MARCHWITZA (SPANIEN)

X., den 19. 4. 37

... Sonst kann ich nur das Beste berichten. Unsere internationale Brigade hat wieder ein paar schwere, aber erfolgreiche Wochen hinter sich. Immer wieder versetzt mich die Hingabe und der ungebrochene Mut unserer internationalen Genossen in Bewunderung. Ihre Stürme sind vom Feind gefürchtet, wie es uns Überläufer und Gefangene immer wieder erzählen. Es ist hier der schönste Frühling. Eine wundersame Sonne, die Wiesen voll Blumen, und sogar in unserem alten, morschen Bauernhäuslein fliegen ein paar Schwalben ein und aus, sie bauen, ohne sich von uns stören zu lassen, über unseren Köpfen an ihrem Nest. Der Krieg macht rau, dennoch guckt mancher von uns sinnend zu, wenn die fleißigen Dinger sich so ungestört ihrem Familienwerk hingeben. Soeben haben einige Flieger ihre Grüße abgeworfen; es ist schon etwas alltägliches und ermahnt uns nur, daß noch immer Krieg ist, und daß uns das schöne Frühlingsbild nicht täuschen darf. Hoffen wir aber, daß wir uns recht bald an einem wirklichen und verdienten Frieden erfreuen können, denn Franco wird mehr und mehr in die Defensive gedrängt und an verschiedenen Fronten zu panikartiger Flucht gezwungen. In den Reihen seiner Truppen macht sich die Zersetzung immer stärker bemerkbar. Das ist begreiflich, denn die Soldaten, die er in seine Dienste zwingt, wissen ja nicht, wofür sie ihr Leben hergeben sollen. Immer stärker kommt ihnen die Erkenntnis, daß sie mißbraucht werden, und sie hauen in ganzen Gruppen zu uns ab.

Ein kleines aber rührendes Stück will ich Dir noch erzählen. Eines Abends werden einige Überläufer gebracht. Frische, lebhaft Bauernburschen. Ich lasse sie von zwei unserer spanischen Wachposten betreuen. Einer der Posten besieht sich die Gesichter der Überläufer und sagt: „Die sind aus meiner Provinz, ich erkenne sie immer sofort.“ Dann stellt es sich wirk-

lich heraus, daß der eine Überläufer aus der gleichen Stadt stammt wie der Posten. Der Posten bekommt ein düsteres Gesicht und beginnt zu erzählen, wie die Faschisten in seiner Heimat gehaust haben: 1500 Menschen haben sie erschossen, darunter seine Mutter, die nicht verraten wollte, wo sich der jüngste Sohn aufhielt.

Der Überläufer lauschte stumm und wurde immer erregter. Er begann zu zittern. Der Posten unterbrach seine Erzählung, zog mit einer schnellen und seltsam schönen Gebärde seinen Überhang ab und warf ihn dem Überläufer zu: „Deck dich zu“, sagte er und er half dem andern, der noch zögerte, „wir sind trotz alledem Brüder. Du kannst ja nichts dafür.“

So erlebt man fast jeden Tag immer wieder solche Dinge. Es liegt etwas so Großes darin und beweist uns, daß Franco mit seinem freventlichen Spiel immer mehr ins Hintertreffen gerät. Über zahllose Schwierigkeiten hinweg geht der Weg zur Verständigung und Einigung dieses schwergeprüften Volkes; es wird sich aber zusammenfinden und Franco aus dem Lande schlagen. Heute können wir ruhig sagen: Unser Sieg ist sicher!

Hannes

## DER DICHTER DER „INTERNATIONALE“

Die Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der Sowjetunion bereitet zum 20. Jahrestag der siegreichen Oktoberrevolution zum ersten Male in deutscher Sprache eine Auswahlgabe der revolutionären Gedichte des Verfassers der „Internationale“ vor. *Eugène Pottier*, ihr Dichter, ist dem deutschen Leser fast unbekannt geblieben. Nur wenige seiner über zweihundert Gedichte sind ins Deutsche übertragen worden. Jetzt hat der deutsche antifaschistische Schriftsteller *Erich Weinert* die zugleich ehrenvolle und dankbare Aufgabe gelöst, diesen ersten großen Dichter, den die Arbeiterklasse hervorgebracht hat, dem deutschen Leser in ausgezeichneten Übertragungen zugänglich zu machen.



Eugène Pottier wurde am 4. Oktober 1816 als Sohn eines Pariser Packers und Kistenmachers geboren. In den Julitagen 1830, im Fieber der Barrikadenkämpfe von Paris, schrieb er, kaum vierzehnjährig, seine ersten Verse unter dem Titel „Vive la Liberté!“. Von da ab war er ein leidenschaftlicher klarblickender Anhänger und Verkünder der Sache des Proletariats und des werktätigen Volkes. Um dieser Sache willen gab er wiederholt seine bescheidene aber gesicherte Existenz auf, für sie kämpfte er auf den Barrikaden — zuletzt während der Kommune —, für sie nahm er das bittere Los der Emigration auf sich, und für sie schrieb er seine unvergänglichen kraftvollen, von unbestechlichem revolutionärem Kampfeswillen durchglühten Verse. In den Tagen, da die Kommune, getränkt mit dem Blute ihrer edelsten Söhne, in den Versaillern in den Staub getreten wurde, schrieb er das von unerschütterlichem Glauben an die Kraft und den endlichen Sieg der Arbeiterklasse erfüllte Kampflied der Arbeiterklasse, „Die Internationale“, jenes Lied, das den Sieg der Oktoberrevolution beflügelte und das seither zum Lied des Staates der Arbeiter und Bauern, des Sozialismus geworden ist: „*Wacht auf, Verdammte dieser Erde!*“. Auch nach der Niederwerfung der Kommune, in der Emigration und nach seiner Amnestierung wieder in Frankreich, bis zu seinem Tode, ist er der Kommune, der Sache von Marx und Engels treu geblieben. In tiefster Armut, krank, als Dichter totgeschwiegen, aber von den pariser Arbeitern leidenschaftlich geliebt, so verbrachte er seine letzten Lebensjahre. Erst kurz vor seinem Tode begann sich seine Anerkennung als Dichter durchzusetzen. Nicht für lange. Nach seinem Tode — der am 6. November 1887 sein leidenschaftliches Herz und seinen feurigen Geist auslöschte — deckte sich wieder die Verschwörung des Schweigens, organisiert von der vor der Revolution zitternden Bourgeoisie und ihren Helfern in der Arbeiterklasse, über seinen Namen und sein Werk. Diese Verschwörung des Schweigens wird verständlich, wenn man seine Verse liest. Sie sind von echter proletarischer Unver-

söhnlichkeit, von überraschend revolutionärem Weitblick und von einem tiefen Wissen um den einzig möglichen Weg zur Befreiung des Proletariats beseelt. Der zwanzigste Jahrestag der siegreichen Oktoberrevolution fällt zusammen mit dem fünfzigsten Jahrestag des Todes von Eugène Pottier. Der für diesen Tag vorbereitete Auswahlband, der 42 seiner schönsten Gedichte enthalten wird, wird damit zugleich zu einer würdigen Ehrung des Oktobersieges und des Dichters, der in seinen Versen diesen Sieg und das im sozialistischen Aufbau verwirklichte Glück der werktätigen Menschheit im voraus besang.

O. B.

#### ANTON SITTINGER — VON OSKAR MARIA GRAF

Uns ist in unserem Doppelheft 4/5 ein Irrtum unterlaufen. Die Erzählung „Dorfmenschen“ von Oskar Maria Graf ist nicht aus dessen neuem Roman „*Anton Sittinger*“. Wir bringen daher in diesem Heft unseren Lesern eine Probe aus Grafs neuem Roman, der unter dem genannten Titel in diesem Sommer im Malik-Verlag, London-Prag, erscheinen wird.

#### DER HEINRICH HEINE-PREIS

Das Komitee des „SDS-Paris“, das die Verleihung des Heine-Preises für 1936 zu entscheiden hatte, konnte in Anbetracht der großen Anzahl der zur Prüfung eingereichten Manuskripte seinen Spruch erst am 10. Mai dieses Jahres verkünden. Den Preis erhielt *H. W. Katz* für seinen Roman „*Die Fischmanns*“. Der nominell 1000 französische Francs betragende Preis ist diesmal durch die Stiftung eines emigrierten Schriftstellers auf 2000 Francs erhöht worden. Das Preisrichterkomitee des SDS setzte sich zusammen aus: Anna Seghers, Bruno Frank, Hans A. Joachim, Ernst Leonard, Rudolf Leonhard, Hans Marchwitza, Hans Sahl. Die Ausschreibung des Heine-Preises 1937 wird demnächst erfolgen.

# ANTIFASCHISTISCHE PUBLIZISTIK

Februar-März 1937

## GESCHICHTE

- Argus:** Die Pariser Kommune und Deutschlands Intervention. DZZ 18. 3.  
**Jakob Hein:** Der berliner Kartoffelkrieg vor 90 Jahren. DVZ 13  
**Kurt Kersten:** Das Ende der Girondisten. PT 6. 2.  
**Peter Nikl:** Vom deutschen Handwerk. DVZ 12, 14.  
**Balder Olden:** Ein Vorläufer (Peters) NW 13.

## DAS ERBE

- Über Börne: NZ 14. 2., PT 14. 2., IL 2, DW 2, DVZ 8 — Walter Haenisch: Heine und Börne. IL 2  
 Über Büchner: NZ 18. 2. RF (Pr) 20. 2. DZZ 14. 2. (Marcuse) DW 2, Büchners Freund Minnigerode. PT 28. 2.  
 Über Puschkin: IL 1, 2 (Beiträge von Ardens, Kirpotin, Neustadt, Tynjanow), Thomas Mann über P. in Pr. Pr. 10. 2., J. R. Becher: Begegnung mit P. in DZZ 10. 2., Rudolf Leonhard in DZZ 20. 3., Georg Forster in DVZ 6.  
**Bruno Altmann:** Voltaire — Nationalsozialist? PT 17. 2.  
**K. Kn.** Eine Rede Mirabeaus an die deutsche Nation. DW 3.

## THEATER UND FILM

- Julius Hay:** „Floridsdorf“ im Wachtangow-Theater. IL 2  
**Bruno Frei:** Spanien-Film. NW 11.  
**Lene Reiner:** Der Film „Spanien in Flammen“. DVZ 11.  
**Egon Erwin Kisch:** Alexander Grawowski. NW 14.

## LITERATURKRITIK

- Max Herrmann-Neiße:** Glück durch Lyrik. P.T. 21. 2.

- Marta Karlweis:** Der Glaube an die Verwandlung (Jakob Wassermann). NZ 9. 3.  
**Arnold Zweig:** Rudyard Kipling. NW 11.  
 Else Lasker-Schüler. JR 2.  
 Über André Gide: Lion Feuchtwanger DW 2.  
 Über Aragon: Die Glocken von Basel. RF (Pr) 28. 3.  
 Über Ulrich Becher, Der Eroberer. PT 10. 3.  
 Über J. R. Bloch, Espagne, Espagne. DW 3 (Alfred Kurella)  
 Über Lion Feuchtwanger, Der falsche Nero. NW 7 (Bessmertny)  
 Über Huxley, Eyeless in Gaza. DW 3 (Klaus Mann)  
 Über K. Kersten, Peter der Große IL 2 (Walter Haenisch)  
 Über Egon Erwin Kisch, Landung in Australien: NZ 14. 2., DVZ 7, DW 3 (B. Olden)  
 Über Heinrich Mann, Es kommt der Tag. IL 1 (Huppert)  
 Über Klaus Mann, Mephisto IL 2 (Huppert)  
 Über Valeriu Marcu, Machiavelli PT 10. 3.  
 Über F. Schick, Ein Bürger wird Mensch. IL 1 (Fabri)  
 Über Upton Sinclair, William Fox. NZ 21. 3.  
 Über Agnes Smedley, China kämpft — China blutet. IL 1 (Biro)  
 Über Alex Wedding, Das Eismeer ruft. DVZ 7  
 Über F. C. Weiskopf, Die Versuchung DW 2 (K. Kersten)  
 Über Otto Zarek, Moses Mendelssohn. IL 2 (F. Burschell)  
 Über Stefan Zweig, Castellio gegen Calvin. PT 12. 2. (Döblin), PT 10. 3. (Kersten)  
**Friedrich Timm.** Zwei Bücher über Carl v. Ossietzky DW 3

### DAS III. REICH

- Ernst Bloch. Deutsches Verbot der  
Kunstkritik. DW 3  
A. Exelmann. Ein Schirach schmäht  
Schiller. DVZ Nr. 15  
Balder Olden. Gerhart Hauptmanns  
Novum. IL 1  
F. C. Weiskopf. Eine Komödie der  
Wirrungen. NW 12  
M. J. Das „Allbuch“. DZZ 26. 3.  
b. s. Der ausgebürgerte Nobelpreis. NZ  
3. 2.  
F. C. W. Bücher mit dem gelben Fleck.  
NW 9  
„Wir rechnen ab“. IL 1, 2  
Über Romane im III. Reich. DW 3 (M.  
R. Hesse und Sophie Rogge-Börner)

### VERSCHIEDENES

- Lion Feuchtwanger: Ein Reise-  
bericht. NW 14.  
Lion F. über die Sowjetunion. DZZ 12. 2.

A. Exelmann LF retour de l'URSS.  
DVZ.

- Alfred Durus. Neue Bilder von Vo-  
geler. DZZ 8. 2.  
Spanische Plakatkunst. DZZ 6. 2.  
S. Albin. Ernst Thälmann. DVZ 12.  
Friedrich Bürschell. Aurora.  
NW 14  
W. Kemenow. Rembrandt. IL 2  
Alfred Schaxel. Die deutsche Wis-  
senschaft in der Emigration. DZZ 8. 2.  
— Deutsche Wissenschaft im Quartier La-  
tin. PT 20. 3.  
Hans Beimlers Front-Tagebuch. PT 17. 2.

### ABKÜRZUNGEN

DVZ — Deutsche Volkszeitung. DW —  
Das Wort. DZZ — Deutsche Zentral-Zei-  
tung. IL — Internationale Literatur. NW  
— Neue Weltbühne. NZ (Nationalzeitung  
(Basel). PT — Pariser Tageszeitung. RF  
— Rote Fahne (Prag). Pr Pr — Prager  
Presse. IR — Jüdische Revue.

### ZUR BESPRECHUNG EINGESANDTE BÜCHER:

- Adolf Chajes — Die Ernte, ein Sammel-  
heft jüdischer Dichtung (Manfred Rot-  
schild Verlag, Jerusalem)  
Heinz Politzer — Fenster vor dem Firma-  
ment. Gedichte. (Verlag Julius Kittls  
Nachfolger, Leipzig-M.Ostrau)  
Jean Strobl — Oken und Büchner (Verlag  
der Corona, Zürich)  
Andor Gabor — Die Rechnung (Verlags-  
genossenschaft Ausländischer Arbeiter,  
Moskau)  
Jack Conroy — Die Enterbten (Verlags-  
genossenschaft Ausländischer Arbeiter,  
Moskau)  
Kurt Singer und Felix Burger — Welt-  
bürger Ossietzky (Editions du Carre-  
four, Paris)  
A. Koestler — Menschenopfer unerhört.  
(Editions du Carrefour, Paris)  
Paul Kaegi — Bibelnot und Bibel-Mythos  
„Neue Bibel“ (Lessing-Verlag, Zürich)  
Stefan Pollatschek — Flammen und Far-  
ben (Das Leben des Malers van Gogh.  
Roman. (Saturn-Verlag, Wien)  
Louis Aragon — Die Glocken von Basel  
(Verlagsgenossenschaft Ausländischer  
Arbeiter, Moskau)

- Fritz Erpenbeck — Musketier Peters (Ver-  
lagsgenossenschaft Ausländischer Ar-  
beiter, Moskau)  
Seydewitz-Doberer — Todesstrahlen (Ma-  
lik-Verlag, London)  
Silvius Hermann — Nachlaß (Malik-Ver-  
lag, London)  
Bernard von Brentano — Prozeß ohne  
Richter (Querido Verlag, Amsterdam)  
Emil Ludwig — Der Nil (Querido Verlag,  
Amsterdam)  
Hermann Kesser — Beethoven der Euro-  
päer (Verlag Oprecht, Zürich)  
Andor Gabor — Souper im „Hubertus“  
(Verlagsgenossenschaft Ausländischer  
Arbeiter, Moskau)  
Irmgard Keun — Nach Mitternacht (Que-  
rido Verlag, Amsterdam)  
Henri Barbusse — Stalin (Editions du  
Carrefour, Paris)  
Hans Spahn — Geist und Gewalt in der  
Völkerpolitik (Europa-Verlag, Zürich)  
Iwan Heilbut — Die öffentlichen Verleum-  
der (Europa-Verlag, Zürich)  
Illés Kaczér — PAO, Roman eines Ne-  
gers (Europa-Verlag, Zürich)



*Wir eröffnen die Subskription für*

# HEINRICH HEINE

AUSGEWÄHLTE WERKE IN VIER BÄNDEN



BAND 1:

Buch der Lieder / Neue Gedichte / Zeitgedichte / Atta Troll

erscheint im III. Vierteljahr 1937 und wird sofort nach Erscheinen den Subskribenten zugesandt.

BAND 2:

Deutschland. Ein Wintermärchen / Romanzero. Gedichte 1853 und 1854 / Letzte Gedichte

erscheint im IV. Vierteljahr 1937

BAND 3:

Die Harzreise / Das Buch Le Grand / Die Bänder von Lucca u. a. novellistische Arbeiten Briefe

erscheint im I. Vierteljahr 1938

BAND 4:

Ueber den Denunzianten / Auswahl aus: Französische Briefe — Lutetia Ludwig Börne / Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland

erscheint im II. Vierteljahr 1938

## SUBSKRIPTIONSBEDINGUNGEN:

Der Preis für die vierbändige Ausgabe beträgt 30.— Rubel.

Bei Aufgabe der Bestellung in der UdSSR ist der Betrag von Rbl. 7.50 per Postanweisung zu zahlen an: Торговый отдел издательского товарищества иностранных рабочих в СССР—Москва, ул. 25 Октября, 7.

Beim Versand der ersten drei Bände wird der Betrag von Rbl. 7.50 per Nachnahme erhoben. Die angezahlten Rbl. 7.50 gelten als Zahlung für den vierten Band.

Versand- und Verpackungsspesen trägt der Verlag.

Der Ladenpreis für den Einzelband wird ca. Rbl. 8.— betragen.

Für ausländische Bezieher gelten Sonderbedingungen, die beim Buchhändler oder direkt beim Verlag zu erfragen sind.

VERLAGSGENOSSENSCHAFT AUSLÄNDISCHER ARBEITER  
in der UdSSR. Moskau, Uliza 25. Oktjabrja 7

# DAS WORT

---

L I T E R A R I S C H E   M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 8

August 1937

---

J O U R G A Z - V E R L A G   M O S K A U

# INHALT

Seite

<i>Vorwort</i> . . . . .	3
<i>Prosa und Lyrik:</i>	
Rudolf Leonhard: Carmen . . . . .	4
Hugo Huppert: Das konnte nur ein Volk, zuinnerst frei . . . . .	8
M. Arno: Die Brieftasche . . . . .	10
J. Mihaly: Die Wildddiebe . . . . .	12
Peter Nikl: Mein bestes Werk . . . . .	18
Hans Flesch: Gas . . . . .	20
Alfred Kerr: Schönheit . . . Schönheit . . . . .	24
Louis Fürnberg: Der Hungermarsch der Steinarbeiter . . . . .	27
Andor Gabor: Die Sammlung . . . . .	28
Walter Hugo Schenk: „Justiz“ . . . . .	32
Paul Westheim: Prokesch malt völkisch . . . . .	33
Bertolt Brecht: Ballade von der Judenhure Marie Sanders . . . . .	38
<i>Essay:</i>	
Fritz Erpenbeck: Short Story . . . . .	39
Antonie Fried: Fug und Unfug der Kurzgeschichte . . . . .	44
F. Langer: Die Kurzgeschichte . . . . .	47
Kurt Kersten: Guy de Maupassant und die Kurzgeschichte . . . . .	50
Karl Obermann: Nationalsozialistische Kurzgeschichte . . . . .	53
<i>Übersetzungen:</i>	
Antonio Machado: Das Brudermorden . . . . .	59
Henri Barbusse: Das Lied des Soldaten . . . . .	60
Michael Gold: Mussolini hat Alpdrücken . . . . .	65
Eugène Pottier: Überfluß . . . . .	68
<i>Kulturerbe:</i>	
Petronius: Die Matrone von Ephesus . . . . .	69
Johann Peter Hebel: Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers . . . . .	71
Heinrich von Kleist: Unwahrscheinliche Wahrheiten . . . . .	74
Friedrich Hebbel: Die Kuh . . . . .	77
Guy de Maupassant: Die beiden Freunde . . . . .	81
Peter Altenberg: Verkehr zwischen Menschen . . . . .	86
<i>Kritik:</i>	
F. C. Weiskopf: Kurzgeschichten von Hemingway . . . . .	88
Lion Feuchtwanger: Ulrich Becher . . . . .	90
Maria Arnold: Die Glocken von Basel . . . . .	93
Alex Wedding: Deutsche Frauenschicksale . . . . .	95
Heinrich Weerth: Zwischen Sudeten und Karpathen . . . . .	98
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
Goethe — kein Vorbild. Aphorismen von Goethe. Brief aus Schlesien. Ein Jubiläum. „In ihrer vollen Beglückung empfunden“. Der unangenehme „Mann im Parkett“. „Einschränkende Zuversicht!“ Bilanz des braunen Films. Brief aus Spanien. Voraussage. Euringers Bildungselend. Literarische Stiefelputzer. Leid und Lust im Dritten Reich. Der Autor ist verreist.	



*Ich bin noch erstaunt und erschrocken über all die Unmenschlichkeit und Verruchtheit, die man in den oberen Klassen ohne Scheu gegen die unteren ausspricht; von Tieren möchte ich so nicht reden! Jeder Arbeiter, jeder Arme, wenn er nicht in Uniform steckt, ist ein Galgenstrick, der im Elend umzukommen verdient oder durch den Säbel, seine Frau und Kinder sind eine verfluchte Brut, dieses Lumpergesindel soll weder Recht noch Freiheit haben, es soll stumm verhungern und die Vornehmen nicht belästigen.*

*Nach und nach wird man doch inne, daß der Staat zu einer Zuchthausanstalt wird, in der gerade die Obrigkeit zuchtlos ist. Und die Nichtswürdigen reden von christlich, von christlich-germanisch!*

*Die Zeitungen bringen immer neue Schändlichkeiten an den Tag, welche von den preußischen Truppen in Polen begangen worden; alles mit Unterschriften, auch deutschen, oft gerichtlich beglaubigt. Deutsches Krämervolk und übermütiges Militär erscheinen als eine schändliche Rasse!*

(Aus den Tagebüchern von Karl August Varnhagen von Ense, am 26. X., 11. XI. und 31. V. 1848.)

## CARMEN

von

*Rudolf Leonhard*

Am Morgen des neunzehnten Juli wäre die Zigarettenarbeiterin Carmen fast zu spät zur Arbeit gekommen, das kleine Brüderchen war krank, nicht schlimm wohl, aber sie hatte es versorgen müssen. Sorgenvoll starrte sie auf Arbeit und Arbeitsplatz, sie merkte nicht gleich, daß irgend etwas von Tisch zu Tisch wogte, daß Unruhe im Betrieb war. Da stand die eine Maschine plötzlich still, die dran gearbeitet hatten, sprangen an die Fenster, stießen mühsam die blinden Scheiben auf, viele schrien.

„Ja, ja!“ und „Da sind welche!“ und „Sie kommen“ hörte Carmen; und fern fielen Schüsse, hörte sie. Sie schob die Lippen vor und horchte. Ahnungslos war Carmen nicht, ihr Vater war in der Gewerkschaft gewesen; die Mutter, die krank lag und die Zeitungen las, hatte oft davon gesprochen; die Mutter hatte ihr auch erzählt, wie die Tötung Calvo Sotellos der Ermordung des Leutnants Castillo geantwortet hatte, und was das alles geben könnte.

Das Wort „Faschisten“ klang ihr ins Ohr; sie hatte, ihre Maschine lief noch, mechanisch weitergearbeitet, obwohl sie die Arbeiterinnen von der andern Maschine durcheinanderlaufen sah. Nun kamen Leute herein, ein Dutzend oder zwei, es waren Männer aus der Reparaturwerkstatt drüben und Fremde, die hielten auch die andern Maschinen an — ganz weiß war das Licht im Raume plötzlich, still war es mitten am Vormittag, ganz verändert war der Raum, höher und härter, und als hätte er mehr Ecken. War es denn je still gewesen in diesem Raum? Und einer stand auf den Tabakballen und sprach. Die Faschisten seien in ganz Spanien aufgestanden, sagte er, sie bedrohten die Zukunft der Arbeiter, und auch hier in der Stadt habe sich die Garnison erhoben. Der erste Angriff sei abgeschlagen, sagte er, aber man habe die Offiziere noch nicht gefangen, und es gehe weiter, und jeder Arbeiter, sagte er, gehöre in die Kampflinie, er selbst werde sofort hinauslaufen zu den Kasernen; und jeder gehöre an seinen Platz in der Kampffront des Volkes, in der Volksfront, sagte er, und es sei Streik. Carmen stand sofort auf und ging aus dem Raume an den andern vorbei, die wie Flugschatten an ihr vorüberglitten, ging über den Hof, auf dem hellbrauner Staub wirbelte, und durch die Straßen. Eigentlich hatte sie nie um diese Zeit die Straße gesehen, es wunderte sie ein wenig, wo die Sonne stand. Ihr erster Gedanke war gewesen: „Da kann ich mich ja um den Kleinen kümmern“; und der zweite hatte dem Lohnausfall gegolten: „Um Gotteswillen, wer wird mir das ersetzen? Wie soll ich das wieder einbrin-

gen?“ Dann aber hörte sie das Wort „Faschisten“ noch in ihrem Kopfe nachklingen, und wenn sie auch nicht allzu deutlich wußte, was das hieß: Faschismus — so war ihr dabei doch, als ob ihr wer nach der Kehle griffe. Die Straße schien plötzlich wie Blei, Faschismus ist ganz schlecht, ist das Schlimmste . . . Schwer und dunkel war die Stadt und die Straßen in grellster Sonne; die Straße war voll von Leuten, die waren alle vom Faschismus bedroht, die waren plötzlich ganz nahe, nahe wie nie bisher.

Vor dem Hause rannte José an ihr vorüber, der Mutterbruder Sohn, der hielt etwas Langes, etwas wie einen dicken Stock unter den Arm geklemmt.

„Wohin rennst du, José?“ rief Carmen. Sie wußte es, aber sie wollte etwas sagen.

José blieb kaum stehen, hob das hoch, was er unter dem Arm getragen hatte — es war ein Gewehr. „Schießen, schießen!“ rief er.

„Lauf zu, José“, rief Carmen schnell und mit warmer Stimme.

„Wenn wir nur genug Munition haben!“ schrie José schon von weitem; dann stand der Staub zwischen ihnen.

Im Zimmer war es stickig. Aber wenigstens ging es dem Kleinen nicht schlechter, das sah sie gleich. Vor dem Bett der Mutter stand Pedro, der sechzehnjährige Bruder, in der blauen Kittelhose und redete auf die Alte ein; die weinte ein bißchen, dann sagte sie: „Nun denn, wenn es sein muß, geh, Sohn, geh, und komm wieder.“

Pedro war schon in der Tür.

„Wohin gehst du“, sagte Carmen, gar nicht im Frageton. Der Bruder drehte sich um und sah sie hart an und antwortete überhaupt nicht, er war plötzlich kein Junge mehr.

„Du hast kein Gewehr“, sagte Carmen.

„Ich werde schon eins finden!“ schrie der, und aus dem Flur noch, man sah ihn schon nicht mehr: „Wenn wir nur genug Munition haben!“

Carmen wartete den Kleinen, dann saß sie neben dem Bett der Mutter; nie hatte sie Zeit gehabt, dort zu sitzen; heute ging es, es war Streik, es war Bürgerkrieg. Carmen atmete tief die stickige Luft. Sie antwortete der Mutter auf alle Fragen: es kamen auch Nachbarn und erzählten, mehrmals hörte sie wieder von Munition sprechen; sie sah José laufen; sie sah Pedro laufen; sie sah sie liegen — sie wußte, daß man beim Schießen liegen und in den Taschen nach neuen Patronen tasten muß. Sie stand auf, der Stuhl fiel, sie stellte ihn zurecht.

„Wohin gehst du, Carmen?“ fragte die Alte.

„Mutter . . .“ fing Carmen an; dann sagte sie nur: „Die müssen Munition haben.“

Die Mutter weinte ein bißchen, sie weinte mehr als bisher. Carmen beeilte sich, aber sie versorgte den Kleinen sorgfältig wie immer; sie versorgte die Mutter, sie schärfte der Schwester, der Zwölfjährigen ein, was zu tun sei, sie strich ihr übers Haar. Sie sei verständig, sagte sie, sie sei schon ein gro-



Des Mädchen, sie werde einsehen, daß alles davon abhinge, wie verständig sie sei.

Wieder erschien ihr, ohne daß sie daran dachte oder die Empfindung festhielt, die Stadt verändert, als sie wieder in den Straßen war. Sie ging jetzt sehr eilig; das war jetzt die Stadt, die sie kannte, alles gehörte zusammen: die Straßen und die Häuser und die Menschen, alles, Straßen und Häuser und Menschen, war sehr nahe; das war eine richtige Stadt, fest und gefügt, zum erstenmal spürte sie, daß das ihre Stadt war.

Nach einigen Fragen hatte sie heraus, wo Munition verteilt wurde. Eine ältere Frau gab Patronen aus, eine breite Frau war es, mit scharfem Gesicht und kleinen, dicht umfalten scharfen Augen; mit denen sah sie Carmen genau an, die mit brennenden Augen ihr in die Lidfalten hineinsah; dann gab sie ihr, ohne zu fragen, einen Haufen gefüllter Patronenrahmen. Carmen legte die Gurte um und hob einen schweren kleinen Sack auf die Schulter. Sie lief mit andern, die sie nicht kannte und die ihr doch vertraut wie ihre Geschwister waren, weil sie die gleiche Erwartung auf den vor Hast verzogenen Gesichtern und die gleichen Patronen trugen, den Weg, der ihnen angewiesen worden war, in die Vorstadt, hinter der, in flach gewelltem Gelände, die Kasernen lagen.

Als sie von der Straße abbogen, waren die Schüsse viel näher. Alle warfen sich hin, sie wußten, daß man das macht, und krochen. Da sie das Hinwerfen über der Drehung des rechten Knies nicht gelernt hatten, ließen sie sich einfach nach vorn fallen, und das tat sehr weh, beim Kriechen schmerzten Carmen die Zehen in den Schuhen, die Beine und die Brüste; den andern wohl auch, aber niemand stöhnte. Sie legten alle Patronen neben und hinter die Männer, die da in einer Linie lagen und schossen; dann krochen sie zurück — nicht alle kamen zurück — dann rannten sie. Die Sonne brannte ungeheuer; aber niemand stöhnte, niemand gab einen Schmerzlaut von sich.

Als Carmen zum drittenmal in die Linie kroch, drehte sich der Mann, hinter den sie zu liegen kam, um und erkannte sie. „Carmen!“ schrie er, aber er schrie es leise.

„Ja“, sagte Carmen, „José!“ und lud ihm ihre Patronen aus.

Der Mann warf sich mit einem Ruck auf die Seite und kehrte Brust und Gesicht Carmen zu, das Gewehr mit der linken Hand hinter dem Kopf hochhaltend; „Carmen!“ schrie er, und er schrie es wieder leise, „ich liebe dich!“

„Ja“, sagte Carmen und kroch zurück zur Straße und rannte zurück zur Stadt.

Es war nicht Absicht, oder sie wußte es nicht, daß diese Absicht in ihrem Herzen war, wenn sie es so einrichtete, daß sie immer wieder zu José zurückkehrte und grade ihm die Patronen brachte, die er so nötig brauchte, da das Gefecht noch immer währte. Die Linien hatten sich erst wenig verschoben, und die ungeübten Verteidiger ihrer Freiheit vergeudeteten wohl auch Munition. Jedesmal, wenn sie ihn fand, sagte er hastig, zwischen zwei

Schüssen, daß er sie liebe, schon lange liebe, jetzt zwischen Schießenden und Sterbenden wisse er, wie sehr.

Und jedesmal antwortete sie: „Ja, José!“ und wandte sich gleich zurück. Ein und ein andermal strich sie mit ihrer mageren, harten, jetzt von Disteln und scharfem Grase zerschürften Hand über seinen Ärmel, ehe sie sich umwandte.

Einmal schrie er auf, und diesmal schrie er laut: ihr Haar klebte von Blut, Blut gerann auf Wangen und Stirn! Doch es war nicht ihr Blut; es war von einem Verwundeten, einem Sterbenden, dem der Hals aufsprang, auf sie gespritzt in dickem Strahl; sie hatte nicht Zeit gefunden, es abzuwischen, es trocknete auf ihr . . . das Blut des Kameraden, das Bruderblut, als wäre es ihr eignes. Und kaum hatte er begriffen, daß sie nicht verwundet war, und das Ende seines Schreies eingeschluckt — da wurde er selbst getroffen. Das Gewehr fiel ihm aus der Hand, er schrie wieder, schrie hemmungslos, er rollte her, rollte auf Carmen zu, die halb hinter ihm lag. „Carmen“, stöhnte er, „Carmen!“

„José . . . José . . .“ sagte sie, angstvoll, vielmals und eilig. Sie streckte ihre zerschundenen Hände aus, dicht über dem Boden, um José anzufassen, um irgend was zu tun für ihn — da stießen ihre Finger hart an das halb unter ihm liegende Gewehr. Und nun wußte sie brennend, wußte sie deutlicher als alles, wußte sie nur noch eines: daß hier ein Gewehr und ein Schütze weniger sein würden. „Die Waffe, José, die Waffe!“ rief sie und suchte sie unter ihm hervorzuziehen.

Und er, als verstünde er, hob sich auf sie zu, bäumte sich auf. „Ich liebe dich, Carmen . . .“ stöhnte er.

„Ja“, sagte sie hastig, „erkläre mir, wie man schießt!“

Er sah das Mädchen schon nicht mehr, sein Kopf lag schräg zur Seite geneigt, das Auge, sehr weit, irrte über den Himmel. „Ich . . . liebe dich . . . doch . . .“ flüsterte er.

„Erkläre mir, wie man schießt!“ sagte Carmen verzweifelt.

„Carmen . . . Carmen . . .“ röchelte er.

Und sie sagte ganz hell: „Ja, José! Aber jetzt — das Gewehr, das Gewehr!“

Da riß sich der junge Mensch, dessen Auge schon glasig und um den seine Welt schon quallig wurde, noch einmal zusammen, drehte sich schwer, schreiend in jähem Schmerz auf die Hüfte und zeigte ihr, blutigen Schaum vor dem Munde, wie man laden, das Schloß werfen und zielen müsse.

Carmen nahm das Gewehr und versuchte. Es ging; sie schoß den ersten Schuß.

José, halb hinter ihr, fiel zurück.

Carmen schoß, sie hörte hinter sich ihren Namen gelallt und gestöhnt: sie drehte sich nicht mehr um, sie schoß und schoß. Das Gewehr wurde heiß, sie schoß. Sie hörte ein Gurgeln hinter sich und schoß. Sie hörte nichts mehr und schoß weiter.

Erst als das Gewehr zu heiß war, hörte sie auf. Sie wandte sich langsam

zurück, ohne den Kopf von der Erde zu heben. Sie sah, ohne den Kopf von der Erde zu heben, den Toten mit starren Augen an. Sie legte das Gewehr hin und kroch zu dem Toten hinüber. Sie drückte ihren Kopf einmal an seine Hüfte. Sie hob seine Hand, die schwer, mit dumpfem Klang auf die Erde zurückfiel. Sie zog von dieser Hand einen Ring ab, einen armseligen dünnen Ring aus Zink, mit einem gelben Blättchen, auf das ein Buchstabe graviert war, einer nur, und das war der Buchstabe C. Diesen Ring schob sie auf den eigenen Ringfinger der rechten Hand. Dann nahm sie das Gewehr und schoß weiter.

## DAS KONNTE NUR EIN VOLK, ZUINNERST FREI...

von

*Hugo Huppert*

*Den Kuppelbau der Erde, voll von Toten  
aus den Jahrtausenden der Sklaverei,  
ihn hat im Flug das Leben überboten —*

*das konnte nur ein Leben: innerst frei  
und ganz erlöst vom Fluch der Erdschwere,  
der Kette mit der Kugel dran aus Blei.*

*Ein Sechstel alles Festen überm Meere  
brach auf und schwang sich leicht ins vollre Licht,  
hob sieghafte Musik ins ewig Leere,*

*erklomm den Wall des Himmels und die Schicht,  
wo schon im Strahlensturm die Macht der satten  
Gewitter und der Dunkelheit zerbricht!*

*So überspringt der Mensch den eignen Schatten,  
wenn er vom Schatten Fremder sich befreit,  
die ihn geknechtet und erniedrigt hatten;*



*Hugo Huppert: Das konnte nur ein Volk, zuinnerst frei . . .*

*so steigt der Mensch auf Flügeln aus der Zeit.  
Denn nur der Freie weiß Bescheid und Richtung,  
ihm gibt sein Volk die Sendung, das Geleit.*

*Über des Nordpols sommerliche Lichtung  
zieht er die kühne, vorgeahnte Bahn:  
die alte Ödnis, Kälte und Vernichtung*

*besiegt sein Heldengeist, sein Mut, sein Plan. —  
Dort, wo des feigen Feindes schwarze Flügel  
raubvogelgleich wehrlosen Dörfern nahn,*

*dort rötet Kindermord das Grün der Hügel.  
Des Todes Flügelroß treibt Menschenjagd,  
die Wut und Angst des Henkers führt die Zügel. —*

*Hier aber hat der Mensch sein Wort gesagt —  
und es gebot dem Sturm der Elemente.  
Hier hat ein freies Volk den Sprung gewagt —*

*und seine Tat verband die Kontinente!  
Es trug des Herzens Wärme bis zum Pol  
und übers Eismeer, das die Völker trennte.*

*Noch unsre späten Enkel werden wohl  
die Fliegernamen dieser Jahre ehren,  
der Flügel weltumspannendes Symbol*

*als Völkerbrücke zwischen Hemisphären.  
Und die Vernichtung aller Sklaverei  
wird sie den hohen Sieg verstehen lehren:*

*Das konnte nur ein Volk, zuinnerst frei!  
Sie werden Rückschau halten, werden lernen  
die Wegspur und Geschichte der Partei.*

*Und werden sehn: sie reichen zu den Sternen.*

# DIE BRIEFTASCHE

VON

*M. Arno*

Den ganzen Tag kam man nicht zur Ruhe. Trotz schlechten Wetters standen wir in erhöhter Alarmbereitschaft. Eine Attacke folgte der anderen. Mit eiserner Verbissenheit schloß sich unsere Division zusammen und erwiderte das Feuer der Nationalisten mit solcher Wucht, daß der Feind sich bei der Cuesta de las Perdices, südlich vor Madrid, zurückziehen mußte. Wir bargen zwei Verwundete. Die vom Feind zurückgelassenen Toten wurden eilig fortgeschafft, und in aller Hast suchten wir Deckung in den neuen Stellungen. Erst als die Dunkelheit sich wie eine dicke schwarze Suppe über das Feld ergoß und den Horizont verwischte, begann es auf beiden Seiten still zu werden.

Endlich konnten wir essen und ausruhen. Ich kramte in meinem Tornister und wollte mich gerade ein wenig ausstrecken. Plötzlich stieß ich mit meinem Fuß an etwas Hartes. Ich bückte mich und suchte mit meiner abgeblendeten Taschenlampe den Boden ab. Im Sande, schon ein wenig eingewühlt, lag ein Soldatenkäppi. Ich nahm es auf. Es war das Käppi eines Nationalisten, vielleicht war es auf der Flucht verloren worden; oder gehörte es einem der Toten, die wir in das gemeinsame Grab gelegt hatten?

Ich leuchtete die Stelle weiter ab und scharfte mit den Stiefeln im Sand. Da kam noch eine kleine braunlederne Briefftasche zum Vorschein.

Ich rief unseren Kommandanten. Gemeinsam betrachteten wir das kleine Ding. Hinterlassenschaft eines Menschen, den der Tod plötzlich überrascht hatte. Der Kommandant öffnete die Tasche. Ein paar leere Bogen Papier, ein sauber gespitzter Bleistift mit kleiner Hülse, ein kleines Notizbuch und ein Geldschein. Keinerlei Personalpapiere, die uns Aufklärung über den einstigen Besitzer gegeben hätten. Der Kommandant drehte die Briefftasche in seinen großen Händen hin und her. Irgendetwas daran schien ihn zu beschäftigen. Plötzlich warf er seinen Zigarettenstummel fort und meinte: „Das hat keinem Spanier gehört, sonst wären die Ausweispapiere dabei. Und dann dieser sauber gespitzte Bleistift unter der Schutzhülse?“ fragte er sinnend.

Wir lachten und zogen ihn auf: ob er Detektiv spielen wolle?

Er aber hörte nicht hin, kramte weiter in den Seitentaschen und zog plötzlich aus einer versteckten Ecke ein winzig zusammengefaltetes, aber ziemlich großes, dünnes Blatt heraus.

Wir beugten uns alle darüber, als er es mit seinen rauen Fingern glättete. Es war dicht mit Tinte beschrieben, eine zierliche steile Frauenhandschrift; man sah, daß sich die Schreibende bemüht hatte, so viel wie möglich auf die beiden Seiten des Bogens zu bekommen.

Es war ein Brief in deutscher Sprache. Unter dem gespannten Schweigen aller Kameraden, las einer den Brief vor:

„Lieber Erich! Erst hatten wir uns gefreut, als wir nach Hause kamen. Du weißt ja, zweihundert Mark sind heute ein schöner Zuschuß. Wir haben hier verspätet noch einen ordentlichen Winter bekommen. Vater hat gleich Kohlen im Keller eingelagert. Ich habe mir meinen Mantel wattieren lassen. Da spüre ich mein altes Rheuma nicht mehr so. Weißt du, daß viel Schnee gefallen ist und im Harz die Wegschilder ganz darin eingebettet sind? Es ist sehr schwer für deine Mutter, sich vorzustellen, daß du so weit weg bist. Erst waren wir stolz, Vater und ich. Jetzt aber, wenn keine Briefe von dir kommen und wir nicht wissen, wo wir dich suchen sollen, ist uns manchmal unheimlich zumute. Vater war neulich nicht mal für seine Pfeife am Abend zu haben, immer hat er nur gebrummelt: „Ist schon recht, wenn die Söhne fürs Vaterland kämpfen.“ Er war ja auch im Krieg. Aber wenn man es niemandem sagen darf, ist es dann auch eine ehrliche Sache? Du kennst Vatern ja. Sein Leben lang war er still und ehrlich. Niemandem ist er was schuldig geblieben. Jetzt sind wir abends oft sehr bedrückt. Nicht mal das Radio stellen wir ein. Nur die kleine Lampe brennt, und jeder frißt es in sich hinein: Wo ist Erich? Warum haben wir ihn nur gehen lassen? Es ist auch alles so überstürzt gegangen! Zu wählen hatten wir ja kaum. Herr Oberst D. beruhigt mich und sagt immer, alles sei in bester Ordnung. Ihm ist es leicht, mich damit abzufertigen. Schreibe nur öfter, Erich. Und paß gut auf dich auf. Ich weiß auch nicht, wie es würde, wenn man dich plötzlich mit einer furchtbaren Verwundung nach Hause ließe. Tag und Nacht würde ich auf den Beinen sein und dich pflegen. Bist ja noch jung und kämst vielleicht durch. Aber hier würde uns dann niemand helfen. Erinnerst du dich noch an Albert, der doch so lange in der Reichswehr gedient hat? Nun ist er tot. Die Mutter ist ganz kaputt davon. Unterstützung kriegt sie nun keine mehr, und eigentlich hätte sie nicht mal mit mir darüber reden dürfen. Jetzt sitzt sie da, ohne Albert und ohne Geld. Ich liege oft, wenn Vater schon schläft, noch wach. Hätte ich dich nur nicht gehen lassen!! Auf Muttern hättest du doch gehört, Erich? Und warum sollte dir ein fremdes Land näher sein als deine eigenen Eltern? Vater wurde neulich sehr zornig, sonst ist er ja gar nicht so und meinte, das sei überhaupt ein Überfall auf ein wehrloses Volk. Da hab ich schnell die Küchentür zugemacht und ihn angefleht, doch ja ruhig zu sein, sonst käme noch die Polizei. Behalte diesen Brief nicht lange bei dir. Wenn M. ihn nicht mitnehmen würde, ich hätte mich nie getraut, dir von meinem Kummer zu schreiben. M. hat bei uns Kaffee getrunken, bevor er fort ist und gesagt: Seien Sie man ruhig, Erich liebt auch seine eigene Haut, der wird wie ich den Weg nach Hause dort vielleicht schneller finden, als hier bei Ihnen. Ich habe das gar nicht verstanden und ihn unruhig angesehen. Da hat er nur mit den Augen gezwinkert und gemeint, ich sollte den Brief ganz klein schreiben. Hoffentlich kannst du ihn lesen. Die Nachbarin sagte neulich zu mir, es wäre noch immer besser, als im Arbeitslager, und Geld be-



kämen wir doch auch. Ich habe mir so gedacht: wenn man sich schon schinden muß, sollte man wenigstens wissen wofür. Wenn hier schon das Leben so furchtbar schwer ist, warum dann noch mit seinem Blut bezahlen, daß ein anderes Volk es ebenso bekommt? Ja, Erich, sei deiner Mutter bloß nicht böse. Ich habe in den schlaflosen Nächten lange gegrübelt, bis mir mein armer Kopf weh tat, wie mein Herz. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen und ich kann dir nur sagen: noch einmal liebe ich dich nicht weg! Sieh nur zu, wie du herauskommst! Es gibt genug Unglück auf der Welt. Mein Sohn soll sich nicht mitschuldig machen! Das sollen die unter sich ausmachen, denen so viel daran liegt, daß sie sogar unsere Söhne verschleppen. Erich, ist denn das für uns? Für wen macht ihr denn dort Krieg und gegen wen? Was hast du damit zu tun, warum haben wir uns das nur nicht früher gesagt? Immer hat unsreiner nur für andere herzuhalten. Hätte ich nur früher darüber nachgedacht! Du bist jung, mein lieber Erich. Überlege dir, was deine Mutter dir sagt. Nun muß ich Schluß machen. Meine Augen sind ganz rot vom Weinen und Vater brummt wieder. Das Papier ist auch schon ganz vollgekritzelt. Paß gut auf dich auf! Wir umarmen dich. Schreibe gleich

Deiner alten Mutter.“

## DIE WILDDIEBE

von

*J. Mihaly*

Die Alten sagten, der Krieg sei aus.

Wir Kinder konnten uns nicht freuen; wir waren mit ihm groß geworden, er hatte unser schlafendes Bewußtsein geweckt, und wir hatten ihn deswegen geliebt. Als er längst ein Gespenst in grauen Lumpen war, liebten wir ihn am tiefsten. Wie Läuse waren wir unter die Schöße seiner Felduniform gekrochen, hungrige, kleine Schmarotzer, und ließen uns von ihm schleppen. Zum Sieg? Zum Ruhme? Wir glaubten an nichts. Im vierten Jahre des Krieges waren alle Soldaten, die wir gekannt hatten, tot. Gott schien ein Zimmermann, der für die Erde einen Sarg machte; unter dem Sausen seines Hobels rollten die Sterbenden wie Hobelspäne zu Boden, und wir Kinder glichen dem Sägemehl, das fahl um die Schneide seiner Säge tanzte. Also glaubten wir auch nicht an Gott; wer wird zu einem Sargmacher beten?

Nun der Krieg aus war, glaubten wir wiederum weder an den Frieden

noch an die Segnungen, die er verhielt. Jetzt erst schien die Welt in Wahrheit verloren. In der Dunkelheit, die unsere kleinen Herzen erfüllte, weinten wir bitterlich.

Doch die Alten meinten, daß die frohen Tage wie eine Schar bekränzter Lämmer daherspringen müßten. Wir Kinder belächelten ihre Zuversicht, aber erfüllt von Mitleid, beschlossen wir ihnen zu helfen. Wollten sie einen Festkuchen backen, so stahlen wir das Mehl dazu; hatten sie Lust auf einen Eierteig — wir waren bereit, die Eier unter dem Schwanze der Hennen hervorzuziehen, ehe die Gendarmen uns ertappten. Wir vertrauten auf unsere Schlaueit, unsere Kühnheit, unsere Schnelligkeit, die uns zu Wächtern über diejenigen setzte, die für den Krieg zu schwach befunden waren.

Indessen, die Alten wollten mehr: sie hatten so lange kein Fleisch mehr gegessen, nun wollten sie eine Suppe im Topf und einen Braten in der Pfanne haben. Wir Kinder liefen zum Abdecker.

„Kein Pferd gefallen?“ fragten wir im Tone geschäftstüchtiger Fellaufkäufer oder Beamter der Knochenverwertungsstelle. Der Abdecker, der vor dem Bretterzaun in der blassen Wintersonne stand, stieß mit dem Ellenbogen die Tür zum stinkenden Schinderhaus hinter sich auf: es war leer, blitzblank gefegt der dunkelgesprenkelte Kalkboden mit dem Galgengerüst, in dessen rostiger Drahtschlinge vieler wackerer Gäule Kopf gehangen hatte.

„Auch keine Katze?“ fragte die sommersprossige Elfriede.

Der Mann betrachtete uns versonnen aus seinen dunklen Augen, dann fragte er: „Hunger —?“ wobei er die Hand im zerschlissenen Pulswärmer hob, um sich unter der Achsel zu kratzen.

„Die Großmutter hat Hunger“, antwortete Elfriede ernst.

Wir Kinder hätten von der Leere unserer aufgeblasenen Bäuche ein Hungerlied singen können, dessen sich die Sonne am Himmel geschämt hätte; aber durften wir den Krieg anklagen, unser armes, rüdiges Gespenst? Wir kannten dazumal kein Kind, das sich seines Hungers gerühmt hätte.

So liefen wir davon, um uns nach einigen hundert Metern Abstand wie Erdferkel in einem verlassenem Steinbruch einzunisten, kleine Wälle aus Schnee um uns aufzutürmen und zu beraten. Es ergab sich, daß Julius' Vater einen schwarzen Hund besaß, der auf Kaninchen scharf war. Er hatte sich das Wildern aus Hunger angewöhnt und ging dieser Leidenschaft gierig nach, so oft es ihm gelang, dem Zwinger zu entweichen. Manchmal hatte er sogar saftige Braten in die Küche geschleppt, ohne seiner Beute auch nur ein Haar gekrümmt zu haben. Julius' Vater war Gendarmewachtmeister und durfte von dem Wildern seines Hundes nichts erfahren. Also hatte die Mutter die Jagdbeute heimlich ausgeweidet und als ein Geschenk dankbarer Bauern auf den Tisch gebracht, obwohl den Vater die Gabe unserer ausgeplünderten und vergrämten Bauern hätte stutzig machen müssen. Sei es nun, daß der Wunsch den Willen regierte — der Wachtmeister zerteilte den Braten mit Behagen und verschmauste ihn nicht minder erfreut als seine Angehörigen, während dem tüchtigen Dobermann

unter dem Tisch die Knochen zu fielen. Es stand bei uns sofort fest, daß wir den Jagdeifer des Hundes ausnützen konnten.

„Wer nicht dicht hält, wird verhauen,“ sagte Julius und schob verächtlich die Unterlippe vor. Wir hoben lässig die Hand zum Schwur.

Dann trennten wir uns, um uns noch vor Einbruch der Dämmerung abermals im Steinbruch zu treffen. Diesmal waren wir um vier oder fünf Kinder mehr, die in verschossenen Mänteln, wollenen Mützen und unförmigen Stiefeln im Schnee wie graue Krähen umherhüpften, auch husteten und krächzten wir ähnlich. Julius hielt den schwarzen Dobermann, der vor Aufregung keuchte, am Riemen fest; er allein war bleich, und auf dem Rücken seiner Nase perlten Schweißtropfen der Angst.

Einen Steinwurf von uns entfernt begannen die niedrigen Wälder unserer östlichen Heimat. Die buschigen Kiefern, halbmannshoch, bogen sich unter längst verharschtem Schnee. Wir wußten, daß die Schonungen kreuz und quer von verrosteten Stacheldrahtverhauen durchzogen waren, Überbleibseln ehemaliger Verteidigungsanlagen gegen die vorrückenden Russen. Kein Jäger konnte darin pirschen. Aber unter dem tückischen Netz wimmelte es von Hasen und Kaninchen; die gedrunghenen Baumkronen beschirmten die Brutstätte warmen Lebens, in die wir Kinder — verwegene und kaltherzige Räuber — eben einzubrechen drohten.

Wir kauerten rund um den Talkessel, Hände und Knie in die brüchige Schneedecke gepreßt, und rückten mit der Lautlosigkeit jagender Luchse gegen die Mitte vor. Von unseren aufgestellten Wachen im Rücken gedeckt, näherten wir uns kriechend dem Paradies der Hasen, während die matte Sonne sich anschickte, in dem Geäst schwarzer Bäume zu verbluten. Der Tag ging welk zur Ruhe. Da, als sich der erste Bodennebel löste, ließen wir den Hund los.

Er flog wie eine abgeschossene Kugel mitten in die Kiefern Schonung hinein. Gleichzeitig sprangen wir empor, stießen ein lautes Geschrei aus, klatschten in die Hände, trampelten mit den Füßen und gebärdeten uns wie Wilde auf der Leopardenjagd. Trotz unseres ohrenbetäubenden Lärms hörten wir den Dobermann hoch aufjaulen und quietschen, als der Stacheldraht sein schwarzes Fell zerriß. Dann tönte sein Knurren und zorniges Heulen durch das Tal. Wir sahen in der fallenden Dämmerung die niederen Wipfel der Büsche unter dem Anprall seines geschmeidigen Rückens in schnellen Furchen wogen und zusammenschlagen. Dann vernahmen wir lange Zeit nichts anderes, als unsere eigenen Stimmen und das rhythmische Klatschen unserer Hände.

Unvermutet tauchte der Dobermann vor Julius auf, er trug ein schönes, starkes Kaninchen im Maul, das er mit seinen weißen Zähnen vorsichtig am Genickfell gepackt hatte. Wir stießen ein Triumphgeheul aus und töteten es durch einen Hieb hinter die Ohren; darauf hetzten wir den Hund, der aus vielen Wunden blutete, zum zweitenmal in die Schonung. Diesmal trieb er Hasen und Kaninchen in Rudeln bis vor unsere Füße. Auf einige veranstalteten wir eine regelrechte Treibjagd, sprangen mit Stöcken hinter ihnen



her und trieben sie uns zu, wie wir es im Kampf mit unseren kleinen grauen Feinden, den Ratten, gelernt hatten.

Endlich machte der frühe Abend der Jagd ein Ende, und wir zogen uns erschöpft in den Steinbruch zurück.

Drei Kaninchen hatten wir so zur Strecke gebracht, drei Kaninchen, blond-silbern und noch dampfend vom kaum entwichenen Leben. Wir wogen sie prüfend reihum in den Händen und nickten uns zu — sie waren schwer und fett, eine reiche Beute. Jetzt erst piffen wir die ausgestellten Wachen zurück, preßten die Leiber der Kaninchen in die mitgenommenen Rucksäcke und setzten uns im Kreis auf den Erdboden nieder. Der Mond stand im ersten Viertel wie eine haarfein geschliffene Schale über dem Wald.

„Der Monat wird trocken“ sagte Elfriede und wies mit dem emporgestreckten Kinn auf die waagrecht schwimmende Mondscheissel.

„Und kalt“, vollendete einer.

Das Tal war mit Nebel bedeckt; die Stille, die aus den Jagdgründen stieg, wurde lastend.

„Ob er gefressen hat —?“ fragte Fritz und meinte den Hund.

Niemand antwortete. Einige von uns hatten den Kopf in die Hände gestützt und schauten unbeweglich wie hockende Statuen in die Weite, während Julius und ich uns mühten, das Blut des Hundes mit unseren Taschentüchern zu stillen. Schon waren die Tücher mit klebriger Feuchtigkeit durchtränkt, doch noch immer bluteten die Wunden, die der Stacheldraht aus dem schwarzen, glänzenden Fell gerissen hatte.

Der Dobermann lag zitternd auf dem Schnee, seine Flanken bebten, das offene Maul mit der quer heraushängenden Zunge zuckte unruhig auf dem Boden und schnappte manchmal mit hörbarem Klapp zu, als jage er noch immer.

„Was wird Vater sagen . . .?“ murmelte Julius, über ihn gebeugt.

Jemand machte den Vorschlag, den Hund in eine einsam gelegene Scheune, nicht weit von der Abdeckerei entfernt, einzusperren und ihn solange heimlich dort zu pflegen, bis seine Wunden geheilt und der Verdacht von uns abgelenkt sein würde. Dann sollte Elfriede, die bei Julius' Vater in einigem Ansehen stand, den Dobermann unter dem Vorwand, er habe sich bei ihr eingefunden, zurückbringen.

Der Vorschlag dünkte uns gut, und da wir keinen besseren fanden, erwogen wir ihn gründlich bis in alle Einzelheiten. Nach und nach wurden wir müde, und das Gespräch stockte abermals. Wir begannen zu frieren, rückten eng aneinander und klopfen uns gegenseitig die Rücken und Füße. Dennoch gingen wir nicht heim. Es war, als fügten sich die Vorfälle dieser Jagd langsam zu Gliedern einer Kette, und diese Kette wuchs und wuchs, bis sie stark genug war, uns Hand an Hand und Fuß an Fuß zu fesseln. Wir fühlten ihr Joch, aber die ganze Tragweite unserer Tat erfaßten wir noch nicht, noch weniger wären wir bereit gewesen, uns sogar schuldig zu nennen; unsere Tat war ein winziges Korn in der Hand des Sämannes, der den Samen des Krieges über Vorderland und Hinterland gestreut hatte — ein Korn unter

Millionen, das keimend auf den Blutacker fiel. Wem waren wir Rechenschaft schuldig?

Wie stumm wir da im Abend hockten! Wie verlassen wir waren — Nachhut, die der Krieg verloren hatte. Wie die klammen Finger um spitze Knie geschlungen, die tränenden Augen der Kälte hingehalten wurden, wie der Atem als Rauchwölkchen vor den erfrorenen Lippen stand!

Bis Julius den Kopf noch tiefer zum Hunde niederbeugte und mit rauher Stimme sagte: „Ich glaube, wir müssen gehen.“

Wir standen auf. Sofort erhob sich auch der Hund, streckte die Vorderbeine, reckte das Hinterteil und winselte. Es war Zeit, ihn in die Scheune zu schließen, und so stapften wir stumm über das eisige Mondfeld, einer hinter dem anderen, und unsere Schatten wanderten riesengroß neben uns her.

Die Scheune war verschlossen. Süßer Heuduft schlug uns entgegen, als wir die Lattentür mit Splintern und Krachen aufbrachen. Der Hund blaffte einmal kurz auf, stellte die Genickhaare aufrecht und stob ins Dunkel. Wir warfen uns mit aller Wucht gegen die Tür, als wollten wir mit ihr unser Gewissen verriegeln, nicht genug damit, verbarrikadierten wir sie mit unseren Stöcken. Einen atemlosen Augenblick lang lauschten wir: wir hörten den Hund wie den Teufel in der Finsternis herumfegen und seine Krallen auf der gefrorenen Tenne klirren, als spränge er über Glas. Dann piff es dünn und hoch und quiekte erbärmlich...

„Ratten!“ rief Elfriede überrascht. Wir begannen unflätig zu schimpfen, so verachteten wir den verhaßten Feind, den elenden Musikanten der Schlachtfelder.

Wir gingen heim. Als wir am Schinderhaus vorbeikamen, fiel ein Streifen Licht durch den geschlossenen Fensterladen.

„Wir hätten ihm den Hund geben sollen“, sagte Elfriede, als beendete sie einen langen Gedankengang.

„Damit er Wurst aus ihm macht?“ fragte Julius bitter zurück. An diesem Abend waren wir alle zur Bitternis geneigt.

Unter der ersten Straßenlaterne, die einen traurigen, reifengroßen Schimmer gegen die Bahnhofsmauer warf, losten wir um die drei Kaninchen. Elfriede, deren Großmutter am meisten Sehnsucht nach Fleisch gehabt hatte, fiel das größte zu; und das war ganz in Ordnung. Das zweite gewann der kleine Eberhard, das dritte ich. Daß Julius leer ausging, war nicht in Ordnung, und wir versprachen ihm zum Trost eine Keule vom Braten und einen Becher voll Fleischbrühe.

Andern Tags trafen wir uns zu viert im Steinbruch, um dem Hund Wasser und Futter zu bringen. Es war ein bleigrauer, kalter Tag, der Nordost fegte uns wie dürres Reisig vor sich her, wir froren und klapperten mit den Zähnen.

„Da steht doch einer am Scheunentor?“ rief Elfriede, die tapfer war und von uns wie ein Junge geachtet wurde.

Wir packten uns bei den Armen und blieben stehen. Die Scheune hob sich schwarz aus dem Weiß des Feldes, von weitem sah es aus, als wäre sie ein

verkohlter Schädel, der mit geschlossenen Augen und offenem Maul auf der Erde lag. Das Maul war die Tür, die weit offen stand, und an ihrem Pfosten lehnte mit übergeschlagenem Bein und pfeiferauchend der Schinderknecht, der Abdecker.

Er mußte uns längst erspäht haben, denn obwohl wir, aneinandergeschmiegt, uns so wenig rührten wie die Koppelweiden am Weg, hob er schwerfällig die Hand und winkte uns einen Gruß zu. Uns überkam eine lähmende Angst. Mühsam schleiften wir unsere Füße vorwärts, vor Herzklopfen waren wir außer Atem. „Beeilt euch“, hörten wir den Abdecker rufen, „ist das nicht euer Hund?“

Jetzt liefen wir — ach, und wie wir liefen! Wir fanden den Hund am Verenden, durchlöchert von Kanälen, die die Ratten in sein Fleisch gefressen hatten. Der Geruch seiner frischen Wunden mußte sie toll gemacht haben; er aber, der tapfere Räuber, mochte durch Jagdeifer, Blutverlust und Kälte allzu geschwächt gewesen sein, um sich ihrer lange zu erwehren.

Das Entsetzen, das uns angesichts des röchelnden Tieres packte, machte uns krank, so daß wir uns gegen die Scheunenwand lehnen mußten, um nicht umzusinken. Julius schnaufte erst eine Weile, dann brach er in lautes Weinen aus. Jetzt mußte der Abdecker das Examen beginnen, schon löste er sich langsam vom Türrahmen, trat auf Julius zu und legte ihm die große, rote Hand auf die Schulter. Aber noch ehe er den Mund öffnen konnte, um zu fragen, warum wir den Hund auf eine so niederträchtige Weise den Ratten preisgegeben hätten, berührte ihn Elfriedes dünner Zeigefinger an der geflickten Wollweste, und während sie ihn flammenden Blickes ansah, sagte sie leise und fest: „Kameraden . . . ja?“

„Geht nach Hause“, antwortete der Abdecker nach einer Weile stummen Nachdenkens, während der er an seiner Lippe genagt und uns aus seinen schrägen Augen traurig betrachtet hatte, „ich muß ihn fertig machen . . . ihr versteht.“

Der Krieg war aus. In den Stapfen, die seine Füße in den Morast gedrückt hatten, sammelte sich Blut.

Immer noch . . .



# MEIN BESTES WERK

von

*Peter Nikl*

Wir schritten schon etwas müde den Hang hinauf: die auswärtigen Teilnehmer an einer Tagung der „Schlesischen Gesellschaft der Wissenschaften“, gegründet 1768 und seit damals Besitzerin eines kleinen Landschlösses, in dem ihre Sammlungen untergebracht waren.

Dieses kleine Schloß lag jetzt vor uns. Inmitten von dunklen Kastanien und Eichen spiegelte es sich in einem Teich mitsamt dem Himmel, in dessen tiefem Blau blendend weiße Wolken wie ein lebendes Gebirge aufwuchsen. Die Besichtigung ergab reizende Renaissancestukkatur, anheimelnde Zimmer mit Barockmöbeln, Zinn, Porzellan und Porträtgemälden, deren Gesichter man am besten nach den Haaren unterschied: Allongeperücken, Zöpfe, in die Stirn gekämmtes Empire und gewellte Biedermeierlocken, dann einige Kaiser-Friedrichbärte. Die Bibliothek verzeichnete Verdienste und Werke der Gemalten. Die meisten ihrer Namen waren bürgerlich. Alles roch gleichsam nach den Segnungen von Frieden, Geld und Kultur; ein schwacher Hauch von Wachs, feinem Leder und Parfum, den eine Generation auf die nächste vererbt hatte, hing über allem. Jemand sprach das aus: „Auch Werke haben ihren Duft.“

Und dann im Garten nahm der Archivar den Satz auf, vielleicht vom Mokkas angeregt. Der alte Herr, etwas schwerhörig, stark im Bauch und mit blau-rotem Geäder auf Backen und Nase, erzählte, daß die Kriege allesamt an diesem Bau vorbeigegangen seien, der Dreißigjährige, die Schlesischen, die Freiheitskriege...

„Und auch die Revolutionen“, sagte er besonders ernst, „diese Ausgeburten höllischer Zerstörungswut. Im übrigen der Wahrheit alle Ehre: 1918 verdankten wir es einem Spartakisten, daß unser Schloß gerettet wurde — er schrieb mit dicker Farbe eigenhändig an die Tür: *Volkseigentum!*“

„Es gab auch Anständige“ lächelte ein hagerer Herr mit Goldzähnen und Schmissen verbindlich zu den Damen, denn die Pause war mit kleinen, vornehmen Entsetzenslauten gefüllt worden.

„Lorenz hieß der Mann, Otto Lorenz“, rief so laut, wie Schwerhörige es oft tun, der alte, rotgeäderte Archivar. Wissen, möglichst lückenloses Wissen war sein Stolz. „Denken Sie, er war nicht ungebildet für einen Arbeiter, nein, nein, nur einseitig und mit großen Lücken. Zum Beispiel wußte er erstaunlich viel von Hegel, doch absolut nichts von unserem großen Heimatdichter Gottfried Lehmig.“

Eine Greisin mit Lorgnon sagte offen: „Ich wiederum kenne nur Lehmig und höre den anderen Namen zum erstenmal. Wie? Hegel? Was ist sein bestes Werk?“ Und sie schraubte sogleich die Bleistiftmine aus der silbernen Fassung.

Alle lächelten, grinsten, husteten auf. Die Dame, derzeit Hauptgeldgeberin des Unternehmens, sammelte von jeher „beste Werke“ und trug sie mit Bienenfleiß in dies entzückende Schloß, dessen Pflege sie als „ihr bestes Werk“ bezeichnete. Und plötzlich attackierte sie mich: „Sie sind Dichter, Ihr Name steht bereits in meiner Kartothek. Schließen Sie eine Lücke, und nennen Sie mir Ihr...“

„Ihr bestes Werk“ fuhr der Herr mit den Schmissen sekundierend dazwischen — tunlichst ernst, um ein verstimmendes Gelächter zu vermeiden.

„Sie wünschen den Titel einer Arbeit?“ fragte ich, „oder darf ich auch andere Tätigkeiten nennen? Dann würde meinem besten Werk vielleicht das Schloß sein Dasein verdanken.“

Natürlich mußte ich jetzt die sehr gewagt gereizte Neugier befriedigen, niemand verlangte mehr nach dem Namen einer Dichtung. Und so begann ich:

„An der Westfront bekam ich im Oktober 1918 einen Schenkelschuß. Der Knochen war verletzt. Im Feldlazarett schwebte einige Tage die Angst einer Amputation über mir, und so machte es wenig Eindruck auf mich, daß ich auch noch ruhrverdächtig wurde. Eines Abends, nachdem der Verlust des Beins als vermeidbar erkannt worden war, schaffte man mich in die Seuchenstation.

Das Zimmer war mit acht Mann belegt, die in Lazarettkitteln Schach oder Karten spielten, schrieben und lasen. Als meine Fieberkarte aufgehängt wurde, trat Stille ein. Kaum war der Sanitäter hinaus, kam jeder Kamerad an mein Bett und überzeugte sich mit eigenen Augen, daß neben der Tabelle mit Rotstift geschrieben ein P stand. P, das erfuhr ich jetzt, hieß: positiv; P hieß: Bazillenträger, P hieß: mindestens vier Wochen von der Front erlöst zu sein. Die andern hatten alle ein N. Wessen Befund vierzehn Tage negativ war, der mußte fort, dem Heldentod entgegen. Mit Grauen zählten sie hier die Tage, kaum wagte einer zu hoffen, daß bei der nächsten Untersuchung sich noch ein paar Bazillen finden lassen würden. Eine Stunde später kannte ich die Leiden dieser Kameraden, der Familienväter und der Achtzehnjährigen. Besonders fiel mir ein Landsmann auf, ein Eisendreher aus Hirschberg — ein Arbeiter, der Hegel kannte.“

Ich machte eine kleine Pause. Die Spannung war noch die gleiche, meine Anspielung erzeugte nur ein ungeduldig-verbindliches Lächeln.

„Er kannte außer Hegel noch mancherlei. Sein Werturteil war für mich seltsam, aber zielklar. Zwölf Tage lang war er schon hoffnungslos negativ — der nächste Abgang dieser Stube, und sein Regiment lag an der lausigsten Stelle der Front.

„Man wird dich bestehlen, Kamerad“ sagte er, als die andern wieder spielten oder schon schliefen.

Ich war verblüfft: „Was habe ich denn? Eine Mark sechzig Löhnungsgeld, einen Bleistift... Armbanduhr... der Ring sitzt fest.“

„Nicht doch“, unterbrach er, „nicht doch dein Gold! Deine...“ Und er brauchte

ein Soldatenwort für die Substanz, in der sich die Bakterien tummeln. „Das wird man stehlen, denn davon hängt unser Leben ab.“  
Jetzt begriff ich. — „Bitte bedient euch“, sagte ich, „ich habe noch einen Beinschuß.“

Er wiegte den Kopf: „Das muß man organisieren. Ich habe schon mit Klose gesprochen. Wir mischen als erste etwas von dir in unsre Proben. Die andern später, sonst fällt es auf. Wann wirst du können?“ fragte er dann fast zärtlich.

Wir lagen noch drei Wochen in dem Zimmer. Dann kam der große Zusammenbruch. Mein hirschberger Freund war der erste Soldatenrat. Wir haben einander später viel geschrieben. Er las alle Bücher von mir. Aber sein Urteil war ständig das gleiche: „Dein bestes Werk, mein Freund, war damals deine ... nun, Sie wissen schon ... Denn damit hast du acht Mitmenschen das Leben erhalten!“

Meine Zuhörer sahen auf die Tischdecke oder ihr Blick war oben in den Baumkronen. Die alte Dame unterbrach aber bald das peinliche Schweigen, sie kam, wohl als einzige, hier nicht mit Andeutungen aus: „Und was hat das mit uns zu tun?“ Sie sah mich mit kalter Wißbegier an.

„Mein Kamerad hieß Otto Lorenz. Und wenn es nach Verdienst ginge, müßte wohl sein Konterfei in Ihre Sammlung.“

„Ein Bild des Spartakisten?“

„Ich hörte, gnädige Frau, er habe das Schloß gerettet.“

Jetzt schwieg auch sie. Ihre Augen, gewohnt, das reizvolle Bauwerk zu streicheln, blieben fast schmerzvoll enttäuscht an den Ornamenten haften. Die weißen Wolkenballen hatten die Sonne erreicht. Graue Schatten nahmen den Glanz von der Landschaft...

## G A S

von

*Hans Flesch*

Vizewachtmeister Schnatzke war mit seinen Werbungen kläglich abgefallen. Seine breite und ordengeschmückte Brust, sein rotes Gesicht schienen auf diese italienische Canaille keinen Eindruck zu machen. Bevor sie in aller Morgenfrühe das Dorf verlassen mußten, versuchte er es noch ein letztesmal. In voller Kriegausrüstung, am Gurt Gasmaske und Parabellum, in der Hand eine kurze Fahrpeitsche, staubig-grau vom Hals bis zu den Stiefeln, so trat er in das Zimmer der Schlafenden.  
Aber Angelina war wach und verfolgte, auf ihrem Bettgestell hockend, auf-



merksam die Geräusche vor der Hütte. Sie wußte, daß sie heute morgen abmarschieren würden, alle die Feinde — zurück!

Der Deutsche berührte sie — im Nu war sie auf den Beinen, schlug um sich und biß den Angreifer in die Hand. Er griff noch einmal nach ihr. Sie hatte kaum etwas auf dem Leibe, und er erwischte einen Fetzen ihres zerschissenen weichen Hemdes, das an ihrer braunen glänzenden Haut klebte.

Sie schlug Lärm und warf ihm das halbzerschlagene Kochgeschirr an den Kopf. Draußen vor den Fensterscheiben, die von der Kanonade längst zersprungen waren, standen einige Kanoniere seiner Batterie und lachten sich einen Ast. Er hallete die Faust gegen sie und gleich darauf gegen Angelina — oh, sie sollte nur nicht glauben, daß sie so leichten Kaufs davonkommen würde! Er kehrte wieder!

Ihr lautes Lachen gellte ihm in den Ohren...

Die Hufe der Zugpferde waren mit Fetzen umwickelt, Stroh lag um die Räder, jedes laute Wort war verboten. Man mußte auf der Hut sein, die italienischen Horchposten waren seit neuestem mit der modernsten Apparatur ausgerüstet worden.

Es dämmerte erst schwach, die Ruinen des Dorfes starrten aus dem Wiesengrund; „kurzer Trab“ war kommandiert worden. Vizewachtmeister Schnatzke ritt an der Spitze der zweiten Halbbatterie als erster aus dem Weiler. Aus einem Wald von Bartstoppeln glänzten seine gesunden Zähne. Die Morgensonne blinzelte höhnisch aus frühem Gewölk.

„Die Front wird ein kurzes Stück zurückgenommen!“

Die Mannschaft war mürrisch, keiner antwortete, es war wirklich zu arg gewesen, die letzten Tage. Doch kam man unbehelligt in die neue Stellung.

Die Italiener hatten ihre Linien vorverlegt. Das Dorf, in dem die Deutschen gelegen hatten, war nun der Deutschen neues und wichtigstes Ziel.

Vizewachtmeister Schnatzke war zum Beobachterdienst kommandiert worden, und er war unermüdlich im Ausforschen von Punkten, die eine möglichst gute Sicht in die ehemalige Ruhestellung gewähren konnten. So oft er nur halbwegs dazu in der Lage war, verstand er es, Truppenbewegungen, auf-fahrende Küchen oder Munitionskolonnen der eigenen Batterie zu melden; er war begeistert, wenn kurz darauf die gelben und weißen Sprengwolken der Schrapnells über den Häusern tanzten. Er ließ das Scherenfernrohr gar nicht vom Auge — er konnte es deutlich erkennen, sein Haus, das Haus Angelinas! Und er erkannte deutlich Bewegung im Dorf dort drüben — die armen Teufel waren noch immer nicht ausgerissen!

Er leckte sich die Lippen wie ein Hund und befahl Granatfeuer: er ließ die schwarze Erde aufsprühen, die weißen Steine zerstäuben, die Mauern bersten. Wenn nur ein Zufallstreffer das Haus erreichen würde! Aber nein — die Streuung war zu groß, die Munition war beschränkt, noch immer lebten Menschen in dem Dorf. Noch immer lebte sie. Die Obstbäume, voll mit reifen Äpfeln, hingen über den verschütteten Wegen, hier stieg noch Rauch

auf, dort hatte eine Granate gezündet, und die hellen Flammen züngelten aus dem morschen Gebälk . . .

Vizewachtmeister Schnatzke rieb sich die Hände. Er wollte es sich nur nicht eingestehen: aber seine Sehnsucht nach dem Dorf da drunten, nach der dampfenden Ebene dahinter, weiter nach den blauen Bergen, vor denen die Flüsse sich ausbreiteten wie lebendiges Geäder — diese seine Sehnsucht war wild und grenzenlos. Er haßte das Land, das er von der Beobachtungsstelle hoch oben im einsamen Berg beherrschend überschaute; er haßte es und . . . wollte es besitzen. Und er schickte seine glühenden Boten vor sich her, die brennenden, spitzen wilden Boten seiner ohnmächtigen Wut. Oh, er kam wieder!

Dann brach das Donnerwetter los. Tag und Nacht brüllten die stählernen Schlünde hinter den Hügeln — sie kotzten nicht nur Eisen und Stahl, sie bliesen Dämpfe aus: aus den langen, höhnischen und aus den kurzen, boshaften Rachen flog Gas übers Land. Vizewachtmeister Schnatzke hockte zitternd und zusammengekrümmt auf seinem Posten und starrte, die Maske griffbereit, auf „sein“ Tal und „sein“ Dorf hinab. Dort lag alles in blaugraue Dämpfe gehüllt; wie Felsriffe aus brandendem Meer, so stiegen manchmal die hohen Dreckfontänen krepierender Granaten aus dem braunen, blauen, gelben Brei hervor, der an der Erde klebte. Vizewachtmeister Schnatzke lachte, als er die Maske aufstülpte.

Er lachte, als er zur Batterie kam. Er lachte, als er, vor sich Grauen, Kadaver, Schwaden von Gift, mit der Batterie in die Trümmerstätte einrückte, wo einst „sein“ Dorf gelegen hatte. Es hieß, man müsse hier neue Stellung beziehen: eine kleine Stauung sei eingetreten, von Widerstand sei keine Rede, die liefen wie die Hasen vor dem Gas. Immerhin möglich, daß die eigenen Infanteristen in der Ebene nicht weiterkämen — vielleicht torkelten sie und fielen rechts und links in die Straßengräben, trunken von Sieg und Müdigkeit und Wein . . .

Die Nacht überraschte die Batterie zwischen den Ruinen der alten Stellung im Dorf. Kotzschwerenot, es war keine Kleinigkeit gewesen . . . man hatte Gelbkreuz und Grünkreuz verpulvert, den ganzen Tag . . . und dann der Marsch! Die Fahrer fielen neben ihren Gäulen, die Kanoniere neben ihren Geschützen um, wie sie gingen und standen, und schon schliefen sie. Vizewachtmeister Schnatzke wurde aus dem Offizierszelt entlassen, er hatte noch einige Instruktionen wegen der Kampfierung erhalten, wegen der Wach-einteilung, Verhaltensmaßregeln für die Mannschaften wegen des Gases, das vielleicht noch da und dort in tiefer gelegenen Mulden zurückgeblieben sein mochte . . .

Er war gut gelaunt, entledigte sich schnell seiner Aufträge; dann war er dienstfrei. Und nun durfte man ja wohl ein bißchen Privatmann spielen.

Also bummelte Vizewachtmeister Schnatzke durch die mondhelle Herbstnacht . . .

Hie und da schnaubte ein Pferd, da und dort drang Schnarchen aus einem Zelt, klirrte es metallisch, wenn sich ein Posten am Geschütz bewegte. Schnatzke ging rascher. Achtung . . . Ein Blindgänger blinkte im verbrannten Gras . . .

Drüben lag das Haus; zwei Mauern standen noch, auch ein Stückchen Dach hing noch über der Küche . . . geradezu ein Prachtbau, dieses Haus. Hier am Fenster hatte sie gelehnt und hatte gelacht, aber jetzt lachte er! Vizewachtmeister Schnatzke lachte dröhnend in die Dunkelheit: wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Er kroch vorsichtig über die Trümmer. Wenig Veränderung, weiß Gott; der Herd zusammengeschnitten, wahrscheinlich Volltreffer, vielleicht von seiner Batterie, von ihm selbst kommandiert. Aus der Ecke dort grüßte etwas Weißes herüber, bewegte sich im Winde, die Taschenlampe zauberte Flecken darauf. Toll — das war wahrhaftig ein Gerippe, das halb aufrecht am Herd saß, ein ziemlich gut erhaltener Leichnam, aber beinahe fleischlos, mit ein paar Fetzen bunten Tuches umhüllt. Ein Totenschädel bleckte ihn an. Angelina . . . ?

Vizewachtmeister Schnatzke murmelte etwas, als wollte er um Entschuldigung bitten, stolperte hastig weiter in die Dunkelheit — Totenschädel haben einen sonderbaren Gesichtsausdruck, machen verflucht nervös. Aber mit einem gebrumnten „Krieg ist Krieg!“ beruhigte er sein Soldatenherz; und als er gleich darauf im Lichtkegel seiner Taschenlampe den bisher verborgen gewesenen Eingang zum Keller entdeckte, der jetzt erst durch eine wohlgezielte Granate freigelegt worden war, da pfiß er listig, und seine gute Laune war wieder vollkommen hergestellt.

„Verfluchtes Land . . . !“ Er tappte treppab, kam in den niederen Gang; es roch muffig. Er stolperte; die Taschenlampe entglitt seiner Hand, fiel in etwas, das aufspritzte, und erlosch. „Verflucht!“ Die Nässe auf dem Boden war ja rot, dunkelrot — das sah er noch. Blut . . . ? Vizewachtmeister Schnatzke bückte sich, tauchte vorsichtig den Finger hinein, roch daran und steckte ihn schließlich in den Mund — gottlob, der beste veltliner Wein! Wahrscheinlich war ein Faß leck geworden, man watete förmlich in der köstlichen Flüssigkeit, wie das roch! Wie das duftete, durch all den Kellermoder und einen anderen, kaum spürbaren Geruch hindurch! Vizewachtmeister Schnatzke fand auch seine Zündhölzer nicht; so beugte er sich in der Finsternis nieder und soff, wie das liebe Vieh aus den Straßenlachen säuft, mit gespitztem Maul schlürfte er den Wein. Das schmeckte! Noch und noch! Er kniete hin, diese Reithose mochte zum Teufel gehen, was lag daran? Es rieselte und plantschte, das ganze Haus über ihm war plötzlich in sonderbarer Bewegung . . . ob die sich auch rührte, die gelbe Knochenbraut, die dort am Herd gesessen hatte? Ach was — wie das roch! Wein, und . . . und sonst noch irgendetwas kaum Wahrnehmbares . . . Verflucht noch eins: man erzählte, daß das Gas sich in solchen Kellern oft noch tagelang



halte... sollte er nicht lieber umkehren? Ach was! Er trank und trank und fiel nieder im Trinken; der Wein badete seinen martialischen Schnurrbart, längst war seine Uniform vollgesogen mit der schwer duftenden, klebrigen Feuchtigkeit. Vizewachtmeister Schnatzke schlug um sich, er träumte schon; der Wein blähte ihn auf wie einen Schlauch. Er träumte wie ein Tier... und in seine gemeinen, geängsteten, sehnsüchtigen Träume kroch langsam das Gas... Was hat da eben geklappert, da draußen mit dürrern Gebein? Ach was — Wind und Wein trieben ihr Spiel, was sonst?

Ein Faß fiel um, übersprudelte den stumpf Schnaufenden; die grünlich-gelbe Decke zog sich über ihn...

Ein Pferd wieherte fern, fern in der Oberwelt. Als ein Windhauch durch das verfallene Gemäuer drang, schlug das Skelett seine armseligen Glieder gegeneinander, als klatschte es in die Hände.

## SCHÖNHEIT... SCHÖNHEIT...

von

*Alfred Kerr*

### I

„Haben Sie Zeugnisse?“ fragte die Bürgersfrau, Gattin des Dichters Menasdier (der unlängst den neugestifteten „Prix Valéry“ für den Versband „Schönheit!“ bekommen hatte).

Beide Kinderpflegerinnen reichten die Papiere hin. Die Frau war nüchtern gekleidet, trug das dünne Haar zurückgestrichen und konnte genau so gut vierunddreißig wie dreiundvierzig sein.

Mit geordnetem Ausdruck der Gesichtslinien prüfte sie die Zeugnisse. Dann sprach sie: „Der Kleine ist gelähmt — die bekannte Kinderlähmung. Aber bei rationaler Behandlung...“

Die Zeugnisse der ersten nurse sagten wenig. (Anfängerin — somit ohne viel Erfahrung.) Die Papiere der zweiten waren aber gut.

Sie sah aus wie ein Vogel. Gekrümmte, helle Nase. Dazu wenig Kinn. Der Blick voll Pflicht und Sachlichkeit.

### II

Die Frau ging mit den Zeugnissen ins Nebenzimmer. Menasdier saß dort mit einem Freund. Es begann zu dunkeln.

Er sah die Papiere und sprach: „Ich würde trotzdem die mit dem weniger guten Zeugnis nehmen.“

„Die keine Erfahrung hat?“

„Der Eindruck, den das Kind von einem reizvollen Menschen bekommt, ist die halbe Genesung.“

Sie sprach kein Wort und ging zurück in das andre Zimmer.

### III

Der Freund fragte: „Ist das dein Ernst?“

„Ja.“

„Glaubst du nicht, daß der Junge von einer Unerfahrenen vielleicht geschädigt wird?“

„Er wird von der Erfahrenen sorgsamer gepflegt — aber bei der Schöneren gedeiht er besser.“

„Was!? . . .“

„Weil er glücklicher sein wird.“

„Er ist nicht unbedingt wie du! . . . Immer, wenn du, als Student, ein Zimmer mieten wolltest, nahnst du ein schlechtes, wenn die Wirtin ‚sympathisch‘ aussah.“

„Die Hübschheit der Wirtin entschädigt für die Häßlichkeit des Zimmers . . . Nicht was du denkst! Sie könnte siebzig sein.“

„Na . . .“

„Hast du diese wunderbare Person gesehen — die vorhin hier durchkam? Groß, fein, aschblond. Aschblond mit dunklen Augen. Der Junge kriegt eine bezaubernde Krankenschwester. Ich freue mich für das Kind. Schönheit! . . . Schönheit! . . .“

Es kam fast schreiend heraus — wie in Verzückung.

„Brülle nicht . . . Gibt es wirklich, besonders heut, nichts Wichtigeres als Schönheit?“

„Für mich kaum.“

„Wenn du Richter wärest — würdest du eher eine Hübsche freisprechen als eine Häßliche? Wenn du Examinator wärest, sie eher durchlassen?“

„Ich hätte beidemal, als Richter, als Examinator, das Gefühl eines großen Glücks, auf etwas Schönheit zu stoßen.“

„Aber wenn deine Schreiberin keine Nachteule, sondern ein frisches Mädel wäre, was deine Frau ja nicht zuläßt — würdest du ihr Besseres diktieren? Besseres als der Nachteule?“

„Ich würde gar nicht diktieren.“

„Du wärest unfruchtbar?“

„Nach einer Weile würde was in mir erwachen — das wäre zehnmal so stark wie das Stärkste, was ich je schrieb . . . Ich würde den ‚Prix Valéry‘ vielleicht nicht mehr bekommen, aber es wäre Neues, Unerhörtes, Beschwingtes . . .“

Er rief wieder: „Schönheit!“ — wie ein Erleuchteter . . . doch mit klarem Gesichtsausdruck. Er fuhr fort:

„Die Sekte der Eugeniker (so heißen sie wohl) hat recht: diese Leute hassen die Häßlichkeit, auch des Krankseins. Ich spreche nicht von meinem Söhn-

chen ... Und dieser Norweger Ibsen hat recht, wenn eine seiner Gestalten sagt: „In Schönheit sterben!“ ... Und dieser Deutsche, Lessing, hat recht, wenn er ein Buch schrieb: „Wie die Alten den Tod gebildet“ — da zeigt er, daß die Griechen den Tod als die vollkommene Schönheit gefühlt und gestaltet haben ... Schönheit!“

#### IV

Das junge Mädchen, groß, fein, aschblond, mit dunklen Augen trat aus dem Nebenzimmer. Sie schob mit fast heiterem, ruhigem Gesicht ein Papier, offenbar das Zeugnis, in die kleine Handtasche.

Der Dichter sah sie an, als ob er noch einmal schreien wollte: „Schönheit!“

Sie guckte kurz auf, schüchtern-liebenswert und doch sicher, beinah erstaunt — sie schloß dann langsam hinter sich die Tür.

Menasdier stand mit halb offenem Mund ... und nickte. Wie zu einer trüben Bestätigung. Als hätte sich etwas Befürchtetes vollzogen. Er sprach:

„Jetzt kriegt die andre den Posten. Noch eine Eule! Meine Frau hat offenbar die andre gemietet. Sie glaubt, sie kann mich anbinden, weil sie den Druck für meine Gedichte zahlt ... Ich werde jetzt die zweite Eule Tag für Tag sehn. Hab' aber schon genug an meiner Gattin, Gemahlin, Ehegefährtin. Und genug an der Eule, der ich diktiere. Die zweite Eule hat eine weiße Nase, kein Kinn und harte Schultern. Als hätte sie jahrelang in der Kälte gehangen.“

„Geh in ein Sanatorium.“

Der Dichter war auf die Ausgangstür zugeschritten.

Die neue Pflegerin trat aus dem Nebenzimmer ... „Also morgen, gnädige Frau — meine Sachen kommen um sechs.“

#### V

Er trat in das Treppenhaus. Er lief die zwei Stockwerke hinab. Ohne Hut.

Hier in der Avenue Victor-Hugo war sie gewiß nicht mehr. Er lief. Der Arc de Triomphe, oben weiß erhellt von Scheinwerfern, lag unfern, wie durchsichtig. Und obschon er das oft erblickt hatte, war er bezaubert ... Schönheit ... Schönheit ...!

Noch trug er einen Klang im Ohr — die kleine Stimme aus der geöffneten Tür des Kinderzimmers: „Pappi!“ ... er hatte sich nicht umgedreht. Er lief. Avenue Foch — dort ist sie vielleicht entlanggegangen, vielleicht zum métro Etoile ...

Jetzt sah er sie.

#### VI

Sie hatte die Avenue überquert. Sie ging ein paar Dutzend Meter vor ihm. Dort — im Gewimmel, manchmal von einzelnen Gestalten verdeckt. Die Tauben flatterten schreckhaft zur Seite, da er unaufhaltsam vorbeilief. Er



hob jetzt die Hand, sobald sie einen Augenblick zurückzusehn schien. Er hatte den Eindruck, als zauderte sie; als lächelte sie.

Sie ging weiter . . . oder schwebte sie weiter? Mitten durch das Gewühl — es war im Halbdunkel mit dem Scheinwerferlicht vom Etoile. Sie schwebte . . . Aber blieb sie nicht, zum Donnerwetter, stets in derselben Entfernung?

Sie war auf der andren Seite der Avenue MacMahon. Endlich! . . . Er warf einen kleinen Zeitungsverkäufer um —.

## VII

Während der Autobus der Linie C. A. bremste, schrien ein paar Stimmen auf. Jemand sagte dann: „Es muß blitzartig gewesen sein, — zuerst über den Brustkorb; wie der Fuß nachher abgetrennt wurde, hat er nicht gefühlt.“ Am Straßenrand lag ein Schnürschuh mit was Blutigem drin. Das Gesicht des Toten auf dem Asphalt war ohne Blut, nur gedunsen. Es sah erwartend aus. Man hätte sagen können: glücklich.

Ein junges Mädchen, das den Vorfall nicht bemerkt hatte, schritt auf der andern Seite der Avenue weiter durch das Gewühl. Sie schwebte nicht, wie Menasdier gemeint hatte, sondern betrat einen Geschäftsraum mit der Aufschrift: „Stellenvermittlung für Köchinnen, Kindermädchen, Diener . . .“

# HUNGERMARSCH DER STEINARBEITER

von

*Louis Fürnberg*

*Wir wollen die Steine wie Brot zerbeißen  
und damit unsre hungrigen Mägen pflastern,  
von allen Lastern, die wir gelitten,  
von allen Höllen, die wir durchschritten,  
ist er das Ärgste: Hunger geheißen!*

*Wir wollen uns lebend im Schotter begraben  
und uns ersticken in Schiefer und Glimmer;  
endlich ein Zimmer mit Wänden und Decken,  
wo wir die Rücken zur Ruhe strecken,  
die uns die Bohrer gebogen haben. .*

*Doch eh wir in Staub und Steinen krepieren,  
wollen wir in die Stadt marschieren,  
wollen marschieren, eh wir krepieren —  
m a r s c h i e r e n !*

# DIE SAMMLUNG

von

*Andor Gabor*

Herr Bolzmann saß vor seinem Chef, nahm den schwarzumranderten Kneifer von der Nase, putzte ihn mit einem Stückchen Rehlleder, zwinkerte mit kurzsichtigen Augen, die ohne Kneifer überhaupt nichts zu sehen schienen und begann seine Meldung: „Ich werde Ihnen, Herr Kommissar . . .“

Der andere saß da mit einem steinernen Gesicht, hinter dem jedoch die Ungeduld lauerte. Er trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch und unterbrach Herrn Bolzmann: „Ergebnis?“

„Ich ließ sieben verhaften, darunter drei Frauen.“

Der Kommissar nickte mit dem Kopf.

„Es handelt sich aber nicht darum . . . Es handelt sich um Beobachtungen, die ich Ihnen mitzuteilen für meine Pflicht halte. Sehen Sie, Herr Kommissar, daß wir in Spanien so etwas wie einen Krieg führen, läßt sich allmählich nicht mehr verheimlichen . . .“

„Sie nennen das Krieg, Herr Bolzmann?“

Bolzmann wurde vorsichtig. „Nicht ich nenne es so, Herr Kommissar, ich berichte nur, daß diese Auffassung in Arbeiterkreisen sehr verbreitet ist.“ Und er dachte dabei: anscheinend wollen die Herren hier oben nicht die Wahrheit kennen lernen. Nun gut, dann nicht.

Tatsächlich knurrte schon der Chef die übliche Frage: „Immer noch Kommune im Betrieb, Herr Bolzmann?“

Darauf mußte Bolzmann denn doch ein bißchen ausholen: „Gestatten Sie, Herr Kommissar, gestatten Sie . . . das ist jetzt nicht so . . .“

„Was ist nicht so, Herr Bolzmann?“

„Das mit der Kommune. Ob Kommune oder nicht . . .“

Der Chef wurde noch ungnädiger: „Wollen Sie mir einen Vortrag über die Volksfront halten, Herr Bolzmann?“

Bolzmann setzte seinen Kneifer auf und blickte gerade in die Augen seines Vorgesetzten. Er war beleidigt: „Entschuldigen Sie, Herr Kommissar, wenn ich . . .“

Der winkte mit der Hand ab: „Schon entschuldigt.“

Unwillkürlich zuckte Bolzmann ein wenig mit den Schultern: „Die spanische Aktion, Herr Kommissar, ist in den Betrieben nicht populär . . . Das, meine ich, gehört zur Sache . . .“

Der Chef unterbrach ihn abermals: „Hat man im Betrieb Heider & Schmidegge, den ich Ihnen zur Beobachtung zugeteilt habe, für die rote Front gesammelt oder nicht? Das ist die Frage.“

„Jawohl, Herr Kommissar — man hat gesammelt.“

„Wieviel? Das ist die Frage.“

„Vierunddreißig Mark.“

„So? Haben Sie die Summe beschlagnahmen lassen? Das ist die Frage.“

„Nein, Herr Kommissar. Man konnte es nicht, weil . . .“

„Einerlei warum, Herr Bolzmann . . . Wie hat man gesammelt, unter welcher Parole? Das ist die Frage.“

Bolzmann war wütend. Die Herren in der Zentrale wollten immer alles besser wissen. Er begann mit kurzen, abgehackten Sätzen: „Im Betrieb tauchte ein Foto auf. Ein junger Mann mit Brille. Das wurde von Hand zu Hand gegeben. Darunter stand nur: ‚Unser Fritz!‘“

„Haben Sie dieses Bild?“

„Nein, Herr Kommissar. Aber ich weiß, wen das Bild darstellt. Auf der Rückseite standen nämlich einige Zeilen mit Maschinenschrift.“

„Haben Sie die?“

„Ja, die hab ich.“

Bolzmann zog ein Zettelchen aus der Tasche und las vor: „Unser Fritz war Kommandant einer Tank-Kolonne. Mitte Februar führte er bei dem Fluß Jarama einen Tank gegen den Feind. Er wurde durch einen Treffer kampfunfähig. Er kämpfte mit der Pistole weiter gegen die Andrängenden. Ein zweiter Treffer riß ihm das Bein ab. Die letzte Patrone seiner Pistole bewahrte ihn davor, in die Hände des Feindes zu fallen. Ein neuer Angriff der Unsrigen holte unsern Fritz aus dem feindlichen Feuer. Sie fanden ihn, umgeben von gefallenem Feinden, mit der Waffe in der Hand, tot.“

Der Kommissar nahm den Zettel. Bolzmann glaubte Interesse zu bemerken und setzte den Bericht ein wenig breiter fort: „Dieser Text, Herr Kommissar, ist sehr merkwürdig. So machen es die Leute jetzt. Es steht da nämlich nicht, um was für eine Tank-Kolonne es sich handelt, wer der Feind ist, wer die Unsrigen sind. Sogar einige von den ordentlichen Nationalsozialisten — denn auch solche haben wir im Betrieb — haben das Bild in der Hand gehabt und den Text gelesen; sie haben sich nicht daran gestoßen; sie meinten, es handle sich um einen Toten aus unsererer . . . Freiwilligentruppe. Die anderen aber haben ganz genau gewußt, daß ‚der Feind‘ eben unsere Verbündeten sind und die Unsrigen nicht die Unsrigen, sondern gerade das Gegenteil . . .“

Wieder unterbrach ihn der Chef: „Wer dieser Fritz war, haben Sie also festgestellt?“

„Jawohl, Herr Kommissar. Meine Ermittlungen haben ergeben, daß der Text aus einer Emigrantenz Zeitung abgeschrieben ist, die in Prag erscheint, nur daß dort, in der besagten Zeitung, stand, daß der Feind — wie die Leute dort sagen — der faschistische Feind wäre, und der Mann im Freiheitskampf für Spanien — wie sie das nennen — gefallen sei. Dort stand auch, daß er Fritz Bösch heiße, seit 1933 öfter illegal nach Deutschland zurückgefahren sei und . . .“

„Ach“, sagte der Kommissar, jetzt wirklich interessiert, „der Fall Bösch . . .! Den Burschen kenne ich doch?“



„Nun ja, dieser Fritz Bösch war doch Dreiunddreißig Jugendleiter im Bezirk. Vielleicht haben ihn einige, die sein Bild jetzt in die Hand bekamen, wiedererkannt, und so ist, meiner Meinung nach, die Sammlung zustande gekommen.“

„Unter welcher Parole, Herr Boltzmann?“

„Ohne. Als Kranzspende.“

„Haben die Verhafteten ausgesagt?“

„Ja und nein.“

„Wieso ja und nein?“

„Sie leugneten nicht, sich an der Spende beteiligt zu haben . . . allerdings mit einer Ausnahme. Die Motive jedoch leugneten alle. Sie wiederholten nur, daß jetzt so viele in Spanien fielen, daß man aber nur die Offiziere nach Deutschland zurückbringe; die Mannschaften würden, so sagten sie, in fremder Erde verscharrt. Darum, sagten sie, hätten sie zur Kranzspende beigetragen . . . Auch die einfachen Soldaten sollten nicht in namenlosen Gräbern verfaulen . . .“

„Hm“, brummte der Chef, „die Leute tun also so, als hätten sie geglaubt, für *uns* zu spenden?“

„Jawohl, Herr Kommissar, das ist ihre Taktik.“

„War wirklich kein Geständnis rauszubekommen?“

„Nein, die Leute taten so, als wüßten sie nicht, was es sonst noch zu gestehen gäbe, wenn sie die Tatsache der Spende zugegeben hätten.“

„Hat man alles getan?“ fragte der Chef, und Boltzmann wußte, was er unter „alles“ zu verstehen hatte.

„Zu Befehl, Herr Kommissar. Einer von den Männern ist, so meldete man mir, in der ersten Nacht draufgegangen. Und in der zweiten . . .“

„Was ist mit den Frauen?“

„Zwei waren ganz wild. Die dritte, eine alte, war still aber ebenso hartnäckig oder noch mehr. Sie war es auch, die leugnete, überhaupt etwas gegeben zu haben.“

„Warum ließen Sie die verhaften?“

„Weil mir berichtet wurde, sie habe das Bild in der Hand gehalten und dabei herzerreißend — so sagte man es mir — geweint. Ich hielt das für eine ausgemachte Komödie, um die richtige Stimmung zu erzeugen. Ich bin überzeugt: die Alte gehört zu den Drahtziehern!“

„Wo ist sie?“

„Jetzt hier im Haus.“

„Wie heißt sie?“

Boltzmann nannte den Namen, der Chef nahm den Hörer und gab den Befehl, die Frau vorzuführen.

„Haben Sie noch was zu berichten?“

Boltzmann begann jetzt seine Beobachtungen, die er vorher nicht hatte an den Mann bringen können, mitzuteilen: die Stimmung wäre auch sonst nicht gut im Betrieb . . . Lebensmittelschwierigkeiten . . . Spanien . . . und die Löhne . . .

In der Tür stand eine kleine alte Frau, grau und gebückt. Hinter ihr ein SS-Mann mit Karabiner.

„Sie haben Geld für das rote Spanien übrig?“

„Nein, ich hab kein Geld übrig.“

„Haben Sie nicht für den . . . Kranz gespendet?“

„Nein, ich hab nichts gegeben.“

„Und das Bild von Fritz Bösch haben Sie auch nicht gesehen?“

„Ich habe es in der Hand gehabt.“

„Und geweint und Komödie gespielt?“

„Ich habe keine Komödie gespielt.“

„Nur geheult wie ein Schloßhund?“

„Ich habe geweint.“

„Ging es Ihnen so ans Herz?“

„Ja, es wurde mir schwer.“

„Haben Sie den Kerl gekannt?“

Die kleine Alte sagte ruhig: „Es war mein Junge.“

Im Zimmer wurde es plötzlich so still, als wären überhaupt keine Menschen darin. Der Chef warf einen vernichtenden Blick auf Herrn Bolzmann. „Wie heißen Sie denn?“ fragte er die Alte.

„Gertrud Brinke.“

„Nicht Bösch?“

„Nein.“

„Warum sagten Sie das nicht alles schon beim Verhör?“

„Weil man mich schlug.“

„So — schlug man Sie?“

„Ja, uns alle.“

„Und wenn man Sie schlägt, dann sagen Sie nichts?“

„Nein, dann sage ich nichts.“

„Und warum sagen Sie jetzt etwas? Sind Sie stolz auf Ihren Jungen?“

Die kleine Alte wiederholte: „Ja, ich bin stolz auf meinen Jungen.“

„Haben die Leute im Betrieb gewußt, daß Sie die Mutter dieses Fritz Bösch sind?“

„Nein, das hat niemand von ihnen gewußt.“

Der Chef sagte bissig: „Ach so — ich soll glauben, diese Leute hätten für . . . für einen Wildfremden ihr Geld gegeben?“

Die kleine Alte sagte ruhig: „Mein Fritz starb dort für eine gute Sache, und die Kollegen hier gaben aus Solidarität.“ Das fremde Wort kam einfach und andächtig aus ihrem welken Mund.

Der Kommissar wollte noch einiges wissen: „Hatten Sie in den letzten Jahren Verbindung mit Ihrem Sohn?“

„Seit vier Jahren nicht mehr.“

„Wußten Sie, daß er öfter illegal in Deutschland war?“

„War er wirklich? Nein, ich wußte es nicht.“

„Woher haben Sie erfahren, daß er in Spanien gefallen ist?“

„Nur durch das Bild. Es . . . es kam zu plötzlich . . . darum . . . darum mußte ich weinen.“

Der Chef stand auf. „Abführen!“ sagte er barsch. Und als die Alte aus dem Zimmer war, wandte er sich an Bolzmann: „Sie sind nicht sehr intelligent, mein Lieber. Diese Alte — das ist eine ganz Gefährliche, sag ich Ihnen! Ich erwarte Ihren schriftlichen Bericht noch heute.“

„Bitte, Herr Kommissar . . . ich wollte bloß noch fragen . . . die Frau . . . wir können sie doch auch später nicht . . .“

„. . . als lebendes Denkmal für die Toten der madrider Kommune herumlaufen lassen? Natürlich nicht!“ Er nahm den Hörer und gab seine Anweisungen.

Bolzmann saß wieder ohne Kneifer vor seinem Chef und blinzelte ausdruckslos mit den kurzsichtigen Augen.

## „JUSTIZ“

von

*Walter Hugo Schenk*

*Des Herrschers Henker hob das Beil.  
Da schnitt ein letzter Ruf vom Munde  
des Opfers durch die Morgenstunde:  
W a r u m? Doch keiner sagte: W e i l . . .*

*Denn keiner fand dazu den Mut.  
Der Staatsanwalt nickt hin zum Beile,  
fühlt sich betroffen, mahnt zur Eile.  
Und eine Frage schwimmt im Blut . . .*



# PROKESCH MALT VÖLKISCH

von

*Paul Westheim*

Prokesch, Maler, saß in der Kneipe. Den Bauch voll Zorn. Außerdem vom Pilsner. „Verdamnte Blechwarenjule!“ schimpfte er. Ein Geschäft war ihm durch die Lappen gegangen. Frau Milly Hädler, schwerreich, Frau des Generaldirektors von Hädler-Blech, hatte er mit dem üblichen Schmuß: „Gnä' Frau, Sie müssen mir sitzen, ich muß Sie unbedingt malen“, ins Atelier gelockt. Hatte sie auch gemalt. Auf der Couch hingestreckt, so als Tiziansche Venus. Er hatte erwartet, daß nachher die Frau oder aber der Herr Generaldirektor das Bild, schon um es aus der Welt zu schaffen, kaufen würden. Das war so seine Geschäftsmethode; ein Maler, heutzutage, der muß sich ja auch überlegen, wie noch Umsatz zu machen ist. Ein Vergnügen wars ohnehin nicht, reichlich fett wie die Olle war. Aber von Ankaufen war keine Rede. Selbst die Drohung, er werde das Bild auf die Ausstellung schicken, hatte nichts genützt. Mit der Faust krachte er auf den Tisch: Zu blöd, reinzufliegen auf so 'ne verbogene Blechwarenbauté. Schade um die teuren Farben. Anzufangen war doch überhaupt nichts mit so einem Bild. Nicht mal als Junggesellenwandschmuck, dazu wars zu naturgetreu.

Kusloch kam. Prokesch, um sich etwas wenigstens Luft zu machen, schimpfte auf die besch . . . Zeiten. Und die Kunst. Mit der Kunst sei doch schon gar nichts mehr los. Kusloch suchte ihm klarzumachen, daß der Künstler wieder Anschluß suchen müsse an das Volksganze, den Mutterboden, den Mubo des Volksganzen. „Völkisch mußt du malen . . . die Stimmes des Blutes . . . Rembrandt . . .“

Prokesch, des Pilseners voll, lallte noch etwas: „Rembrandt . . .? Alte Juden, die der in einer Tour doch gemalt und radiert hat . . .?“

Kusloch versuchte ihm auch das noch zu erklären, darauf komme es doch gar nicht an, bei Rembrandt komme es darauf gar nicht an, der habe es verstanden, in die alten Juden die germanische Seele hineinzumalen. Das sei die Kunst.

Am anderen Tag saß Prokesch mit noch reichlich brummendem Brummschädel im Atelier. Völkisch müsse man malen, hatte dieser Kusloch gesagt. Vielleicht gar nicht so dumm. Probieren müßte mans auf alle Fälle mal. Aber wie, zum Teufel, macht man das eigentlich, wie malt man völkisch? Das Einfachste wäre gewesen, mal hinzulaufen zu Kusloch und den zu fragen. Aber vielleicht, man konnte ja nicht wissen, nahmen sie einem das krumm, die Völkischen. Ein völkischer Maler, der nicht weiß, wie völkisch gemalt wird — ? „Stimme des Blutes“, hatte Kusloch gesagt, „intuitiv In-sichhineinhören . . .“

Verdammt noch mal, so viel er auch in sich hineinhörte, es kam nichts

heraus. Die Stimme seines Blutes gab keinen Laut von sich. Bloß Nebengeräusche. Es war zum Ver zweifeln. Intuitiv, visionär? Nicht den Schwanz von einer Vision sah er. Hatte er schon mal eine, was wars? Ein Bankkonto, eine Börsenjobbersgattin und intuitiv den Flair, ob die Chose eventuell danach angetan sei, per Porträt oder so, der blöden Kuh oder dem Ochs, dem Gemahl, einen Scheck zu entreißen . . . Nee, nee, den nationalen Dreh mußte man schon raushaben. Konnte doch gar nicht so schwer sein. Jeder Rotzjunge heutzutage . . . Das wäre ja gelacht, wenn er, Prokesch, nicht auch dahinterkommen sollte!

Er kramte vor, was er an Bildern noch im Atelier hatte. Möglich, daß doch was davon zu brauchen wäre. Nein, damit war völkisch nichts zu machen. Ist völkisch etwa eine besondere Maltechnik? überlegte er. Impressionismus, Expressionismus, das stand fest, das war nicht völkisch, das war alles so ungenau gezeichnet. Schön ist anders, schön ist ganz genau. Völkisch ist ideal, jeder Strich muß ideal sitzen: wie der Knopf an der Hose. Gar keine Frage: völkisch — das mußte ganz genau gezeichnet sein. Wie geleckt. Schön geleckt. Daß er nicht gleich drauf gekommen war, völkisch durfte auch nicht so natürlich sein, sondern mehr ideal. Keine Mandelaugen, keine sinnlichen Lippen, bloß keusch, von oben bis unten keusch. Mädchen mit geblühtem Mieder. Geblühtes Mieder, richtig, ist doch der Gipfel des Völkischen. Schneckenwickel um die Ohren, Blauwasseraugen. Zum Kotzen — er auf seine alten Tage —? Er hatte sich nie was aus diesen Hemdenmätzen gemacht. Half aber nichts, der nationale Geist.

Akte —? überlegte er. Na ja, ideal, so daß sich keiner was dabei denken kann. Bloß Linie, kein Fleisch, . . . alles wie von Pappe, eben ideal . . . hm, Brüste, das ging noch. Brüste durften direkt strotzend sein, mußten sogar. Strotzende Brüste, das besagt: Heldenmutter, auf den Willen zum Fortpflanzen der Rasse eingestellt. Das ist immer völkisch, das würde gehen. Aber heldisch —?

Auf einmal kams ihm vor, als ob alles, was er sich da zusammenklamüsert hatte, vollkommener Unsinn wäre. Heldisch mußte man malen. Grau in feldgrau: Schlachten, Sturmangriff, Granatenschmeißerei, große Männer, Schlachtenlenker . . . !

Aus der Ecke zerrte er ein verstaubtes Bild hervor. Das einzige, was er in diesem Genre hatte. Damals im Krieg hatte er den Feldwebel gemalt, mit dem zusammen er die große Zeit durchzusitzen das Schwein gehabt hatte — mit einem Tritt fegte er die Schwarte wieder weg. Nein, damit war gar nichts anzufangen! Feldwebel ist keine Charge für heldisch, entweder „letzter Sohn des Volkes“ oder General. Überhaupt, Schlachtenbilder . . . ? Da kamen ihm doch die erheblichsten Bedenken. Man hatte nur Schererei mit dem Zeug. Entweder waren sie richtig und dann galten sie für Tendenz, wehrwillenzersetzend oder gar pazifistisch. Oder sie waren Schokoladenbildchen und dann hieß es, man vermisse den großen Atem der Geschehnisse. „Bloß nicht. Laß die Finger davon, Prokesch“, sagte er sich. Aber damit hatte er noch

immer nichts, was Kusloch und das Volksganze als völkisch, Stimme des Blutes, fressen würden.

Unlustig, ohne sich etwas davon zu versprechen, pinselte er an ein paar sonst nicht mehr brauchbaren Frauenköpfen herum. Der sex appeal kam weg, die sinnlichen Lippen, der Bubikopf; mit Hilfe einiger illustrierter Zeitungen, die sich unter dem Einwickelpapier vorfanden, suchte er sie auf Idealtyp umzumanschen. Bald ließ ers wieder sein. Schade um die Farben! War auch schon im Format ungeeignet. Wenn man völkisch Effekt machen wollte, mußte es natürlich etwas Großes, etwas ganz Großes sein; unter so und so viel Quadratmeter kann sich der völkische Elan nun mal nicht entfalten.

Er besah sich, was an größeren Formaten noch da war. Eine neue Leinwand opfern? So auf nichts hin? Man konnte ja gar nicht wissen, ob das die völkische Sache überhaupt wert war...

Er kam an das Aktporträt Milly Hädlers, so als Tiziansche Venus hingegossen. „Gar nicht schlecht gemalt“, stellte er mit Befriedigung fest. Und auch alles ganz deutlich. Schade, daß Venus nicht völkisch ist, gings ihm durch den Kopf. Überhaupt zu fett, die Person. Das heißt „fett“... mit einem bißchen Nacharbeit wäre das wohl wegzubringen? Obs in Walhall nicht auch so etwas gegeben hatte? Wenn man aus der Venus eine Walküre machen würde, ein paar Gänsefittiche um den Kopf und so...? Auch das wurde gleich wieder verworfen: „Blödsinn, totaler Blödsinn! Walküre auf Couch liegend! Walküre muß reiten, muß Speer schwingen, in die Ferne schweifen!“ Zu welchem Zweck auch sollte eine Walküre auf dem Rücken liegen —? Zu blöd, diese Liegelage. Damit war doch überhaupt nichts anzufangen. Je mehr er sich den Kopf zermarterte, um so mehr wurde ihm klar: liegen ist einfach nicht völkisch. Stehen, schreiten, marschieren ist völkisch. Verdammte Blechwarenjule, wie man auf so was nur hatte reinfallen können! Schwer, schwer.

Prokesch stöhnte. So schwer hatte er sich das nationale Geschäft denn doch nicht vorgestellt.

Doch dann kam ihm der rettende Gedanke: „Mutter Germania, von Ruhm und Größe träumend.“ Großartig! Das ging auch liegend und in Querformat. Im Hintergrund...? In den mußte natürlich auch was rein. Völkisch ist überall was los, im hintersten Hintergrund am allermeisten.

Also in den Hintergrund kommt ein gigantischer Zug: alles, was Ruhm und Größe in der Weltgeschichte verkörperte: Siegfried, Hagen, Alexander der Große, Hermann der Cherusker, Friedrich der Große, Napoleon, Hannibal, Hektor, Roland, Don Quichotte, Bismarck, Hindenburg. Ins Gesicht von Milly Hädler kam ein visionärer Zug. Mit in die Weite gerichtetem Blick. Der Kopf wurde mit den Gänsefittichen der Edda garniert. Das Fett konnte bleiben. Mutter Germania huldigte bekanntlich ja noch nicht der schlanken Linie. Genau genommen hätte sie mit Brünne oder so was kostümiert sein müssen. Aber das hätte viel zu viel Arbeit gemacht. Vor die partie honteuse bekam sie auf alle Fälle, als spanische Wand sozusagen, einen



Kampfschild vorgebaut. Das mußte genügen. Die reichliche Drallheit der Brüste erhielt ihre Rechtfertigung durch ein Bambino, das die Aufgabe hatte, symbolisch danach zu langen. Andere Nackedeis mit Erntekranz geschmückt, spielend mit den Erzeugnissen der heimischen Mutter Erde: Kohl, Karotten, Kartoffeln usw., symbolisierten die Fruchtbarkeit, vielleicht auch die autarke Wirtschaft oder die Ernährungsschwierigkeiten oder sonst dergleichen. Jedenfalls konnte Prokesch, als er in den nächsten Tagen Kusloch wieder in der Kneipe traf, so nebenbei bemerken, auch er befasse sich schon seit langem mit der nationalen Malerei. An die Öffentlichkeit damit herauszukommen, habe er stets abgelehnt... heutzutage, wo nationales Empfinden nur beschimpft und begeistert würde. Aber wenn Kusloch mal ins Atelier käme...

Kusloch, als er in das Atelier kam, war ganz weg. „Ein neuer völkischer Maler!“ sagte die Stimme seines Blutes. Die übrigen Bilder, die Kusloch hätten irritieren können, waren vorher sorgfältig verstaut worden. Es sei ihm, sagte Kusloch, als höre er die Trommeln des Sieges wirbeln und die Trompeten der Berufung schmettern. Was so ungefähr das höchste der Gefühle gewesen sein dürfte, das der Anblick von Malerei in ihm zu erregen vermochte. Milly Hädler als Mutter Germania aufgezogen, machte auf sein völkisches Gemüt den denkbar größten Eindruck. Prokesch, behauptete er, habe damit die einigende Idee zwischen Vergangenheit und Zukunft gefunden. Freilich, fand er, der Napoleon müsse weg. Unbedingt — Napoleon als Franzose, der zähle heldisch doch nicht. Prokesch konnte sich der Berechtigung dieses Einwandes nicht entziehen.

Nach mancherlei Versuchen, da ihm sonst kein passender Held einfiel und eine Lücke im Siegeszug der Idee zu dumm ausgesehen hätte, machte er aus dem Schimmel einen Schwan und aus dem fremdstämmigen Korporal einen heimischen Lohengrin.

Kusloch war nun restlos begeistert. Das Bild — er sagte: „Die monumentale Schau“ — müsse ausgestellt werden. Natürlich nicht in einer dieser Narkunstausstellungen, die den zersetzenden Geist an der Stirne trügen. Vielmehr von der „Bewegung“.

Jedenfalls hatte Prokesch jetzt die Gewißheit, ein völkischer Künstler zu sein und fühlte sich stolz bewußt auch als solcher. Eines Tages kam Kusloch wirklich: er habe mit dem Sturmführer seines Sturms gesprochen. Den habe er dazu gebracht, das Bild im Verkehrslokal des Sturms in einer Sonderausstellung zu zeigen.

Das Verkehrslokal des Sturms war eine Kneipe, die hinten noch einen kleinen Saal für Gesellschaften, Hochzeiten, Tanzvergnügen und derlei hatte. Auch der Herr Sturmführer hatte da, abgetrennt vom gemeinen Volk, seine Residenz. Da die Sache weiter nichts kosten sollte, und die 30 Pfennig Eintritt, die erhoben werden konnten, ein angenehmer Zuwachs für die Sturmkasse sein würden, hatte der Sturmführer nichts dagegen.

Prokeschs Bild wurde in das Sälchen geschafft. Für die feierliche Eröffnung wurden ein paar Lorbeerbäume ausgepumpt, zwei Pimpfe rechts und links

als Posten davor aufgestellt. Eines Abends mußte der ganze Sturm antreten und eine markige Ansprache mitanhören, in der er mit zu Herzen gehenden Worten von der Wiedergeburt der Kunst aus Blut, Boden und dem schöpferischen Geist eines heldischen Künstlers wie Prokesch, erfuhr. Die Begeisterung war allgemein. Sogar der Sturmführer schien sehr beeindruckt von der Germania, denn er gab dem Künstler gegenüber seiner Genugtung Ausdruck mit den mannhaften Worten: „Tadelloses Weib!“

Leider war das auch alles, was Prokesch von seiner nationalen Schöpfung hatte. Nachdem alles, was der Sturm an geistig interessierter Anhängerschaft aufzubieten vermochte, das Bild besehen und mit Genugtuung festgestellt hatte, daß es frei von zersetzendem Geist sei, fristete es in dem Sälchen ein ziemlich unbeachtetes Dasein, bis das Unglück es wollte, daß eines Tages mal der Herr Sturmführer, bei Begießung irgendwelcher nationalen Sache einen oder auch mehrere zu viel hinter die Binde gegossen hatte und in entsprechendem Zustand sich im Sturmlokal einfand. Die Jungen, die das schon kannten, aus Erfahrung auch schon wußten, daß er in dieser Verfassung zu mancherlei neigte, waren gottes-, beziehungsweise wotansfroh, als sie ihn in sein Sälchen retirieren sahen. Mucksten sich auch nicht, als sie ihn da drin herumbrüllen hörten. Offenbar hatte er wieder einen oder auch eine vor.

Der Sturmführer, in dem Zustand, in dem er war, muß wohl auf andere Gedanken gekommen sein, auf die anderen, auf die außer dem völkischen Gedanken ein Sturmführer zu kommen überhaupt in der Lage ist. „Kanaille! Hierher, du alte Kanaille!“ fing er an, auf das Bild einzubrüllen.

„Ich sage hierher, hup, marsch marsch hierher —!“

„Du, du fettes Aas, hierher sage ich! Hup, ich gebe dir den direkten Befehl, hup —“

„Auf-nieder, auf-nieder. Dich werden wir schon in Schwung kriegen, hup. Ich werde dich schon hoch kriegen von deinem faulen . . .! Los, Weib, nimm das Blech weg. Weg, sage ich. Hup, sofort weg!“

Und als die Germania auch dann noch keine Anstalten machte, den Schild wegzunehmen, der ihm die Sicht versperrete, packte ihn die Wut. „Dir werd ichs schon zeigen, hup, du Sau.“ Bierflaschen, Gläser, alles, was er zur Hand hatte, schmiß er dem gemalten Luder an den Kopf.

Das Bild war futsch. Er hatte die Kanaille „erledigt“.

Prokesch konnte sich einige Tage drauf die Fetzen besehen.

Von Entschädigung war natürlich keine Rede. Andere, sagte man höheren Orts mit bedauerndem Achselzucken, andere brächten noch ganz andere Opfer für die nationale Sache. Übrigens habe er sich alles selbst zuzuschreiben. Die verehrungswürdige Gestalt von Mutter Germania in kulturbolschewistischer Nacktheit zu malen! Und das müsse er schließlich verstehen:

„Der Mann befand sich in berechtigter völkischer Erregung!“

# BALLADE VON DER JUDENHURE MARIE SANDERS

von  
*Bertolt Brecht*

*In Nürnberg machten sie ein Gesetz  
Darüber weinte manches Weib, das  
Mit dem falschen Mann im Bett lag.  
„Das Brot schlägt auf in den Vorstädten  
Die Trommeln schlagen mit Macht  
Gott im Himmel, wenn sie etwas vorhätten  
Wäre es heute nacht.“*

*Marie Sanders, dein Geliebter  
Hat zu schwarzes Haar.  
Besser, du bist heute zu ihm nicht mehr  
Wie du zu ihm gestern warst.  
„Das Brot schlägt auf in den Vorstädten  
Die Trommeln schlagen mit Macht  
Gott im Himmel, wenn sie etwas vorhätten  
Wäre es heute nacht.“*

*Mutter, gib mir den Schlüssel.  
Es ist alles halb so schlimm.  
Der Mond sieht aus wie immer.  
„Das Brot schlägt auf in den Vorstädten  
Die Trommeln schlagen mit Macht  
Gott im Himmel, wenn sie etwas vorhätten  
Wäre es heute nacht.“*

*Eines Morgens, früh um neun Uhr  
Fuhr sie durch die Stadt  
Im Hemd, um den Hals ein Schild, das Haar geschoren.  
Die Gasse johlte. Sie  
Blickte kalt.  
Das Brot schlägt auf in den Vorstädten  
Der Streicher spricht heute nacht  
Großer Gott, wenn sie ein Ohr hätten  
Wüßten sie, was man mit ihnen macht.*



*Die folgenden, zum Teil einander widersprechenden, essayistischen Beiträge beschäftigen sich mit dem literarischen Genre der Kurzgeschichte, über das gründlichere literaturtheoretische Arbeiten noch ausstehen.*

Die Redaktion

## SHORT STORY

von

*Fritz Erpenbeck*

Was ist das überhaupt — eine *Kurzgeschichte*? Eine *short story*?

So viel Köpfe, so viel Meinungen.

„Sie ist eine kurze, skizzenhafte Erzählung“, sagen die einen.

„Sie ist eine wegen Rummangels verkürzte Novelle“, sagen die andern.

„Nein,“ meinen die dritten, „sie ist der Aufriß einer Romanfabel.“

Und die vierten behaupten: „Sie ist eine Fabel an sich — man kann aus jeder Kurzgeschichte eine längere Erzählung, eine Novelle, einen Roman, ein Bühnenstück oder einen Film machen.“

„Sehr richtig!“ bestätigt ein ganzer Chor, „sie ist wirklich nur beliebig umzuformender Rohstoff, aber kein selbständiges literarisches Genre, zumindest kein künstlerisches.“

Alle diese Meinungen sind offenbar unrichtig. Denn wäre es so, dann hätte der Satz, daß jedem Inhalt eine ganz bestimmte Form entspricht, hier seine Gültigkeit verloren: dann könnte man mit ebensoviel Recht behaupten: aus jedem Roman ließe sich, ohne seinem Inhalt Gewalt anzutun, eine Novelle, Kurzgeschichte oder Anekdote machen.

Ist die Kurzgeschichte, die kurze Geschichte — von der *short story* soll erst später gesprochen werden — vielleicht eine Abart der Novelle, etwa deren kleinere und jüngere Zwillingschwester?

Ihre jüngere bestimmt nicht. Denn schon in der vorchristlichen Zeit kannte man die kurze Geschichte im alten Rom, bei den Griechen und noch mehr im Orient. Und gerade wenn wir diese Geschichten betrachten, fällt uns eines auf: daß sie weit mehr Ähnlichkeit mit der heutigen Kurzgeschichte haben, als die moderne Novelle. Das gilt vor allem für ein äußeres Kennzeichen: für ihre Länge oder richtiger Kürze.

Woher diese Kürze bei den Alten stammt, ist leicht zu vermuten: Schreiben und Verbreiten von Geschriebenem war mit großen Schwierigkeiten verbunden — *man erzählte*. (Die Rahmenhandlung, die wir in den klassischen

Novellensammlungen — etwa im „Dekameron“ — vorfinden, weist noch darauf hin.) Und zwar erzählte man, einem gesellschaftlichen Bedürfnis folgend, außergewöhnliche, gesellschaftlich bedeutsame Begebenheiten. (Noch heute findet auf den dörflichen Jahrmärkten der Moritaten Sänger regen Zulauf.)

Man berichtete „Neuigkeiten“, man schrieb diese „Novellen“ — der terminus wurde im Italien des 14. Jahrhunderts geprägt — auf; man formte das Berichtete, Erzählte künstlerisch um, man spitzte es zu, indem man Überflüssiges fortließ (Novelette, Anekdote); man fügte Erfundenes, Aufhellendes hinzu: die klassische Novelle wurde geboren.

Kurzgeschichte, Bericht, Novelle, Novelette und Anekdote, ja sogar die Moritat und die spätere Kalendergeschichte, haben alle eines gemeinsam: die außergewöhnliche, gesellschaftlich interessante, manchmal sensationelle Handlung. In allen finden wir soziale Umwelt und Hintergrund nur angedeutet, nicht aber breit ausgeführt — deren Aufhellung erfolgt, wenn sie überhaupt erfolgt, beim Zusammenstoß weniger Handlungsträger, oft nur eines Handlungsträgers, mit den gesellschaftlich treibenden Kräften der Umwelt: und zwar werden diese dann an einer Stelle, eben an der Stelle des Zusammenstoßes, grell, wie mit einem Scheinwerfer angeleuchtet. (Im Gegensatz zum Roman, wo durch die Vielfalt der Figuren und durch die breite epische Entwicklung der Handlung Umwelt und Hintergrund gleichmäßiger und aus vielfältigen Lichtquellen allmählich aufgehellt werden.)

Das Wesentliche der kurzen Geschichte, der frühen Novelle, ist die außergewöhnliche Handlung, durch die der Mensch — seine Psychologie wird als bekannt vorausgesetzt — bewegt wird. Bei Boccaccio wird der Mönch (jeder kannte seine verschiedenen Spielarten aus dem alltäglichen Leben) zusammen mit der Müllerin, der Handwerkersgattin, der Bäuerin, der Dame (die alle ebenfalls jedermann kannte) vom heimkehrenden Gatten in verfänglicher Situation überrascht: *die Fabel ist der Motor für das Verhalten der Figuren*. Und die Figuren werden vom Erzähler nicht psychologisch ausgedeutet — Wozu auch? Der Hörer kennt sie ja, er weiß ja, was in ihnen vorgeht — der Erzähler muß vielmehr berichten, wie sie sich jetzt *handelnd* aus der nicht alltäglichen Situation herauswinden. (Man sieht: es ist beinahe nur ein Streit um den terminus — so nah ist die klassische Novelle mit der modernen Kurzgeschichte verwandt!)

Diese ursprüngliche Form der Novelle ist natürlich mit dem Aufkommen der modernen Novelle nicht einfach verschwunden: wir können ihre Spuren verfolgen bis zur heutigen Kurzgeschichte. Ein paar ziemlich willkürlich gewählte Beispiele mögen das illustrieren: Petronius — Boccaccio — Goethe — Schiller — Maupassant — Kleists Anekdoten — Hebbel — Hebbels Kalendergeschichten; und von den Neueren: Oskar Maria Graf, der die Linie Hebbels mit fortschrittlicher Tendenz fortsetzte; F. C. Weiskopf, der mit seinen „Die Stärkeren“ einen gelungenen Versuch machte, die Kleistsche Anekdotenform zu verwerten. Sind das nun Kurzgeschichten, oder müßte man sie anders nennen? Man sieht: die Grenzen verschwimmen hier.

In diese (sehr grob gezeichnete) Linie brachte die *moderne Novelle* ein neues Moment: den *außergewöhnlichen Charakter des Helden* innerhalb einer außergewöhnlichen Fabel. Betrachten wir zum Beispiel das Werk Heinrich von Kleists, der mit seinen „Anekdoten“ die Linie der *klassischen* Novelle fortsetzt, mit seinem „Michael Kohlhaas“ aber geradezu das Schulbeispiel der *modernen* Novelle schafft. Tausende von Zeitgenossen des Michael Kohlhaas erleiden das gleiche Unrecht wie er, aber *nur er* reagiert in so extremer Weise — als außergewöhnlicher Charakter! Und durch die außergewöhnliche Handlungsführung macht der Dichter den aufreizenden Widerspruch zwischen herrschendem Rechtsbrauch und volkstümlichem Rechtsempfinden — den *gesellschaftlichen* Widerspruch — innerhalb einer durchaus nicht vielseitig beleuchteten Alltagswelt dem Leser aufregend klar. Kleist *mußte* sich dazu eines außergewöhnlichen, ja extremen Charakters bedienen, sonst wäre die ganze Novelle, *deren treibende Kraft jetzt die Figur des Helden ist*, eine leere Konstruktion aus Zufall und Abenteuerlichkeit, von keinerlei gesellschaftlichem und künstlerischem Wert. Der außergewöhnliche Charakter des Kohlhaas mußte also, wenn er nicht eine bloße Behauptung des Dichters bleiben und der Motor der Handlung werden sollte, *psychologisch gestaltet* werden. Das aber erforderte breiteren Raum! Diesen breiteren Raum nehmen auch, zum Unterschied von der klassischen Novelle, alle *modernen* Novellen ein. Das geht so weit, daß bei den Neueren häufig genug die Grenzen, die die Novelle vom Roman trennen, infolge der psychologischen oder gar psychologisierenden Ausgestaltung selbst von Episodenfiguren, fließend werden.

Die moderne Kurzgeschichte darf, als Produkt einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Situation, nur den geringen Raum weniger Zeitungsspalten einnehmen. Sie muß sich also *wieder der klassischen Novelle annähern* oder, deutlicher gesagt, sie muß deren kaum unterbrochene Linie — umgetauft in „Kurzgeschichte“ — fortsetzen. Ihr muß somit ein wesentliches Charakteristikum der modernen Novelle fehlen: *der außergewöhnliche Mensch als Motor der Handlung*. Nicht fehlen darf ihr jedoch, will sie künstlerisch bleiben, der handlungsmäßig gestaltete Konflikt des Helden mit seiner sozialen Umwelt, der diese erst dem Leser in ihrer Widersprüchlichkeit bewußt macht. Denn das Bedürfnis des Lesers ist immer noch das gleiche wie vor zweitausend Jahren: das Leben aus dem *Allgemeinen ins Besondere* gehoben zu sehen, und dadurch seine Rätsel erklärt zu finden.

Der Autor der Kurzgeschichte muß also, um mit dem knappen Raum zu reichen und dennoch realistisch zu bleiben, den Weg der klassischen Novelle gehen: er muß seinen Helden, seine Heldin (unter sparsamster Verwendung jeder weiteren selbständig handelnden Figur) *als bekannt voraussetzen*: seine Helden dürfen also keine außergewöhnlichen Charaktere sein — im Gegenteil: je mehr sich der Leser mit ihnen identifizieren kann, je besser er sie aus dem Alltagsleben kennt — oder zu kennen glaubt! — um so besser wird er ihr Verhalten in der außergewöhnlichen Situation, ohne daß dies psychologisch erklärt werden müßte, also *Raum* verlangte, menschlich verste-



hen; er wird „mit ihnen gehen“ bis zum Konflikt, der ihm dann in der guten, heute so seltenen Kurzgeschichte die sozialen Triebkräfte bewußt macht, in der schlechten, daß heißt unkünstlerischen, hingegen diese Triebkräfte gar nicht oder falsch zeigt. Die Spannung des Lesers äußert sich bei der Kurzgeschichte nicht mehr, wie bei der modernen Novelle, in der Fragestellung: *Wie wird sich jener außergewöhnliche Mensch (etwa Kohlhaas) in der außergewöhnlichen, von ihm selbst durch seinen Charakter herbeigeführten Situation verhalten?*, sondern sie lautet nunmehr: *Wie würde ich, der Leser, einer durch das Leben an mich herangetragenen, außergewöhnlichen Situation begegnen?*

Diese Fragestellung des Lesers führt, oder besser *verführt*, die Kurzgeschichten-Autoren mehr und mehr dazu (von den klassenmäßigen Einflüssen sprechen wir später), das minder große Interesse des Lesers an den notwendig farblosen Alltagsmenschen seiner Geschichte mit besonders „farbigen“ Handlungen aufzustacheln. Deshalb finden wir in der schlechten, unkünstlerischen Kurzgeschichte nicht mehr nur die außergewöhnliche aber mögliche, sondern die bloß noch sensationelle, von unwahrscheinlichen, oft unmöglichen Zufällen getragene Handlungskonstruktion, nicht mehr die überraschende, sondern die nur verblüffende, meist unsinnige Schluß-*Pointe*, um derentwillen oft genug die ganze Geschichte erst erfunden wurde — anstatt daß der Autor sich, wie es ein Kunstwerk verlangt hätte, um die Aufhellung gesellschaftlicher Triebkräfte und Widersprüche bemühen würde. Ebenso muß häufig genug im Gesamtaufbau der Handlung die Spekulation auf niedere Instinkte, auf bloßes Grauen und Entsetzen, auf erotischen Kitzel usw., „Ersatz“ bieten für die in der Kurzgeschichte nun einmal *psychologisch nicht gestaltbaren außerordentlichen Charaktere*.

Der Gestaltungsprozeß der *Alltags-Charaktere* durch Identifikation seitens des Lesers — wenn man das einen Gestaltungsprozeß nennen darf — wurde jedoch mit fortschreitendem Niedergang der bürgerlichen Klasse in ihrem Interesse „korrigiert“. Dem Kurzgeschichtenschreiber, ökonomisch und meist auch ideologisch abhängig von der Bourgeoisie, wurde — recht eindeutig und unmißverständlich sogar, wie man weiß — zur Pflicht gemacht, als gehorsamer Apologet nunmehr *durch fortwährende Wiederholung stets gleicher und ähnlicher Figuren* in seinen Erzählungen zu erreichen, daß sich der Leser nunmehr mit diesen, die er gar nicht mehr *kennt*, sondern nur noch zu *kennen glaubt*, identifizierte: mit *bürgerlich idealisierten Gestalten*, die es nirgends gibt, als in seinem falschen Bewußtsein, in seiner vom Autor mißleiteten Fantasie. Diese „Idealfiguren“, süßliche oder smarte Grimassen einer tristen kapitalistischen Krisenwirklichkeit — der „Vamp“, das Mädchen mit dem sex appeal, der charmante, edle Millionärssohn, der allwissende Detektiv, der Sportchampion etc. — können nunmehr, vom Autor im Auftrag der Herren tausender Rotationspressen endlos paraphrasiert, als „bekannt“ vorausgesetzt werden: ihre „Selbstgestaltung“ durch die Fantasie des Lesers erfolgt jetzt bereits ebenso automatisch wie ehemals — nur auf einer neuen, tieferen Ebene. *Die short story ist geboren!*

Sie wird nun in dem Maße zum Vorbild der deutschen bürgerlichen Kurzgeschichte, in dem die amerikanischen Pressetrusts ihren kleineren deutschen Brüdern — den Hugenbergs und Ullsteins — zum Vorbild werden. In direkter oder indirekter, in bewußter oder unbewußter Nachahmung übernehmen deren Autoren den Standard-Typ der short story: Rationalisierung auch auf dem Gebiete der monopolkapitalistischen Propaganda.

Daß der Faschismus dann noch die letzte Spur von Inhalt aus der in ihrer Wirkung erprobten Form preßt und sie mit seinem eklen Gift füllt, das seinerseits jetzt wieder sichtlich die Form zersetzt — das ist nur die folgerichtige Fortsetzung einer steil abfallenden Entwicklungslinie.

Doch auch ohne Faschismus sieht es mit der bürgerlichen Kurzgeschichte — und zum Teil auch mit der proletarischen, die ja nicht aus dem Nichts entstanden ist — schlecht genug aus. Eng verbunden mit der Standardisierung, mit der Schematisierung der Figuren ging ein weiterer Verfall der ursprünglich *dramatischen* Fabel, die doch, wie wir gesehen haben, *erste Voraussetzung der guten Kurzgeschichte ist*. Sehen wir ab von den — hauptsächlich und typisch deutschen — Versuchen, die Schemen der short story psychologisierend oder mystisch spintisierend zu „vertiefen“: dieser Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt mußte von vornherein scheitern, weil er notwendig auf Kosten der dramatischen Fabel ging. Viel wesentlicher und häufiger ist — auch bei Autoren, die besten Willens sind, realistisch zu gestalten — *das totale Verkennen dessen, was dramatisch ist!*

Wenn ein junges, noch so sympathisches Mädchen vor lauter Liebeskummer seine Augen auf der Straße nicht aufmacht und deshalb unter ein Fahrzeug gerät — so ist das traurig, mitleiderregend, aber nicht dramatisch. Wenn der Arbeiter bei einem Betriebsunfall ums Leben kommt, so ist das entsetzlich, aufregend — aber das Drama beginnt erst später: bei den Hinterbliebenen. Wenn deutsche und italienische Flieger offene spanische Städte mit Brandbomben vernichten, Frauen und Kinder mit Maschinengewehren niedermähen — so ist das grauenvoll, empörend, aber nicht dramatisch im Kunstsinne: ein Drama können nur *einzelne* Einwohner erleben, denn es gibt in der Kunst keinen „Kollektivhelden“!

Aber haben nicht tausende von bürgerlichen Kurzgeschichten gerade Naturkatastrophen, technische Unfälle, kriegerische Massenhandlungen als „Pointe“, bei der die Aufhellung gesellschaftlicher Hintergründe am leichtesten vermeidbar ist? Und wird nicht von jeder short story, die mit ihrer Thematik gesellschaftlichen Bezirken und damit gesellschaftlichen Problemen auch nur nahekommmt — Liebe, Ehebruch, Verbrechen usw. — streng das happy end nach bürgerlichen Moralbegriffen verlangt? Das Vertuschen gesellschaftlicher Widersprüche heißt aber: die innere Dramatik, die ein Kunstwerk verlangen würde, im Keim ersticken und den Autor zur Produktion von mehr oder minder leicht erkennbaren Surrogaten zwingen.

Das ist — Ausnahmen bestätigen die Regel — der Stand der bürgerlichen Kurzgeschichte im Jahre 1937. Die Abwärtsentwicklung von der Dichtung

zur Journalistik und von dieser zur Propaganda-Zeilenschinderei ist in großen Zügen nachprüfbar. Was aber mehr interessiert: *kann es wieder eine Aufwärtsentwicklung geben?*

Die Frage stellen, heißt: sie bejahen. Der Weg — nicht zurück, sondern vorwärts! — zur sauberen, wahrhaften Journalistik ist gegeben, denn auch die in Zukunft herrschende Klasse wird, wie das Beispiel der Sowjetunion bereits zeigt, die Zeitungen und Zeitschriften nicht einstellen, sondern beträchtlich vermehren. Und gerade sie erwartet vom Schriftsteller neben der Anwendung bester technischer Mittel gerade das, was die Kurzgeschichte aus der Sphäre des Journalismus wieder in ihre ursprüngliche Sphäre, in die der Dichtung, heben wird: Aufhellung der wirklich treibenden Kräfte des Lebens.

## FUG UND UNFUG DER KURZGESCHICHTE

von

Antonie Fried

Im Westen Europas ist gegenwärtig die gesuchteste, am meisten verlangte literarische Gattung die Kurzgeschichte. Jede Zeitung bringt, an Stelle des noch vor wenigen Jahren allgemein üblichen Feuilletons, jenen Kurzgeschichte genannten Keim eines Romans oder einer Novelle, und ganze Zeitschriften setzen sich aus Reportagen und Kurzgeschichten zusammen. Diese Tatsache steht in Zusammenhang mit dem beschleunigten Lebens-tempo unserer Zeit, auf welches so viele wichtige Erscheinungen zurückzuführen sind. Die Kurzgeschichte ist ja keine selbständig bestehende Literaturart, sondern lediglich Bestandteil von Zeitungen oder Zeitschriften — Bestandteil jener Einrichtungen also, die für die Mehrzahl der gehetzten Menschen die einzige literarische Bildungsquelle sind. Zeitungen aber (und Zeitschriften, sofern es sich nicht um die seltenen rein literarischen Blätter handelt) sehen im Redaktionsteil allein ihre Daseinsberechtigung, denn sie dienen ausnahmslos einer Richtung oder Partei und haben ihren Lesern jene Stellungnahme zu den Zeitgeschehnissen zu vermitteln, die die betreffende Richtung oder Partei zu verwirklichen wünscht. Die Abteilung Feuilleton — sprich Kunstersatz oder Kurzgeschichte — ist ein Zugeständnis an den Publikumswunsch nach Entspannung, dient der Erholung nach der Lehrstunde des redaktionellen Teils, darf aber keineswegs viel Platz oder Gedanken beanspruchen, denn diese haben Wichtigerem zu dienen; während der Leser sich noch dem Genuß der Kurzgeschichte hingibt, bereitet die Presse schon den Lehrstoff des nächsten Tages vor.

Der Leser selbst, der seine Zeitung unterwegs zur Arbeitsstelle, während



der Mittagspause, oder abends, in jenen letzten Minuten zwischen Tagesfron und Erschöpfungsschlaf hinunterschlingt, brächte es auch nicht fertig, mehr als eine Tausend-Wortgeschichte zu seiner Erholung zu genießen. Und der Rhythmus seines Lebens macht es ihm unmöglich, in diesen tausend Worten Gedanken aufzunehmen, die selbständige Weiterarbeit verlangen und in einer späteren Stunde der Entspannung innerlich fortgeführt werden könnten.

So weit bedingt das Tempo unserer Zeit tatsächlich die Kürze der Kurzgeschichte. Sie hat aber auch noch andere, tiefer liegende Gründe und um diese zu erfassen, muß man der genannten Literaturart näher zu Leibe gehen. Zeit- und Geldmangel des Publikums schwächen die Kaufkraft für Bücher, und die Zurückhaltung der Verleger wächst in gleichem Maß. Der Schriftsteller, der von seiner Arbeit leben muß, ist auf die Zeitung angewiesen, und sofern er nicht ausgesprochen journalistische Neigungen hat, bleibt ihm als Absatzgebiet nur der Detektiv- oder pornographische Roman und eben die Kurzgeschichte. Wenn er sich für letztere entscheidet, muß er, im Augenblick, da ihm ein brauchbarer Gedanke kommt und ehe dieser noch volle Entfaltung finden konnte, ihn schon beschneiden bis zum erlaubten Höchstausmaß von fünf Seiten Schreibmaschinenschrift. In jedem andern Fall muß er auf materielle Nutzung des Gedankens verzichten — wenn er nicht ein „Prominenter“ ist.

Dieser Zwang zur Kürze und zur Klarheit ist nicht immer von Schaden. Verzerrungen, die mit dem Wesen des Motivs nicht notwendig charakterisierend verbunden sind, fallen ihm ebenso zum Opfer wie Schwelgen in den Verkrampfungen psychologischer Einzelfälle, Abirren in private, den Schreibenden allein betreffende Nebenprobleme, der Wortmalerei zulieb geschaffene Beschreibungen und ähnliches. Jeder Gedanke muß in seiner knappsten Prägung erscheinen, jede Gestalt in ihrer schärfsten eindeutigen Kontur, jeder Stoff ausschließlich in jenem fruchtbaren Moment der höchsten Spannung vor der schon nahen Lösung. Die Sprache unterliegt der gleichen strengen Kontrolle. Jedes Wort zählt. Eine gute Kurzgeschichte kann nur aus den ausdrucksvollsten, inhaltsreichsten Worten bestehen. Die Sprache muß neu durchdacht und auf ihren bildhaften und lebendigen Ausdruck hin geprüft werden. Die erzieherische Wirkung der Kurzgeschichte für den Schriftsteller ist also keineswegs zu unterschätzen, und es ist jedem jungen Autor zu raten, sich das Schreiben solcher Erzählungen als Aufgabe zu stellen.

Die Wirkung auf den Leser ist nicht ebenso vorteilhaft. Vor allem aus dem Grund, weil es nur wenig wirklich gute Kurzgeschichten gibt. Das, was in den Tageszeitungen unter diesem Namen verbreitet wird, ist selten mehr als eine erweiterte Pointe witzigen oder pseudo-dramatischen Inhalts. (Dramatik wird häufig mit Blutrünstigkeit verwechselt.) Das wahre Wesen der Kurzgeschichte ist fast durchwegs mißverstanden. An Stelle eines scharfumrissenen Geschehnisses, zu welchem jede Bewegung der handelnden Personen unmittelbar hinführt und das jede Gestalt scheinwerfergleich beleuchtet: anstatt einer konzentrierten Substanz, die alle wesentlichen Eigen-

schaften von Mensch, Milieu und Schicksalsaugenblick in äußerster Dichte enthält, findet man zumeist lose zusammengefügte und grob verkürzte Handlungen irgendwelcher Art, in denen die vorgeschriebene Zeilenanzahl durch einfaches Überspringen logischer oder psychologischer Zusammenhänge erreicht wird. Ein auch nur im Leisesten subtiler, wirklich menschliche Vorgänge behandelnder Stoff verträgt solche Bearbeitung nicht. Deshalb begnügen sich die Kurzgeschichtenschreiber der meisten Zeitungen mit jeder menschlichen Realität enthobenen, kriminellen oder erotischen Knalleffekten, die auf die Instinkte des Lesers wirken und diese womöglich in eine Spannung versetzen, die das Denken lähmt und die logischen, psychologischen und darstellerischen Mängel der Erzählung vergessen macht. Diese Art Kurzgeschichte vermittelt an Stelle sprachlicher Schönheit und gedanklicher oder seelischer Anregung nervenaufpeitschende oder kitzelnde Sensation und weckt die brutalsten Instinkte. Sie vervollständigt hiermit — und hier liegt der Grund, aus welchem die Kurzgeschichte besonders von der kapitalistischen Presse so geschätzt wird — den redaktionellen Teil der Zeitung, der ja in den meisten Fällen nichts anderes beabsichtigt, als Einschläferung der Gedanken und Erweckung der primitiven Instinkte des Lesers. In Fällen, in denen auch ihr Inhalt von der Richtung des Blattes bestimmt wird, wirkt sie als literarische Form des Schlagworts, das bestimmte Gedanken vermöge gefühlsmäßig einprägsamer Fassung in die Gehirne hämmert, ohne daß darüber nachgedacht werden müßte.

Abschließend also ist über die Kurzgeschichte zu sagen: sie ist ein ausgezeichnetes Schulungsgebiet für ernsthafte Schriftsteller und kann bei solchen zu meisterhaften Kurzdarstellungen führen. Das sinnvollste Anwendungsgebiet für diese ist insbesondere die *illegale Presse*, der jedes Recht zu möglichster Raumbeschränkung zusteht, und die in der guten Kurzgeschichte ein Propagandamittel besitzt, das ohne Doktrin, durch die Darstellung von Tatsachen, in dramatischer Essenz eine zugleich künstlerische und menschliche Wirkung übt. Für legale Zeitungen und Zeitschriften wäre es wünschenswerter, wenn sie ihrer literarischen Seite ein breiteres Ausmaß zugestehen würden und die Volksbildung durch Kunst nicht auf die schmale Kost von Kurzgeschichten, in Fragmente zerlegte Sensationsromane und mehr als flüchtige Ausstellungsberichte setzten.

Die Kurzgeschichte in der heute üblichen Form ist Nervengift und Betäubungsmittel und hat mit Kunst kaum zu tun. Von einer neuen Gesellschaft, neuen Lebensverhältnissen aber ist zu fordern, daß sie die so notwendig gewordene Form der Kurzgeschichte wieder in den Hintergrund drängen und den Menschen die Möglichkeit geben, sich in aller Ruhe in Werke zu vertiefen, die weitere Sicht, tieferes Verstehen und Genuß an edler Form vermitteln.

# DIE KURZGESCHICHTE

## Versuch einer Analyse

von

*F. Langer*

Die Kurzgeschichte ist die gesuchteste literarische Ware der Tageszeitungen. Magazine und illustrierten Blätter. Die Produzenten können kaum nachkommen. Die Leser verlangen diesen Lesestoff. Preisausschreiben versuchen der Phantasie der Erzeuger nachzuhelfen. Einreichung unter Pseudonym selbstverständlich, in Hitlerdeutschland ist der Nachweis der Zugehörigkeit zur Fachschaft beizulegen. Vielleicht entscheidet im Zweifel die Parteizugehörigkeit wie bei Schauspielern und Sängern. Dennoch klagen die Redaktionen allgemein, es herrsche Mangel an guten Kurzgeschichten gegenüber dem vorzüglich beschickten englischen und amerikanischen Markt, und in Deutschland ist der Jammer ganz besonders groß, weil die Kurzgeschichte besonders dessen bedarf, was Goebbels verboten hat: einer unzensurierten Freizügigkeit durch alle Bezirke des Lebens, das heißt des Denkens und Fühlens.

Letzteres verengt auch die Auswahl bis zu einem gewissen Grade in den deutschsprachigen, demokratischen Ländern außerhalb des Reiches, weil, von allgemeinen Moralgesetzen abgesehen, da und dort stillschweigend gewisse Sitten- und Anschauungsnormen richtunggebend sind, die eine freie Produktion nicht zulassen. Daher der Tiefstand dessen, was sich im allgemeinen als „Kurzgeschichte“ präsentiert. Von den Auchschreibern abgesehen — auch das Talent flattert mit beschnittenen Flügeln. Übrigens sind die englischen Kurzgeschichten für unseren Geschmack oft recht einfältig und auf einen Girlgeschmack berechnet, während die gute deutschgeschriebene Kurzgeschichte, und handle sie von Hans und Grete, wie sie sich fanden, jener tieferen Lebenssicht nicht entbehren darf, wie sie unter den Amerikanern fast einzig O. Henry besitzt. Unsere seriösen Leser wollen nachdenken, auch wenn sie ihr Gehirn bei einer „leichten Geschichte“ entspannen.

Was ist nun eigentlich eine „Kurzgeschichte“?

Sie unterscheidet sich von der Novelle nicht nur durch ihren geringeren Umfang. Die Novelle gibt, laut Lexikon, ein einzelnes abgeschlossenes Geschehnis oder ein bedeutungsvolles Erlebnis; durch übersichtliche Begründung und spannend rasche Verwicklung, beziehungsweise Lösung ist sie dem Drama verwandt, sie verzichtet im Gegensatz zum Roman auf ein umfassendes Zeit-, Ideen- und Lebensbild. Diese Definition ist recht erschöpfend. In Eckermanns Gesprächen mit Goethe findet man, unter dem Datum „Sonntag abend, den 21. Januar 1827“, die bekannte Goethesche Erklärung der



Novelle „als eine sich ereignete, unerhörte Begebenheit. Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung.“

Vorgreifend kann man hier bemerken: so vieles, was sich in deutscher Sprache als Kurzgeschichte vorstellt, ist gar keine Kurzgeschichte, sondern eine stenographierte Novelle oder eine ausgesprochene Anekdote. Paul Heyse, für Generationen der König der deutschen Novellendichter und heute als Techniker zu Unrecht vergessen, sprach vom „Falken“, den jede Novelle haben müsse, das heißt ein besonders charakteristisches Requisit der Handlung, das einem sofort als Hauptsymbol ihrer ideellen Absicht ins Bewußtsein tritt, wenn man sich ihrer erinnert, wie jenes „Falken“ in der Novelle des Boccaccio.

Die Kurzgeschichte bedarf viel mehr noch als die Novelle des „Falken“, vielleicht aber ist sie in ihrer Totalität „Falke“ für einen umfangreichen Roman oder ein Drama, deren stoffliche Abbreviatur sie mitunter sein kann. Die Novelle ist ein abgeschlossener Organismus. Sie greift aus der Fülle der Lebenserscheinungen eine heraus und zeigt ihre in sich selbst bedingte Kausalität als Dynamo von Vorgängen wie etwa ein kleiner Staat inmitten großer Staaten seine Souveränität bewahrt und sich selbständig regiert. Ihre Begriffsmittel sind der allgemeinen Begriffswelt entliehen, aber sie unterstehen im Rahmen der Novelle der Judikatur ihrer stofflichen und ideellen Begrenztheit. Im Gegensatz zur Kurzgeschichte, die aus dem lebendigen Fluß allgemeiner Alltagsereignisse eines herausgreift, dessen eigenwillige Färbung den weiteren Bezirk des Milieus und der Zeit, in die es gehört, bedeutsam illustriert. Die Kurzgeschichte endet nicht wie eine „unerhörte Begebenheit“ als einmaliges Phänomen mit einem Definitivum, das keinerlei Folgerungen der Entwicklung aus Charakteren und Vorgängen gestattet. Man könnte aus einer vollkommenen Novelle keinen Roman machen, weil sie selbst ihren Stoff vollständig erschöpfte, im Gegensatz zur Kurzgeschichte, die, wie Goethe von dem abrupten Schluß eines Gedichtes sagt: „einen Stachel im Herzen (zurückläßt), und die Phantasie ist angeregt, sich alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können“.

Die Kurzgeschichte ist eine Art steno-epischer Vermittlung problematischer Verknotungen von Ereignissen, die durch mehr oder weniger zufällige Einwirkungen zu besonderer Beachtung drängen, ohne aber die Weiterentwicklung der sichtbar gestauten partikulären Vorgänge im Zeitstrom an einer phantasiegeborenen oder realen Weiterentwicklung zu hindern. Die Novelle ist formal bestimmt. Man könnte sie graphisch als Kreis darstellen. Im Gegensatz zur „epischen Breite“ des Romans verlangt sie einen unbeirrt vorwärtstreibenden Rhythmus der Diktion, der die Vorgänge dem beinahe schicksalhaft zu empfindenden Ende entgegenträgt. Sie bedingt, unbeschadet etwaiger leidenschaftlicher Durchglühtheit der Geschehnisse, eine unerschütterliche Ausgeglichenheit des Vortrages, die den Vorgängen (*cum grano salis*) die Monumentalität der „unerhörten Begebenheit“ auch akustisch verleiht. Die Kurzgeschichte hingegen hat stilistisch einen nuancenreicheren

Spielraum. Graphisch dargestellt kann man sie als ein an den beiden Schmalseiten offenes Rechteck sehen, durch das „der Strom der Zeit“ hindurchfließt, in dem längs begrenzten Raum bloß stärker aufleuchtend für die kurze Frist der Infizierung durch Besonderheitsbazillen. Daß etwa zwei Liebende auf einer Bank im Stadtpark sitzen und einander küssen, ist etwas Alltägliches. Daß gerade ein Polizist vorbeikommt, sittlichen Anstoß nimmt und die beiden abführt, ist ein Zufall. Daß die beiden sich auf der Wache als längst verheiratet legitimieren, ist der besondere Fall, der die Kurzgeschichte erzählenswert macht, unbeschadet dessen, daß diese Besonderheit sich ohne weiteres Aufheben als das der flüchtigen Erheiterung (in anderen Fällen der ebenso passageren Tragik) auflöst in eine Alltäglichkeit, in deren Gesamtbild sie ein stärker illuminiertes Fleckchen darstellt.

Thematisch hat die Kurzgeschichte, trotz ihrer Kürze, Raum für den ganzen unfaßbaren Inhalt an kausal gegenseitig bedingten Besonderheiten des Lebens, die der Alltag nivelliert, wenn er sie nicht gerade an jenen „Stachel“ spießt, der uns aufmerken läßt. Damit ist aber die nähere Verwandtschaft zwischen Kurzgeschichte und Roman, der ein „umfassendes Zeit-, Ideen- und Lebensbild“ gibt, stärker bewiesen, als etwa die zwischen Roman und Novelle, weil die letztere exklusiv ihre Handlung als Sonderfall aus dem Lebensfluß heraushebt und ihm beispielhaft gegenüberstellt, während Roman und Kurzgeschichte das Leben selbst geben.

Der Kurzgeschichtenerzähler ist ein dichtender Reporter des Lebens, der, durchaus persönlich, seine Impressionen in seine Geschichte hineinglänzen lassen kann als Conferencier, als Glossator. Der Novellist gestaltet „objektiv“, und seine Persönlichkeit drückt sich nicht anders aus, als etwa die des Malers durch die Art seines Pinselstrichs, also durch den Tonfall seiner Diktion.

Ist die Novelle eine Kunstform, deren Endgültigkeit, durch Jahrhunderte geprägt, bereits endgültigen Kriterien untersteht, so ist die Kurzgeschichte ein Literaturbaby ohne Tradition. Gewiß kann man auf Kleists, Hebels und anderer kurze Geschichten als klassische Exempel von „Kurzgeschichten“ hinweisen. Man wird den Unterschied zwischen diesen Kurzgeschichten und dem, was uns heute als Ideal der Kurzgeschichte vorschwebt, nicht verkennen, wenn man der exemplarisch-pädagogischen Tendenz der klassischen Erzähler nachhorcht. Sie bestimmt Stoffwahl und Vortrag, während die Kurzgeschichte der Gegenwart ihre stärkste Wirkung aus der unmittelbaren Lebendigkeit schöpft und mit einer gewissen Wirkungsabsicht auf Unterhaltung ausgeht, was natürlich nicht ausschließt, daß diese Zuckerhülle Gesinnung und Tendenz umschließt. Generalvoraussetzung ist, daß der Kurzgeschichtenerzähler ein — *Erzähler* ist. Und in solcher Hinsicht kann er von den deutschen Klassikern mehr lernen, als von den zeitgenössischen Feuilletonisten, deren Schreiben sich zumeist weniger an der Realität des Lebens, als am Geschmack des jeweiligen Publikums, an das sie sich wenden, formt.

# GUY DE MAUPASSANT UND DIE KURZGESCHICHTE

von

*Kurt Kersten*

Der große Einfluß Maupassants auf die deutsche Literatur in einer bestimmten Periode ist immer schwächer geworden; vielleicht liest man seine Novellen, von den Romanen gar nicht zu reden, nicht einmal mehr. Eine Rundfrage unter jüngeren Schriftstellern würde diese Behauptung bis zu einem gewissen Grade bestätigen. Maupassants Einfluß in der naturalistischen Periode war unstreitig sehr groß und griff auch noch über diese Periode hinaus, Thomas Mann stand in seinen Anfängen unter Maupassants Einfluß, Wedekind lernte von Maupassant die Wirkungen der Groteske, des Schauerlichen, Bizarren. Aber in der proletarischen Literatur sind nach dem Weltkrieg kaum Wirkungen Maupassants festzustellen, obschon die Gattung „Kurzgeschichte“ außerordentlich gepflegt wurde. Es muß Gründe für diese Erscheinung geben. Maupassant hatte für seine Popularität ebenso zu büßen, wie für die unzähligen Nachahmer seiner Werke. Was man „Feuilleton“ bei uns nannte, ist die teils bewußte, teils wieder von dritter oder vierter Hand übernommene Imitation der Kurzgeschichten Maupassants gewesen. Es kam zu jener Massenfäbrikation von Feuilletons, die nach den Vorlagen Maupassants hergestellt wurden. Man hat vielfach die Nachahmer und Plagiatoren mit dem Original verwechselt, Maupassant selbst hatte es zu büßen, daß er unzählige schlechte Schüler hatte. Die Legende Maupassant tat noch ein Übriges, um ihm den Rang des großen Könners und Dichters zu nehmen: er galt als „Sittenschriftsteller“, als frivoler, leichtsinniger Zyniker; zahlreiche Auswahlbände, von geschäftstüchtigen Verlegern herausgebracht, verstärkten diesen Eindruck noch, der vor allem in kleinbürgerlichen Kreisen verbreitet war. Eine schmutzige Phantasie umspielte Maupassants Werke, er sollte das Opfer der Philiströsität werden. Die reaktionären Literaturpäpste gingen so weit, aus einigen Novellen Maupassants ihre Schwindelanalysen eines völligen Verfalls und der Demoralisation ganz Frankreichs herzuleiten. Die Einwirkungen dieser Literaturpäpste sind weit größer gewesen, als man allgemein annimmt. Man stützte sich auf solche unsauberen Analysen, wenn man das französische Volk in seiner Gesamtheit für wurmstichig erklärte. In Hitler und Rosenbergs Pamphleten ist noch der Niederschlag jener Verleumdungskampagnen wahrzunehmen, die eine böswillige und böartige Methode erfunden, um das deutsche Volk zu bereden, es sei „besser“ als das französische und werde es leicht besiegen können.

Was Maupassants Verständnis sehr erschwerte, war die Unkenntnis französischer Lebensformen, französischer politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse. Man begriff nicht, was die Tradition einer bürgerlichen Demokratie bedeutete, die sich im revolutionären Ringen allen zeitweiligen Rückschlägen



zum Trotz siegreich durchgesetzt hatte, und gegen die auch die Nutznießer und Herren der III. Republik trotz mehrfacher Staatsstreichgelüste nicht aufzutreten wagten. Maupassants Wirksamkeit fällt in die ersten Jahrzehnte der III. Republik, als die reaktionären Kräfte, denen der Schrecken der Kommune tief in den Gliedern saß, wiederholt nach „Rettern“ Ausschau hielten. Die breiten Massen des Volkes haben solche Versuche noch jedesmal unmöglich gemacht, man ließ sich nach den bitteren Erfahrungen des Bonapartismus die demokratischen Grundrechte nicht wieder rauben. Diese Entwicklung war möglich, weil es eine breite Front stets zur Verteidigung ihrer Rechte bereiter Massen gab und eine öffentliche Meinung sich nicht unterdrücken ließ. Das eigene Leben, das die breite Masse sich erkämpft hatte, ermöglichte eine ungehinderte Aussprache, eine Durchführung ständiger, wechselseitiger Beziehungen, noch mehr begünstigt durch die individualistischen Lebensformen des Kleinbürgertums und der Bauernschaft. Es gab Klassen, aber keine Kasten wie im halbfeudalen Deutschland, dessen bürgerliche Revolution im Jahre 1848 so trostlos ausgegangen war. Man konnte sich aussprechen und auf weit breitere Leserkreise rechnen; es gab ganz andere Möglichkeiten, vom Volke gehört zu werden und unter ihm zu leben. Man muß diese Voraussetzungen kennen, wenn man Maupassant liest, der sich nirgends in der Darstellung der Klassen Beschränkungen auferlegt hat und einen Aristokraten ebenso gut kennt wie einen Arbeiter, Bauern oder Handwerker.

Maupassants größte Stärke beruht in seinem erstaunlichen Beobachtungsvermögen, in seiner Kunst, die wesentlichsten Züge festzuhalten. Man kann daran erinnern, daß Maupassant ein leidenschaftlicher Jäger war und dabei seinen Beobachtungssinn erprobt hatte. So gelingt es ihm, die Regungen und Äußerungen festzustellen, die nur ein solcher Mensch, wie ihn Maupassant gerade schildert, in einem bestimmten Augenblick verspürt und kundgibt. Es ist Maupassants Kunst, aus der Fülle von Beobachtungen gerade diejenigen auszuwählen, die für die Darstellung eines Falles notwendig sind, zugleich aber den Eindruck zu vermitteln, daß Maupassant nicht nur noch viel mehr beobachtet hat, sondern der wiedergegebene Wesenszug wesentlich für die gesamte Erscheinung der Gestalt ist. Die ganze Person steht vor dem Leser da, auch wenn er sie nur in einer mehr oder weniger ernsten oder komischen Episode seines Lebens sieht. Maupassant wählt charakteristische Züge aus, und diese Kunst gibt seiner Gestaltung das Leben.

Aber auch diese Fähigkeit setzt ein gesellschaftliches Leben voraus, wie es sich in diesem Grade in Deutschland nicht entwickelt hat. Maupassant ist ein großer Erzähler; gewiß spielt bei ihm die Pointe eine Rolle, seine Nachahmer haben aber in der Pointe den wesentlichsten Charakterzug der Kurzgeschichte gesehen, sie sind endlich zu Pointenjägern, zu Pointenakrobaten geworden — der Pointe wegen schrieben sie. Maupassant steuert zuweilen auch auf die Pointe los, er erzeugt eine Spannung, die dann schließlich durch die Schlußwendung entladen wird; aber Maupassant wird nicht zum Formalisten, da die Darstellung eines *gesellschaftlichen Vorganges* bei ihm

*entscheidend* ist. Maupassant kann voraussetzen, daß Menschen und Verhältnisse, ja Landschaften und Tiere dem Leser bekannt sind, dem er seine Geschichte erzählt. Auch hier knüpft Maupassant an eine große Tradition an, die in Frankreich bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Der große Erzähler entfaltet seine Kunst am reichsten dort, wo eine freie gesellschaftliche Ordnung besteht oder wo mindestens eine Aussprachemöglichkeit vorhanden ist, die Ströme von Mensch zu Mensch nicht ausgeschaltet sind, und keine Hemmungen stören, im anderen Falle aber breite Massen entschlossen sind, sich diese Hemmungen vom Halse zu schaffen. Maupassant verschafft sich das Bewußtsein gehört zu werden, ohne daß er sich dem Leser aufdrängt. Er kann offen reden, weil das Volk sich die offene Rede erkämpft hat und in ihr eine Lebensnotwendigkeit sieht. Es verträgt deshalb auch Schonungslosigkeit.

Maupassant selbst verspürte den Bruch in der herrschenden Gesellschaftsordnung zutiefst. Er war von Bitterkeit gegen die Nutznießer und Herren der III. Republik erfüllt, aber es gab für ihn keine Zukunft; und er machte nicht wie Zola die Anstrengung, für eine neue Gesellschaftsordnung einzutreten. Wahrscheinlich wurzelt in Maupassants Hang zum Konstanten ein Grund dafür, daß seine Werke nicht mehr die Anziehungskraft besitzen wie einst. Maupassant war ein brüchiger, zutiefst verzweifelter Mensch, der in die Einsamkeit flüchtete und unter der Einsamkeit litt, bis er vor lauter Verzweiflung im Wahnsinn endete. Noch Flaubert, konservativ und ablehnend allem Progressivem gegenüber, hatte die Einsamkeit ertragen, als „Schicksal“ des großen Schriftstellers aufgefaßt. („Wir leben in einer Wüste, niemand versteht uns.“) Maupassant, um ein volles Menschenalter jünger, erlag im Kampf um die Überwindung der Einsamkeit, nachdem er die Desillusionierung aller privaten Beziehungen erlebt hatte. In einer Kurzgeschichte „Einsamkeit“ läßt er einen Mann erklären: „Ich sage niemandem mehr, was ich glaube, was ich denke, was ich liebe. Da ich mich zu der fürchterlichen Einsamkeit verdammt weiß, so betrachte ich die Dinge, ohne je meine Meinung abzugeben. Was kümmern mich die Ansichten, die Streitigkeiten, die Vergnügungen, die Glaubensmeinungen! Da ich nichts mit jemandem teilen kann, so interessiere ich mich auch für nichts mehr“.

In seiner Mißachtung der bürgerlichen Ordnung, deren Fäulnis er in seinen Werken schilderte, blockierte er sich selbst und ging zugrunde. Es war ihm nicht gegeben, das erlösende Wort zu finden und zu sprechen, das ihn aus der Isolierung der eigenen Klasse befreit hätte. In dieser Schwäche ruht Maupassants Vergänglichkeit. Der Mann, der nicht nur eine große Publizität, sondern auch das Talent besaß, um sie immer erneut zu gewinnen, versagte sich der kämpfenden Mitwelt und verschloß sich damit auch das Ohr der Nachwelt.

# NATIONALSOZIALISTISCHE KURZGESCHICHTE

VON  
*Karl Obermann*

Das Feld der Kurzgeschichte ist der Feuilletonteil der Zeitungen und Zeitschriften. Ihre besondere Bedeutung liegt also darin, daß sie in den kapitalistischen Ländern in fast unvorstellbarem Ausmaße die oft einzige Unterhaltungsliteratur für breite Volksmassen ist. Diese Bedeutung der Kurzgeschichte, beziehungsweise des Feuilletons, mußte das nationalsozialistische Propagandaministerium veranlassen, sich für dieses einflußreiche literarische Arbeitsgebiet zu interessieren. Und tatsächlich erklärte schon im Sommer 1933, anläßlich einer „Konferenz des deutschen Feuilletons“, Wilfried Bade, Regierungsrat im „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“, folgendes:

„Es ist ein Fehler zu glauben, daß Bücher und Feuilletons nichts weiter seien, als eine ästhetische Entzückung oder die Methode, auf anständige Art und Weise die Zeit totzuschlagen... Wir werden dafür sorgen müssen, daß hart und sachlich der große Kampf um den Wiederaufbau wehrhafter deutscher Kultur durchgeführt wird... So liegt auf dem deutschen Feuilleton als dem Mittler zwischen Raum und Gestalt, Volk und Dichter, Blut und Kultur die größere Verantwortung vor der Zukunft. Von ihm fließen Ströme aus, die verzehren können oder heilen, zerstören oder bilden. In die Hand des deutschen Feuilletons ist die Auswahl gelegt. Möge sie immer so getroffen werden, daß wir dereinst vor unsern Enkeln bestehen.“

Abgesehen von dem barbarischen Schwulst und allen schiefen Bildern — ein Feuilleton, von dem „Ströme“ mit erstaunlichen Eigenschaften „ausfließen“; ein Feuilleton, das nichtsdestoweniger eine Hand hat, in die auch noch etwas, nämlich eine Auswahl, „gelegt“ wird; ein Feuilleton, das zudem noch eine Verantwortung tragen kann; ein Feuilleton, das zwischen den zusammenhanglosesten Begriffen als „Mittler“ dienen soll; ein Feuilleton schließlich, das es sogar fertigbekommt, eine „Feuilleton-Konferenz“ abzuhalten — abgesehen also von diesem braunen Gestammel, wird eines deutlich: diese „Feuilleton-Konferenz“ wurde einberufen, um, über die „Gleichschaltung“ der deutschen Presse hinausgehend, eine „Einschaltung“ des Feuilletons und damit der Kurzgeschichte in die nationalsozialistische *Propaganda für eine „wehrhafte deutsche Kultur“* durchzuführen.

In diesem Zusammenhang ist es notwendig, auf ein Charakteristikum der Kurzgeschichte hinzuweisen; alle andern Kennzeichen können im Rahmen dieser Betrachtung fast außer Acht gelassen werden: die Form der Kurzgeschichte ist die literarisch erzählende Ausgestaltung einer Episode, eines (erfundenen oder geschehenen) Vorgangs, eines Erlebnisses von mehr oder minder großer Allgemeinbedeutung; sie gestattet, *so ziemlich jeden Ausschnitt zu wählen*, wenn dieser nur nicht zu groß ist. Dadurch bietet sie dem



schöpferischen Talent, das frei schaffen darf, trotz der „kleinen Form“ weite Möglichkeiten, das Leben realistisch zu gestalten — ebenso aber auch, und zwar aus dem gleichen Grunde, ist die Kurzgeschichte umgekehrt eine außerordentlich geeignete Form zur Propagierung eines nationalistischen, pseudo-heroischen „Lebensstils“

Allerdings, diese Aufgabe, die der Nationalsozialismus dem SA-Mann der Feder stellt, bedingt, daß die nationalsozialistische Kurzgeschichte nur eine *bestimmte* Abart dieses Genres sein kann. So umfangreich nämlich die stofflichen Möglichkeiten für die Kurzgeschichte im allgemeinen sind, so begrenzt sind sie für die nationalsozialistische, die sich durch ihre spezifischen Propagandaerfordernisse ihre sehr engen Grenzen selbst zieht. Wilfried Bade hielt es in der genannten „Feuilleton-Konferenz“ für eine besondere Notwendigkeit, diese stofflichen Grenzen zu umreißen. Er forderte im Interesse einer „zielbewußten kulturpolitischen Arbeit“, daß

„Kurzgeschichten, Skizzen oder Novellen in einer deutschen Landschaft spielen, von deutschen Menschen und deutscher Umwelt getragen werden“.

Und er fügt hinzu:

„Die Wahrheit oder Unwahrheit der geschichtlichen Erlebnisse wird einem Leser zudem dann sofort klar werden, wenn ihn ein fremdes Milieu nicht verwirrt, sondern die seinem Blut bekannten Landschaften und die aus ihr erwachsenen Menschen vor seiner Seele handeln und leben. . . Wir wollen künftighin von Blut und Boden hören und vom Schicksal des deutschen Menschen, wir wollen hören, wie unsere Vorfahren lebten, und wichtiger ist uns eine Ausgrabung der germanischen Burgen von Zantoch als die Funde in Asien oder China.“

Das sind, wenn man sie wieder des neudeutschen Bombasts entkleidet, maßgebende Richtlinien, sozusagen Anweisungen, nach denen sich die Verfasser von Kurzgeschichten in Hitlerdeutschland zu richten haben. Richten sie sich danach? Und mit welchem Ergebnis? Wir werden es sehen. Prüfen wir das Produkt.

Es gibt, was den Stoff anbelangt, eigentlich nur zwei Kategorien von nationalsozialistischen Kurzgeschichten: einmal die Hitlerjugend-, Arbeitsdienst- und SA-Kurzgeschichte, sodann die historische, die Kriegs- und Soldaten-Kurzgeschichte. Aber selbst diese beiden Kategorien haben in der Art der Behandlung des Stoffes, im Stil so viel Gemeinsames, daß sich der Unterschied wirklich nur im Gegenstand selbst zeigt. So werden einem Gegenstand aus der Geschichte die gleichen „Ideen“ zugrunde gelegt wie einem Gegenstand aus der Hitlerjugend; der Unterschied besteht darin, daß das Milieu in der Hitlerjugend-Kurzgeschichte jedoch noch weit weniger zur Geltung gelangt als bei einer Kurzgeschichte, für die als Stoff ein Vorgang aus der Geschichte gewählt wurde.

Der Vorgang wird — in beiden Kategorien — nicht einfach *erzählt*, sondern er ergibt sich lediglich aus den Gedanken, den Zwiegesprächen und

den Worten der auftretenden Personen. So gleicht diese Kurzgeschichte einem Akt aus einem Drama: die Personen geben Erklärungen ab und unterhalten sich, alles Übrige ist lebloser Hintergrund, Kulisse. Was gesagt und getan wird, hat nichts zu tun mit den Bedingungen der Umwelt, denn lediglich nationalsozialistische „Ideen“ sind die Triebkräfte, die für die zum Ausdruck gebrachten Handlungen und Äußerungen geltend gemacht werden. Die soziale Umwelt hat keinen Anteil an den dargestellten Vorgängen und Äußerungen, sie ist lediglich — Ort der Handlung.

Man kann zehn, zwanzig oder dreißig solcher Geschichten lesen — man wird nichts über die Lebensbedingungen und die Lage der Hitlerjugend erfahren; man liest nur immer wieder, was für ein besonderer Kerl der Hitlerjunge sei: voll Mut, Tapferkeit, Disziplin und Ergebenheit gegenüber der „Sache des Nationalsozialismus“, und wie er sich auf Grund dieser Eigenschaften im Lager, im Landheim, beim Heimabend benehme.

Dieser Zweck bedingt aber, daß der Vorgang nicht als *Handlungsablauf* erzählt werden kann, der *durch sich selbst spricht* — ihm muß von *außen her* eine „Idee“ zugrunde gelegt werden. Diese „Idee“ kann nämlich — eben weil sie zutiefst unwahr, lebensunecht ist — nicht durch die bloße *Erzählung eines Vorgangs aus dem Leben* zur Geltung gebracht werden; sie muß daher durch die *angeblichen Gedanken und Gespräche* der auftretenden Personen zum Ausdruck gebracht werden. Während im allgemeinen die Kurzgeschichte bei der literarischen Gestaltung von einem *Vorgang* ausgeht, dessen *konzentrierter Handlungsablauf das Element der ganzen Geschichte ist*, geht die nationalsozialistische Kurzgeschichte von einer *Ideologie* aus. Ihre Personen sind *bloße Träger von Ideologien*, keine Menschen von Fleisch und Blut. Die Umstände, die sich aus dem Verhältnis der vorhandenen oder nicht vorhandenen Beziehungen dieser Personen zu nationalsozialistischen „Ideen“ ergeben, *begrenzen* den Raum für Vorgänge, Handlungen und Bewegungen — für das eigentliche Element der Kurzgeschichte.

Es gibt z. B. eine ganze Anzahl von Kurzgeschichten, in denen Hitleranhänger durch ihr angeblich besonders kameradschaftliches Verhalten den Gegner überzeugen. Sehen wir tatsächlich ein „Verhalten“, d. h. eine *Handlung*? Nein. Wir lesen nur Propagandaworte des Hitleranhängers und Äußerungen des Gegners. Zu diesen Worten wird dann ein entsprechendes „Verhalten“ *konstruiert*: man schlägt sich, oder man verträgt sich. Selbst Geschichten über bestimmte „Aktionen“ (!) der Hitlerjugend bestehen im wesentlichen aus — Unterhaltungen und Gesprächen! (Einer hat eine Idee, die er den andern mitteilt, und aus der Sache wird etwas, *weil* es die „richtige Idee“ war.) In all diesen Kurzgeschichten wird also *nicht* ein bestimmter Ausschnitt aus dem *Leben* behandelt, sondern in Gesprächen demonstriert, daß die nationalsozialistische „Idee“ diese oder jene Tat, dieses oder jenes Erlebnis bedingt. Ein Beispiel: in einer Kurzgeschichte von Gerhard Dabel, „Zwei Kameraden halten zusammen“, wird dargestellt, wie zwei Jungen gebotene Fortbildungsmöglichkeiten ablehnen und sich statt dessen für die Hitlerjugend entscheiden. Im Sinne der nationalsozialistischen

„Idee“ heißt das: „Sie bewähren sich.“ (!) Selbst in einer solchen Kurzgeschichte werden dem Leser *nur* die beiden Jungen vorgeführt: wie sie in Gedanken, in Zwiegesprächen usw. ihren „inneren Kampf“ ausfechten. Die gebotenen Fortbildungsmöglichkeiten sind für sie Lockmittel des liberalistischen Satans; also wird darüber *wenig*, dafür um so *mehr* über die nationalsozialistische „Idee“ geredet und danach die „Entscheidung“ getroffen.

Diese Kurzgeschichten sind fast durchweg in der Er-Form gehalten, denn die Ich-Form würde eine mehr erzählende Darstellung eines Vorganges verlangen. Nur die harmlose, lustige Kurzgeschichte ist häufig in der Ich-Form geschrieben. Doch auch in dieser Form kann in die nur-lustige Geschichte ein nationalsozialistischer Sinn, der sich aus der bloßen Erzählung des Vorganges selbst *nicht* ergäbe, *getragen* werden: „Heinz erklärte... Horst erwiderte...“ Dieses fragende, sprechende Auftreten dritter Personen zwingt den Autor weniger dazu, Leben in gestalteter Handlung vorzuführen, gestattet ihm dagegen von „Ideen“ zu *reden*: aus Rede und Gegenrede ergibt sich dann erst eine *Scheinhandlung*, die dem Propagandazweck dieser Reden entspricht.

Wie steht es nun mit den Kurzgeschichten, für die ein historisches Thema gewählt wurde, ein vergangenes Kriegsereignis etwa?

Nimmt man z. B. eine Geschichte wie „Der Leutnant von Köckeritz“, eine Begebenheit aus der Schlacht bei Leuthen, von Hans Franck oder „Der rote Sven“, die Geschichte eines schwedischen Trommelbuben aus dem 30-jährigen Kriege, von Claus Dorner, so ist das „Milieu“ auch hier nur bloßer Hintergrund, Kulisse, die die Wirkung steigern soll, aber selbst nicht zur dargebotenen Handlung beiträgt. Den jeweiligen historischen Bedingungen ist kaum oder falsch Rechnung getragen; die Handlung könnte ebenso gut in eine andere Zeit verlegt werden. Wie jedoch die Titel bereits erkennen lassen, beschäftigen sich diese Art von Geschichten durchwegs mit *einzelnen Personen*, und zwar handelt es sich in den beiden angeführten (wie in hundert anderen) Fällen um das „Heldenschicksal“, um das „pflichtbewußte, heldenhafte Sterben“ eines Einzelnen „für den König“. Aber wenn man nun hier eine einfache Erzählung des Vorganges erwartet, hat man den *Zweck* dieser Geschichte vergessen. Vor allen Dingen soll doch zum Ausdruck gebracht werden, daß der „Held“ nicht durch äußeren Zwang den Kampf aufnahm, sondern aus „innerer Verpflichtung“. Der Kampf darf daher keinesfalls als solcher, bedingt durch die historische Situation, in *einfach* erzählender Form wiedergegeben werden — geht es doch um die *Glaubhaftmachung* des Vorhandenseins sogenannter Kampfwerte, um *Wekung* eines sogenannten Kampfbewußtseins, um Propagierung eines falschen Heldentums und falscher Pflichterfüllung! Und dazu hat man *wiederum* die Form der *Gespräche* gewählt, wobei diesmal jedoch das *Selbstgespräch* bevorzugt wird. Der zu Tode getroffene Krieger spricht in der Sterbestunde zu sich selbst, rechtfertigt vor sich selbst seine Tat, „sein Opfer“; ein anderer verlangt zu kämpfen, er spricht zu sich über dieses „Be-



dürfnis“ — der Vorgang des Kampfes und des Sterbens wird von einer „soldatischen Haltung“, von einem „kriegerischen Bewußtsein“ aus geschildert und „erklärt“. Das verlangt aber gleichzeitig, den Soldaten als eine besondere Art von Mensch, losgelöst von allen Sorgen und Nöten, losgelöst von allen sozialen und persönlichen Bindungen, darzustellen, als Menschen, der im Kampf seine „Berufung“ und im Tod seine „Erfüllung“ sieht. Das, was dargestellt werden soll, ist also wiederum kein Vorgang — es ist wiederum eine „Idee“, und das verlangt, daß man von der, sich aus dieser „Idee“ ergebenden Tat *nicht erzählt, sondern nur spricht*. Kurz: es ist der Sinn der Gespräche und Selbstgespräche auch in dieser Art der nationalsozialistischen Kurzgeschichte: eine *Ideologie zu demonstrieren*. So zum Beispiel läßt man in der Kriegsgeschichte „Befehl zum Rückzug“, einem Kriegs-„Erlebnis“ in Schleswig 1850, von Albert Mahl, den Helden, einen jungen Offizier, zum General sagen:

„Herr General wollen mir zugute halten: die Pflicht kann alles fordern, nur eins nicht — die Ehre! Ohne Glaube an die Gerechtigkeit der Sache, für die ich kämpfe, kann ich nicht bestehen!“

Mit diesem wohlklingenden aber in der Geschichte unmotivierten Ausspruch hat sie ihren Höhepunkt erreicht: er ist nichts als eine Propagandaphrase. Die Tatsache, daß der Offizier dann in die Schlacht reitet und getroffen wird, wird nur noch kurz als Abschluß hinzugefügt und damit die „Richtigkeit“ der Propagandaphrase „bewiesen“.

Nehmen wir noch eine andere Kurzgeschichte, eine Seekampferzählung von Jan Murr: „Kasematte Eins ausgefallen“. Hier besteht der Seekampf, also die „Handlung“ der Geschichte, aus Kommandos, aus Matrosen, die ungeduldig auf diese Kommandos warten und aus praktischer Geschützbedienung als Kulisse, kurz: aus Handbewegungen, die sich aus „der Disziplin, dem Mut und dem Kampfbewußtsein“ ergeben, was wiederum in — Gesprächen kundgetan wird. Über den Feind erfährt man nebenbei lediglich, daß er feige ist. Die Geschichte endet mit einem Geschoßeinschlag und dem Sterben einiger Kanoniere. Diese Tatsache erfährt man aus einigen ergänzenden Nebensätzen. Der Hauptsatz wird gebildet durch die Meldung: „Kasematte Eins ausgefallen“. Mit diesem Satz wird die Selbstverständlichkeit und Unvermeidbarkeit dieser Art von „Heldentod“ als „bewiesen“ erachtet.

Bei diesen und anderen nationalsozialistischen Kurzgeschichten — wir könnten die Beispiele beliebig vermehren — erkennt man deutlich, daß es auf eine möglichst enge Begrenzung des zur Behandlung kommenden Vorgangs ankommt. Man beschäftigt sich nicht mit der ganzen Schlacht, sondern nur mit dem Schießen des einen Schiffes, ja des einen Geschützes: je kleiner der Ausschnitt der Wirklichkeit, des Vorganges ist, den man zur Betrachtung heranzieht, desto mehr können die ideologischen Ausführungen in Gestalt von Gesprächen zur Geltung kommen. Je größer der betrachtete Ausschnitt der Wirklichkeit wäre, desto mehr träte die Wirklichkeit selbst in Erscheinung,

desto mehr kämen die Widersprüche dieser Wirklichkeit zum Ausdruck, desto weniger böte sich die Möglichkeit, den Vorgängen die gewünschte Ideologie zu unterschieben.

Daraus ergibt sich also, daß für die nationalsozialistische Kurzgeschichte nicht nur in Bezug auf die *Stoffwahl* eine Beschränkung besteht: die Notwendigkeit der Herausarbeitung einer Ideologie gebietet *überdies*, daß selbst der im Bereich der möglichen Stoffe ausgewählte *Ausschnitt möglichst eng* ist, damit die Wirklichkeit möglichst bruchstückartig zu sehen ist und nicht die gesamten wirklichen Zusammenhänge eines Vorganges sichtbar werden. Es handelt sich bei der nationalsozialistischen Kurzgeschichte darum: ein Teilchen aus den Gesamtzusammenhängen herauszunehmen, ihr damit einen *scheinbar unabhängigen* Charakter zu geben, in Wirklichkeit aber einen Charakter, welcher der nachträglich hinzugefügten Ideologie entspricht.

Zensur und Verfälschung der Wirklichkeit — so lautet das literarische Prinzip des Nationalsozialismus. Durch Weglassen und Verändern erhält man den Gegenstand, den Vorgang, der der nationalsozialistischen Ideologie angepaßt ist. Es ist daher die erste Aufgabe des faschistischen Schriftstellers, sich den Vorgang so zurechtzumachen, wie er für die ideologische Propaganda einzig in Frage kommt: er verbietet es sich selbst, bei seinem literarischen Schaffen von der Gestaltung eines wirklichen, möglichen Vorganges auszugehen; er muß von der faschistischen Ideologie ausgehend, die Realität nach dieser Ideologie zurechtbiegen, was notwendigerweise zu einer Zensur, zu einer Veränderung dieser Realität führen muß.

Auch die deutsche Kurzgeschichte wurde also, wie alles, dessen sich der Nationalsozialismus bemächtigt hat, als literarisch-künstlerisches Genre dem weiteren Verfall preisgegeben und zu einem Instrument der faschistischen Propaganda, hauptsächlich der Kriegspropaganda, herabgewürdigt.

## DAS BRUDERMORDEN

Eine Kindheitserinnerung

von

*Antonio Machado*

*Naßkalt und finster, ein Nachmittag  
mitten im Winter. Die Schüler schreiben,  
Eintönig pocht der Regenschlag  
von draußen an die Fensterscheiben.*

*Schulstunde ist. Auf einem Bilde  
seh Kain ich nach dem Morde fliehn,  
und Abel tot auf dem Gefilde;  
im Grase blüht ein Fleck Karmin.*

*Ein ganzer Kinderchor singt brausend  
in einem Tone die Lektion:  
„Tausend mal hundert — hunderttausend:  
tausend mal tausend — eine Million!“*

*Es dröhnt wie hohle, helle Glocken.  
Der alte Lehrer an der Wand —  
schäbig gekleidet, dürr und trocken,  
mit einem Buche in der Hand.*

*Naßkalt und finster, ein Nachmittag  
mitten im Winter. Schüler schreiben.  
Eintönig pocht der Regenschlag  
von draußen an die Fensterscheiben...*

*Antonio Machado* ist einer der Dichter jener Generation, die man in Spanien die „Achtundneunziger“ genannt hat. Sein Einfluß auf alle jungen Begabungen war und ist groß, obwohl er seit vielen Jahren zurückgezogen und fast vergessen lebte und erst neuerdings, durch die Evakuierung der geistigen Elite Madrids, wieder in den Vordergrund getreten ist. Machados Volkstümlichkeit hat in der letzten Zeit dank seiner aufrichtig liberalen Haltung sehr zugenommen.



# DAS LIED DES SOLDATEN

von

*Henri Barbusse*

„Weil ich nie in meinem Leben Glück hatte“, erklärte der arme Urlauber dem Mädchen.

Das sah man ihm freilich an. Andauerndes Pech hatte ihn ängstlich und bedrückt gemacht, seine Augenhöhlen umschattet. Seine Bewegungen waren unfrei geworden. In dem trüben Gesicht hatten nur die Augen einen schwachen Glanz behalten, Augen, die ein ungeschickter Maler allzu schwarz in diese traurige Umrahmung gesetzt hatte. Seine Haut und der Stoff seines weiten Regenmantels sahen gleich farblos aus. Man hätte meinen können, daß Kinderhände den armen Soldaten zusammengesetzt hätten aus Würfeln, Kugeln und Pyramiden, die schon abgegriffen waren und schlecht ineinander paßten.

„Manche Menschen werden zum Unglück geboren.“ Dies Wort war alles, was ihm seine Mutter einst hinterlassen hatte.

Aus nichts wurde nichts, er konnte tun, was er wollte. Er ließ die Tage und Jahre unnütz verstreichen. Die geringe Habe, die seine Eltern ihm hinterlassen hatten, hatte er verloren. All seine Pläne ließen sich schlecht an; wie das Gerüst seines Körpers waren sie falsch angelegt und fielen ins Wasser. Er lebte verschüchtert und einsam dahin, verkapselte sich in Schweigen. Die Frauen beachteten ihn nicht; kaum, daß einige, die barmherziger waren, sich über ihn lustig machten. Und die Männer benutzten ihn nur für ihre Interessen. Fast schien es, als ob die Sonne über ihm schwächer leuchtete.

Dieser Mann, der niemals Glück erfahren hatte, mußte natürlich in den Krieg ziehen. Ebenso natürlich war es, daß es ohne Ruhm geschah. Er verließ die Stadt nicht mit einer begeisterten und weinberauschten Truppe, sondern verschwand eines Abends ganz allein, ohne Tambour und Trompete, ohne alle Verbindung mit der Umwelt. Er verschwand wie eine Romanfigur.

Er marschierte, ein namenloser Soldat, demütig in der Reihe. Heldenhaft rettete er das Leben vieler Kameraden. Doch keiner nahm davon Notiz. Den feindlichen Kugeln und sonstigen Fährnissen des Krieges entging er. Und nun kam er — nur für sechs Tage — vom blutgetränkten Schlachtfeld heim. Während dieser kurzen Zeit bekam die Welt für ihn ein ganz neues Gesicht. Das hatte die liebliche Clairine zuwege gebracht.

Es war ein seltenes Zusammentreffen besonderer Umstände, das so viel Häßliches wegwischte; es lag daran, daß die jungen Männer des Landes gefallen waren. Es lag auch an der Sonne, an der Jugend. Man konnte Clai-

rine auf grünen, besonnten Steigen sehen, wie sie einen großen Soldaten von unscheinbarem Äußern zärtlich küßte.

Als er wieder an die Front mußte, die Hand des Mädchens zum letztenmal gedrückt hatte und ganz allein war in der kalten trüben Dämmerung, leuchtete ihm ihre Gestalt wie eine helle Flamme, und sein Herz wurde warm für lange Zeit, vielleicht für immer.

Er lachte laut auf, wie ein Betrunkener, obwohl er nüchtern war: drollige Veränderungen gibt es doch manchmal! Wie stolz war er heute abgereist, und vor sechs (sagen wir sieben) Tagen war er müde und zerschlagen angekommen! Jetzt war er der erste, der über sich lächelte, über den dummen Kerl und über dessen unwahrscheinliches Pech.

Der alte Unglücksrabe mußte eine ganze Nacht und einen ganzen Tag reisen, um an seinen Frontabschnitt zu kommen. Die vielen Zwischenfälle der Reise konnten seine frohe, feste Zuversicht nicht zermürben. Die hatte er wieder gewonnen, wie einer seinen Namen wiederfindet. Selbst in dem überfüllten Gepäckwagen oder in der Ecke des Wartesaals, wo er eingezwängt wie ein Paket sitzen mußte, rauchte er vergnügt seine Pfeife, deren kleiner Kopf in dicke Dampfschwaden gehüllt war wie ein Kochtopf.

Die Entfernung regte seine Erinnerung an. In ihm erstand eine Clairine, die von Stunde herrlicher und menschlicher, greifbarer und verehrungswürdiger, die immer mehr Clairine wurde.

Ein kalter Sprühregen ließ den Bahnsteig, auf dem er aussteigen mußte, wie einen Hafenkai erscheinen. Er machte sich gleich auf den Weg, glücklich und voll innerer Freude. Als der Abend über das Land sank, fühlte er sich frisch, und später, als die Dunkelheit geheimnisvoll die Landschaft mit einem dichten Schleier verhüllte, war er soweit, die Liebhabereien seiner Kameraden zu verstehen und zu versuchen.

Der Trupp kam an die Grenze des bewohnten Landes. Hier sah die Erde traurig aus, war schwarz und voller Vorboten des Krieges. Der Weg führte an niedrigen, viereckigen Stapeln vorbei: der große Munitionspark war jetzt am Abend nur eine einförmige schwarze Masse. Sonst waren hier riesige Mengen gelber und roter Granaten und schwarzer Minen zu sehen. Die Güterwagen, aus dem Westen kommend, hatten sie herangeschafft. Die Munition wurde in den Stunden abgeladen, in denen keine Sonne und kein Mond leuchtet. Im Umkreis von mehreren hundert Metern war der Boden gleichmäßig mit den todbringenden Geschossen bedeckt. Weiter hinten im schwarzen Dunst reckte eine gewaltige Kanone ihr Riesenmaul in die Lüfte; ihre scharfen Konturen zogen den Blick an.

Die Aussicht wirkte entmutigend auf den Menschen, der zum erstenmal in seinem Leben glücklich war; aber er fand seine Zuversicht bald wieder.

Nun kam er in eine eigenartige Stadt: in das Etappenlager. Die vielen Baracken bildeten Reihen, Straßen und Plätze. Die militärischen Kommandos, die Diensträume der Militärpost, die Bekleidungsmagazine mit ihren zehntausenden von Uniformen, die gefaltet und zu hohen Stößen aufeinandergeschichtet waren, zeigten ihre Silhouetten. Die niedrigen Feldlazarette, die viel

Platz brauchten, erinnerten an Soldatengräber, an den Militärfriedhof mit den Kreuzen aus rohen Baumstäben. Es herrschte ein unaufhörlicher Lärm von Flüchen, Scheltworten, kreischenden Rädern und ratternden Wagen. Patrouillen zogen umher . . . zweifellos war etwas im Gange: es roch stark nach einer Offensive.

Aber der Mensch, der als einzelner das wimmelnde Leben durchquerte, ließ sich in seiner frohen Stimmung nicht beeinträchtigen. Und bald gelangte er an die Ruinen eines Dorfes, das nur noch ein Gewirr von Schutthaufen war. Weißer Kalkstaub lag auf den Gärten, um die halb verfallene Zäune liefen. Der Kirchturm, dessen Kreuz heruntergeschossen war, diente als Beobachtungsposten. Die Fahne des Roten Kreuzes wehte darüber.

Schüsse blitzten nah und fern auf, und Kanonendonner rollte ohne Unterbrechung.

Auf einem Hügel, der durch Vorberge gut gegen Einschläge gedeckt war, und über den die Granaten hinwegflogen, standen Offiziere des Stabes, um die Wirkung der Versuchsschüsse beim Einschießen zu beobachten.

Einer meinte: „Das ist schön.“

Darauf ein anderer: „Warten Sie, es wird noch viel schöner.“

Dann kehrten sie in ihre Etappenquartiere zurück.

Als der Urlauber sich dem ungeheuren Chaos des Krieges wieder näherte, empfand er Furcht vor den Gefahren um sich und über sich. Aber kein Gefühl in ihm war so stark wie seine Liebe, die alle Furcht vertrieb. Als hätte er Eile, begann er sogar rascher zu gehen und ein Lied zu singen.

Leichten Schrittes lief er eine Straße entlang, über die kreuz und quer umgeschossene Baumstämme lagen. Zur Rechten erinnerten ein paar schwarze Mauerreste und ein halber Torflügel nur allzu deutlich daran, daß hier ein Dorf gestanden hatte und im Trommelfeuer vielleicht in Sekunden vernichtet worden war.

Und immer lauter sang er, während er durch den nebligen Abend schritt. Ein Soldat, der dort in einer Höhle hauste, sah ihn vorübergehen — lustig gestikulierend und ein Lied auf den Lippen: er hielt ihn für betrunken und glaubte, ihn warnen zu müssen: „Paß auf, alter Freund, hier gibt's Gendarmen. Daß dich das nicht Kopf und Kragen kostet!“

Er mußte über Reservestellungen springen, die eben ausgeschauelt waren und nach frischer Erde rochen. Hier lagen wilde, grinsende Senegalesen und französische Feldgendarmen — die Berufssoldaten der Armee, die von allen waffenfähigen Bürgern während des Krieges am wenigsten zu kämpfen brauchten. Diese Truppengattung, überhaupt alle Kolonialsoldaten, waren dazu bestimmt, die Kampffront nach dem Hinterland abzuriegeln und die Flucht von Soldaten zu verhindern. Offiziell hießen die Gräben Reservestellungen, doch war das für ihre Bestimmung eine sehr liebenswürdige Bezeichnung. Um es ihm nicht vergessen zu lassen, grinste ein Neger, als der Urlauber solch einen von Menschen wimmelnden Graben übersprang, ließ seine blitzenden Zähne bis an beide Ohren sehen, machte die Gebärde des Aufspießens und knurrte, nach vornweisend: „Französische Soldaten!“



Der Soldat durfte nicht einmal ein Gesicht ziehen, mußte rasch diese ekelhafte Zone durchqueren; als er allein war, gewann er seine gute Laune, seine Heiterkeit wieder und sang ein neues Lied.

Ein wenig weiter lagen die eigentlichen Stellungen, ausgedehnte Gräben, hinter deren Böschungen Polizeisoldaten und ihre schwarzen Gehilfen mit Maschinengewehren lauerten. Als er bei den großen Unterständen anlangte, war es schon Abend über der Erde geworden. Hier war er abgeschieden von aller Welt und nur ein Teilchen des großen furchtbaren Ungewissen.

Er tastete nach allen Seiten die Wände ab, war gefangen in dem Raum, den die Erdmassen umschlossen und zusammendrückten, daß er den Atem zu verlieren meinte.

In dieser winzigen öden Hölle begann er noch schöner zu singen.

Unterdessen entspann sich in der Ferne eine Schlacht. Blitze und Einschläge wurden immer häufiger. Leuchtraketen und rote oder grüne Signalkugeln rissen die Blicke an sich. Ein Teil des Grabens war eingestürzt — die Schipper hatten ihn lange nicht ausgebessert. Die Böschung war so niedrig, daß manchmal der Blick in die Ferne schweifen konnte. Die Augen wurden geblendet von der Helle, die am Himmel durcheinanderflutete.

Etwas weiter lag ein Baum, dessen Krone noch aus dem Hohlweg herausragte, weil die Böschung an dieser Stelle flacher war. Ganz in seiner Nähe stand das eiserne Ungetüm, das Flammen gen Himmel spie. Deutlich sah man, wie das Feuer herauszischte und mit rollendem Krach wieder in sich zusammenfiel. Im gewaltigen Donnern dieser Kanone konnte er seine Pfeife rauchen und singen, so laut er wollte.

Er stieg die schräge Ebene empor, und sein Lied verstummte nicht.

Manchmal war der nächtliche Himmel für Sekunden taghell. Dann wieder barsten die Granaten, daß das ganze Firmament zusammenzubrechen schien. Die Ebene ließ das Mündungsfeuer der Kanonen und die Einschläge der Granaten sehen, und beinahe jeder Trichter war ein Grab gemordeter Menschen.

Obwohl er erregt war durch die taghellen Blitze und das metallische Donnern der Kanonen, lebte in ihm das Glück über Clairine.

Es war schon tiefe Nacht, als er in die Nähe der Stellung seines Regiments kam. Durch lange Serpentinengräben gelangte er schließlich zu seiner Kompanie.

„Du kommst wie gerufen zur Arbeit!“ sagte der Feldwebel statt einer Begrüßung. „Es war einer zu wenig. Nimm einen Spaten. Und sei ruhig, du Esel. Ich hätte Lust, dir ein paar runterzuhauen. Da wärst du gleich still.“

Der Soldat, der so trunken von Glück war, schämte sich ein wenig und schwieg, denn er war der Stärkste nicht. Aber was war, war, und niemand konnte es ihm nehmen. Seine Freude währte, durchrieselte seinen ganzen Körper, und das Lied, das ihn seit dem Abschied von Clairine begleitet hatte, strömte frei aus seiner Kehle.

Der kleine Trupp der Schipper war aus der dämmrigen Stellung in die

schwarze Nacht hinausgekrochen. Der Soldat sang wieder sein Lied, wie eine Katze am warmen Feuer schnurrt.

„Will der Teufelskerl wohl endlich still sein!“ fluchte der Feldwebel. Je ferner er von Clairine war, desto mehr erregte sie ihn, um so größer erschien ihm das Erlebnis. Rüstig stieg er über die schwarzen rauhen Erdschollen. Sternschnuppen leuchteten auf. Ihm war es wie ein Fest, ein Feuerwerk zu Ehren seiner Verwandlung vom Pechvogel zum glücklichen Menschen. Keine Macht konnte ihn hindern, das Schöne noch schöner zu finden und immer wieder sein Lied zu singen.

„Hör' doch auf!“ flüsterten ihm die Kameraden wütend zu.

Aber so viel wußte er als Soldat schon von der Nachtarbeit: eine unmittelbare Gefahr bestand nicht: denn die vordersten Gräben waren noch weit, und außerdem kommandierte der Offizier die Abteilung selbst, was er im Augenblick der Gefahr nicht zu tun pflegt. Und dann war — wie ich schon sagte — sein Glück viel größer als er. Er konnte jetzt nicht mehr ruhig bleiben wie ein schlechter Schüler. Sein einfaches Herz war übertoll, und er sang, ohne aufzuhören, ohne an Ort und Stunde zu denken.

Alle Kameraden hatten Furcht vor dem seltsamen Menschen, dessen Lied nie endete. Die einzelnen Schipper standen zu weit auseinander, um ihm die Meinung zu sagen. Die Linie geriet in Unordnung und eine Panik drohte.

„Bringt ihn zum Schweigen! Gleichviel, wie!“ sagte der Offizier, bebend vor Wut, zum Feldwebel.

Der Feldwebel verbeugte sich, schnarrte etwas und verschwand wütend in die Nacht — alsbald wurde es still, ganz still über der Ebene.

Beim ersten Dämmerchein führte der Feldwebel den Arbeitstrupp in den Graben zurück und meldete in strammer Haltung:

„Ein Mann fehlt.“

„Das ist dumm“, sagte der Hauptmann, der auf seine Leute hielt. Er sah Blutspuren auf der Tresse des Feldwebels. „Sind Sie verwundet?“

„Nein, Herr Hauptmann. Es ist von meinem Messer.“

„Ah, sehr gut“, murmelte der Hauptmann, der an eine Heldentat dachte.

# MUSSOLINI HAT ALPDRÜCKEN

von

*Michael Gold*

Wie die meisten Schwindler, Spekulanten und Mörder schläft Mussolini nicht sehr gut. Neulich waren seine Nächte schrecklich, obwohl die Tage voller Ruhm und Glanz waren. Nach dem historischen Tage etwa, an dem er gesagt hatte, daß England zur Hölle fahren werde, und er noch einmal 50 000 Mann in die afrikanische Wüste geschickt, sich eine wundervolle Uniform ausgedacht und nicht so sehr wie sonst an seinen chronischen Verdauungsstörungen gelitten hatte, träumte er einen besonders schlimmen Traum.

Er hatte noch lange gesessen, um eine beleidigende Note an Abessinien zu schreiben. Er schluckte seine Magenpillen, nahm sein militärisches Korsett ab und der Bediente brachte ihm seine fürstliche Wärmflasche. Sein junger Lieblingsmasseur bearbeitete seinen alternden, aufgeschwemmten Körper, dem es immer schwerer wurde, die Peter Pan-Rolle der blühenden Jugend zu spielen, wie es eben Diktatoren tun müssen. Immerhin fühlte sich Mussolini ganz wohl und war gerade dabei, sanft einzuduseln, als er — bums! — in das Sechs-Tage-Rennen eines großen Diktatorlebens zurückgeworfen wurde.

Er hatte anscheinend von Nudeln, Krieg und schönen Schwarzhemd-Jungfrauen geträumt, als plötzlich Napoleon hereinkam.

„’n Tag, Benito“, murmelte der kleine korsische Diktator mit einem Grinsen auf seinem bleichen Gesicht.

„Guten Tag, Bonaparte“, sagte Busy Ben etwas verstört, „warum besuchst du mich um diese Zeit? Ich muß schlafen. Und warum diese eifersüchtige Miene?“

Napoleon hätte gern gelacht, aber Diktatoren sind wie Wahnsinnige, die nicht lachen können. „Eifersüchtig?“ grinste er, „auf dich? Der auf den Henker nur noch ein halbes Jahr oder ein ganzes zu warten hat?“

„Bah“, sagte Mussolini tapfer, „bis jetzt habe ich mich ganz gut gehalten; mein Glück und mein Verstand werden mir auch weiter durchhelfen.“

„Bah“, sagte diesmal Napoleon, „ich lebte unter einem glücklicheren Stern und hatte einen besseren Verstand als du und landete doch auf St. Helena.“

„Ich lehne es ab, mit einem Bankrotteur zu diskutieren“, sagte Mussolini, drehte ihm den Rücken zu und drückte seine Wärmflasche an sich.

Napoleon wuchs und wuchs, und plötzlich schwebte er zur Decke, mitsamt Orden, Stiefeln, Dreispitz undsoweiter. Dann ließ er sich mit einem lauten Plumps auf Mussolinis Brust nieder. „Kleiner Ben“, flüsterte er, „jeder Diktator ist ein Bankrotteur. Kennst du einen einzigen, der es zu etwas gebracht hat? Schrei nur so weiter, du kannst weder mich noch die Geschichte be-



schwindeln, du armselige, aufgeblasene Nachahmung meiner selbst! Wo sind die Diktatoren von gestern? Sie starben im Exil oder durch Dolche und Meuchelmörder. Und ihre Systeme krachten mit ihnen zusammen.“

„Nein, nein!“ kreischte Ben böse, „ich werde immer da sein! Der Faschismus wird tausend Jahre bestehen!“

Napoleons Geist tat etwas Seltsames: er rülpste einmal ganz schrecklich, so daß sich das Zimmer mit beklemmendem Gifthauch füllte. „Gas!“ sagte Napoleon. „Wir sind aus Gas, wir Diktatoren. Ich glaubte, eine Volksrevolution zum Stillstand bringen zu können, Benito. Aber ich starb auf St. Helena, und die Revolution lebte weiter. Du hast auch eine Revolution verraten. Sie werden schließlich doch siegen, denn das tun sie immer.“

„Sie, sie?“ rief Musso verächtlich, „wer ist das — sie?“

„Das Volk“, flüsterte Napoleon boshaft. „Wie sagte doch Abe Lincoln? Gott müsse die gemeinen Leute geliebt haben, da er ihrer so viele gemacht hat! Voltaire sagte: écrasez l'infâme! Und Hoyle sagte: ein volles Haus wird mit ein paar Königen fertig! Erst wäg's, dann wag's! Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach! Die Wege des Ruhmes führen ins Grab!“

Er hätte solchen Unsinn noch weiter fortgeplappert, aber Mussolini sprang wütend auf und schmiß seine Wärmflasche nach ihm. Der kleine Korse verschwand, höhnisch kichernd und einen ekelhaften Gestank von Giftgas und Tod hinterlassend.

Musso, der Wahnsinnige, schwitzte vor Nervosität. Er versuchte wieder einzuschlafen und nur an angenehme Dinge zu denken; an seine Orden, seine Uniformen, seine Reden. Aber da erschien eine lange Gestalt, ein bleicher Mann mit einer hohen, reinen Stirn und traurigen Augen. Er war vollkommen nackt und von der Stirn bis zu den Knöcheln mit grausigen Wunden bedeckt.

„Geh weg!“ schrie Benito; seine Augen traten ihm aus dem Kopf. „Wer bist du?“

„Mateotti“, sagte die lange Gestalt ruhig. „Mateotti, den du von deinen Banditen hast ermorden lassen. So wie du tausende deiner Genossen aus der sozialistischen Partei und der Gewerkschaft morden ließest. Denkst du, daß man uns vergessen hat? Kannst du uns selber denn vergessen?“ Er beugte sich tiefer und tiefer über den erschreckten Diktator. „Verräter! Wir werden bis an dein Ende bei dir sein! Wir werden an deiner Seite durch Abessinien und Österreich marschieren. Wir sind in den Fabriken, wo deine Waffen gemacht werden. Wir sind in den kleinen Bauernhäusern und in den Herzen der Mütter. Wir werden dich bis zum Galgen begleiten, wenn man dich hängen wird.“

„Du bist tot und stumm!“ schrie Mussolini. „Du bist nur ein böser Traum! In Italien fahren die Züge pünktlich! Die Heldenära hat begonnen!“

Mateotti antwortete nicht, aber sein Schweigen war schlimmer als alle Worte, die er hätte sprechen können.

„Wer wird mich denn hängen? Wer wird es wagen, mich zu hängen?“ schrie Mussolini.

„Das Volk“, sagte Mateotti. Blut floß aus allen seinen Wunden. Er verschwand. Eine kleine, verschrumpfte alte Bäuerin trat an Mussolinis Bett.

„Mutter, was machst du hier?“ ächzte der Diktator, „geh weg, Mutter! Du sollst dich nicht um Politik kümmern!“

Die kleine, alte Frau weinte. „Mein Sohn“, jammerte sie, „warum bist du so schlecht zu deinem Volk gewesen? Ist das christlich? Die Bauern hungern und du gehst und nimmst ihnen die Söhne für einen neuen Krieg.“

„Mutter, Mutter, geh weg, oder ich lasse dich als Rebellen verhaften!“ brüllte der verzweifelte Diktator.

Aber die Mutter fuhr traurig fort: „Dein Vater war Arbeiter und Sozialist. Jetzt ist er auf dich sehr böse. Er wollte nicht mit mir kommen, um dich zu warnen.“

„Mich warnen? Vor wem? Wen habe ich zu fürchten?“

„Das Volk“, sagte die Mutter ruhig und verschwand ebenfalls, während Benito aus alter Gewohnheit rief: „Verhaftet sie! Gebt ihr Rhizinusöl!“

Aber das war noch nicht das Ende der Nacht. Rote Fahnen füllten das Zimmer und die Klänge der „Internationale“. Ben zog seinen Selbstlader und verschoß das ganze Magazin. Ein großes schwarzes Ding drängte sich in das Schlafzimmer. Es schnappte nach ihm, wieder und wieder, zum Verrücktwerden! Napoleon kam noch einmal mit seiner Kaiserin Josephine; sie tanzten einen Can-Can auf Mussolinis Bett, sie troffen von Blut. Jemand stülpte eine Kiste voller Orden über seinen Kopf, und er konnte nicht mehr atmen. Dann flog er in einem Flugzeug, und vom Himmel regneten Zitronen, Flugblätter und Spaghetti, die Flügel des Apparats zerbrachen. Er fiel, fiel — würde das denn niemals aufhören? Der russische Zar marschierte an der Spitze einer Armee nackter Prinzessinnen herein; sie grinsten Mussolini an und ätschten ihn aus. Es war zum Kotzen. Ein junger italienischer Bauernhursch, der auf einer Hirtenflöte blies, verwandelte sich in ein Maschinengewehr, das auf ihn schoß. Und wieder füllten rote Fahnen und die „Internationale“ aus seiner Kindheit den Raum. Sein Vater, ein robuster Schmiedemeister, schlug ihm mit einem Hammer im Takt des Liedes auf den Kopf. Plötzlich begann der Diktator schrecklich zu krächzen — man hatte ihn gehängt!

„Mania . . .“ heulte er und erwachte. „Hilfe! Hilfe! Licht!“

Die Bedienten liefen herbei. Sie waren an seine Alpträume gewöhnt und knipsten die Lampen an.

Belebend setzte sich Mussolini an seinen Schreibtisch und schrieb eine Serie neuer, schrecklicher Instruktionen . . .

Übersetzt von  
*Jo Kurella*

# ÜBERFLUSS

1883

von

*Eugène Pottier*

*Ein wahres Meer von Ähren wogt im Winde.  
Es schwillt von Sattheit. Und die Sonne brüllt.  
Heißduftend rufts, daß man es schneide, binde,  
und dresche, daß es reif die Speicher füllt.*

*Und Spatz und Hamster stopfen sich die Schlünde.  
Die Grillen prasseln wie ein Feuer wild.  
All das Geziefer hält es nicht für Sünde,  
wenn es am Überfluß den Hunger stillt.*

*Wie übervoll des Lebens Ammenbrüste!  
Daß alle Welt sich überfressen müßte  
der Fruchtbarkeit. Wer könnte sie vertun!*

*Doch als ich heimkam, lag am Fuß der Linde  
verhungert eine Frau mit ihrem Kinde. —  
Was sagst du, Korn, was, der dich erntet, nun?*

Nachdichtung von  
*Erich Weinert*



*Petronius*

(—66)

*Petronius Arbitr*, realistischer Satiriker, lebte zur Zeit Neros und endete im Jahre 66 durch Selbstmord. Die hier wiedergegebene Erzählung ist dem Fragment eines großen Romans entnommen; sie wird bei einem Gastmahl des Emporkömmlings Trimalchio erzählt. Ihre Thematik wurde später bekanntlich von G. E. Lessing aufgegriffen.

## DIE MATRONE VON EPHEBUS

In Ephesus war eine Matrone von so stadtkundiger Keuschheit, daß sie selbst von den Frauen der Nachbarorte angestaunt wurde. Als diese nun ihren Mann bestatten mußte, war sie nicht damit zufrieden, wie andere das tun, mit aufgelöstem Haar hinter der Leiche einherzuschreiten oder die entblößte Brust vor aller Augen mit Händen zu schlagen. Nein, sie folgte dem Toten bis zur Gruft nach und schickte sich an, dort die Leiche, die nach griechischer Sitte in einem unterirdischen Grabmal beigesetzt war, Tag und Nacht unter Tränen zu bewachen. Wie sie sich so abhärmte und aus Todessehnsucht jede Speise zurückwies, konnten nicht ihre Eltern, nicht ihre Verwandten und Freunde sie umstimmen, schließlich kam auch der Magistrat hinaus und erfuhr ebenfalls eine Abweisung. Die ganze Stadt beweihte dies Musterbild einer Frau, die nun schon den fünften Tag ohne Nahrung dahinsiechte. Bei der Armen saß ihre treue Magd, die dienstefrig mit ihren Tränen die trauernde Herrin unterstützte und die Lampe im Grabmal neu anzündete, wenn sie erlosch. Der Vorfall war das alleinige Tagesgespräch der ganzen Stadt, und Leute aller Stände bekannten, dies sei das einzige glänzende Beispiel wahrer keuscher Liebe.

Inzwischen befahl nun der Statthalter der Provinz, etliche ertappte Räuber ans Kreuz zu schlagen, und zwar gerade neben dem unscheinbaren Bauwerk, in dem die Matrone ihren frischen Verlust beweinte. In der folgenden Nacht bemerkte nun der Soldat, der an den Kreuzen Wache hielt, damit keiner eine Leiche abnehme und bestatte, zwischen den Grabmälern ein sehr helles Licht und hörte trauriges Klagen. Neugierig, wie wir Menschen nun einmal alle sind, wollte er wissen, wer da sei und was er treibe. Er stieg also in die Gruft hinab, und als er das wunderschöne Weib sah, blieb er zuerst erschrocken stehn, als hätte sich ihm ein Gespenst aus der Unterwelt gezeigt. Als er aber die Leiche am Boden, die Tränen der Frau und ihre zerkratzten Wangen bemerkte, ahnte er die Wahrheit, daß es eine Witwe sei, die die Sehnsucht nach ihrem abgeschiedenen Gatten nicht ertragen könne. Er trug daher sein bißchen Essen in das Grabmal hinein und ermahnte die Trau-

ernde, sie solle nicht in nutzlosem Schmerz verharren und nicht ihre Schönheit durch sinnloses Jammern und Klagen entstellen. Unser aller warte ja das gleiche Schicksal und die gleiche Ruhestatt, und was dergleichen Redensarten sind, mit denen man überreizte Gemüter zur Fassung zurückzuführen sucht. Aber jene ward durch den Zuspruch des Fremden nur noch mehr erregt, schlug sich nur noch wilder die Brust und bestreute die Leiche mit den eigenen ausgerauten Haaren. Doch der Soldat wich nicht und suchte durch ähnliche Ermahnungen das arme Weibchen dazu zu bringen, Speise zu sich zu nehmen, bis sich schließlich die Magd, wohl vom süßen Duft des Weines verführt, besiegt gab und die menschenfreundliche Einladung annahm. Als sie sich an Speise und Trank gestärkt, begann auch sie den Sturm auf den starren Sinn ihrer Herrin: „Was wird es dir nützen, wenn du vom Hunger entkräftet zu Boden sinkst und dich selbst lebendig begräbst? Wenn du, ehe es das Geschick verlangt, schuldlos deinen Geist aushauchst? Glaubst du, es freuten sich dessen die abgeschiedenen Toten? Willst du nicht wieder aufleben? Willst du nicht den Irrtum abschütteln, der dein weiblich zages Gemüt umstrickt, und solange es dir gestattet ist, die Freuden des Lichtes genießen? Die Leiche selbst, die hier ruht, sollte dich ermahnen zu leben!“ Niemand sieht es ungern, wenn man ihn zwingt zu leben und zu genießen. So ließ das Weib, das durch das mehrtätige Fasten ganz erschöpft war, es geschehen, daß ihr Trotz gebrochen wurde, und sättigte sich nicht minder gierig an der Speise als die Magd, die sich zuerst hatte umstimmen lassen. Nun wißt ihr ja, was für Gelüste einen satten Menschen anzuwandeln pflegen. Wie der Soldat mit Schmeicheleien in der Matrone die Lust am Leben wieder erweckt hatte, so setzte er auch mit Schmeicheleien ihrer Keuschheit zu. Auch erschien der keuschen Frau der Jüngling selbst ganz hübsch und beredt, und auch die Magd riet ihr zur Dankbarkeit, indem sie gelegentlich einwarf:

„Bekämpfe die Liebe nicht, wo sie erlaubt ist.

Oder vergaßest du ganz, in wessen Gefilden du haust?“

Was soll ich euch länger hinhalten? Auch dieser körperlichen Lust enthielt sich das Weib nicht, und der siegreiche Soldat beschwatzte sie zu beidem. So ruhten sie beieinander, nicht nur die Nacht der Hochzeitsfeier, sondern auch den zweiten und dritten Tag. Vorher hatten sie freilich die Pforten des Grabmals verschlossen, so daß Bekannte wie Unbekannte, die zum Grabmal kamen, glaubten, die keuscheste aller Frauen habe über der Leiche ihres Gatten ihren Geist ausgehaucht. Weiterhin kaufte der Soldat, der an der schönen Frau und dem süßen Geheimnis Spaß fand, so viel Leckereien zusammen, als ihm seine Mittel gestatteten, und brachte das, sobald es dunkel wurde, in die Gruft. Wie nun die Verwandten eines der Gekreuzigten sahen, daß die Bewachung nachlässiger geworden, hingen sie bei Nacht den Gehängten ab und erwiesen ihm die letzten Ehren. So ward der Wächter hintergangen, während er seinen Dienst versäumte. Als er nun am nächsten Tage ein Kreuz der Leiche beraubt sah, bekam er Angst vor der Strafe und erzählte den Vorgang der Frau. Er werde den Richterspruch nicht

abwarten, sondern mit dem eigenen Schwert sich für seine Saumseligkeit bestrafen. Sie solle ihm, der sterben wolle, ein Plätzchen gönnen und das verhängnisvolle Grabmal dem Mann und dem Freund zugleich erschließen. Aber die Frau war ebenso barmherzig wie züchtig und sprach: „Das mögen die Götter verhüten, daß ich zu gleicher Zeit die Leichen der beiden Männer vor mir sehe, die mir die liebsten gewesen sind. Ich will lieber den Toten aufhängen als den Lebenden töten.“ Nach dieser Rede hieß sie ihn den Leichnam ihres Gatten aus dem Sarkophag heben und an das leere Kreuz heften. Der Soldat benützte den Einfall der klugen Frau, und am andern Tage wunderten sich die Leute, wie nur der Tote ans Kreuz gewandert sei.

*Johann Peter Hebel*

(1760—1826)

## MERKWÜRDIGE SCHICKSALE EINES JUNGEN ENGLÄNDERS

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand, als der Condukteur, das ist der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisekameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächstmal wieder sehen würden.

Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterner Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, worin zwei Betten stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr besser finden werdet.“

Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu und legten sich dann schlafen.



In der Nacht kam dem Fremden eine Notduft an, und er mußte hinausgehen. Da war er schlimmer dran als noch nie. Denn er wußte in seiner damaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts und wieder links. „Die Türe“, fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit und schiebt es zwischen dem Türlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“

Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Condukteurs statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rank zu kurz genommen hatte, so daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Biers, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schlief ein.

Der nachtfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange blieb, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Mensch ist an die Haustüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihr Schiff brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? Oder: Landsmann, wer seid Ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen, und deswegen sagte der Condukteur: „Was gilts, er ist gepreßt worden!“

In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelorsack um sich und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärm nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiter. Weg war er.

Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bette zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag.

Unterdessen wurde der Condukteur um acht Uhr auf der Post erwartet, als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Wasser geworfen.

Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitierte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftsring des Condukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager — man kannte ihn nicht; auf seine Schwester — man wußte nichts von ihr. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt.“

Und wie gesagt, so geschehen, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missetäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missetäters und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt.

Aber unserem Fremdling tat niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“

Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich verdrehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüberging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Pursche, die nahmen den Gehenkten mir nichts dir nichts ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund.

Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager, Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen.“

Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein ver-

trautes Schiff und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an.

Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt“: siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Ort ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Condukteur, als er seinen Mann erkannte, ging er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt Euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? Wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?“

Der Engländer aber sagte: „Goddam, Ihr vermaledeiter Überall und Nirgends, wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehenkt hat?“

Hernach aber gingen sie mit einander ins Wirtshaus zu den drei Kronen in Philadelphia und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

## Heinrich von Kleist

(1777—1811)

### UNWAHRSCHEINLICHE WAHRHEITEN

„Drei Geschichten“, sagte ein alter Offizier in einer Gesellschaft, „sind von der Art, daß ich ihnen zwar selbst vollkommenen Glauben beimesse, gleichwohl aber Gefahr liefe, für einen Windbeutel gehalten zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Denn die Leute fordern, als erste Bedingung, von der Wahrheit, daß sie wahrscheinlich sei; und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf Seiten der Wahrheit.“

„Erzählen Sie,“ riefen einige Mitglieder, „erzählen Sie!“ — denn man kannte den Offizier als einen heitern und schätzenswürdigen Mann, der sich der Lüge niemals schuldig machte.

Der Offizier sagte lachend, er wolle der Gesellschaft den Gefallen tun; erklärte aber noch einmal im voraus, daß er auf den Glauben derselben, in diesem besondern Fall, keinen Anspruch mache.

Die Gesellschaft dagegen sagte ihm denselben im voraus zu; sie forderte ihn nur auf, zu reden, und horchte.

„Auf einem Marsch 1792 in der Rheinkampagne,“ begann der Offizier, „bemerke ich nach einem Gefecht, das wir mit dem Feinde gehabt hatten, einen



Soldaten, der stramm mit Gewehr und Gepäck in Reih und Glied ging, ob- schon er einen Schuß mitten durch die Brust hatte; wenigstens sah man das Loch vorn im Riemen der Patronentasche, wo die Kugel eingeschlagen hatte, und hinten ein anderes im Rock, wo sie wieder herausgegangen war. Die Offiziere, die ihren Augen bei diesem seltsamen Anblick nicht trauten, forderten ihn zu wiederholten Malen auf, hinter die Front zu treten und sich verbinden zu lassen; aber der Mensch versicherte, daß er gar keine Schmerzen habe, und bat, ihn um dieses Prellschusses willen, wie er es nannte, nicht von dem Regiment zu entfernen. Abends, da wir ins Lager ge- rückt waren, untersuchte der herbeigerufene Chirurgus seine Wunde; und fand, daß die Kugel vom Brustknochen, den sie nicht Kraft genug gehabt zu durchschlagen, zurückgeprellt, zwischen der Rippe und der Haut, welche auf elastische Weise nachgegeben, um den ganzen Leib herumgeglitscht und hinten, da sie sich am Ende des Rückgrats gestoßen, zu ihrer ersten senk- rechten Richtung zurückgekehrt und aus der Haut wieder hervorgebrochen war. Auch zog diese kleine Fleischwunde dem Kranken nichts als ein Wund- fieber zu: und wenige Tage verflossen, so stand er wieder in Reih und Glied.“

„Wie?“ fragten einige Mitglieder der Gesellschaft betroffen und glaubten, sie hätten nicht recht gehört.

„Die Kugel? Um den ganzen Leib herum? Im Kreise?“

Die Gesellschaft hatte Mühe, ein Gelächter zu unterdrücken.

„Das war die erste Geschichte,“ sagte der Offizier, indem er eine Prise Ta- bak nahm, und schwieg.

„Beim Himmel!“ platzte ein Landedelmann los: „da haben Sie recht; diese Geschichte ist von der Art, daß man sie nicht glaubt!“

„Elf Jahre darauf“, sprach der Offizier, „im Jahre 1803, befand ich mich mit einem Freunde in dem Flecken Königstein in Sachsen, in dessen Nähe, wie bekannt, etwa auf eine halbe Stunde, am Rande des äußerst steilen, viel- leicht dreihundert Fuß hohen Elbufers, ein beträchtlicher Steinbruch ist. Die Arbeiter pflegen bei großen Blöcken, wenn sie mit Werkzeugen nicht mehr hinzukommen können, feste Körper, besonders Pfeifenstiele, in den Riß zu werfen und überlassen der keilförmig wirkenden Gewalt dieser kleinen Körper das Geschäft, den Block völlig von dem Felsen abzulösen. Es traf sich, daß eben um diese Zeit ein ungeheurer, mehrere tausend Kubikfuß messender Block zum Fall auf die Fläche des Elbufers in den Steinbruch bereit war; und da dieser Augenblick, wegen des sonderbar im Gebirge wi- derhallenden Donners und mancher andern, aus der Erschütterung des Erd- reichs hervorgehender Erscheinungen, die man nicht berechnen kann, merk- würdig ist: so begaben unter vielen andern Einwohnern der Stadt auch wir uns, mein Freund und ich, täglich abends nach dem Steinbruch hinaus, um den Moment, da der Block fallen würde, zu erhaschen. Der Block fiel aber in der Mittagsstunde, da wir eben im Gasthof zu Königstein an der Tafel sa- ßen; und erst um 5 Uhr gegen Abend hatten wir Zeit, hinauszuspazieren und uns nach den Umständen, unter denen er gefallen war, zu erkundigen.

Was aber war die Wirkung dieses seines Falles gewesen? Zuvörderst muß man wissen, daß zwischen der Felswand des Steinbruchs und dem Bette der Elbe noch ein beträchtlicher, etwa 50 Fuß in der Breite haltender Erdstrich befindlich war; dergestalt, daß der Block (welches hier wichtig ist) nicht unmittelbar ins Wasser der Elbe, sondern auf die sandige Fläche des Erdstrichs gefallen war. Ein Elbkahn, meine Herren, das war die Wirkung dieses Falles gewesen, war, durch den Druck der Luft, der dadurch verursacht worden, aufs Trockne gesetzt worden; ein Kahn, der, etwa 60 Fuß lang und 30 breit, schwer mit Holz beladen, am andern, entgegengesetzten Ufer der Elbe lag: diese Augen haben ihn im Sande — was sag ich? sie haben, am andern Tage, noch die Arbeiter gesehen, welche, mit Hebeln und Walzen bemüht waren, ihn wieder flott zu machen und ihn vom Ufer herab wieder ins Wasser zu schaffen. Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Elbe (die Oberfläche derselben) einen Augenblick ausgetreten, auf das andere flache Ufer übergeschwappt und den Kahn, als einen festen Körper, daselbst zurückgelassen; etwa wie, auf dem Rande eines flachen Gefäßes, ein Stück Holz zurückbleibt, wenn das Wasser, auf welchem es schwimmt, erschüttert wird.“

„Und der Block,“ fragte die Gesellschaft, „fiel nicht ins Wasser der Elbe?“

Der Offizier wiederholte: „Nein!“

„Seltsam!“ rief die Gesellschaft.

Der Landedelmann meinte, daß er die Geschichten, die seinen Satz belegen sollten, gut zu wählen wüßte.

„Die dritte Geschichte,“ fuhr der Offizier fort, „trug sich zu im Freiheitskrieg der Niederländer, bei der Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma. Der Herzog hatte die Schelde vermittelt einer Schiffsbrücke gesperrt, und die Antwerpner arbeiteten ihrerseits unter Anleitung eines geschickten Italieners daran, dieselbe durch Brander, die sie gegen die Brücke losließen, in die Luft zu sprengen. In dem Augenblick, meine Herren, da die Fahrzeuge die Schelde herab, gegen die Brücke anschwimmen, steht, das merken Sie wohl, ein Fahnenjunker auf dem linken Ufer der Schelde, dicht neben dem Herzog von Parma; jetzt, verstehen Sie, jetzt geschieht die Explosion: und der Junker, Haut und Haar, samt Fahne und Gepäck und ohne, daß ihm das mindeste auf der Reise zugestoßen, steht auf dem rechten. Und die Schelde ist hier, wie Sie wissen werden, einen kleinen Kanonen schuß breit.“

„Haben Sie verstanden?“

„Himmel, Tod und Teufel!“ rief der Landedelmann.

„Dixi!“ sprach der Offizier, nahm Stock und Hut und ging weg.

„Herr Hauptmann!“ riefen die andern lachend: „Herr Hauptmann!“

Sie wollten wenigstens die Quelle dieser abenteuerlichen Geschichte, die er für wahr ausgab, wissen.

„Lassen Sie ihn“, sprach ein Mitglied der Gesellschaft; „die Geschichte steht

in dem Anhang zu Schillers Geschichte vom Abfall der vereinigten Niederlande; und der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß ein Dichter von diesem Faktum keinen Gebrauch machen könne, der Geschichtsschreiber aber, wegen der Unverwerflichkeit der Quellen und der Übereinstimmung der Zeugnisse, genötigt sei, dasselbe aufzunehmen.“

*Friedrich Hebbel*

(1813—1863)

## DIE KUH

In seiner Wohnstube, die sehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hause nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfes am Schornstein fehlte, saß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herstammenden alten eichenen Tisch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Talerscheine. Er hatte die Pfeife im Munde, und daran konnte man sehen, daß es Sonntag sei, da er sich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverschwendung bei seiner knappen, ängstlich-genauen Natur an keinem anderen Tag erlaubt haben würde; sie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet gewesen, obgleich das Talglicht, woran es hätte geschehen sollen, schon lange geﬂackert haben mußte.

Um ihn herum, bald zum Vater auf die Bank kletternd und ihm ernsthaft zuschauend, bald den durch die offen stehende Tür aus- und einwandernden gravitatischen Haushahn jagend und neckend, spielte sein Kind, ein munteres braunes Knäblein von zweieinhalb bis drei Jahren.

„Den da“, murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit sichtlichem Behagen in die Höhe, „bekam ich für die Fuhre Sand, die ich dem Maurermeister Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mulden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Riß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groschen wieder herauszugeben, aber er ließ mir den Rest wegen meiner durchnäßten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte! — Diesen hier“, fuhr er fort, „habe ich am sauersten verdient, es ist der mit dem großen Tintenfleck! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrog voll Kamillen bringen will, der muß sich oft bücken, und das ist nach dem Feierabend nicht bloß für die Faulen mühsam! — Der zerfetzte und wieder zusammengeklebte“, begann er nach einer Pause von neuem, „ärgert mich jedesmal, wenn ich ihn ansehe, ich werde den Verdruß nicht los. Anderthalb hätten's sein sollen, wenn sie auch gerade nicht



ausdrücklich zum Voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! Ins Bein hieb ich mich obendrein, vor übergroßem Eifer, weil ichs den Leuten gern, ehe der Regenguß kam, in den Keller schaffen wollte! Und ein solcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe und das Kind weiß nicht, ob es seine Semmel ohne Butter essen will oder nicht! — Brüllt's nicht schon?“

Er sprang auf und eilte ans Fenster.

„Nichts da,“ sagte er zurückkehrend, „das kam aus dem Stall des Nachbars. Ja, Junge“, hierbei klopfte er sein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder, „noch heute erhalten unsere beiden Esel Gesellschaft. Dein Vater hats endlich soweit gebracht, die Kuh ist schon unterwegs! Du mußt das Pferd schaffen, wenn du groß wirst! Hörst du?“

Das Kind nickte, als ob es verstünde, was es doch noch nicht verstehen konnte.

Andreas setzte sich wieder an den Tisch. „Freilich, freilich,“ begann er abermals, indem er einen Zehntalerschein ergriff, „es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünstigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fischfang, der sich der Mühe verlohnte, obgleich der Fisch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer wie jenen Abend von ungefähr darauf zukäme, wenn sich einer ersäufen will und ich die Rettungs-Prämie erwischte! Ich bringe jeden wieder ans Ufer, ärger kann sich keiner sträuben, als der Leinweber sich sträubte; er hätte mich fast in den Grund des Teiches mit hinabgerissen! Noch fühl' ich seine Klauen in meinem linken Arm und ernstlich hat ers gemeint, denn drei Tage nachher schnitt er sich den Hals ab! Doch was gelingt Unsereinem nicht, wenn man weiß, daß einem eine Belohnung von zehn Talern gewiß ist! Lange währts aber, es wird ja schon Nacht! Daß der Müller meiner Geesche Bier und Brot vorgesetzt hat, kann ich mir nicht denken; dann müßte sein Profit größer sein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorsicht angeführt! Ich will einmal vor die Tür gehen.“

Andreas stand auf und tat jetzt erst den ersten Zug aus der Pfeife. „Ja so,“ rief er aus, „du brennst noch nicht, und ich meine, schon eine halbe Stunde zu schmauchen! Nun, umsonst will ich dich nicht gestopft haben.“ Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tisch, in das die Scheine eingewickelt gewesen waren. „Jetzt brauche ichs nicht mehr“, sprach er, indem er es beim Licht anzündete, „noch heute geht das Geld aus dem Hause, denn der Müller kommt gewiß mit, ich täts an seiner Stelle auch.“

Er steckte die Pfeife in Brand und warf das Blatt auf die Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen desselben mit leuchtenden Augen zugesehen, es rief jetzt: „Ah!“ und hob das Blatt wieder auf.

„Brenn' dich nicht!“ sagte Andreas und ging hinaus.

Es war völlig finster geworden und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo sie nur bleibt?“ murrte Andreas, sich mit dem Rücken verdrießlich an den Türpfosten lehrend, „nun werd' ich bald ungeduldig! Ob sie aufs neue zu dingen angefan-

gen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Hut abziehen, der da noch einen Groschen abzwackt, wo ich den Handel schloß! Ich könnte ihr entgehen gehen, doch sie hat den Pflügerjungen bei sich, und dann ist hier auch das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen.“

Andreas ging wieder hinein. „Satan!“ rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgerissenem Munde und fast aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube stehen. Der Knabe kniete auf der Bank, die er erklettert hatte, und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kassenschein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine unendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert, und um sie zu erneuern, tat er alles nach, was er vorher seinen Vater, aufmerksam und neugierig zu ihm emporschauend, hatte tun sehen.

„Au!“ schrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange festgehaltene Papier brannte auf die Finger; „mehr!“ setzte er hinzu, als es, das Auge nach der Tür wendend, den fast versteinerten Andreas erblickte.

Dies Wörtchen weckte diesen aus seiner Erstarrung. „Mehr, du Teufelsbrut?“ rief er aus, stürzte auf sein Söhnchen zu, faßte es, seiner selbst nicht mehr mächtig, bei den Haaren und schleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hatte. „Mehr!“ sagte er dann, „noch mehr, viel mehr“, und riß den am Ofengestell hängenden neuen Strick herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein schneller, scheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das Kind laut- und leblos mit geborstenem Schädel und mit verspritztem Gehirn am Boden lag.

Er tat einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen, und er griff um sich herum in die Luft, wie nach einem Gegenstand, an dem er sich halten könne; da ließ sich in geringer Entfernung von seinem Hause klar und deutlich das so lange ersehnte Gebrüll vernehmen. Dies schien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entschluß zu geben; er rief: „Gute Nacht, Andreas!“ und stürzte mit dem Strick auf die Hausflur hinaus. Hier stand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er schon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorsorglich herabgeworfen hatte; diese Leiter eilte er so schnell hinauf, daß ihm sein Hut, den er nach Bauernsitte im Hause, wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verschwand er in der Luke und bald darauf knackte der Dachstuhl.

Fast in dem selben Augenblick wurde es laut vor der Tür. „Nun, Andreas, bist du eingeschlafen“, rief eine weibliche Stimme, „das pflegst du doch sonst nicht zu tun, eh' du deine Grütze im Leibe hast! Spring hinein, Hans, und weck' ihn!“

Hans, ein nach Art der Mistgewächse lang aufgeschossener, spindeldürrer Junge, tat, was ihm geheißen wurde, während Geesche die Kuh festhielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und stotterte: „Aber Frau, aber Frau!“ ohne mehr hervorbringen zu können.

„Was ists? Was gibts?“ rief Geesche, von seiner Leichenblässe und seinem Zähnegeklapper erschreckt, und stürzte hinein. Hans griff nach dem Licht

und sagte: „Der Bauer ist nicht da“, dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei sank die Mutter um und blieb bewußtlos liegen.

Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo ist er? Wo bleibt er?“ rief er wohl hundertmal hintereinander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Haus wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er ins Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuß der Leiter über Andreas Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er sich oben versteckt, der Bauer?“, rief Hans, „komm er jetzt nur herunter, wir sind da!“

Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob, stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn anfangs zurückzudrängen, sich dann zu spalten und auseinanderzuteilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an und ohne zu wissen, daß ers tat, stieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein sehr schwerer Mensch wie zum Reiten auf seinen Nacken setzte, zwei steife Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Wirts erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das eine derselben wurde ihm das Licht aus der Hand gestoßen. Nun stieß er noch einen unartikulierten Laut aus, dann überschlug er sich rücklings, stürzte und brach das Genick.

Das Licht war nicht verloschen, ohne vorher den Haufen losen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten stand das Haus in Flammen.

Ob Geesche, als dies alles geschah, aus ihrer Bewußtlosigkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der aufs schnellste von Rauch und Qualm gefüllten Stube erstickt war, oder ob sie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verschmäht hatte, sich zu retten, hat sich nicht ermitteln lassen. So viel steht fest, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verschrumpftes Gerippe aus dem Hause herausgekommen und daß auch die Kuh, dem diesen armen Tieren angeborenen unseligen Trieb folgend, ins Feuer hineingelaufen und mitverbrannt ist.



## DIE BEIDEN FREUNDE

Paris war belagert, ausgehungert und lag in den letzten Zügen. Die Spatzen auf den Dächern wurden selten, die Gossen entvölkerten sich. Man aß alles. Herr Morissot, der von Beruf Uhrmacher war, doch gelegentlich auch Pantoffeln verkaufte, schlenderte, die Hände in die Taschen seiner Uniformhose versenkt, an einem hellen Januarmorgen traurig und hungrig den äußeren Boulevard entlang. Da stand plötzlich ein Kamerad vor ihm, ein alter Freund, Herr Sauvage, den er vom Wasser her kannte. Ehe der Krieg ausbrach, fuhr Morissot nämlich jeden Sonntag bei Tagesanbruch, den Bambusstock in der Hand, einen Blechkasten auf dem Rücken, mit dem Zug in der Richtung nach Argenteuil. In Colombes stieg er aus und ging zur Insel Marante. Sobald er am Ziel seiner Wünsche war, fing er an zu angeln, und angelte bis zu sinkender Nacht. Und jeden Sonntag traf er dort ein dickes, joviales Männchen, Herrn Sauvage, den Krämer aus der Straße Notre-Dame-de-Lorette, der gleichfalls begeisterter Angler war. Oft saßen sie einen halben Tag lang Seite an Seite, die Angelrute in der Hand, und ließen die Füße über dem Wasser baumeln. So hatten sie sich angefreundet.

An manchen Tagen redeten sie keinen Ton. Zuweilen unterhielten sie sich. Aber sie verstanden sich ausgezeichnet auch ohne Worte, denn sie teilten den gleichen Geschmack und hatten gleiche Interessen.

Im Frühling, wenn morgens gegen zehn die junge Sonne auf dem leise dahinströmenden Fluß Dunst aufsteigen ließ, der mit dem Wasser wanderte, wenn sie den beiden eifrigen Anglern behaglich auf den Rücken schien, dann sagte wohl Morissot zu seinem Nachbar: „Ach ist das mollig!“

Und Herr Sauvage gab zurück: „So was gibts nicht wieder!“

Das genügte, daß sie sich verstanden und gern hatten.

Im Herbst, wenn gegen Abend die untergehende Sonne den blutroten Himmel und scharlachfarbene Wolkenbilder im Wasser spiegelte, den ganzen Fluß mit Purpur übergieß, den Horizont in Flammen setzte, die beiden Freunde wie mit Feuer umspielte und die vom Winterhauch schon zitternd braun gefärbten Bäume goldig überzog, sah Herr Sauvage wohl lächelnd Morissot an und sprach: „Wie das aussieht!“

Und Morissot antwortete staunend, ohne einen Blick von seinem Schwimmer zu lassen: „Ist das nicht schöner als der Boulevard, was?“

Sobald sich die beiden heute sahen und erkannt hatten, schüttelten sie einander kräftig die Hand — bewegt, sich unter solch veränderten Verhältnissen wiederzusehen. Herr Sauvage meinte seufzend: „Was alles passiert ist!“

Morissot stöhnte niedergeschlagen: „Und das Wetter! Heute ist der erste schöne Tag im Jahre.“

Der Himmel lachte in der Tat in reinster Bläue nieder. Sie gingen nachdenklich und traurig nebeneinander her. Morissot begann: „Und das Angeln was? Das war doch schön!“

Herr Sauvage fragte: „Wann fangen wir wieder an?“

Sie traten in ein kleines Café und tranken zusammen einen Absinth. Dann setzten sie ihren Spaziergang auf der Straße fort. Morissot blieb plötzlich stehen: „Noch ein Gläschen, was meinen Sie?“

Herr Sauvage stimmte bei: „Wie Sie wollen!“

Und sie sprachen noch bei einem anderen Weinhändler vor. Als sie gingen, waren sie tüchtig angezechet, wie Leute, die auf nüchternen Magen getrunken haben. Es war milde, eine weiche Brise spielte ihnen um die Wangen.

Die laue Luft hatte Herrn Sauvage vollends angeheitert, und er blieb stehen: „Wenn wir hingehen?“

„Wohin?“

„Na, zum Angeln!“

„Aber wo?“

„Auf unsere Insel natürlich. Die französischen Vorposten stehen bei Colombes. Ich kenne den Oberst Dumoulin. Man wird uns schon durchlassen.“

Morissot zitterte vor Begierde: „Abgemacht. Ich bin dabei!“

Und sie trennten sich, um ihre Angelgeräte zu holen.

Eine Stunde lang schritten sie Seite an Seite die Chaussee hinab, zur Villa, wo der Oberst lag. Er lächelte über die Bitte und hatte gegen ihre Grille nichts einzuwenden. Mit einem Passierschein versehen, setzten sie den Weg fort.

Bald kamen sie durch die Vorposten, durchschritten das verlassene Colombes und erreichten die kleinen Weinberge, die sich zur Seine hinabziehen. Es war gegen elf Uhr. Das Dorf Argenteuil gerade gegenüber schien wie ausgestorben. Die Höhenzüge von Orgemont und Sannois überragten die ganze Gegend. Die große Ebene, die bis Nanterre reicht, lag verlassen da, ganz verlassen, mit ihren kahlen Kirschbäumen und ihrem grauen Boden.

Herr Sauvage deutete mit dem Finger nach den Hügeln hinüber: „Dort oben sind die Preußen!“

Und ein unheimlichen Gefühl befel die beiden Freunde vor diesem öden Land.

„Die Preußen!“ Sie hatten noch nie welche gesehen, aber seit Monaten fühlten sie die Anwesenheit derer um Paris, die Frankreich vernichteten, plündernd, mordernd, aushungernd — unsichtbar und allmächtig. Und eine Art abergläubischen Schreckens kam zum Haß, den sie gegen dieses unbekannte, siegreiche Volk hegten.

Morissot stammelte: „Herr Gott, wenn wir nun welche treffen?“

Herr Sauvage antwortete mit jenem pariser Humor, der durchbrach trotz alledem: „Wir bieten ihnen ein Gericht Fische an!“

Aber sie zögerten doch, sich hinauszuwagen: das allgemeine Schweigen rundum machte sie ängstlich.

Endlich faßte Herr Sauvage einen Entschluß: „Wir wollen doch gehen; aber Vorsicht!“

Und sie stiegen einen Weinberg hinunter, geduckt, kriechend, indem sie hinter den Büschen Deckung suchten, ängstlich um sich blickten und lauschten.

Ein Stück freies Feld mußte noch überschritten werden bis zum Flußufer. Sie fingen an zu laufen und kauerten sich, sobald sie die Böschung erreicht, im trocknen Schilfe nieder. Morissot legte das Ohr an die Erde, zu horchen, ob er Tritte vernähme. Er hörte nichts. Sie waren allein, ganz allein.

Nun beruhigten sie sich und fingen an zu angeln.

Die einsame Insel Marante gegenüber deckte sie gegen das andere Ufer. Das kleine Restaurant drüben war verschlossen und schien seit Jahren verlassen.

Herr Sauvage fing den ersten Gründling. Morissot den zweiten, und nun zogen sie alle Augenblicke die Angel heraus, an der ein kleines, silberglänzendes Tier zappelte; ein wahrer Wunderfang. Sie ließen leise die Fische in ein engmaschiges Netz gleiten, das zu ihren Füßen im Wasser hing. Und eine köstliche Wonne überkam sie, die Wonne, die einen packt, wenn man sein Lieblingsvergnügen wieder aufnimmt, das man lange hat entbehren müssen.

Die liebe Sonne schien ihnen warm auf den Rücken. Sie hörten nichts mehr. Sie dachten an nichts mehr, vergaßen die übrige Welt — sie angelten.

Aber plötzlich machte ein dumpfer Lärm, der vom Innern der Erde zu kommen schien, den Boden erzittern. Das Geschütz fing wieder an zu donnern. Morissot wandte den Kopf und gewahrte über der Böschung, weit drüben links die gewaltigen Umrisse des Mont-Valérien, der auf der Stirn eine weiße Haube trug, eine Pulverwolke, die er eben ausgespien.

Und in dem Augenblick schoß ein zweiter Dampfstrahl vom Gipfel der Festung, wenige Sekunden darauf grollte eine neue Entladung.

Dann folgten andere und von Augenblick zu Augenblick hauchte der Berg seinen Todesatem hinaus, blies milchige Dämpfe von sich, die langsam in die blaue Luft stiegen, als Wolke über ihm.

Herr Sauvage zuckte die Achseln und sprach: „Da fangen sie schon wieder an.“

Morissot, der ängstlich zusah, wie die Spule seines Schwimmers auf- und untertauchte, ward plötzlich als friedlich gesinnter Mann von Wut gepackt gegen jene Verrückten, die sich da schlugen, und brummte in den Bart: „Es ist doch zu dumm, sich so totzuschießen!“

Herr Sauvage antwortete: „Dummer als Vieh!“

Morissot, der eben einen Weißfisch gefangen hatte, erklärte: „Und wenn man sich überlegt, daß es immer so sein wird, so lange wir Regierungen haben!“

Herr Sauvage unterbrach ihn: „Die Republik hätte den Krieg nicht erklärt...“



Morissot fuhr dazwischen: „Beim Königtum hat man den Krieg draußen, bei der Republik hat man den Krieg im Innern!“

Und sie begannen gemächlich zu streiten, indem sie die großen politischen Fragen mit dem gesunden Menschenverstand braver, etwas beschränkter Geister lösten. Über eins waren sie sich einig: daß man niemals frei wäre. Und der Mont-Valérien donnerte ohne Unterlaß. Mit seinen Geschossen legte er französische Häuser in Trümmer, Leben vernichtend, menschliche Wesen zerschmetternd; mit seinen Geschossen bereitete er ein jähes Ende manchem Traum, vielen Freuden, viel erhofftem Glück und schlug Frauen-, Mädchen-, Mutterherzen, dort drüben im anderen Land, Wunden, nie zu schließen.

„So ist das Leben“, erklärte Herr Sauvage.

„Sagen Sie lieber der Tod“, gab Morissot lachend zurück.

Aber sie zuckten erschrocken zusammen, sie fühlten, daß hinter ihnen jemand gegangen kam, und als sie den Kopf wandten, gewahrten sie in ihrem Rücken vier Männer, vier große, bewaffnete, bärtige Männer, wie Livrédiener gekleidet, mit platten Mützen auf dem Kopf, die Gewehre im Anschlag.

Die beiden Angelruten entsanken ihren Händen und trieben den Fluß hinab.

Binnen weniger Sekunden waren sie gepackt, gefesselt, fortgeschleppt, in einen Kahn gebracht und nach der Insel übergesetzt. Nun gewahrten sie hinter dem Hause, das sie verlassen gewöhnt, einige zwanzig deutsche Soldaten.

Eine Art behaarter Riese, der rittlings auf einem Stuhl sitzend eine lange Pfeife mit Porzellankopf schmauchte, fragte sie in ausgezeichnetem Französisch: „Nun, meine Herren, haben Sie einen guten Fang getan?“

Da legte ein Soldat das Netz voller Fische, das er sorgsam mitgeschleppt, zu den Füßen des Offiziers nieder. Der Preuße lächelte: „Oho, Sie haben ja Glück gehabt! Aber es handelt sich um etwas anderes. Hören Sie mich an und regen Sie sich weiter nicht auf. In meinen Augen sind Sie einfach zwei Spione, die uns auskundschaften sollten. Um das besser zu bemängeln, haben Sie so getan, als angelten Sie. Sie sind mir in die Hände gefallen — schlimm für Sie — wir sind nun mal im Kriege! Aber da Sie durch die Vorposten gekommen sind, müssen Sie das Losungswort kennen, um wieder hineinzukommen. Sagen Sie mir das Losungswort, und ich lasse Gnade vor Recht ergehen.“

Die beiden Freunde standen aschfahl nebeneinander, ihre Hände zitterten ein wenig; sie schwiegen.

Der Offizier fing wieder an: „Kein Mensch erfährt's. Sie gehen ruhig wieder hinein. Mit Ihnen ist das Geheimnis ausgelöscht. Weigern Sie sich aber, so kostet's Ihnen den Kopf, und zwar augenblicklich. Also wählen Sie.“

Sie blieben unbeweglich stehen, ohne den Mund aufzutun.

Der Preuße behielt seine Ruhe. Er deutete mit der Hand auf den Fluß:

„Denken Sie daran, daß Sie in fünf Minuten dort im Wasser auf dem Grunde liegen. In fünf Minuten! Sie müssen doch Angehörige haben!“

Der Mont-Valérien donnerte immer weiter.

Die beiden Angler blieben wortlos stehen. Der Deutsche gab in seiner Sprache einige Befehle, dann rückte er seinen Stuhl ein Stück ab, um den Gefangenen nicht zu nahe zu sein. Zwölf Mann stellten sich in zwanzig Schritt Entfernung auf, Gewehr bei Fuß.

Der Offizier fuhr fort: „Ich gebe Ihnen noch eine Minute Bedenkzeit. Nicht zwei Sekunden mehr.“

Dann stand er hastig auf, ging auf die beiden Franzosen zu, nahm Morissot beim Arm, zog ihn ein Stück fort und sagte leise zu ihm: „Schnell das Lösungswort? Ihr Kamerad erfährt nichts davon. Ich werde so tun, als ob ich mich erweichen ließe.“

Morissot antwortete nicht.

Da zog der Preuße Herrn Sauvage bei Seite und stellte ihm die gleiche Frage.

Herr Sauvage antwortete nicht.

Sie standen wieder nebeneinander.

Und der Offizier gab ein Kommando. Die Soldaten legten an.

Da fiel Morissots Blick zufällig auf das Netz voller Gründlinge, das ein paar Schritte von ihm im Grase liegeengeblieben war. Ein Sonnenstrahl glitzerte auf den noch zappelnden Fischen. Und eine Schwäche wandelte ihn an. Wider Willen füllten sich seine Augen mit Tränen. Er stammelte: „Adieu, Herr Sauvage.“

Herr Sauvage antwortete: „Adieu, Herr Morissot.“

Sie drückten sich die Hand und, wie sie auch dagegen kämpften, lief ihnen ein Zittern über den ganzen Körper.

Der Offizier kommandierte: „Feuer!“

Zwölf Schüsse klangen wie einer.

Herr Sauvage fiel wie ein Klotz aufs Gesicht. Der große Morissot schwankte, drehte sich und sank schräg über seinen Kameraden, während aus seiner Brust ein Blutstrom drang.

Der Deutsche gab neue Befehle.

Seine Leute gingen und kamen mit Stricken und Steinen wieder, die sie den beiden Toten an die Füße banden. Dann trugen sie die Leichen ans Ufer.

Der Mont-Valérien grollte immerfort, nun ganz in Wolken gehüllt.

Zwei Soldaten packten Morissot bei Kopf und Füßen. Zwei andere Herrn Sauvage in gleicher Weise. Die Körper wurden einen Augenblick kräftig hin und her geschaukelt, dann in der Luft losgelassen. Sie beschrieben einen Bogen und tauchten stehend in den Fluß, da die Steine zuerst die Füße hinabzogen.

Das Wasser spritzte, kochte, zitterte und kam zur Ruhe, während sich kleine Wellenkreise bis zum Ufer fortpflanzten. Ein bißchen Blut schwamm auf der Flut davon.

Der Offizier sagte, immer noch mit heiterem Ausdruck, halblaut: „Nun sind die Fische an die Reihe gekommen!“ Dann ging er zum Hause zurück.

Dort sah er das Netz mit den Gründlingen im Grase liegen. Er hob es auf, betrachtete es, lächelte und rief: „Wilhelm!“

Ein Soldat mit weißer Schürze eilte herbei. Der Offizier warf ihm die Jagdbeute der beiden Erschossenen hin und befahl: „Laß mir mal gleich die Tierchen da backen, während sie noch frisch sind. Das wird famos schmecken!“ Dann rauchte er seine Pfeife weiter.

## Peter Altenberg

(1859—1919)

Die von Altenberg gewählte Form ist, nach seinen eigenen Worten, das „Gedicht in Prosa“ — die Kurzgeschichte des Ästheten von 1890. Er schreibt darüber (in französischer Sprache) im Vorwort zu seinem Buch „Wie ich es sehe“:

*„Vor allem bevorzugte der Herzog das Gedicht in Prosa... Häufig bedachte er bei sich das beunruhigende Problem: ein Roman sollte geschrieben werden, der, in einigen konzentrierten Sätzen, das Mark hunderter von Seiten enthielte. Dann nämlich würden die Wörter solche Weiten erschließen, daß der Leser wochenlang über den zugleich genauen und vielfältigen Sinn des Romans träumen, daß er dessen Gegenwart feststellen und dessen Vergangenheit rekonstruieren könnte, daß er die Zukunft seiner Seelen erriete, die offenbart würde durch das Leuchten dieser einzigartigen Epitheta...“*

Die folgende Arbeit Peter Altenbergs ist seinem Buche „Wie ich es sehe“ entnommen.

## VERKEHR ZWISCHEN MENSCHEN

Die beiden wohlbestallten Künstler saßen im kleinen Nachtcafé und besprachen es emsig, wie brutal der *Ichimus* der Nebenmenschen wäre. Das Wort „Ichismus“ sprachen sie so aus, wie wenn sie sagten: Die übrige Menschheit sagt nämlich „Egoismus“.

Da sagte das junge Fräulein: „Was redt's denn da für an Unsinn zusammen, hm? Hat das an Sinn? Hört's zu, meine Frau hat mich heute gepfändet! Gibt's denn das, eine eigenhändige Pfändung? Das gibt's nicht! Was?“

„Bitte, wir sind keine Advokaten“.

„Keine Advokaten? Da schau her! Ein jeder gebildete Mensch muß wissen, daß es eine eigenhändige Pfändung niemals nicht gibt! Wie stellt's ihr euch das vor? Da möchte die ganze Welt nichts tun als pfänden! Nur ein bisschen nachdenken, meine Herren, ja?“

Die Künstler besprachen es nun, daß der aufgeblasene Herr B. so erfüllt sei von sich selbst, daß er nichts höre und nichts sehe, wie der Auerhahn



auf dem Fichtenaste. Nur habe er nicht immer die Entschuldigung sexueller Erregung für sich wie das Biest.

Das Mädchen begann zu weinen über die eigenhändige Pfändung von Seiten der Frau. Sie erklärte nochmals den Herren, daß es eine eigenhändige Pfändung niemals nicht gebe.

Die Herren sagten nun, daß sie es auch für ausgeschlossen hielten und begannen daher das Mädchen ein wenig abzuküssen, da sie es infolge ihrer Zustimmung für ziemlich getröstet wähten.

Dieselbe war aber noch nicht so weit. Die Herren sagten ihr nun, daß sie ihren Beruf verfehlt habe; sie sei eine Trauer-Dirne. Damit werde sie keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken.

Das Mädchen starrte vor sich hin und sagte: „Eine eigenhändige Pfändung gibt es nicht!“

Die Künstler nahmen nunmehr eine teilnehmende Haltung an und sagten: „Wieviel bist du ihr denn eigentlich schuldig? Was wird es denn weiter sein?“

Das Mädchen erwiderte hoffnungsvoll: „35 Gulden.“

Die Künstler: „Was? So eine Bagatelle? Und da plärrt sie! Das kannst du ihr ja leicht in Raten abzahlen.“

Das Mädchen fühlte: „Bagage, hängt euch auf!“

Die Künstler berechneten es nun, daß bei Wochenraten von nur 5 Gulden sie in sieben Wochen damit komplett fertig sein könne. Komplett. Oder sie solle Monatsraten à 20 Gulden zahlen. Oder, noch besser, täglich einen Gulden. Sie einigten sich auf täglich einen Gulden.

Das Mädchen saß da und weinte bitterlich.

Die Künstler wurden böse und gingen weg.

Draußen sagten sie: „Soll man sich für jemanden einsetzen? Da rechnet man sich den Kopf heraus für fremde Leute. Was hat man davon? •Undank!“

Der arme Kellner trat nun zu dem Mädchen hin: „Sie, Fräulein, heute um acht Uhr fahren wir beide zusammen zum Gericht! Eine eigenhändige Pfändung gibt es niemals nicht! Wir leben in einem Rechtsstaate!“

Sie gingen miteinander nach Hause, um die Details zu präzisieren.

Es waren noch drei Stunden bis acht Uhr früh, welche Zeit sie ziemlich ausnützten.

Um acht Uhr früh sagte ihr Ritter: „Weißt was, Mizerl, mit die Gerichte soll man nix anfangen. Die Frau wird's nicht so böß gemeint haben. Weißt was, Mizerl, zahl's in Raten ab . . .“

Das Mädchen war schon ermattet und, wieder einschlummernd, sagte sie sanft: „Eine eigenhändige Pfändung gibt es niemals nicht. Was, Schurschl?“

## KURZGESCHICHTEN VON HEMINGWAY

*Ernest Hemingway:*  
 "Men without women"  
 Scribners and Sons, New York

Kurzgeschichten nennt sich eine Sammlung von Prosastücken („Men without women“ — Männer ohne Frauen) des Amerikaners Hemingway, dessen Roman „A farewell to arms“ zu den besten Werken der Kriegsliteratur gehört.

Kurzgeschichte — das scheint für Ernest Hemingway nur ein Rahmenbegriff zu sein. Ein sehr weiter Rahmenbegriff. In dem erwähnten Kurzgeschichtenband stehen nebeneinander: die fünfzigseitige, romanhaft ausführliche Schilderung des Stierkampfes, den ein heruntergekommener Torero unternimmt, um wieder zu Ruhm und Geld zu kommen, und die pointierte fünfseitige Tagebuchaufzeichnung von einer Reise durch das faschistische Italien; die psychologische Kurz-Studie „Berge wie weiße Elefanten“ (ein Liebespaar in Erwartung des Zuges, der es vom Sommeraufenthalt in die Stadt bringen soll, zur . . . Abtreibung) und die dialogisierte, an Shaw erinnernde Soldatenszene aus dem Jerusalem des Kreuzigungstages; eine betrachtende Glosse („Banale Geschichte“) und eine Reihe von Kurzgeschichten schlechthin.

All diesen so verschiedenartigen Prosastücken ist eines gemeinsam: sie wirken erzählt und nicht geschrieben\*, und sie vermitteln dem Leser-Zuhörer ein ebenso einprägsames Bild des Erzählers wie der geschilderten Figuren. Darin liegt ihr besonderer Reiz. Man weiß sich in Gesellschaft eines witzigen, viel wissenden, skeptischen und bisweilen zynischen aber doch feinfühligsten Partners, der seine aus einem unerschöpflichen Vorrat geholten Geschichten mit einer Trockenheit vorbringt, die ihnen eine besondere Spannung verleiht.

Trockenheit des Tons, Unsentimentalität, scheinbar burschikose Sonny-Boy-Haltung dienen als Folie für erschütternde und grausige Pointen, und die auf solche Weise erzielte Wirkung ist einzigartig.

Ein Musterbeispiel dafür ist die Geschichte „Gebirgsidyll“. Wie hier die Erzählung von dem Bauern, der seine geliebte tote Frau den Winter über im Schuppen stehen lassen muß und die Steifgefrorene als Laternenpfahl benutzt . . . wie diese Erzählung einen Rahmen aus gleichgültigen Gesprächen erhält, die das Grauen doppelt grell erscheinen lassen, das ist fast ohnegleichen in der ganzen modernen Literatur.

Von meisterhafter Beherrschung aller Finessen der Spannung zeugt auch die

\* Hier sind Berührungspunkte mit der klassischen Novelle gegeben, die als kleine Geschichte gedacht war, „so erzählt, wie man sie in Gesellschaft erzählen würde“, versehen mit dem Reiz einer „besonderen Neuigkeit“ (Friedrich Schlegel).

Geschichte „Mörder“ — ein ebenso typisches Beispiel Hemingwayscher Kurzgeschichtenkunst wie das „Gebirgsidyll“. Durch den Titel gibt Hemingway scheinbar das wichtigste Spannungsmoment auf. Von Anfang an weiß der Leser, daß die zwei geheimnisvollen Männer, die in Henrys Frühstückstube kommen und auf einen Stammgast warten, Gangster sind, die den Erwarteten umlegen wollen. Und doch versteht es Hemingway, die Spannung ununterbrochen zu steigern durch die Art, wie er die zwei Gangster in ihren Gesprächen sich selbst schildern läßt. Und ganz zum Schluß bringt er die Spannung in unerwarteter Form: die Mörder haben keine Gelegenheit zu morden, der Stammgast kommt gerade heute nicht ins gewohnte Lokal, aber — und hier hat dieser Schluß seinen Widerhaken — der von den Gangstern Gesuchte wird ihnen doch nicht entgehen, denn:

„Hast du's ihm erzählt?“ fragte George.

„Natürlich hab' ich's ihm erzählt, aber er weiß genau, um was sich's dreht.“

„Und was wird er tun?“

„Gar nichts.“

„Dann werden sie ihn um die Ecke bringen.“

„Sicher.“

„Anscheinend war er in Chicago in eine mulmige Geschichte verwickelt.“

„Kann schon sein.“

„Eine verurteilte Chose.“

„Eine verdammte Chose!“ sagte Nick.

Sie schwiegen. George holte ein Tuch und wischte die Theke ab.

„Was er wohl getan haben mag?“

„Sicher so ein doppeltes Spielchen. Dafür murksen sie sie meistens ab.“

„Ich will aus dieser Stadt weg“, sagte Nick.

„Ja“, sagte George, „das ist ein vernünftiger Gedanke.“

„Ich kann das nicht aushalten, mir immer vorzustellen, wie er da in seinem Zimmer sitzt und genau weiß, daß er dran glauben muß. Es ist zu niederträchtig.“

„Tja“, sagte George, „am besten ist schon, du denkst nicht mehr dran.“

So oder ähnlich enden die Kurzgeschichten des Ernest Hemingway. Die Romantiker ließen einst das überquellende Gefühl mit jähem Salto in die Ironie purzeln, Hemingway hat die tragische Ironie der Romantiker für die moderne realistische Kurzgeschichte neuentdeckt, umgestaltet und zu einem Wirkungsmittel überraschender Art gemacht.

*F. C. Weiskopf*



# ULRICH BECHER

## 1

Es ist schwer, über diesen jungen schweizer Dichter Ulrich Becher ein rundes, klares Urteil abzugeben. Einige Dichtungen von ihm sind so fertig, als stammten sie von einem ausgekochten Meister; als Ganzes aber ist die Welt Ulrich Bechers noch im Entstehen, feucht und im Werden, der siebente Tag dieser Schöpfung ist noch sehr fern, Licht und Finsternis noch keineswegs geschieden. Überall sind Rätsel aufgegeben, deren Lösung nicht einmal versucht wird. Ulrich Becher spürt bis in jede Pore das Sinnlose, Fragmentarische, Widerspruchsvolle der Welt und der Gesellschaft, innerhalb deren er lebt, aber einen Ausweg sieht er nicht, und da er ehrlich ist, täuscht er sich auch nicht vor, die Lösung seiner Rätsel zu wissen. Da er indes ein Dichter ist, drängt es ihn, seine Welt zu gestalten, so eben, wie sie ist, mit ihrer ganzen Zerrissenheit und Absurdität.

## 2

Es liegen von Ulrich Becher bis jetzt drei Bücher vor, eine sehr frühe Novellensammlung „Männer machen Fehler“, ein neuzeitliches Mysterienspiel „Niemand“ und ein Band Geschichten aus Europa „Die Eroberer“. Die erste Novellensammlung, im Winter 1931/32 erschienen, trägt den Untertitel „Vom Unzulänglichen der Wirklichkeit“. Diese Erzählungen des damals Zwanzigjährigen fallen auf durch die Sicherheit, mit der sie höchst Unsicheres wiedergeben, durch die Klarheit, mit der sie Unklares, Helldunkles gestalten. Die Welt Bechers hat keine Grenzen und keinen Rahmen, sie führt überall ins Bodenlose, ins Raum- und Zeitlose. Ulrich Becher meidet Worte, die zu verantwortlich sind, er ist behutsam, umwegig, er legt sich nirgends fest und trifft dadurch genau die zwielichtige Stimmung, die er geben will. Leben und Sterben, Hell und Dunkel, Glück und Unglück, Hoffen und Fürchten gehen bei ihm ineinander. Belichtet ist immer nur ein winziger Sektor, und von dem aus gehen zahllose Strahlen und enden im Schwarzen, im Endlosen. Bei Becher heißt es verhältnismäßig selten: er oder ich oder wir, er zieht das vielsagende und verantwortungslose Wörtchen „man“ vor. Er sagt nicht: „Nein, sagte der Maler“, bei ihm heißt es: „Nein, quoll es zänkisch schnell aus des Malers Mund.“ Und eine Geschichte endet bei ihm so: „Man schloß behutsam die Tür hinter sich. Man stand im stockfinstern Treppenhaus. Man wischte sich, halb verstört, halb erleichtert, mit einem Tuch den Schweiß ab. Man tastete am Geländer entlang. Man trat auf etwas Weiches, Wehklagendes: vermutlich eine Katze. Man stieg unzählige Stufen hinab.“ Diese für den Dichter nicht sehr verbindlichen Formulierungen, das stockfinstere Treppenhaus, die unzähligen Stufen, sind kein Zufall. Seine Welt ist umgeben von Dunkelheit. Wir haben ein bißchen Licht, und sowie wir diesen unseren winzigen, hellen Raum verlassen, sind wir im Stockfinstern. Das Bruchige, Lächerliche, Widerspruchsvolle der heutigen

Welt und Gesellschaft, und nicht nur der heutigen, ist das Grundthema der Becherschen Dichtung. Wir leben mit ihm in einer Welt, in der man sich nicht zurechtfindet, und dieses quälend Rätselhafte gibt er genau so wieder, wie er es spürt. Man verstehe mich recht, es ist keine Stimmungsmacherei, kein gemachtes Dunkel, kein Symbolismus, kein Tiefgeschwätz da, sondern gestaltet ist der winzige, belichtete Sektor, und die Dämmerung um ihn, der „Hof“ um ihn, und dann das tiefe Dunkel. Am Schluß von „Männer machen Fehler“ steht eine kleine Geschichte, das heißt eigentlich ist es keine Geschichte, viel eher eine Skizze. „In einer Pension“ ist sie betitelt. Es ist ein Nichts: in eine Pension, in der lauter uralte Leute leben, kommt ein junges Paar, und die junge Frau gebiert ein Kind; das ist alles. Der Schrecken dieser Uralten aber, die aus der künstlichen Ruhe gerissen werden, in die sie sich, bevor sie sterben, geflüchtet haben, ihr Schreck darüber, daß es das noch gibt: Geborenwerden, und also auch das noch: Sterben, ihre Verstörttheit darüber — das alles ist ohne Gerede wiedergeben, es ist einfach da, ohne Worte, und das macht die kleine Skizze so eindringlich. Ohne Übergang und doch (geheimnisvoll) verbunden steht nebeneinander: Geburt, Leben, Tod.

Viel reifer, fertiger sind die Geschichten des andern Bandes „Die Eroberer“. In zwei von diesen Geschichten freilich, in der Skizze von den drei Königen aus dem Morgenland und in der Rolandsgeschichte „Hornrufe durch die Nacht“, hat sich der Dichter ein bißchen überhoben. Es soll da hinter den Bildern der Legende Glauben und Zweifel und Hoffen spürbar werden, die Stärke des Menschen über den Tod, kurz, es soll durch das Bild der Legende ungefähr alles Hohe durchschimmern, was Menschenherz bewegt. Aber man merkt Absicht, es ist zuviel Kunst da, und diese bemühte Kunst des Dichters wirkt weniger stark als die ursprüngliche, einfache Legende. Dagegen ist Ulrich Becher wieder in seinem Element, wenn er kleine, winzige Ereignisse unserer Welt zeigt und diese Ereignisse mitten in das Helldunkel hineinstellt, innerhalb dessen er sie sieht. Da führen sogleich wieder tausend unsichere Pfade aus der kleinen, sicheren, belichteten Wirklichkeit in den endlosen, finsternen Kosmos hinaus. Die kleinen Ereignisse sind da, die tausend Pfade und der Kosmos.

Man wird von den Geschichten aus der Sammlung „Die Eroberer“ wohl die erste am höchsten schätzen, die dem Buch den Namen gegeben hat, die Geschichte von dem jungen Geiger, der sinnlos ein Kriegsheld wird und ebenso sinnlos seinen Arm verliert, den Arm, mittels dessen er Musik machen kann, und Musik ist sein Leben. Großartig ist das Abgründige dieser Geschichte, das Abgründige ihrer sinnlosen Lebensfreude und ihrer sinnlosen Traurigkeit. Aber ich ziehe trotzdem andere Skizzen vor: die Geschichte, in der irgend ein Klärchen begraben wird, die Geschichte „Zwei Jugendfreunde“, in der ein paar Stunden aus dem Leben eines armseligen musischen Menschen dargestellt werden, der es zu nichts gebracht hat, und eines noch armseligern, tüchtigen, amüsischen, und vor allem die sonderbare deutsche Kleinstadtgeschichte „Nur ein toller Hund“. In dieser Geschichte erschießt ein wackerer Forstbeamter ohne Grund einen Vagabunden, und warum er

dies grundlos tut, die Gründe dieser grundlosen Tat sind so „gedichtet“, daß dahinter der deutsche Spießer, und hinter dem deutschen Spießer der Kleinbürger der ganzen Welt viel sichtbarer wird als etwa in den funkelnd scharfen Kleinbürgerbildern Sternheims. Es wird auch hier nicht geredet, der Kleinbürger wird nicht ironisch um seiner selbst willen dargestellt, dargestellt wird vielmehr die seltsame Verbundenheit, die sein Haß zwischen ihm und dem untauglichen und untüchtigen Vagabunden schafft, den er gleichwohl als einen ständigen Vorwurf empfindet. Dadurch aber, daß die große, weite, dunkle und verwirrende Welt dahinter nur angedeutet wird, spürt man viel mehr, als wenn sie scharf antithetisch hingestellt wäre, die ganze, lärmende, läppische, traurige Armseligkeit des Kleinbürgerdaseins.

## 3

Das Helldunkel, das die eigentümliche Kunst und Stärke dieses Autors ist, unterscheidet auch sein Stück „Niemand“ von allen anderen Stücken der Epoche. Es gibt ziemlich viele Dramen, in denen unser Herr Jesus über unsere heutige Erde geht. Aber dieses „Neuzeitliche Mysterienspiel“ Ulrich Bechers ist kühner als die andern. Kühner? Frecher. Nein, doch: kühner. Kühner und frommer zugleich. Mit Hilfe eines Grammophons, eines billigen Mediums und mittels ein bißchen Jahrmarktsspiritismus zaubern ein paar Junggesellen, die mit ihrer Heiligen Nacht nichts besseres anzufangen wissen, halb im Ulk Jesus wieder auf die Erde herunter. Sie wollen das Phänomen los haben, aber der realisierte Geist weigert sich, er bleibt auf der Erde. Und nun erlebt er inmitten unserer Gesellschaft von neuem sein aus den Evangelien bekanntes Schicksal. Meisterlich ist, wie nirgends die Parallele unterstrichen ist, sie ist nicht nur nicht unterstrichen, die Ereignisse sind so zwanglos und heutig, daß man immer von neuem überrascht ist, wenn sich die Parallelität dieser heutigen Ereignisse mit den evangelischen ergibt. Das Ganze ist sehr real geschrieben, manchmal mit einem sehr geglückten sentimentalischen Unterton, manchmal mit schneidender Schärfe, eine ganz leise Ironie schwingt mit; alles in allem ist dieses Mysterienspiel „Niemand“ erstaunlich reif für einen Menschen in den zwanziger Jahren.

Ein Jammer, daß eine Aufführung heute schwer zu erreichen sein wird. Dem bürgerlichen Zuschauer wird das Stück vermutlich zu „blasphemisch“ erscheinen, obwohl es eher fromm ist als frech, und die sozialistische Gesellschaft wird wohl erst eine größere Reife erreichen müssen, ehe sie durch den unterirdischen Parallelismus der Vorgänge nicht gestört wird. Das ist, wie gesagt, jammerschade; denn die dramatische Ernte der Jahrzehnte seit dem Kriege ist so gering, daß ein Stück wie dieses schwer ins Gewicht fällt.

## 4

Ulrich Becher ist auf dem Weg. Sein Werk ist längst mehr als ein Versprechen, er hat vieles erfüllt, aber er hat sichtlich die Kraft mehr zu erfüllen. Seine Welt gibt viele Rätsel auf. Vielleicht findet er die Lösung. Eigentlich ist sie einfach.

*Lion Feuchtwanger*



## DIE GLOCKEN VON BASEL

*Louis Aragon:*

„Die Glocken von Basel“

Editions du Carrefour, Paris

Es ist nicht leicht, den Roman von Louis Aragon „Die Glocken von Basel“, der soeben in deutscher Übersetzung im Verlag Carrefour-Paris erscheint, aus der Hand zu legen, denn dieses Buch trägt noch die Spuren des großen und mutigen Weges, den der Schriftsteller Aragon vom linksgerichteten Bürgertum, über die scheinrevolutionäre Dichtergruppe der sogenannten Surrealisten bis zum Sozialismus zurücklegte. Es wechseln sprunghaft Personen und Handlungen, ohne daß sie sich sofort erkenntlich in die Generallinie des Romans einordnen, sie stehen vor uns, eingerahmt von der Fäulnis der bürgerlichen Gesellschaft, ihrer Korruption, ihren dunklen Geschäften, ihrer Prostitution und ihrer Selbstvernichtung da, wo das Maß Käuflichkeit erschöpft wurde. In dieses Chaos der bürgerlichen Gesellschaft mit skrupellosen Beutejägern und Hintermännern führt Aragon den Leser im ersten Kapitel des Buches, das eine ausgezeichnete Schilderung der französischen Gesellschaft bis 1912, der kurzen Spanne vor dem Weltkrieg, ist. Doch das Thema dieses Romans ist die Frau, ihre sklavische Abhängigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft und der Weg, der zu ihrer Befreiung führt. Dieses Thema entwickelt Aragon in den drei Hauptfiguren Diane, Katharina und Klara.

Diane von Nettencourt, ausgehalten von reichen Liebhabern, Luxusgeschöpf, das von der Hand dessen, der gut zahlt, in die des Meistbietenden wandert, ist ein Typus der Prostitution und des Schmarotzertums.

Katharina, entwurzelte Kleinbürgerin, deren unklare Auflehnung gegen alle hergebrachten Begriffe ihrer Umgebung sie die verschiedensten Etappen des Suchens nach einer individuellen Lösung durchlaufen läßt. Die Männer hassend, weil sie in ihnen die Ursache der Abhängigkeit der Frauen sieht, nimmt das sexuelle Problem in ihrem Leben einen breiten Raum ein. Von diesem Punkt aus beginnt ihre Jagd nach einem sinnvolleren Leben und doch reicht ihr dazu niemals ganz der Atem, reichen niemals ganz die durchlebten Erschütterungen. Das tägliche Brot zu haben, ist für sie kein Problem. Sie hat ihren Monatsscheck. So gleitet ihr Suchen, so qualvoll und ehrlich es ist, immer wieder ab. Die sozialen Gegensätze dieser Welt, die die Gesellschaft scharf in zwei Klassen teilt, kommen an sie nicht unmittelbar heran. Ihre Bekanntschaft mit Anarchisten und später mit dem aufrechten und klassenbewußten Viktor, halten das immer weitere Zurücksinken nicht auf. Die Liebhaber mit den Kleidern wechselnd, entrinnt sie nicht dem Morast der bürgerlichen Gesellschaft. Schritt für Schritt, beinahe mit einer zu genauen Aufzeichnung aller Verirrungen und Verwirrungen von Katharina, zeigt Aragon klar und deutlich, — und dies ist das besonders große Verdienst des Buches — daß die Befreiung der Frau außerhalb des Kampfes für die Befreiung der Arbeiterklasse unmöglich ist. Den ersten Anstoß zu dieser

Einsicht erhält Katharina durch den Streik der Taxi-Chauffeure im Jahre 1912 in Paris, der 144 Tage währte, und den sie Seite an Seite mit dem Chauffeur Viktor und seinen Genossen erlebt. Die Schilderung des Streiks, als ein Teil der Biographie der darin auftretenden Personen, ist eine der stärksten Szenen der „Glocken von Basel“. Wenn auch Aragon alle Handlungen gruppiert, um die Stellung der Frau in der kapitalistischen Gesellschaft bloßzulegen, so gibt er hier doch einen Ausschnitt der französischen Arbeiterbewegung mit den Strömungen der damaligen Jahre, ein getreues Spiegelbild der geschichtlichen Erlebnisse, geschrieben mit der Feder eines großen Künstlers und der Einsicht eines Revolutionärs. Und endlich sehen wir Katharina ihren Platz finden. Viktors Worte: „Solange sie nicht ihren Platz in der Front der Arbeit fand, konnte sie immer nur eine Fremde bleiben in der Welt, wo jeder sein Brot verdient“, sind nicht mehr aus ihrem Gedächtnis zu streichen. Und Aragon leitet über zu Klara, die im Schlußkapitel für ihn das Symbol der Frau der Zukunft, der befreiten Frau im sozialistischen Staat ist.

Ende 1912 versammelt sich die Sozialistische Internationale zu ihrem Kongreß in Basel, um gegen den drohenden Krieg, dessen Gewitterwolken den Horizont verdunkeln, zu protestieren. Es sind die Glocken des basler Doms, die die Eröffnung des Kongresses einläuten. Es sind die Glocken dieses Domes, die Geburt, Hochzeit und Tod verkündeten und die jetzt den Aufmarsch der Delegierten mit ehernen Klängen kundtun. „Sie läuteten den Krieg, sie läuteten Gefahr... Die Glocken, deren Klang das Weltgewissen wachrief“, wie der französische Kongreß-Delegierte Jaurès sagte. In diesem Dom von Basel tagte der Kongreß. „Einmal werden die Handbücher der Geschichte die hochherzigen Reden und die großen Gedanken berichten, die auf dem Kongreß von Basel laut wurden. Das hier zu tun, ist weder unsere Aufgabe, noch unser Ziel“, sagt Aragon. Dennoch erleben wir in seiner Schilderung die Kundgebungen des Kongresses und hören Jaurès sagen: „Wenn die Regierenden den Krieg heraufbeschwören, sollten sie daran denken, wie leicht die Völker sich ausrechnen könnten, daß ihre Revolution sie weniger Opfer kosten würde, als der Krieg den anderen.“ Dann aber wendet der Schriftsteller sich wieder Klara zu. Aus dem Meer der Delegierten der verschiedenen Länder erhebt sich ihre Gestalt, ihre Augen, „die Augen dieser Greisin, die doch das ganze Auge der Frauen von Morgen, die Augen der Jugend von Morgen sind.“ Und Klara spricht: „Wir werden nicht fehlen, wenn es gilt, alles, was wir sind, für die Sache des Friedens, der Freiheit, des Glückes der Menschheit einzusetzen“, und Aragon schließt: „Die Frau der neuen Zeit ist geboren und sie besinge ich. Und sie werde ich besingen.“ Der Leser klappt das Buch erregt zu. Gewiß, es bleiben Fragen offen, wie die, warum der Schriftsteller Aragon der Frau der Zukunft, der leuchtenden Gestalt der Klara, *nur* die Gestrandeten der Bourgeoisie, mit ihrem ekelerregenden Leichengeruch gegenüberstellt. Wie vermissen wir, und wie nötig wäre es, zum selben Problem einmal bürgerliche und kleinbürgerliche Frauen zu zeigen, die nicht am Abgrund im Schmutz ihrer Gesellschaft waten und

deren Entwicklungsprozeß, vielleicht weniger sprunghaft, dennoch oft einen neuen Weg sucht und deren nicht unbeträchtliches Heer wir auch für uns gewinnen wollen. Gewiß sind gerade diese Gestrandeten ein krasser Ausdruck dieser bürgerlichen Gesellschaft. Doch erinnern uns Diane und Katharina sehr an ihre Vorbilder in der gesellschaftskritischen Literatur. Viele Schriftsteller ließen sie aus dem Moder der bürgerlichen Gesellschaft und der Verzweiflung sehr weit nach links wandern, um schließlich im ständigen, ruhelosen Hin und Her ihres Schicksals nur den Abscheu zu verschärfen, auswegslos. Zwar findet Katharina schließlich diesen Ausweg, aber ist dieses Finden überzeugend, überzeugt es ihre Kameraden und jene, die es lesen und auf gleichem Wege suchen? Überwiegt in der Darstellung nicht die Labilität des Charakters, ihre Wurzellosigkeit und stellt damit ihr Neubeginnen wieder in Frage? Sie, die wir von jeder privaten Regung zum nächsten Ausbruch seitenlang begleiten konnten, bleibt plötzlich nur angedeutet auf dem neuen Weg. Doch halten wir uns an das große und schöne Versprechen von Aragon, für dessen Erfüllung die „Glocken von Basel“ der erste Anfang sind: „Die Frau der neuen Zeit ist geboren und sie besinge ich. Und sie werde ich besingen.“ Wir glauben ihm und warten darauf, wie auf eine Verheißung.

*Maria Arnold*

## DEUTSCHE FRAUENSCHICKSALE

„Deutsche Frauenschicksale“  
Malik-Verlag, London

Mit hochtrabenden Aussprüchen von der Frau als „Königin der Familie“ mit Phrasen von deutscher Mutterwürde, Frauenehre, Volksgemeinschaft und dergleichen verstand es der deutsche Faschismus, die Leichtgläubigen in Deutschland und im Auslande über sein wahres Wesen zu täuschen; seine schmeichlerischen Reden, seine Versprechungen verführten besonders die Frauen. Man malte ihnen das Glück des trauten Heimes aus, rührte an ihre empfindlichsten Gefühle: ihren Willen zur Mutterschaft. Und viele Frauen und Mädchen, die unter der eintönigen, schlecht bezahlten Arbeit litten, die in ständiger Angst vor Arbeitslosigkeit und völliger Verarmung lebten, hielten Hitler für ihre Rettung.

Die Frauen, die den Nationalsozialisten zur Macht verholfen hatten, sollten eine eigentümliche Auslegung der klingenden Versprechungen erleben. In der ganzen Welt weiß man von den Zuständen in Hitlerdeutschland; dennoch ist man vielfach geneigt anzunehmen, daß dort nun so etwas wie Ruhe eingetreten sei. Leute, die zum Vergnügen durchs Reich reisten, konnten



oftmals „nichts Nachteiliges“ berichten. Die SA- und SS-Männer seien sehr höfliche Leute. Adolf Hitler habe Mr. Lansbury sogar das kranke Bein bequem gebettet. Ein Land des Lächelns, wie es in Dr. Goebbels' Propagandamärchenbuch steht...

Allen, die den Berichten solcher Reisenden Glauben geschenkt haben, sei das Buch „Deutsche Frauenschicksale“ empfohlen, eine wahrhaft aufwühlende Veröffentlichung. Das Werk (herausgegeben von der Union für Recht und Freiheit, Prag) ist eine umfassende Sammlung von Stimmen, Dokumenten und Daten über das Leben der Frauen in Hitlerdeutschland, mit Beiträgen von Heinrich und Thomas Mann, dem Theologieprofessor der prager tschechischen Universität Dr. Hromádka, den Schriftstellerinnen Helena Malířova und Marie Pujmanová, Persönlichkeiten also, die der Öffentlichkeit als Vorkämpfer für Recht, Freiheit, Menschlichkeit und demokratische Kultur bekannt sind und deren Namen eine Gewähr für Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe sind.

Das 256 Seiten starke Buch zerfällt in drei Teile: „Leid und Kampf der Frauen“, „Frauen hinter Gittern“ und „Frauen in der Freiheit“.

Die zunehmenden Schwierigkeiten des Dritten Reiches, Lebensmittelknappheit, Aufrüstung, Teuerung, noch nie dagewesener Prunk der neuen Führungsschicht und noch nie dagewesenes Elend der ausgepowerten Bevölkerung sind die auf die Dauer nicht zu verheimlichenden Kennzeichen der Nazi-„Volksgemeinschaft“; auch Terror und Brutalität, Sterilisierung, Zuchthaus, Konzentrationslager und Todesurteile können nicht verhindern, daß immer mehr Menschen im Dritten Reich, die ihr Volk wirklich lieben, gegen das unhaltbare faschistische Regime rebellieren. Dieser Prozeß der Ernüchterung und seine wirtschaftlichen und kulturellen Ursachen werden im ersten Teil des Buches ausführlich und überzeugend behandelt. Im zweiten Teil, dem Kernstück des Werkes, wird dargestellt, daß im Lande der strahlenden „Volksgemeinschaft“ Schweigen zwar keineswegs Gold, Reden aber Blut und Tränen bedeutet.

„Bilde dir nicht ein, daß wir mit dir alten Ziege anders verfahren werden als mit deinem Mann!“ Mit diesen Worten leitete ein Kriminalbeamter die Vernehmung einer Berlinerin, deren Bericht sich in dem Buche findet, ein. Dieser Ausspruch ist typisch; übereinstimmend finden sich in fast allen Dokumenten Beweise dafür. Spät, doch nicht zu spät, werden die Worte von der „Mutterwürde“ und „Frauen Ehre“ im Munde der Barbaren als Phrasen erkannt: die Frauen im Dritten Reich haben nachzudenken begonnen, sie erkennen die furchtbare Wirklichkeit. Und oft sind gerade sie es, die im Kampf gegen ihr früheres „Ideal“ eine vorwärtstreibende Rolle spielen. Es gibt denn auch kaum einen politischen Prozeß mehr, in dem nicht auch Frauen angeklagt und schwer bestraft würden. Verurteilungen von Frauen und Mädchen zu 10 und 15 Jahren Zuchthaus sind nichts außergewöhnliches mehr... je tapferer sie sind, desto höher die Strafe.

Aber auch Frauen, die völlig unpolitisch sind, werden von Folterungen nicht verschont. Auch Treue ist für die Übergermanen ein strafbares Laster. Ihren

Liebsten sollen die Verhafteten verraten, ihren Sohn, ihren Mann, ihren Vater. So wollten sie Frau Schumacher aus Oberhausen, Mutter von zwei Kindern, zwingen, gegen ihren Mann und ihren Bruder, die beide von der Gestapo verhaftet worden waren, auszusagen. Aus der Frau war aber nichts herauszukriegen — sie hätte auch keine Angaben machen können, da sie nichts wußte; dafür wurde sie bis zum Wahnsinn geprügelt und siecht jetzt in der Irrenanstalt Bedburghausen bei Cleve dahin. Einer von vielen ähnlichen Fällen . . .

Auch fremde Staatsbürgerschaft schützt vor Terror nicht. Eine Polin berichtet davon, die neben ihrer politischen Gesinnung einen fast noch größeren Makel in den Augen der Nazis hatte: sie war Jüdin. Welches fühlende Herz könnte ruhig bleiben bei dem Bericht dieser Frau, die verhaftet und in ein SA-Lokal verschleppt wurde! Ein Sturmbannführer der SA und seine Kumpane foltern die ihnen ausgelieferte Frau mit einer Niedertracht und Brutalität, die sich kein normaler Mensch auch nur annähernd vorzustellen vermag. Das Mädchen erleidet seelische und körperliche Qualen ohne Ende, sie stirbt in einer Nacht tausend Tode, ohne vom Tod erlöst zu werden. Den ausführlichen Bericht sollten nicht ein- und zweitausend Menschen, ihn müßten zehn-, ja hunderttausend lesen, die aus Unkenntnis der Wirklichkeit immer noch ein Gefühl der Neutralität und des Abwartenwollens gegenüber den Machthabern des Dritten Reiches empfinden oder auch, umgekehrt, die Deutschen in Bausch und Bogen ablehnen. Wohl gab es kaum vor Hitler Brutalität, Ungerechtigkeit, Schändung der Menschenwürde in solchem Maß; es gab aber auch kaum vorher ein solches Heldentum, so viel Selbstaufopferung und solche Zeugnisse von Solidarität und Mut!

Ein großer Teil des Buches enthält Berichte aus Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Selbst dort, in so geknechteter Gemeinschaft, werden herrliche Beweise der Solidarität gegeben.

In den in dem Buch befindlichen Dokumenten wird besonders die seelische und moralische Größe der eingekerkerten „Politischen“ illustriert. Neben der sittlichen Überlegenheit über ihre Aufseherinnen — es sind meist NS-Frauenschaftsmitglieder, für die politische Gefangene „Untermenschen“ sind und auch als solche behandelt werden — zeigt sich auch ihre Überlegenheit an Wissen und politischer Erfahrung. Das geht aus den Schilderungen der Diskussionen beim Unterricht und in den geheimen Bildungszirkeln, aus der Verteidigung vor Gericht, aus Briefen und Aufzeichnungen hervor.

Außer bewußten Kämpferinnen finden sich in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern Angehörige fast aller Schichten, Parteien und Glaubensbekenntnisse: Frauen von Arbeitern, Angestellten, Beamten, alte Mütterchen und blutjunge Mädchen, Nonnen, Geschäftsfrauen . . . Wofür wurden sie bestraft? Das Buch „Deutsche Frauenschicksale“ bringt eine Fülle von Material über die Einkerkерungsgründe.

Der letzte Teil der „Deutschen Frauenschicksale“ gibt aus dem hitlerdeutschen Alltag eine Menge von Beispielen, wie Not, Leid und Enttäuschungen die Widerstandskraft und Aktivität der deutschen Frauen erweckt

haben. Ob nun von dem Schriftsteller Klaus Hinrichs, der jahrelang im Konzentrationslager Esterwege saß, ein erschütternder Bericht gegeben wird, wie die unerschrockenen Frauen der Häftlinge eines Tages kommen, den Besuch ihrer Angehörigen im Konzentrationslager zu erzwingen, ob wir von der Einäscherung einer der beliebtesten Vorkämpferinnen für das Recht der Unterdrückten und Armen, der früheren sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Böhm-Schuch lesen, bei welcher Gelegenheit eine vieltausendköpfige Menge von Frauen und Männern durch feierliches Schweigen und ein wahres Meer von Blumen ihre Trauer um die tote Kämpferin und ihre Verbundenheit mit ihrem Kampf für ein anderes Deutschland bekunden; ob wir von dem verhutzelten Mütterchen Lehmann hören, das für den Sohn, der im Konzentrationslager sitzt, die wenigen Pfennige ihrer Rente opfert, um ihn zu besuchen und ihm etwas mitbringen zu können — alle Schilderungen und Berichte, die mit so furchtbarem beispiellosem Leid der deutschen Frauen bekanntmachen, erwecken dennoch im Leser eine beinahe tröstliche Gewißheit; die nämlich: daß der von Monat zu Monat erbitterter werdende Kampf der Faschisten gegen die Frauen eine umgekehrte Wirkung haben wird, als sie beabsichtigen: die Gewißheit, daß die deutschen Frauen für ihre Rechte als Mütter und als Frauen, wie auch als Angehörige einer durch den Faschismus gefährdeten Menschheit denken und klug und mutig handeln lernen!

*Alex Wedding*

## ZWISCHEN SUDETEN UND KARPATHEN

„Unser Sudetenschrifttum ist das deutsche Auge in die Schicksalsräume des Ostens und Süd-Ostens.“  
(Herbert Cysarz, Professor für deutsche Literatur an der prager Universität.)

### I

„AUF DER TROMMEL LIEGT MEIN HERZ...“

Als Konrad Henlein, Hitlers getarnter Statthalter in den sudetendeutschen Gebieten, seine (von Franz Höller verfaßte) Kulturrede hielt, wies er der Dichtung die Aufgabe zu, „verantwortlich an der Neuformung und Neuschaffung des völkischen Lebens mitzuwirken“. Vorher hatte er gegen „hohles Literatentum und dekadente Asphaltliteratur“ gewettert und ganz zu Beginn



seiner Rede war als Leitgedanke aller sudetendeutscher Kulturpolitik Henleinscher Prägung verkündet worden:

„Wir Deutsche in den Sudetenländern fühlen uns trotz unserer besonderen politischen Lage als Angehörige der großen Kulturgemeinschaft der Deutschen in aller Welt und haben hierzulande, heute wie je, die deutschen Kulturaufgaben vorbildlich zu erfüllen.“

Ganz so offen wie im Reich dürfen die Barden Konrad Henleins ihr Programm nicht kundtun, aber sie bemühen sich nach Kräften um die Pflege des sogenannten Wehrgeistes. Von der Verherrlichung des Weltkrieges bis zur Gleichsetzung von „Deutschtum und Soldatentum“, von der Erziehung zu „Schützengrabengeist und Frontkameradschaft“ bis zur Glorifizierung der Todessehnsucht finden wir in Konrad Henleins völkischem Schrifttum alle Elemente Johsterscher Wehrgeistpflege.

Im „Jugendjahrweiser 1937“ des Deutschen Turnverbandes, Henleins größter Massenorganisation, stehen an hervorragender Stelle die Verse:

„Auf der Trommel liegt mein Herz,  
Tambour, schlage drauf.  
Morgen geht es todeswärts,  
Heut hört schon die Liebe auf.  
Tambour schlage drauf.“

Etwas sublimier drückt diesen Wunsch, vom Trommler eins auf das Herz gepfeffert zu bekommen, Karl Friedrich Kossat in seinen „Hymnen an die Gefallenen“ aus:

„Weil ich so seh, wie  
das Korn in die Sense fällt,  
rauschend mit Raden und Mohn,  
drängt es mich wieder zu euch. Ach,  
die Landschaft war sommerlich,  
wenn auch nicht mehr als  
ein sandiger Wind in  
die Reihen ging,  
daß euch der Stahl eurer Helme fast schon  
in die Ohren sang.“

Natürlich gehört zu Wehrgeist und Kriegsvorbereitung im Hitler-Henleinschen Sinne auch „Führergedanke“ und „Gefolgschaftstreue“. Das sieht auf völkisch-lyrisch so aus:

„Wode, Wode!  
Sei uns Führer zum Leben! Zum Tode!  
Wode, wilder Wode!“

Der „Dichter“ heißt Emil Lehmann und ist derzeit sudetendeutscher Emigrant in — Dresden, wo er als Lohn für seine im sudetendeutschen Gebiet entfaltete Tätigkeit eine Professorenstelle am Pädagogischen Institut (sic!) erhielt. Nicht immer ist Wode der „Führer“. Aber immer gilt von der Gefolgschaft, was ein anderer Verseschmied Henleins, Friedrich Cerny, in die unvergänglichen Reime zwang:

„Fragt einer von den Jungen:  
Wie weit ist unser Weg?  
Du Blonder sollst nicht fragen,  
Sollst gehen und sollst tragen,  
Bis wir uns durchgerungen.“

Die Kossat, Lehmann und Cerny sind nicht etwa letzte Garnitur. Nein, ihre Namen prangen in den sozusagen repräsentativen Jahrbüchern und Anthologien der unter Henleins Kommando stehenden sudetendeutschen Verlage (Adam Krafft u. a.). Sie stehen dort neben dem Namen des — freilich viel bekannteren — Bruno Brehm, der sich abwechselnd zu den Österreichern und zu den Sudetendeutschen rechnet und dessen Erzählung „Der finnländische Reitermarsch“ unter den Kernstücken der Sammlung „Volk und Leben“ figuriert, die von der Henleinpartei als „Spiegel sudetendeutscher völkischer Dichtung“ angepriesen wird. Die Quintessenz dieser Brehmschen Erzählung ist in dem Satz enthalten:

„Besser im Feld gehinkt, als daheim gehockt. — Ich geh auch auf den Mond, wenn man mir dort eine Batterie gibt!“

Zu den lyrischen und epischen Wehrgeistpflegern gesellt sich der Literaturhistoriker mit dem Eroberungsprogramm. In der Sammlung „Volk und Leben“ schreibt Josef Nadler (der sich als Stammfetischist einen gewissen Namen machte) über die angebliche Sendung der Deutschen in Böhmen. Er stellt die deutsche Kolonisation in Böhmen während des Mittelalters als „regelrechten Aufmarsch zur Einschließung und zum Angriff auf die böhmische Festung“ dar und knüpft daran die vielsagende Bemerkung, daß „die Deutschen damals leider (!) zwei Tagemärsche vor Prag Halt machten“. Was Nadler hier ungesagt läßt, kann man bei dem Autor einer militärwissenschaftlichen Studie nachlesen, die kürzlich im potsdamer Voggenreiter-Verlag erschien. Dieser unter dem Pseudonym Markomannus verborgene Schriftsteller, in dem informierte Kritiker einen Offizier des großen Generalstabs vermuten, gebraucht ebenfalls das Bild von der böhmischen Festung, die in einem kommenden Krieg „wie eine Nuß“ aufgeknackt werden müsse!

#### GRENZLANDDEUTSCHE „ERZIEHUNGSARBEIT“

Neben dem Wehrgeist kommen auch andere — wie man in Henleinzeitungen so oft liest — „Belange“ der gleichgeschalteten Literatur in ihrem sudetendeutschen Ableger zu ihrem Recht, vor allem „Blut und Boden“ und „Volksgemeinschaft“.

Ein literarischer Erbhofbauer reinen Wassers ist Robert Lindenbaum. Sein Roman „Wir haben eine Heimat“ behandelt das Problem des in die Stadt verschlagenen und immer wieder nach der Rückkehr ins Dorf begehrenden Bauern, der schließlich zu bäuerlichem Blut und Boden zurückfindet. In einer Sprache, die teils kahl und trocken, teils bombastisch aufgeplustert ist, wird die Geschichte von des Bauern und späteren Schreibers Baumrucker

seltensamem Sohn erzählt, der Priester werden soll, im Krieg dem Kommunismus verfällt, als Bahnbeamter scheitert und schließlich im Dorf sein Glück findet. Keinerlei Psychologie beschwert die Darstellung, die mit primitiven Papiergestalten arbeitet. Als Kommunist hat der junge Baumrucker natürlich einen Judasbart im blassen Gesicht und aus seinen Augen blickt abgründiger Haß. Schaum steht ihm vor den Lippen und von der Stirn tropft schmutziger Schweiß. Kaum im Dorf, verändert sich der Mann hast-du-nicht-gesehen in einen Edelmenschen erster Güte, seine Augen sind von warmem Licht erfüllt, und der Judasbart verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Als „Roman der Volksgemeinschaft“ wird Ernst Franks „Kameraden, wir marschieren“ angezeigt. Der Autor selbst nennt es im Untertitel „Grenzlanddeutscher Erziehungsabschnitt“. Also ein Erziehungsroman! In der Tat wird der Held des Buches, ein junger Sudetendeutscher, „erzogen“. Zuerst von der Wandervogelbewegung und später durch Konrad Henleins Turnverband. Plötzlich — man weiß nicht warum — überfällt den jungen Hellmut die Erkenntnis, daß er sich „eingliedern muß, irgendwo, ganz gleich wo, oder als was“. In die Turnbewegung Konrad Henleins eingegliedert, „hilft er mit, jene männliche Gemeinschaft schaffen, die nur des Rufes nach dem Einsatz harrt“. Wie dieser Einsatz aussehen wird, verrät Ernst Frank nicht. Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit, und so läßt er zum Schluß noch seinen Helden Abschied nehmen von einem Freund, der nach Auflösung der nationalsozialistischen Organisationen in der Tschechoslowakei mit der Fahne eines der verbotenen Vereine ins Dritte Reich flieht.

In historisches Gewand kleidet Bruno Hans Wittek seine Forderung „Volksgemeinschaft und Führergedanke!“ Er schildert eine Gruppe von deutschen Flüchtlingen, die sich im Dreißigjährigen Krieg vor den Schweden in die Wälder flüchtet und dort erkennt, daß „ohne Führer kein Auskommen ist“. Die Begründung für die Notwendigkeit eines Führers verdient festgehalten zu werden. Hier ist sie:

„Haben selbst Wölfe im Wald ihren Leitwolf und Führer...“

Zu Blut und Boden, Volksgemeinschaft und Führergedanke gehört selbstverständlich auch die Rassenlehre. Sie den sudetendeutschen Lesern, wenn auch recht wenig schmackhaft, dargereicht zu haben, ist das Verdienst von J. Seifert, der ein Traktat „Vom deutschen Wesen“ verfaßte. Angesichts der Tatsache, daß die lautesten Bekenner des Henleinprogramms, die kräftigsten Rufer im Streit wider die andersrassigen Slawen Cerny und Cisek und Cysarz und Prohaska und Sebekowsky heißen, definiert Seifert den Rassenbegriff des Sudetendeutschen so:

„Rasse soll uns durchaus nichts Materialistisches sein, sondern etwas Heiliges, Göttliches, etwas wunderbar Geheimnisvolles, das in seinen letzten Zusammenhängen nie restlos entzählt werden wird.“

Ja, da kann man wirklich nur mit dem repräsentativsten Lyriker der völkischen Literatur (dem Staatspreisträger!) Merker reimradebrechen:



„Ist es schlimm genug schon bei Tag,  
schlimmer noch ists in der Nacht.  
Meine Kissen, wie oft ich sie haben mag,  
mit meinen Tränen naß gemacht.“

II

DIE ANDERE SEITE

Im ersten Teil dieser Abhandlung war von Schriftstellern und Werken die Rede, die zum sudetendeutschen Ableger des gleichgeschalteten Schrifttums gehören. Sie beherrschen, dank dem offenen und getarnten Terror der Henleinpartei die Buchläden und Bibliotheken in der sudetendeutschen Provinz: aber sie sind nicht allein da. Es gibt neben ihnen eine große *nichtgleichgeschaltete* Literatur. Eine stattliche Anzahl deutscher Schriftsteller aus der Tschechoslowakei — bis auf Kolbenheyer, Hohlbaum und Brehm durchwegs nichtgleichgeschaltet — werden gar nicht als „sudetendeutsch“ gezählt, sondern der deutschen Literatur schlechthin zugerechnet. Es würde den Rahmen dieser Übersicht bei weitem überschreiten, wollten wir auf diese Schriftsteller (Max Brod, Ludwig Winder, Rudolf Fuchs, F. G. Weiskopf, Oskar Baum, Ernst Weiß, Friedrich Torberg, Egon Erwin Kisch, Karl Tschuppik u.a.) eingehen; dagegen erscheint es notwendig, auf jene weniger bekannten nichtgleichgeschalteten Schriftsteller hinzuweisen, deren Entwicklungsmöglichkeiten durch den Henleinterror, die Absatzschwierigkeiten, das Fehlen demokratischer sudetendeutscher Verlage aufs schwerste bedroht sind und denen zu helfen Pflicht der gesamten antifaschistischen Literatur, Kritik und Verlage ist. Der Karlsbader Louis Fürnberg (Nuntius) verdiente es schon längst, daß seine Chansons und Gedichte, besonders die großen Kantaten, in Buchform herauskämen. Der Prager Oskar Kosta sucht seit Jahren einen Verlag für seine „Lehrer- und Schülergedichte“. Mader, Gon, Frelau haben das Schreiben aufgegeben oder produzieren für die Schublade. Junger Nachwuchs ist überhaupt nicht zu sehen. Hier zeichnet sich eine heraufsteigende Gefahr schon deutlich ab; hier müßte — das sei nochmals wiederholt — wirksam und rasch geholfen werden.

IM NIEMANDSLAND

Es gibt noch ein Niemandsland zwischen der gleichgeschalteten und nichtgleichgeschalteten Literatur in den Sudeten; es ist nicht sehr breit und es wird immer schmaler, aber solange es überhaupt noch existiert, wird es Schriftsteller geben, die sich auf ihm anzusiedeln trachten.

Die zwei Beachtlichsten dieser Gruppe sind Franz Hauptmann und Walter Seidl. Franz Hauptmann ist erst 1937 mit seinem ersten Werk — einem Schauspiel „Bauernkrieg“ — in die Öffentlichkeit getreten. Die prager Uraufführung wurde zu einem großen Erfolg. Aber dieser Erfolg, der übrigens auf die Presse beschränkt blieb (schon die dritte Aufführung fand vor fast leerem Zuschauerraum statt), charakterisiert gleichzeitig die Schwächen des Hauptmannschen Stückes. Es kann allzu vielfältig interpretiert

werden, und in der Tat deutete es der Kritiker der „Zeit“ mit ebensoviel Recht in seinem (Blubo-) Sinn, wie der Referent des „Sozialdemokrat“ im sozialistischen. Die Henleinstudenten im Stehparterre applaudierten ebenso lebhaft wie die Liberalen im Parkett und die „linken Intellektuellen“ auf der Galerie, weil der Autor jedem etwas bietet . . . bis zum Schluß, der *alle* enttäuscht.\*

Walter Seidls Roman ist in seiner Tendenz weniger unbestimmt als das Werk Franz Hauptmanns, dafür ist die sonstige literarisch-publizistische Tätigkeit Seidels um so vieldeutiger. Doch davon später.

Der Roman heißt „Der Berg der Liebenden“. Ein irreführender Titel! Denn, wenn auch die Liebe eine große Rolle spielt, so ist dieses Buch doch nicht, wie der Titel vermuten ließe, ein Liebesroman. Seidl erzählt uns vielmehr die Entwicklungsgeschichte eines jungen Sudetendeutschen. Der Weg des Helden führt im Zickzack vom väterlichen deutschvölkischen Ideal über den Traum vom schwarz-gelben Offiziersdasein zu einer neuen Lebensauffassung, in der die Liebe zur Kunst und das Bestreben, deutsche mit tschechischer und französischer Kultur zu vereinen, bestimmend sind. Leider läßt Seidl, der namentlich in den Anfangskapiteln Proben eines bedeutenden realistischen Erzählertalents gibt, den Helden ebenso unerwartet wie unmotiviert sterben. Es scheint fast, als habe er, Seidl, vor der weiteren, konsequenten Entwicklung seines Helden zu einer humanistischen Weltanschauung Angst bekommen und ihn deshalb eiligst „um die Ecke gebracht“.

In den letzten Monaten hat Seidl als Berichterstatter des weiland demokratischen „Prager Tagblatt“, das sich immer eifriger nach rechts orientiert, einige Deutschlandreisen unternommen. Was er nach seiner Rückkehr über die Entwicklung von Kunst und Literatur im Dritten Reich geschrieben hat, unterscheidet sich fast kaum mehr von jener Nazi-propaganda in Salonpackung, wie sie etwa die „Frankfurter Zeitung“ betreibt.

Wird Walter Seidl das Niemandsland in Richtung Dresden-Leipzig-Berlin verlassen? Es wäre schade um ihn, denn er kann wohl Honorare und hohe Auflagen gewinnen, aber er wird unzweifelhaft an literarischer Qualität verlieren. Das zeigen seine erschreckend schludrigen, von Braunwelschbrocken durchsetzten Aufsätze über die Kunst im Dritten Reich mit drohender Deutlichkeit schon heute.\*\*

*Heinrich Weerth*

---

\* Siehe: Peter Nikl „Warum Joß Fritz?“ in unserem Heft 7.

\*\* Weitere Aufsätze folgen.

## GOETHE — KEIN VORBILD

Es ist zwar nicht neu, daß die SA in Goethe nicht ihr Vorbild sieht, aber dennoch verdienen folgende Zeilen verewigt zu werden — zur Erinnerung an die Zeit, in der faschistische Machthaber die deutsche Kultur mit dem Kommißstiefel messen zu können glaubten:

*„Und wenn Sie fragen, warum nicht ein Genius wie Goethe Schöpfer und Vorbild einer neuen deutschen Elite wurde, so lautet die Antwort: weil seine Existenz eine asozioologische Existenz (!) war und daher nicht die Formkraft für eine Typenbildung haben, sondern nur ein Vorbild für den einzelnen bleiben konnte. Denn, obwohl er geadelt und Minister war, allerdings in einem Ländchen, das regiert wurde wie eine größere Guts herrschaft, stand er doch außerhalb der Gesellschaft und des Staates (!), war seine Existenz etwas Einmaliges, Einzelnes, Einsames. Ich freue mich, einen Franzosen zitieren zu können, der dies mit großer Klarheit erkannt hat: Léon Daudet. Léon Daudet hat einmal in einem Vortrag über Goethe vor etwa 5 Jahren ausgeführt, daß Goethe führenden Anteil an dem politischen Leben seiner eigenen Nation genommen haben würde, wenn er durch eine Heirat (!) mit Lili Schönemann seinen legalen Anschluß an die Gesellschaft vollzogen hätte.“*

Diese Sätze sind einem Vortrag entnommen, den der berühmte „Kultur“-Faschist Steinbörner in Paris gehalten hat. Ein echter faschistischer Kulturapostel, hat Steinbörner vor seinen reaktionären pariser Freunden keinen Zweifel daran gelassen, daß die von ihm besungene goethefeindliche „Elite“ eben die Interventionshorden des deutschen Faschismus, die auf Frauen- und Kindermord gedrillten Hakenkreuzformationen, sind:

*„Die Erziehung der Elite in Formationen, ihr soldatisches Auftreten — Uniform, Marsch, Gesang, Disziplin — ist für den Deutschen die äußere Form der moralischen und geistigen Eigenschaften des Soldatentums. Diese Form ist eine spezifisch*

*deutsche Eigenart. Aber der Fremde darf sie nicht nach seinem (!) Empfinden, sondern nur nach dem Empfinden des Landes beurteilen, dessen große Tradition sie ist.“*

Herr Steinbörner hat es gesagt: die von Hitleragenten und faschistischen Interventionen bedrohten und bedrängten Völker haben nicht ihrem eigenen Empfinden zu folgen, sondern dürfen die Frechheiten und Schändlichkeiten des Dritten Reiches nur so beurteilen, wie die Herren Faschisten es selbst wünschen. Die Propagierung solcher kaum verhüllten, erpresserischen und provokatorischen „Ideen“ nennen die Faschisten — Kulturaustausch. Sagte Dr. Ley doch schon 1935 auf der Jahresversammlung der Akademie für (sogenanntes) deutsches Recht:

*„Man hat dem deutschen Volk ein Jahrhundert vorgeredet, es sei ein Volk der Dichter und Denker. Demgegenüber verkündet der Nationalsozialismus den Primat des Lebensrechtes.“*

Das heißt Faustrecht und brutale Knechtung fremder Völker.

F. Timm

## APHORISMEN VON GOETHE

Die Goethe-Philologen sind ein seltsames Volk. Als sie 1916 einen der Registerbände der sogenannten Großherzogin-Sofien-Ausgabe edierten, versäumten sie es nicht, neben das Schlagwort „England“ noch den Fluch zu setzen: „Gott strafe England!“ Im gleichen Jahr gab übrigens der englische Buchkünstler Cobden-Sanderson sein schönstes Goethebuch heraus. Wie einst im Weltkrieg, so arbeiten die Goethe-Philologen heute. Da hat der Insel-Verlag in Leipzig Goethes Gespräche herausgegeben. Da es nicht angeht, auch heute nicht, Goethe-Stellen, die einem nicht passen, einfach wegzulassen, hilft man sich so, daß man im Sachregister einfach das wegläßt, was einem nicht paßt, hoffend, daß alles, was nicht im Register steht, für immer unauffindbar bleibe. Die folgenden Goethe-Wörter kann man in der Insel-Ausgabe nur durch Zufall finden, das Register versagt und hilft dem Suchenden nicht:



*Das Symbolische ist oft repräsentativ, z. B. in „Wallensteins Lager“ ist der Bauer mit den Würfeln eine symbolische Figur und zugleich eine repräsentative: denn er stellt die ganze Klasse vor.*

*Der Despotismus befördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten hinab es einem jeden in die Schuhe schiebt.*

*Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu ernähren.*

*. . . nichts ist seltener, als einen hervorragenden Deutschen in seinem Lande zu sehen.*

*. . . der beste Rat, der zu geben sei, die Deutschen wie die Juden in alle Welt zu zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich.*

*Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.*

*Der Mensch nimmt am Ende doch nur an, was ihm gemäß ist.*

*Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen.*

*Jeder Mensch schlägt die Vorteile der Geburt bloß deswegen so hoch an, weil sie etwas Unbestreitbares sind.*

F. Br.

## BRIEF AUS SCHLESIE

In dem berüchtigten Frauengefängnis in Jauer hatten wir „Politischen“ strenges Redeverbot. Selbst der Morgen- und Abendgruß war uns bei Strafe verboten.

Demonstrativ schweigend reichte nun die Nachbarin der Nachbarin die Hand. Das hatte einen Prozeß zur Folge: man beschuldigte uns der — Auflehnung gegen den nationalsozialistischen Staat! Der Prozeß endete mit Freispruch aus „Mangel an Beweisen“ und weiterer Strafverschärfung: Schreibverbot, keine Zeitung, kein Buch. Nur ein paar Nummern der „Gartenlaube“ aus dem Jahre 1890 blieben uns zugänglich.

Eine Genossin fand darin ein Puschkin-Gedicht. Sie lernte es auswendig. Wir lernten es alle. Es wurde unser Gedicht. Wir sprachen es, wie ein gläubiger Christ ein Gebet sprechen mag. Es gab uns Mut, es stärkte unsere Hoffnung. Es verlieh uns neue Kraft, das Furchtbare auszuhalten. Ich gebe es euch hier — nach dem Gedächtnis — wieder:

*Tragt euer Los mit Stolz und Kraft.  
Was ihr erstrebt, ging nicht verloren.  
Selbst in des Bergwerks dunkler Haft  
bleibt treu dem Ziel, dem ihr geschworen!*

*Des Unglücks treuestes Geleit:  
die Hoffnung, sei euch Trost und Stärke  
bei eurem unterirdischen Werke.  
Einst kommt die langersehnte Zeit.*

*Es werden Lieb und Freundschaft stärker  
als eure erzgewölbten Kerker  
wie meines freien Liedes Schwingen  
trotz Tor und Riegel zu euch dringen.*

*Die schwere Kette fällt.  
Die Freiheit kehrt sich froh, euch zu empfangen*

*Und die auf eurem Pfad gegangen,  
die Brüder, reichen euch das Schwert.*

L. S.

## EIN JUBILÄUM

Die Insel-Bücherei blickt auf 25 Jahre Bestehen zurück. Die kleinen schmalen Hefte in den bunten Einbänden haben schnell die Welt erobert und bestes deutsches Kultur- und Geistesgut in alle Länder getragen. Eine erstaunliche Fülle literarischer Kostbarkeiten wurden in den zurückliegenden 25 Jahren von dieser Bücherei herausgebracht, die, billig und dabei geschmackvoll aufgemacht, oft Auflagen von einer halben Million erreichten. Insgesamt sind in den zweieinhalb Jahrzehnten mehr als 20 Millionen Bände erschienen.

1912—1937, das sind die Lebensjahre dieser trefflichen deutschen Bücherei; der Goebbelsche Propagandaapparat versucht es jedoch vor dem deutschen Volke und der Welt so darzustellen, als sei die kulturelle Leistung dieser Bücherei ein Verdienst der Hakenkreuzler. Es ist nicht der erste Fall, in dem sich die Faschisten, in Ermangelung eigener, mit fremden Federn schmücken.

Als sein besonderes Verdienst bezeichnet der Faschismus die „sorgfältige Reinigung“, die er nach seinem Machtantritt auch in der Insel-Bücherei vorgenommen. Diese Reinigung sei, so heißt es in einigen Jubiläumsartikeln, eine „kulturpolitische Tat“ gewesen und habe den Wert der Insel-Bücherei „beträchtlich erhöht“. Hinausgereinigt wurde durch Goebbels unter vielem anderen: „Hymnen an das Leben“ von Emile Vanhaeren, „Sternstunden der Menschheit“ von Stefan Zweig, „Gedichte“ von Walt Withman, „Die Argonauten“ von Jack London. Teilweise dürfen diese Bände nicht nachgedruckt werden, zum größten Teil aber sind einfach — an Stelle der Verbotenen — Nazigrößen wie Blunck, Kortwich, Leip und Drose mit ihren Machwerken eingeschoben worden. Mit solchen Maßnahmen hat der Hitler-Faschismus den Wert der Insel-Bücherei „erhöht“! Solcher Art waren im Rahmen dieser Bücherei seine „kulturpolitischen Taten“.

Verwundert ist man immer wieder, wenn aber demokratische Organe, wie beispielsweise die basler „Nationalzeitung“, ihre Verwunderung über solche faschistischen Kulturbarenien äußern:

*„Wenn wir die zarte Schönheit des Falterbuchs oder des ‚kleinen Goldfischleches‘ betrachten, will es uns nicht in den Sinn(!), daß der Verlag, dem wir diese Schönheiten zu danken haben, auch in den Bann jener kriegerisch umnebelten Phraseologie geraten konnte, in der eine Geschmacklosigkeit wie das Wort von Rilkes ‚Einmarsch‘ ins deutsche Land möglich wird.“*

Immer noch nicht in den Sinn will vielen heute, nach vier Jahren faschistischer Kulturbarenie, daß der Faschismus in seinem Machtbereich keine kulturellen Inseln duldet . . . !

Erst wenn das deutsche Volk die faschistische Schmach abgeschüttelt hat, wird auch der Insel-Verlag wieder von der kriegerischen Phraseologie und allen ihm aufgezungenen kulturfeindlichen Eingriffen befreit werden, und er kann makellos das sein, was er in den Jahren vor der faschistischen Diktatur war: Pionier deutschen Geistes, eine Sammlung des Krongutes der Dichtung aller Völker.

Storman

## „IN IHRER VOLLEN BEGLÜCKUNG EMPFUNDEN . . .“

In der zweiten Hälfte des April fand in Bochum eine „Woche der Dramatiker der Hitler-Jugend“ statt. Warum gerade in Bochum, erfahren wir aus dem „Angriff“ vom 20. April 1937:

*„Zum anderen sollte nicht eine Stadt eines bürgerlichen Amüsierbetriebs oder einer abgeschiedenen und abgeschlossenen Wissenschaftspflege die Jugend zu dieser Tagung vereinigen, sondern eine Stadt der Arbeit, die immer wieder den Maßstab des Lebens in die Debatte wirft. Gerade hier im Ruhrgebiet kann und muß die Aufgabe, das Theater dem Volksganzen zu erschließen, in ihrer vollen Schwierigkeit, aber auch in ihrer vollen Beglückung empfunden werden. Gerade hier ergeben sich die Richtlinien und Forderungen nach Echtheit, Klarheit und Wahrheit wie von selbst. Der Bergarbeiter läßt sich durch kein falsches Pathos imponieren, er läßt sich nichts vormachen, was unwahr, unklar oder unecht ist.“*

Immerhin eine richtige Erkenntnis: dem Bergarbeiter kann man nicht mit einem falschen, noch dazu braunen Pathos imponieren. Deshalb haben auch die nazistischen Machthaber die Betriebsvertrauensleute wählen abgesetzt, darum müssen auch alle Theaterbelebungsversuche durch die Nationalsozialisten scheitern. Die Morgenfeier auf der Zeche „Konstantin der Große“, wo „in einer weiten Halle mitten zwischen riesigen Fördermaschinen die Hitler-Jugend mit der Belegschaft des Werkes zusammenkam“, macht den Kohl auch nicht fett . . .

Nun möchte man auch gerne wissen, was während dieser fruchtbaren Dramatiker-tagung geschah und von welchem Geist sie getragen war. Lassen wir den Sonderberichterstatter des „Angriff“ sprechen:

*„Noch spät in der Nacht hörte man das Lied des Abends durch die engen Gassen der Bochumer Altstadt schallen:*

*An der Ruhr, an der Ruhr  
Macht HJ in Kultur . . .“*

Nach dieser „dramatischen“ Kostprobe brauchte eigentlich nichts mehr über die Tätigkeit der Hitler-Jugend in Bochum

gesagt werden. Da aber das „Inkulturmachen“ eine ganze Woche gedauert hat, wollen auch wir in der Berichterstattung nicht knausrig sein. Zum Beispiel konnte man (laut „Angriff“) in der Straßenbahn folgende ergötzliche Mitteilung eines jungen „Theaterreferenten“ der HJ an einen Kameraden erlauschen:

*„Ich habe heute schon meinem Intendanten geschrieben, wir verlangen unter allen Umständen, daß dieses Stück sofort einstudiert und für die HJ gespielt wird. Dabei dürfen aber die und die Schauspieler nicht beschäftigt werden, weil wir sie vom weltanschaulichen Standpunkt aus ablehnen.“*

Zwar meint selbst der „Angriff“, daß es so nicht gehe, und daß „die Illusion, es werde nun morgen das Theater der HJ ausbrechen“, verflogen sei. Jedoch wie es nun wirklich geht, sagt er nicht. Wahrscheinlich fehlt ihm noch das Rezept.

Um nicht ganz erfolglos zusammengekommen zu sein, wurden immerhin einige organisatorische Beschlüsse gefaßt. So soll unter anderem eine Arbeitsgemeinschaft „Junges Theater“ geschaffen werden, die alle HJ-Angehörigen in den Theaterberufen zusammenfassen wird, um sie in ihrem Kampf um das neue Theater „auszurichten“, da soll in Weimar (armes Weimar!) eine Akademie für junge HJ-Schauspieler geschaffen werden, „schließlich wird sich die Hitlerjugend ganz besonders der Frage der sogenannten Thingplätze... zuwenden.“ Punkt 7 befaßt sich mit der Werbung für den Theaterbesuch, wobei den Beschlußfassenden allerdings eine schrecklich liberalistische Entgleisung unterlaufen ist: „Der Theaterbesuch ist aber nicht organisatorischem Zwang unterworfen.“

Ob sich nach diesen mehr als mageren Ergebnissen die „volle Beglückung“, die der „Angriff“ prophezeiht, auch nur bei einem der Teilnehmer dieser vergeblichen Rettungsversuche eingestellt hat, dürfte mit Fug zu bezweifeln sein.

Max Zimmering

#### DER UNANGENEHME „MANN IM PARKETT“

*„Der Mann im Parkett weiß, daß, wie jede Lebensäußerung, auch die der Bühne ihm*

*heutiges Empfinden und heutige Willensrichtung vermitteln will, er verfolgt die neue Produktion vielleicht „kritischer“ als vordem, und seine Zustimmung oder Ablehnung bestimmt als Volksstimme in Wahrheit den tatsächlichen Erfolgswert oder -unwert eines Werkes.“*

Mit diesem Stoßseufzer beginnt ein Artikel in der „Berliner Börsen-Zeitung“, der die Frage behandelt: „Was kann die Sprechbühne der Gegenwart geben?“ Es ist gewiß kein Zufall, daß in der gleichgeschalteten faschistischen Presse häufiger und häufiger — mehr oder weniger deutlich — die Ergebnislosigkeit der Goebbelschen „Kunstpolitik“ ausgesprochen wird. Denn die von Goebbels angedrehten Sachen haben einen Mangel, trotz aller Reklame und Aufschneiderei: die Massen gehen nicht mit. „Der Mann im Parkett“ bringt sich in Erinnerung. So gut wie dieser große Bekannte laut sein kann, wenn er Marquis Posas Forderung nach Gedankenfreiheit durch begeisterten Beifall unterstreicht — so gut versteht er zu schweigen, wenn ihm Blubo auf die Nerven fällt. Der schweigende Protest des Theaterpublikums gegen die Goebbelsche Blubokost zwingt selbst bestimmte faschistische Kreise zu einer bei aller Vorsicht genügend deutlichen Kritik:

*„Nehmen wir als Beispiel den schon mehrfach vorgekommenen Fall, daß ein Bühnenautor ein Thema der Rassen- und Erblehre zum Vorwurf eines Werkes nahm. Stoff in irgendeiner Form war dann „das Erbe“, löbliche Tendenz ein Problem etwa der Erbgesundheitslehre. Wenn nun Arbeiten dieser Art fast notorisch auf Ablehnung stießen, so kann das nur im ersten Augenblick befremdend wirken, denn: Bühnenverlag, Dramaturgen und Intendanten sahen, daß die Tendenz aufgeklebt war, statt wesenhaft die ganze Gestaltung zu durchdringen, daß die kalt errechnete Konjunktur der Arbeit abzulehnen sei; und gelangte sie dennoch zur Aufführung, so weigerte sich der Mann im Parkett, sich in äußerlicher Kunstform Dinge dozieren zu lassen, für deren Vermittlung das Volksbildungswerk oder Behörden zuständig seien.“*

Der vorsichtige Kritiker vergißt natürlich nicht, das Publikum selbst daran zu erin-



nern, daß es guten Willens sein müsse, sich besser erziehen zu lassen. Er unterstellt,

*„daß gleichartiges, gesundes und wesentliches Empfinden das gesamte Parkett beherrscht. Und also muß auch hier die einschränkende Zuversicht Raum greifen, daß nach bewußter Erziehung der heute theaterbesuchenden Generation eine jüngere automatisch(!) in die Fähigkeit zu richtigem Wunsch und richtiger Reaktion hineingewachsen sein wird. Vielleicht auch sie erst in Jahrzehnten, denn das geistig-künstlerische Reich baut sich organisch nicht schneller auf als etwa (!) das wirtschaftliche.“*

#### „EINSCHRÄKENDE ZUVERSICHT!“

Wie man sieht, sind die Blümenträume der Goebbelschen „Theaterrevolution“ längst ausgeträumt. Die „alte“ Generation hält man für wenig beeinflusbar und eine „jüngere“ Generation glaubt man auch erst in Jahrzehnten „richtig und wichtig“ erziehen zu können. Das zeugt davon, wie man in bestimmten Kreisen die von Goebels' Propagandaministerium ausposaunten „Erfolge“ einschätzt.

Der Kritiker in der „Berliner Börsen-Zeitung“, der zwar Goebbels kritisieren, aber auch keine Patentlösung vorschlagen kann, konstatiert betrübt, wie gefährlich das heutige Publikum beispielsweise auf die faschistischen „Lustspiel“-Produkte reagiert. Der Mann im Parkett möchte lachen. Wenn er die politische Absicht im Lustspiel merkt, vergeht ihm das Lachen und er wird verstimmt:

*„Der Mann im Parkett, auf dessen Beifall so viel ankommt, unterliegt auf diesem Gebiet einer Gefahr, die sich auf den Autor in der Folge ebenso schwer auswirkt. An einem Abend, an dem ihm nur Entspannung und Frohsinn versprochen wird, richtet nämlich das Publikum seinen kritischen Instinkt fast ausschließlich auf den Willen und das Geschick des Autors, eben hochgradig zu entspannen. Jeder Rest von Schwere wird ihm mit Recht, jedes Gran „politischer“ Tatsachen mit Unrecht (!) als Minus angekreidet.“*

Aber der Witz des faschistischen Lustspiels ist doch eben die politische „Pointe“.

Was ist da zu machen? Der Kritiker der „Berliner Börsen-Zeitung“ weiß eigentlich auch nur, daß der Goebbelsche Dreh nicht zieht. Der Krieg zwischen der faschistischen Bühnenpolitik und dem „Mann im Parkett“ geht weiter, muß weitergehen und wird nicht eher aufhören, ehe nicht die Hitler und Goebbels auch von der politischen Bühne verjagt worden sind.

Heinrich Brückner

#### BILANZ DES BRAUNEN FILMES

*„Wir sind der Überzeugung, daß der Film eines der modernsten und weitreichendsten Mittel zur Beeinflussung der Massen ist, die es überhaupt gibt. Eine Regierung darf deshalb den Film sich nicht selbst überlassen.“*

Mit diesen Worten brachte Reichspropagandaminister Dr. Goebbels auf der ersten Tagung der Filmschaffenden in Berlin am 9. Februar 1934 seine Hoffnungen hinsichtlich der großen Propagandamöglichkeiten des Films für den Nationalsozialismus zum Ausdruck. Diese Propaganda-Hoffnungen bestimmten Dr. Goebbels, sich zum „Schirmherrn des deutschen Films“ zu ernennen und in dieser Eigenschaft als „Schirmherr“ tat er auf der besagten Tagung folgenden prophetischen Ausspruch:

*„Der deutsche Film wird die Welt erobern, wenn er wieder als deutscher Film auftritt, wenn er unsre Wesensart, unsre Eigenart, unsern Charakter, unsre Tugenden und — wenn Sie wollen — auch unsre Schwächen wieder zur Darstellung bringt. Dann wird der Film das eigne Volk und die Welt erobern und wird dem Volk wieder künstlerische Geltung in den andern Staaten zurückgewinnen, dann nämlich, wenn das unsterbliche Deutschland wieder über die Leinwand marschiert.“*

Der Film sollte also das Mittel internationaler nationalsozialistischer Propaganda sein, er sollte in der Welt für das nationalsozialistische Deutschland und für die nationalsozialistische „Idee“ werben.

Über 3 Jahre sind inzwischen vergangen. Der „Schirmherr“ hat sich in dieser Zeit sehr um die Organisation der Filmpropaganda bemüht, eine Reichsfilmkammer,

die Organisation aller an der Produktion, dem Verleih und Vertrieb des Films Beschäftigten geschaffen, eine internationale Filmtagung in Berlin abgehalten, usw.

Am 5. und 6. März 1937 kamen nun die Mitglieder der Reichsfilmkammer zum erstenmal zu einer Jahrestagung zusammen, um, wie der Pressereferent der Reichsfilmkammer in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ erklärte, sich Rechenschaft zu geben über „den Umschwung, der sich seit 4 Jahren im deutschen Filmschaffen vollzogen hat. „Reichspropagandaminister und „Schirmherr“ Dr. Goebbels redete wieder. Aber er sprach nicht von Erreichten, er erörterte vielmehr die künftige Gestaltung des deutschen Films, er sprach von „Lenkung der Erzeugung“ von der Notwendigkeit produktiver Arbeit nach dem nunmehr erfolgten Abschluß der „organisatorischen Erfassung und Gliederung aller Filmschaffenden durch die Reichsfilmkammer.

Während man 1933/34 von den großen Möglichkeiten des Films sprach, sieht man sich heute genötigt, sich mit dem Problem der wirksamen Methode nationalsozialistischer Filmgestaltung zu beschäftigen, ein Problem, welches bisher noch in keiner Weise gelöst werden konnte, so daß damit auch die Hoffnungen, die Goebbels auf den Film setzte, zuschanden wurden. Wer heute dagegen noch vom „Umschwung“ spricht, „der sich seit 4 Jahren im deutschen Filmschaffen vollzogen hat“, das sind die Wirtschaftler, die Generaldirektoren, Direktoren und Aktionäre der Ufa und Tobis. Dieser „Umschwung“ zeigt sich nämlich in erster Linie in einer Einschränkung des Auslandsabsatzes: während 1932/33 immerhin noch 40% der Produktionskosten der deutschen Filme aus dem Export gedeckt werden konnten, machten 1934/35 die Exporterlöse nur noch 12 bis 15% des deutschen Produktionsaufwandes aus. 1936 sanken sie sogar auf 6 $\frac{2}{3}$ %, so daß nur noch ein Fünftel der Produktionskosten aus den Exporteinnahmen gedeckt werden konnten. Der Erlös aus der Filmausfuhr ist von 20 Millionen Mark im Jahre 1932 auf 4 Millionen Mark 1936 zurückgegangen. Die Inlandinnahmen können diesen Ausfall nicht ausgleichen, so daß trotz Produktionseinschränkungen das Defizit der Produktionsbilanz

1936 in Höhe von 55 Millionen Mark mit 12—15 Millionen Mark angegeben wird. Diese Einnahmeverminderung durch verringerten Auslandsabsatz einerseits, die vom Nationalsozialismus an den Film gestellten propagandistischen Bedingungen andererseits, bestimmen die heutige Situation des deutschen Films, mit dem Goebbels 1934 ausziehen wollte, um die Welt zu erobern! Mit den verringerten Mitteln soll jetzt zum wenigsten im Inland eine nationalsozialistische Propaganda durch den Film sichergestellt werden. Da die Mittel nicht mehr reichen, um aus eigener Produktion den zahlreichen Kinotheatern für jedes Programm zwei Spielfilme zu bieten, ausländische Spielfilme schon aus propagandistischen Gründen nicht sehr erwünscht sind, wurde bereits vor längerer Zeit ein Verbot des sogenannten Zweischlagerprogramms erlassen. Aber aus dieser Einschränkung, die es den Filmtheatern nur noch erlaubt, in jedem Programm einen Spielfilm zu zeigen, sucht man Vorteile insofern zu gewinnen, indem man ein reichhaltiges Beiprogramm an sogenannten Kurzfilmen ohne Spielhandlung, das heißt an nationalsozialistischen Propagandafilmen vorschreibt. Der unterhaltende Spielfilm ist damit eigentlich eine Beigabe zum nationalsozialistischen Propagandaprogramm geworden, sozusagen ein Lockmittel für das Publikum.

Der kurze Film, der zumeist keine Spielhandlung aufweist, durch den sich also die Wiedergabe einer Sache in gewünschter tendenzmäßiger Weise ermöglichen läßt, ohne daß methodische Schwierigkeiten entstehen, dominiert heute in Deutschland. 1936 lag auf dem deutschen Filmmarkt ein Angebot von 111 deutschen langen und 90 kurzen Spielfilmen vor; an ausländischen Spielfilmen außerdem: 72 lange und 4 kurze. Von den zahlreichen Filmen ohne Spielhandlung dagegen waren 1306 deutschen und 73 ausländischen Ursprungs. 1932 gab es 964 deutsche und 120 ausländische Filme ohne Spielhandlungen auf dem deutschen Markt, dagegen an Spielfilmen 132 lange und 48 kurze deutschen Ursprungs und 81 lange und 35 kurze ausländischen Ursprungs. Im Januar 1937 wurden auf dem deutschen Markt insgesamt 177 Filme aller Art angeboten. An langen Spielfilmen wurden jedoch nur insgesamt



15 zugelassen, und zwar waren davon nur 3 deutschen Ursprungs. Die zahlreichen Filme ohne Spielhandlungen dagegen, bis auf 8 deutschen Ursprungs, wurden zum großen Teil noch prämiert. 17 dieser Filme deutschen Ursprungs erhielten die Bezeichnung „staatspolitisch wertvoll“, 54 deutsche Filme erhielten das Prädikat „volksbildend.“

Die Filmindustrie sucht weitere Unterbilanzen zu vermeiden und der „Deutsche Volkswirt“ spricht daher von einer weiteren „Drosselung der Produktion“. Goebbels spricht um so lauter von Problemen der Methodik, denn er möchte gar zu gerne auch noch den Rest der Produktion an unterhaltsamen Spielfilmen der Propaganda dienstbar machen. Er weiß ganz genau, daß in einer künstlerischen Produktion der Schlüssel zum Auslandserfolg läge, aber da *künstlerisch* und *nationalsozialistisch* noch nicht auf einen Nenner gebracht worden ist und sich auch trotz Goebbelsscher Schlaueit nicht auf einen Nenner bringen läßt, gibt es eben keinen Auslandserfolg.

Kobmann

#### BRIEF AUS SPANIEN

Ein Sanitäter im Internationalen Bataillon „Dinitroff“ sandte uns das nachstehende Gedicht:

*Spaniens alte Städte sinken  
hin in Asche und Ruinen.*

*Und die besten Söhne Spaniens  
mähen Francos Mordmaschinen.*

*Auf der Straße spielen lachend  
Kinder, tanzen ihren Reigen;  
Hitlers Bomben stürzen krachend.*

*Und die hellen Stimmen schweigen.*

*Mütter weinen, Greise röcheln;  
und den Fleiß von tausend Jahren  
läßt in einer Nacht zerbröckeln  
die Granate der Barbaren.*

*Aber einmal schreibt die Stunde  
unser Blatt in die Geschichte!  
Wir vergessen keine Wunde —  
Spaniens Volk sitzt zu Gerichte!*

*Einmal schließen sich die Narben,  
wenn der Menschheit Feind vernichtet,  
und das Werk, für das sie starben,  
wird in Freiheit dann errichtet!*

Ludwig Dets

#### VORAUSSAGE:

Es werden Leute kommen, die aus dem Patriotismus ein Handwerk machen. Sie werden sich eine angemessene Handwerks- tracht zulegen, sie werden ihre Zunftgrüße halten, womit sie im Lande fechten gehen...

Wilde, düstere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte neue Bestien erfinden. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach sehr viel Prügeln. Ich rate unseren Enkeln, mit sehr dicker Rücken- haut zur Welt zu kommen...

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf- und abgestiegen, der wird begreifen, weshalb ich die Verdächtigungen in betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise als alle anderen Verleumdungen...

Heinrich Heine

#### EURINGERS BILDUNGSELEND

Wenn einmal die Schandtafel der literarischen Hitlerkulis geschrieben wird, darf der Name *Euringer* nicht vergessen werden. Euringer lief, als Goebbels die „Kriegsdichter“ zusammentrommelte, er ist zu jedem pseudoliterarischen Verrat bereit. Soll man ihm hoch oder niedrig anrechnen, daß er den Grad der Ver lumpung im faschistischen Dritten Reich jetzt offen. auszusprechen wagte?

*„Byzantiner, Jasager um jeden Preis,  
Rechtfertiger wider besseres Wissen, Lob-  
redner auf alles und jedes, Hofpoeten eurer  
Zeit! das war es, wovor wir uns selbst warn-  
ten. An sich nämlich ist die Gefahr nicht  
einfach von der Hand zu weisen. (!!) Am  
unabhängigsten bleibt der Künstler, der  
nichts zu verlieren hat...“*

Das schrieb Euringer im Mai 1937. Und er selbst hatte schon vorher den Hinweis gegeben, wie man diese Erkenntnis ein- schätzen solle; in der Tat, die Gefahr des Byzantinismus ist „nicht einfach von der Hand zu weisen“, denn schon im März 1937 verfluchte er um Hitlers und seiner selbst willen die Bildung:



„Welch ein Elend hat die Bildung über unser Volk gebracht! Menschen werfen ihr Handwerkszeug hin, siechen ihrem Bildungswahn nach! Weil sie unverbildet waren! Weil sie noch die Sprache hatten, die das Ding beim Namen nennt! Weil sie noch begnadet waren, ohne Umweg über Klassik und Antike derb und deutlich deutsch zu sein, weil aus ihnen eine Werkkunst wachsen konnte statt verfluchter Literatur. Kinder, laßt euch doch nicht bluffen! Laßt euch doch nicht imponieren! Seht ihr denn nicht, welch ein Schwindel euch um euren Stolz gebracht hat!? Ganze Schichten sind durch Bildung unfähig zur Tat geworden! Ganze Stände sind durch Bildung unfähig zur Führung geworden! Fühlt euch doch nicht primitiv! Feuer, Wasser, Luft und Erde sind nicht etwa primitiv, sondern sind die Elemente. Was in Adolf Hitler entstand, ist nicht etwa primitiv, sondern ist naturgewaltig. Die Natur will wieder fruchten. Durch Naturen zur Kultur! Und durch Handwerker zum Kunstwerk!“

Welch ein Elend hat Hitler über gewisse literarisch Gebildete gebracht! Herr Euringer hat seinen Satz, der Künstler bleibe am unabhängigsten, der nichts zu verlieren habe, treffend illustriert. Herr Euringer hat viel zu verlieren — deshalb hat er sich an Hitler verkauft.

Eurings Hymnus eines vergeblichen Dichters auf den SA-Kult der Primitivität sollte nicht vergessen werden. Stellen wir fest, daß Herr Euringer uns nicht bluffen wird, noch weniger als er uns imponiert. Der überschwengliche Eifer, mit dem Herr Euringer in der letzten Zeit Bekenntnisse zur Gewaltherrschaft Hitlers von sich gibt, scheint recht verdächtig. Fürchtet er für seinen Platz an der Hitlerschen Gnadensonne? Tue ihm niemand die Ehre an, ihn *Byzantiner* zu nennen! Für Leute solchen Schlages gibt es passendere Bezeichnungen. . . . F. T.

## LITERARISCHE STIEFELPUTZER

Im Dritten Reich ist ein „Soldatentagebuch“ von einem unbekannten Martin Krieger erschienen. Unter dem 3. August liest man:

„... Gestern am Todestage Hindenburgs

habe ich den ganzen Tag meinen Anzug in Ordnung gebracht. Ich habe die Stiefel achtmal geputzt, aber jetzt kann ich mich auch darin spiegeln...“

M.

## LEID UND LUST IM DRITTEN REICH

In einer faschistischen Zeitung wurden kürzlich Margarete Schiestl-Bentlages Erzählungen („Der Liebe Leid und Lust“) nach allen Regeln faschistischer „Literaturkritik“ hergenommen. Wer will, kann eine Nazi-Ästhetik daraus ablesen:

„Es ist schade, daß so viele Kraft an Unwürdiges verschwendet wird, daß Margarete Schiestl-Bentlage sich mit dieser Kraft gerade der Märtyrer des Schicksals oder dumpfer, triebhaft dahingleitender Naturen annimmt und nicht solcher Menschen, die das Schicksal mannhaft und offen bestehen. Mit diesen Märtyrern kann man kein Mitleid haben. (!) Man muß sie selbst in ihrer naturhaften Schwäche verachten. So merkt Suhle in der Erzählung „Emil Suhles Laden“ nicht, daß sein Kind ein Sohn des Händlers ist, auf den er einmal eifersüchtig war. So weiß die kinderlose Beste in „Die Heuerleute in Lindlagern Heuer“ nicht, daß der Junge von Sabine, den Sabine ihr ließ, auf den Beste stolz ist, weil er unter ihrem Dach zur Welt kam, ein Sohn von ihrem eigenen Mann und von Sabine ist. Der tragische Mensch des germanischen Nordens geht sehend in sein Schicksal und in die Einsamkeit (!), aber er gaukelt sich nicht ein Glück vor, daß ihm (wem?) abgelistet worden ist. Hier ist entweder Tragik völlig mißverstanden oder sie wird bewußt beiseitegelassen für eine pessimistische Auffassung von blindem Walten des Schicksals. Wir wehren uns gegen diese Auffassung. Wir suchen Männer und Frauen, die auch dann, wenn sie von der Natur vernachlässigt worden sind, ihren Mann stehen. Gutgläubige Märtyrer sind nicht nach unserem Geschmack (!). Margarete Schiestl-Bentlage ist in Gefahr, bizarre Schicksale für echte Schicksale zu halten. Echte Schicksale aber gibt es nur dort, wo die Menschen ihr Schicksal mit allen Folgerungen wirklich auf sich nehmen, niemals dort, wo sie ein Opfer ihrer Schwäche und Gutmütigkeit sind. Margarete Schiestl-Bentlage ist in diesem

*Buch ferner in Gefahr, Triebhaftigkeit für Naturhaftigkeit zu nehmen. Außer triebhaften Naturen, die regelmäßig das Leben zwingen, gibt es bei ihr fast nur halbverkümmerte Naturen, denen das Leben alles vorenthält. Die Triebhaften sind die Sieger und die anderen die Märtyrer. Das ist ein zu einfaches Schema. Vielleicht gibt es solche Menschen in der Wirklichkeit. Es gibt vielleicht auch stellenweise ein rassisch und charakterlich heruntergekommenes Bauerntum (!). Aber was geht das die Dichtung an? Und warum muß sie das unbedingt verherrlichen? Hier muß die Aufartung eingreifen (!), aber nicht die Verherrlichung beginnen. Wir haben nichts gegen eine echte Leidenschaft, die Verwirrung anrichtet, aber wir sind dafür, daß man sich zu dieser Leidenschaft bekennt und ihre Folgen auf sich nimmt.“*

Die faschistische Zeitung warnt den Leser, sich von der „Technik des Erzählers und der Wirklichkeitsnähe und -dichte des Stoffes“ blenden zu lassen. Der Autorin wird ihr Realismus vorgeworfen: „Hundertfach vorkommende“ Zustände „sind dadurch noch keine natürlichen Zustände“. Was den faschistischen Machthabern nicht paßt, „geht die Dichtung nichts an“! Der kühne Übermensch und blonde Eroberer auch in der Erotik: nach diesem Rezept hat Margarete Schiestl-Bentlage nicht gearbeitet — dafür wird sie öffentlich gezüchtigt. Sie hätte „aufarten“ helfen müssen, statt „ein rassisch- und charakterlich heruntergekommenes Bauerntum“ zu „verherrlichen“. Der Faschismus liebt kein Mitleid mit „halbverkümmerten Naturen, denen das Leben alles vorenthält“. Herr Goebbels, der in sehr bestimmtem Sinne ja auch zu denen gehört, die „von der Natur vernachlässigt worden sind“, verlangt von seinen beflissenen Kritikern schonungslosen Kampf gegen selbst bescheidene realistische Elemente: „Sehend soll der tragische Mensch des germanischen Nordens in sein Schicksal gehen“ — wie es hier hochtrabend ausgedrückt wird; „ge-

dichtet“ werden darf nur nach dem SA-Muster, gebrauchsfertig für faschistische Dressur zum blutigen Mordhandwerk!

H. M.

## DER AUTOR IST VERREIST

Er hatte eine große Sehnsucht. Und diese Sehnsucht gestaltete er in einem *Buch*. Es war eine kühne Sehnsucht, ein gewaltiger Traum. . . .

Und der Traum ließ den Träumer nicht ruhen. Immer wieder, tags und nachts, kreisten seine Gedanken um die Sehnsucht eines Menschen, eines namenlosen. Da nahm dieser immer noch Namenlose Fleisch und Blut an, begann zu sprechen, sich zu bewegen, zu handeln. Und er bekam Antwort. Andere handelten mit ihm, mit ihrem Genossen Namenlos... der Traum des Dichters wurde zu einem *Bühnenwerk*.

Premiere. Hunderte erleben jetzt den gewaltigen Traum des Dichters, hunderte begeisterte Zuschauer finden die große Sehnsucht, die auch die ihre ist, in der Gestalt des Helden Namenlos erfüllt. Sie ruhen nach dem Dichter.

Der Dichter zeigt sich nicht.

Stürmischer, fordernder wird der Ruf der Begeisterten. Der Dichter zeigt sich nicht. Vor den Vorhang tritt der Spielleiter; er hält ein Stück Papier in der Hand... einen Brief?

Stille. Erwartungsvolle Stille.

Und der Mann vor dem Vorhang teilt mit, einfach und schlicht: der Autor sei verreist. Eben sei ein Funkspruch von ihm aufgefangen worden, hier habe er ihn. Der Held Namenlos habe jetzt seinen Namen erhalten, es sei der Name — des Dichters. Seine große Sehnsucht sei erfüllt, sein gewaltiger Traum sei nunmehr Wirklichkeit geworden — wie alle bolschewistischen Träume. Genosse Wodopjanow sende dem Lande seinen Gruß. Vom Nordpol.

fr.